This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

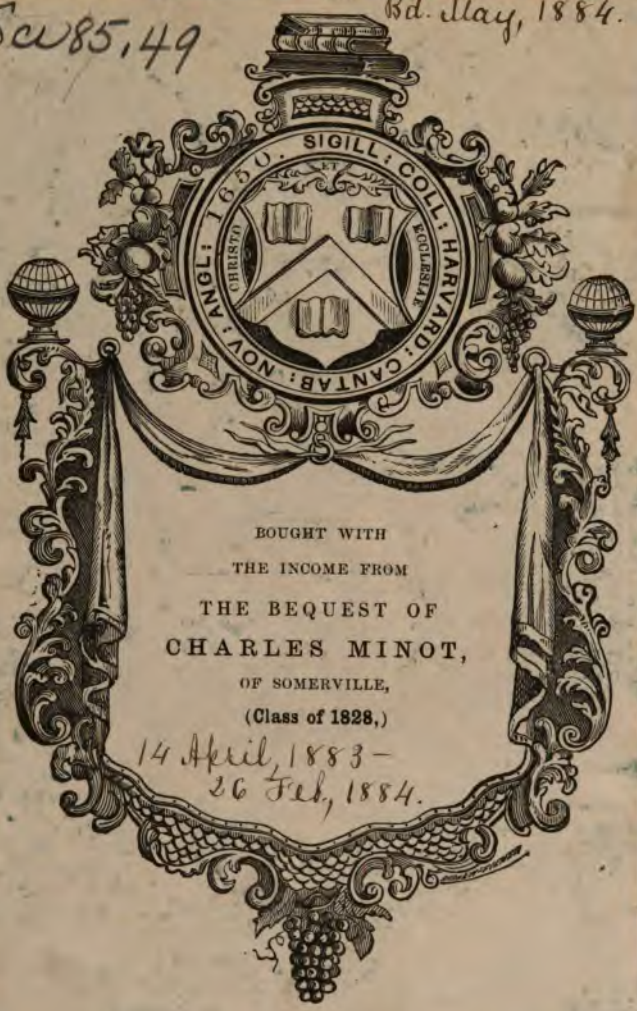
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sc 85,49

Bd. May, 1884.



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
14 April, 1883 –
26 Feb, 1884.

Anal.

12
331

Deutsche

Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **von Kluckhohn**, Redacteur **A. Kammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Jahrgang XII.
Heft 177—192.

Berlin SW., 1883.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Sw 85.49
~~VIII.~~ 7

1883, April 14 - 1884, Feb. 26.

Minot fund.

Inhalts-Verzeichniß des XII. Jahrganges.

Heft		Seite
⊙177.	Portig, G., Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes	1— 40
⊙178.	Schramm, Dr. R., Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England	41— 84
⊙179/180.	Schasler, Dr. M., Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig?	85—164
⊙181.	Bücher, Dr. C., Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande	165—204
⊙182.	Siebeck, Prof. Dr. H., Ueber Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums	205—240
⊙183.	Lacher, Dr. Heinrich, Die Schul-Ueberbürdungsfrage, sachlich beleuchtet	241—296
⊙184.	Laas, Prof. E., Zur Frauenfrage	297—332
⊙185.	Schmeidler, Johs., Die religiösen Anschauungen Friedrich Fröbels	333—368
⊙186/187.	Kirchner, Lic Dr. F., Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters	369—468
⊙188.	Schmidt, Dr. P., Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luthers Kirche . . .	469—508
⊙189.	Hirschberg, Dr. E., Die Selbsthilfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung	509—556
⊙190/191.	Schasler, Dr. M., Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama	557—668
⊙192.	Paul, Ew., Egypten in handelspolitischer Hinsicht .	669—704

Ich bitte zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben, oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl des Jahrganges.

Die

nationale Bedeutung

des

Kunstgewerbes

von

Gustav Portig.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wenn die nachstehende Darlegung es wagt, dem Kunstgewerbe eine nationale Bedeutung beizumessen, so dürfte wohl Mancher darin nur eine Wiederholung der bekannten Einseitigkeit erblicken, daß Jeder von seinem Standorte aus die Welt beurtheilt und seinen Beruf für einen der unentbehrlichsten hält. Es mag auf den ersten Anblick wohl scheinen, als wollten wir einen mehr untergeordneten Zweig der menschlichen Thätigkeit in den Vordergrund stellen auf Kosten anderer, ungleich mehr berechtigter Aufgaben; wir sind darum auch auf den Einwurf gefaßt, daß wohl die eigentliche (hohe) Kunst um ihres tiefgreifenden segensreichen oder verderblichen Einflusses willen den Rang eines Hauptfaktors im Leben der Culturvölker beanspruchen dürfe, aber nicht das Kunstgewerbe. Da möchten wir nun nicht bloß zur Zerstörung dieses lange gehegten Vorurtheils beitragen, sondern auch der Erkenntniß zum Siege verhelfen, daß die unmittelbare Wirkung eines gediegenen und allseitig verbreiteten Kunstgewerbes vielleicht noch größer ist als selbst diejenige der Kunst. Wenn wir demnach von einer „nationalen" Bedeutung des Kunstgewerbes reden, so meinen wir damit nicht den Werth, welchen dasselbe für einzelne Stände, sondern denjenigen, welchen es für die ganze Nation beanspruchen darf. Freilich um für das ganze Volk einen solchen Werth haben zu können, muß es auch von dem ganzen Volke geachtet und gepflegt werden. Je nach der Blüthe oder

dem Verfall des Kunsthandwerkes läßt sich schließen auf den aesthetischen, theilweise sogar auf den sittlichen Bildungsgrad einer Gemeinschaft; nur darf man hierbei nicht vergessen, daß bei einem großen Volke niemals alle Thätigkeiten und Fähigkeiten zu gleicher Zeit einen gleich hohen Grad der Vollendung erreichen können. Auch hier gilt das Gesetz der Stellvertretung; jede Zeit hat ihre besondere Mission und innerhalb gewisser Grenzen dürfen und müssen nachfolgende Geschlechter von dem Erwerb ihrer Voreltern zehren. Hat aber das Kunstgewerbe wirklich diese hohe Bedeutung, dann ist immer wieder nöthig eine Darlegung der obersten Gesichtspunkte, unter denen die segnende Macht des Kunstgewerbes einleuchtend erscheint.

Vielleicht den überzeugendsten Beweis für die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes hat bereits die Geschichte geführt. Hören wir darum zunächst, was sie uns berichtet; selbst die bloßen Umrisse, auf welche wir uns hier beschränken müssen, reden eine deutliche Sprache.

Kunst und Kunstgewerbe sind von vornherein und auf lange Zeit hinaus überall eins, und nur bei den höchsten Culturvölkern erhebt sich die Kunst so sehr über ihre Zwillingsschwester, daß sich die Grenzen zwischen beiden nicht scharf ziehen lassen. Mit dem Menschen selbst wird das Bedürfniß geboren, alles was er an und um sich hat, zu verschönern; an und für sich kann auch jeder einem menschlichen Zwecke dienende Gegenstand Formen annehmen, durch welche er in das Gebiet des Kunstgewerbes gehört. Weberei und Töpferei sind es, an denen sich der erwachende Formensinn übt und die ersten Verzierungen anbringt. Die Ornamente der Gewebe, die Glieder der Thongefäße werden dann auch auf Metall, Holz, Stein u. s. w. übertragen, bis allmählich jeder Stoff und jedes Geräth seiner Natur gemäß gestaltet wird. Später gingen aus diesen Uranfängen die eigentlichen bildenden Künste hervor. Wir sehen heutzutage, daß die älteste Ornamentik aller

Culturvölker von Vorderasien bis zu den Ländern des mittleren Europa dem Wesen nach ein und dieselbe war; in den frühesten Zeiten übten Assyrien und Phoenizien durch den Verkehr mit den Inseln des Aegäischen Meeres einen großen Einfluß auf die griechische Bildung. Verweilen wir aber zunächst einige Augenblicke bei den untergeordneteren Völkern.

Wir wissen jetzt, daß selbst die Instrumente der Pfahlbautenbewohner mit Verzierungen versehen waren, welche vermittels spitzer Steine eingravirt wurden. Wir kennen Gravirungen von Eskimos auf Treibholzflächen, darunter auch Figuren von Rennthieren; es giebt Schnitzereien von Negern und Malereien von Buschmännern. Die Leute von Dorey (Nordküste von Neu-Guinea) bedecken ihre Haushaltungsgegenstände, ihre Häuser und Boote mit Figuren. Viele Wilde schmücken ihre Bekleidung mit Muscheln und Federn; desgleichen sticken sie die Säume ihrer aus Thierfellen gefertigten Kleider. Kunstreiches Flechtwerk kommt vor bei Negern und Südseeinsulanern; aus dem Flechten lassen sie dann das Weben hervorgehen.

Bei den Chinesen bildete das Gitterwerk die Basis der Ornamentik, und die Stickerei vertrat die Stelle der Malerei in der Flächendekoration; diese sowie die Lack- und Emailmalerei war bei ihnen eine Art von Malerei en relief. Großer Reichthum an Mustern und Farben läßt sich den Chinesen nicht absprechen, wenn auch ihre Domäne die sogenannten Nippsachen sind. Porzellan, Metall und Elfenbein verstehen sie technisch vorzüglich zu behandeln, während freilich die künstlerische Formgebung eine feststehende und zugleich geschmacklose bleibt. Die uralte Porzellanmalerei ahmt nur große Naturgegenstände nach, doch hat der Holzschnitt (in Verbindung mit Thondruck) einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Die chinesischen Seidenstoffe sind geziert mit frei behandelten Blumen und zwischen diesen sind Gruppen von Menschen und Thieren angebracht.

Die kunstgewerblichen Arbeiten der Japanesen sind nicht bloß durch ihre Technik und feinen Farbensinn werthvoll, sondern ganz besonders auch durch ihren wahrhaft nationalen Charakter, welcher so rein ausgeprägt erscheint wie fast nur noch bei den Griechen. In der Lackmalerei übertreffen die Japanesen alle Völker des Morgen- und Abendlandes, in der Schnitzerei von Holz und Elfenbein sind sie Meister; die Weberei und Stickerei hat eine hohe Stufe der Vollendung erreicht; die Kunst der Eisenschmiede war außerordentlich hoch entwickelt; aus den Töpferwerkstätten gingen Arbeiten hervor, welche bald mehr der Fayence bald mehr dem Steingut ähnlich waren; die in Erz gegossenen Räuchergefäße, Tempelleuchter und Blumenvasen wurden verziert mit Ornamenten aus dem Thier- und Pflanzenreich, mit Figuren oder Landschaften.

Sehr hoch steht das Kunstgewerbe auch bei den Indern. Dasselbe verfügt über werthvolles Material, vollendete Technik und stilvolles Ornament. Die Formen leiden nicht an Künstelei und entsprechen meistens dem Zwecke; auch ist das Ornament der jedesmaligen Form mit feinem Verständniß angepaßt und folgt der durch Jahrtausende fortgehenden, religiös beeinflußten Tradition. Die Motive sind meist den Formen der Blätter und Blumen entlehnt, vielfach kommen auch Thiergestalten vor. Nirgends wird eine unmittelbare Nachahmung der Natur versucht, vielmehr sind alle derselben entlehnten Ornamente durchaus stilisirt. Sowie der Orient überhaupt das Vorbild im Flächenornament und in der wohlthuenden Zusammenstellung von Farben ist, so Indien insbesondere. Eigenthümlich ist dem indischen Kunstgewerbe die Vorliebe für gleichmäßige Flächenbehandlung; daraus erklärt sich die fast ausschließliche Pflege des Flachreliefs und die beständige Musterung aller Gegenstände. Die Motive zeigen überall dasselbe geist- und wesenlose Spiel der Linien, eines höheren ethischen Inhalts sind sie nicht fähig. Die Gewebe der Inder sind oft be-

malt, die Pflanzenornamente der indischen Lackarbeiten von außerordentlicher Schönheit.

Von den Assyrern und Babyloniern erwähnt die Bibel (Josua 7, 21 und Hesek. 23, 24), daß sie Webstühle besessen hätten; häufig wurden Thierallegorien auf Teppiche gestickt, wie denn überhaupt Thierbilder am lebendigsten aufgefaßt wurden. Assyrien hat mit seiner Kunst fast mehr als zwei Jahrtausende hindurch ganz Mittel- und Vorderasien beherrscht; im Ornament besonders übertraf es Aegypten, welches bei dem geometrischen Muster stehen blieb. Homer spricht von den Geweben, Gefäßen und zierlichen Schmucksachen der Euphratländer mit hoher Anerkennung. Die Bronzewaffen und die Gegenstände des Goldschmucks zeigen ein feines Gefühl für lebensvolle Gliederung und sinnigen Schmuck; die Babylonier haben auch die Kunst des erhabenen Steinschnittes geübt. In den Ruinen der altassyrischen Paläste hat man auch Bronzegegenstände, Glaswaaren und Thongeräthe aufgefunden, ja sogar bemalte Ziegel aus der ältesten Zeit. Die Mauern von Babylon waren mit einer Menge von Thieren, Jagdzügen und Kämpfen bemalt, d. h. mit colorirten Umrißzeichnungen dieser Gegenstände. Die Gewänder der Großen waren mit Abbildungen geziert, welche sich auf den Opferdienst bezogen; überhaupt zeigt die assyrische Kleidung reichgeschmückte Säume, welche mit Fransen besetzt sind, und die geflochtene Tresse kommt in vielen Variationen vor. In den Geweben wurden Sterne und Rosetten aneinandergereiht oder symmetrisch vertheilt; schön stilisirtes Laubwerk und reiche figürliche Darstellungen zeichneten diese Gewebe aus. Der Metallschmuck spielte eine große Rolle, besonders an Portalen. Die Wände im Innern der Kammern waren mit Reliefplatten dekorirt, auf welchen Scenen aus allen Kreisen des assyrischen Lebens enthalten waren. Bildwerke aus einem ausgegrabenen Pallast Salmanassar I. (um 1300 v. Chr.) vergegenwärtigen Kriegs- und Jagdscenen, Opfer und Pro-

zessionen, Reisen zu Land und zu Wasser, häusliche Vorgänge und ausländische Merkwürdigkeiten; desgleichen fand man Waffen, Helme, Bronzearbeiten, Vasen, elfenbeinerne Schnitzereien, Handwerksgeräth, Bronzemöbel, Schmucksachen, ja sogar Gußformen eines Goldschmieds. In dem Sargons-Pallast zu Khorsabad entdeckte man auf den Zimmerwänden Wandschmuck, von Freskogemälden anfangend bis herab zur einfachen schwarzen Leiste auf weißem Grund.

In Phoenizien fehlte kaum irgend ein Zweig des Kunstgewerbes; insbesondere blühten die Weberei und Färberei, die Anfertigung von Waffen, die Bearbeitung von Gold und Silber. Die Glasindustrie war heimisch in Tyrus und Sidon. Selbstständigkeit aber ging den Phoeniziern ab, denn sogar die phantastischen Thierfiguren und Pflanzenverzierungen auf ihren Gefäßen nahmen sie herüber von den Babyloniern und Assyriern.

Die Leistungen der Aegypter auf dem Gebiet des Kunstgewerbes kennen wir meist aus Wandgemälden. Die umfänglichen Gebäudemassen waren mit ornamentaler Malerei bedeckt, deren Inhalt dem Thier- und Pflanzenreich, sowie dem täglichen Leben der Menschenwelt entnommen war. Die Wandflächen waren gewissermaßen mit einer endlosen Freske überzogen; die darauf erkennbaren Geräthe, Sessel und Sophas, Wagen und Schiffe, Kleidung und Schmuckgegenstände zeichnen sich aus durch zierliche Form und Farbe. Der letzteren verstanden die Aegypter eine unverwüstliche Frische zu geben; auch verbanden sie schon das Email mit ihrem Goldschmuck und besaßen sehr früh bereits in Oberägypten eine ausgebildete Glasindustrie. Ihre feine Leinewand trug eingewobene Figuren und Stickereien und zwar wendeten sie den Kettenstich an, während die Assyrer den Plattstich bevorzugten.

Bei den Juden war die Stiftshütte ein Zelt, dessen innere goldbeschlagene Holzwände von außen mit vorgespannten Tüchern

verborgen wurden. Die Cherubsgestalten, wohl den phantastischen Thierfiguren der assyrischen Kunst verwandt, standen auf dem Deckel der Bundeslade, aus „dichtem Gold" gearbeitet (2 Mos. 25, 18); auch waren sie eingewoben in die Teppiche, sowie in den Vorhang der Stiftshütte (26, 1; 36, 35). Im salomonischen Tempel waren sie eingeschnitzt in das Getäfel der Wände und der Thüren; im Allerheiligsten standen sie in colossaler Gestalt neben der Bundeslade (1. Kön. 6, 23. 32. 35; 7, 29 und 36). In späterer Zeit wurde der Vorhang im Tempel zu Jerusalem aus Assyrien bezogen. Bei der Stiftshütte wie im Tempel bestand die Hauptverzierung in Dekorationen, welche dem Pflanzenreich entnommen waren. Da aber den Juden durch ihr Gesetz die Pflege der Plastik und Malerei untersagt war, so konnte auch das Kunstgewerbe keine Bedeutung unter ihnen erlangen.

Eine geradezu großartige Vollendung und Verbreitung erlangte das Kunstgewerbe bei den Griechen, obwohl es niemals einen Zeichenunterricht der Jugend unter diesem Volke gegeben hat. Der der ganzen griechischen Kunst eigene plastische Charakter macht sich auch bei den Erzeugnissen des Kunstgewerbes bemerkbar. Selbst in den blühendsten Zeiten der griechischen Kunst nahmen Künstler und Kunsthandwerker im gesellschaftlichen Leben denselben Rang ein. Schon die alten Schatzhäuser dienten zur Aufbewahrung kostbarer Waffenstücke, Becher und anderer Erbgüter. Homer kennt die Künste der Töpferei, Schnitzerei und Stickerei, zu seiner Zeit trugen die Schilde, Waffen, Schalen, Mischkrüge, Becher, Kessel, Sessel, Bettstellen künstlerischen Schmuck, und die hölzernen Geräthe besaßen Zierrathen aus Gold, Silber, Elfenbein und sogar Bernstein. Das geringste Gefäß, wenn auch zum alltäglichen Gebrauch bestimmt, zeichnete sich aus durch künstlerische Form.

Alles war mit so reicher und dabei doch einfacher und geschmackvoller Ornamentik ausgestattet, daß man sagen muß: die

Form ist hier wirklich vergeistigt, und symbolisirt sofort in richtiger Weise die Bestimmuug jedes Gefäßes. Wie kunstvoll erscheint doch selbst das Bett des Odysseus bei Homer. Die Lagerstätten haben sauber geschnitzte oder gedrechselte Füße, die Gestelle sind sogar mit Gold, Silber und Elfenbein ausgelegt. Auch an den Laden (Kleiderkisten) war zumeist reicher Zierrath angebracht; ein wahres Kunstwerk unter diesen war die im Opisthodom des Heratempels zu Olympia aufgestellte. Das Hausgeräth zeigte edle Formen, ohne jemals die Rücksicht auf die praktische Zweckmäßigkeit vermissen zu lassen. Bei der häuslichen Einrichtung hatten die Tischler sehr wenig, die Tapezierer fast alles zu thun.

Wie noch heute im Süden, so spielten schon damals die Teppiche eine große Rolle. In eingelegter Arbeit in Holz, in der Bearbeitung von Elfenbein und Perlmutter, von Bernstein und seltenen Holzarten waren die Griechen Meister. Die Bronzearbeit an Kandelabern, Dreifüßen, Lampen u. s. w. war reich entwickelt. Man verstand, das Erz und die Bronze zu färben, desgleichen die Werke der künstlerischen Metallarbeit (Toreutik, Cälatur) und des Erzgusses in auffallender Dünne herzustellen. In der Glasarbeit, in der Fabrikation von Goldbrokaten und in der Purpurfärberei wurde Bedeutendes geleistet. Gefäße aus Metall, Glas, Edelstein waren sehr verbreitet. Nach Aristoteles haben die Griechen das Gewebe der Chinesen aufgelöst und daraus die berühmten Koischen Gewänder (von der Insel Kos) gefertigt. Wie großartig die Elfenbeintechnik ausgebildet war, beweist der Umstand, daß die Fleischtheile der Zeusstatue des Phidias aus einem elfenbeinernen Ueberzug hergestellt waren.

Die Steinschneidekunst in den Siegelringen ist nie wieder erreicht worden; man kannte das Geheimniß, den Steinen eine wundervolle Politur zu geben. Der König Mithridates VI. Eupator besaß in seinem Schatze allein 2000 aus kostbarem Onyx

gefertigte Gefäße. Unter den auf uns gekommenen Gefäßen aus Edelstein stehen obenan: das Onyxgefäß der Braunschweiger Sammlung, die Portlandvase im Britischen Museum (Glasfluß) und die Vase im Schatze von St. Maurice im Canton Wallis. Die Schmuckgegenstände der alten Griechen waren meist von herrlicher Arbeit und die Gewänder edel stilisirt. Die schönsten antiken Geschmeide fand man auf der Halbinsel Krim und in etruskischen Gräbern. Bis in die vorgeschichtliche Zeit aber reichen die Werke der Töpferei zurück. Man unterscheidet deutlich die Vorrathsgefäße von den Schöpfgefäßen; die Ornamente sind wirksam auf einzelne Stellen beschränkt und heben die Bedeutung der betreffenden Glieder hervor. Die ältere Gattung der noch zahlreich erhaltenen griechischen Gefäße zeigt schwarze Figuren auf rothem Grunde, während die Vasen der reiferen Zeit röthliche Figuren auf schwarzem Grunde erkennen lassen. Nicht blos figurenreiche Compositionen mythischen Inhalts finden sich da, sondern auch eine Anzahl einzelner und oft wiederkehrender Figuren. So hat die Töpferei in Korinth, Aegina, Samos und Athen eine Höhe erreicht wie niemals wieder; vielleicht ein Jahrtausend hindurch hat dieser Industriezweig geblüht. Wie schlank und leicht construirt waren die Schalen, die zweihenkligen Amphoren und Krateren, die Trinkhörner, die Köpfe und Gestalten, welche als Träger von Gefäßen benutzt wurden. Auf der Außenfläche dieser Gefäße finden sich Meisterwerke der Malerei von eminenter Detailarbeit; es sind Scenen aus der Göttergeschichte, aus der lyrischen und dramatischen Poesie, endlich auch komische Stoffe. Athen wurde zum Mittelpunkt des Vasenhandels, und später bestand in Großgriechenland die Vasenmalerei Jahrhunderte lang fort. Sowohl die schwungvollen Umrisse und die feine Gliederung als auch die aufgemalten Ornamente und Figuren sind mustergiltig. So zeichnet sich das ganze griechische Kunsthandwerk aus durch die vollkommene Zweckmäßigkeit der Gestalt und Form, das Durch-

ſcheinen des Zweckes in den Zierrathen und durch die freiwillige Unterwerfung unter ſtreng architektoniſche Geſetze. Wie aber hätte es dieſe Höhe der Vollendung und ſolch eine allgemeine Verbreitung erlangen können, wenn es nicht von der Liebe des ganzen Volkes getragen worden wäre? Uebrigens ging im ganzen Alterthum kein Künſtler aus einer Akademie hervor, ſondern nur aus der Werkſtatt; Handwerk und Kunſt blieben ſtets miteinander verwachſen und warfen wenigſtens einen Schatten von Verſöhnung auch in das Loos der zahlreichen Sklaven.

Die Etrusker, die Lehrer der Römer in der Kunſt, waren ziemlich weit vorgeſchritten in der Anfertigung von Handſpiegeln und Schmuckkäſtchen, von Kandelabern und Bronzegeräthen. Das Kunſtgewerbe der Römer erreichte den höchſten Grad der Blüthe zur Zeit der Kaiſer. Großartig war der künſtleriſche Schmuck des Hausrathes, das Geringſte trug den Stempel der Correctheit und Eleganz. Zahlloſe Gefäße von Thon und Bronze ſind noch auf uns gekommen, welche Mannichfaltigkeit und Schönheit der Form mit gediegenem Stoff verbinden. Der berühmte Hildesheimer Silberfund (vom 7. Oktober 1868) beweiſt, wie auch Becher, Schalen, Miſchkeſſel u. dgl. bei allem Reichthum doch ein edles Maß bewahrten. Die Arbeit an Münzen und geſchnittenen Steinen iſt oft von großer Vollendung. Die Füße der Geräthe waren ideal gehalten und dabei doch höchſt kräftige, dem Stoff gemäße Thierfüße. Selbſt das gewöhnliche Küchen- und Tiſchgefäß beſaß eine ſchwungvolle Bildung des Profils, des Halſes, der Handhaben und Henkel. Vaſen, Eimer, Wagen, Käſtchen ꝛc. beſaßen organiſches Leben, eine Entwickelung vom Gebundenen ins Freie. So waren die Zierrathen nirgends ein äußerliches Spielwerk, ſondern wahrer Ausdruck des Lebens. Die Tiſche beſtanden oft aus Marmor oder Bronze mit kunſtvoll gearbeiteten Füßen und waren mit Moſaik aus Elfenbein und Schildkrot ausgelegt. Der Goldſchmuck zeigt die höchſte Feinheit der Arbeit bei

ächt plastischer Behandlung; in die Prachtgewänder waren oft tausende von Goldfigürchen eingewebt. Das Mosaik spielte bei den Römern eine sehr große Rolle, die Glasfabrikation brachte es seit der Kaiserzeit zu hoher Vollendung. Selbst einfache Bürgerhäuser waren mit reichen Malereien, mit kunstvollen Mosaiken, Marmorarbeiten, Brunnen und Statuetten geschmückt. Auch die kleineren Schlafgemächer waren dekorirt, alle inneren Wände des Hauses durch Malereien belebt. Die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum haben bewiesen, daß sogar der Geringe sich in seinem Hause von der Gedankenwelt der damaligen Cultur umgeben sah. Endlich erwähnen wir, daß die Römer auch Meister waren in eingelegten Silberornamenten und daß die Panzer von erhaltenen marmornen Kaiserstatuen einen zarten reliefartigen Bilderschmuck aufweisen.

Mag nun auch die Bedeutung der Alten für das Kunstgewerbe noch so groß gewesen sein; es wäre doch ein abstrakter, verwerflicher Idealismus, direkt dem Formenschatz der Antike Muster für unsere Zeit entnehmen zu wollen. Ebensowenig sollen wir die Leistungen unserer Vorfahren blos darum kennen lernen, um sie ohne weiteres nachzuahmen. Wohl sollen wir Geist und Gemüth, Familiensinn und Eigenart unserer Ahnen aus den Werken ihrer Kunst treuer erschauen als aus trockenen Chroniken; dann aber müssen wir, von ihrer Phantasie befruchtet, aus dem Geiste unserer Zeit auch Neues für diese Zeit schaffen.

Schon in der heidnischen Vorzeit unseres Volkes kommen Verzierungen auf Thongefäßen und steinernen Werkzeugen vor; in Island hat man sogar eine geschnitzte Thür aufgefunden. Desgleichen enthalten Schwerter, Schilde, Jagdhörner u. s. w. einige Verzierungen von primitiver Natur. Schon vor Karl dem Großen finden sich bei den germanischen Stämmen

künstliche Gewandnadeln, Holzschnitzereien, Goldschmiede- und Elfenbeinarbeiten, Manuskripte mit bunten Initialen und Ornamenten. Karl der Große selbst besaß außerordentlich viel kostbare Geräthe. In den nachfolgenden Jahrhunderten gingen Kunst- und Kunsthandwerk die denkbar innigste Verbindung ein, namentlich lag in der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert der Schwerpunkt alles künstlerischen Wirkens in letzterem. Das Kunsthandwerk erzog und belehrte die Maler und Bildhauer; an den Höfen der Könige sowie in Klöstern war längere Zeit seine ausschließliche Heimat zu finden, bis im 12. Jahrhundert die künstlerische Tradition aus den Sälen der Klöster in die Werkstätten der Laien übersiedelte. Da erst bildeten sich Schulen und Zünfte der einzelnen Kunstzweige, deren Vortheile bestanden in der strengen Schulung, im gründlichen Unterricht, in der gewissenhaften Ueberleitung alles gewerklichen Wissens und Könnens von einem Geschlecht zum andern.

Eine reichere Ornamentik trat zuerst in der romanischen Periode hervor, während welcher das Kunsthandwerk zunächst noch im Dienst der Kirche thätig war. Der glanzvolle Cultus derselben erforderte zahllose Arbeiten, deren Ausführung vorzugsweise dem Kunstgewerbe zufiel. Da wurden die Steintafeln der Altäre mit Goldblech in getriebener Arbeit bekleidet (Antependien), die auf den Altären befindlichen Kreuze aber von Goldschmieden gefertigt. Gewöhnlich zierten Edelsteine, Krystalle, Perlen die Arme des Kreuzes, deren Enden in größere Vierecke ausliefen. Die Altarleuchter trugen am Fuße Thierfiguren und Menschenbilder, welche den Kampf zwischen Licht und Finsterniß versinnlichen sollten. Der von der Kirchendecke herabhängende Kronleuchter sollte ein Abbild des himmlischen Jerusalem sein, der leuchtenden Stadt des Friedens mit ihren zwölf Thorthürmen; am berühmtesten unter ihnen sind die Kronleuchter im Aachener Münster, im Hildesheimer Dom und in der Abtei zu Komburg.

Geschnitzte Chorstühle aus der romanischen Zeit besitzen wir noch in Loccum und Ratzeburg. Die oft hinter den Altären aufgestellten Reliquienschreine haben gewöhnlich die Form einer länglichen Lade mit einem Giebeldeckel. Die Goldschmiede brachten daran all ihre Kunst an; sie verstanden sich auf getriebene Arbeit, auf den Metallguß und das Fassen von Edelsteinen; sie kannten auch die Filigranarbeit, gravirten Figuren und Ornamente, füllten die vertieften Linien mit schwarzem Schmelz (Niello), und übten die Emailmalerei, deren kostbarstes Erzeugniß der Schrein der heiligen drei Könige im Kölner Dom ist. Eine besondere Rolle spielte das Emailmosaik in Byzanz und im südlichen Europa; man schmückte damit die Decken, Wände und Fußböden von Kirchen und Palästen. Gegen Ausgang des Mittelalters trat hinzu die venetianische Glasindustrie, mit deren Erzeugnissen die ganze damals bekannte Erde bedeckt war. Ein wichtiger Gegenstand des Erzgusses waren zu Anfang des Mittelalters die aus Byzanz stammenden Erzportale von San Marco in Venedig und von San Paolo zu Rom, von deren dunklem Grunde sich Figuren in silberner Zeichnung abheben. Hieran reihen sich die Taufbecken vieler Kirchen, der siebenarmige Leuchter der Stiftskirche zu Essen, das um 1015 durch Bischof Bernward († 1023) gegossene Hauptportal des Hildesheimer Domes, und die minder werthvolle Bronzethür des Augsburger Domes. Beide Thüren enthalten sehr einfache Reliefs, welche der biblischen Geschichte entnommen sind. Ganz besonders entwickelt war endlich auch die Kunst, Bücher in Pergament oder Schweinsleder, Sammet oder Seide zu binden. Meist wurden sie mit Metallbeschlägen und Schließen versehen; auf besonders kostbaren Deckeln erglänzten Reliefs in Elfenbein, getriebenem Gold oder Silber. Das Schreiben und Einbinden der Bücher besorgte man in den Klöstern.

In der gothischen Periode wird die Form und die technische Ausführung eine andere. Die Symbolik der Kreise, der

Mauern und Thürme fällt hinweg, um einem leichten Blattwerk Platz zu machen; an die Stelle der Flächenverzierung traten zierlich durchbrochene Glieder. Die Gesetze der gothischen Architektur beherrschen auch die Erzeugnisse des Kunstgewerbes. Während z. B. noch die romanische Kanzel einfachen Aufbau gezeigt hatte, so wiederholte die gothische einen Dom im Kleinen; die romanischen Weihrauchfässer tragen reichen figürlichen Schmuck, die gothischen das der Baukunst entlehnte Ornament. An den Kelchen der romanischen Periode herrscht die Halbkugel und der Kreis, an den gothischen die Eiform und die Kreistheilung des Fußes. Die gothische Epoche ersetzte den Bronzeguß durch denjenigen in Messing; Altarleuchter, Lesepulte, Taufbrunnen, Kronleuchter, Armleuchter u. dgl. gewannen in diesem Material oft eine sehr schöne Form. Sehr häufig erscheinen auf Buchdeckeln Elfenbeinreliefs, welche alle Wandlungen des Stiles durchmachen. Man verstand es, prachtvolle Priestergewänder, Altarbekleidungen und Teppiche zu weben und zu sticken. Teppiche bedeckten die Wände, umgaben die Pfeiler, verhüllten die Stuhlgerüste: sie vertraten mit einem Worte die Wandmalerei. Während gewebte Teppiche vielfach aus byzantinischen Fabriken kamen, wurden die gestickten von einheimischen Frauen gearbeitet. In Bayeux befindet sich ein solcher von 60 Meter Länge und 54 Centimeter Höhe, derselbe stammt aus der frühromanischen Zeit und enthält die Schilderung des Normannenzuges nach England.

Die Glasmalerei erlangte in der gothischen Periode ihre höchste Ausbildung. Während früher die Fenster mehr musivischen Schmuck empfangen hatten, wurde jetzt die Zahl der Farben vermehrt und die Zeichnung verbessert. Die gewaltigen Fenster der gothischen Dome wurden mit Glasmalereien bedeckt, welche ganz besonders in Nordfrankreich und dem heutigen Belgien den höchsten Glanz entfalteten. Die Ausführung dieser Arbeiten lag wesentlich in den Händen von Handwerkern; ebenso waren die

zahlreichen Steinmetzen, welche an gothischen Domen arbeiteten, halbe Künstler, welche nur von dem Schöpfer des Kirchenbauplanes selbst übertroffen wurden. Schlosser- und Schmiedearbeiten hielten sich auf bewundernswerther Höhe; selbst Schloßschilder wiederholen die Architektur gothischer Fenster. Freilich zeigt das Ornament einen geringen Wechsel und wendet die architektonischen Zierglieder auch da an, wo sie gar nicht hingehören. Im Norden gewann die Holzschnitzerei eine größere Ausdehnung, wenn auch das hervorragendste Erzeugniß dieser Technik, die Ulmer Chorstühle des älteren Jörg Syrlin (seit 1469), dem Süden zufallen. Besonders Herrliches aber haben unsere Bildschnitzer geleistet in der Herstellung von Altarschreinen und Flügelaltären. Die Prachtwerke dieser Kunstgattung (15. Jahrhundert) sind doch vorzugsweise Erzeugnisse des Kunsthandwerks, wenn auch nicht vergessen werden soll, daß die Erfindung in ihnen sich verhältnißmäßig arm erweist und das Individuell-Charakteristische mehr betont wird als die Harmonie des Ganzen. So beherrscht das Kunsthandwerk während des ganzen Mittelalters die gesammte künstlerische Thätigkeit und führt sogar die neuen italienischen Renaissanceformen in Deutschland erst ein.

Um nun aber ein anschauliches Bild von der weiten Verbreitung des Kunstgewerbes im Mittelalter zu gewinnen, müssen wir folgende Thatsachen zusammenstellen. Die Brücken und Brunnen der Städte, die Thore, die Gilden- und Kaufhäuser waren mit besonderem Schmuck ausgestattet. Nicht blos die Rathhäuser, sondern auch die Bürgerwohnungen drücken schon in ihrem Aeußeren ein reiches Leben aus, denn alle diese Arkaden und Balkone, Erker und Giebel, Thürmchen und Skulpturen verrathen den lebensfreudigen Sinn und die individuelle Eigenart der dort wohnenden Menschen. Die Städte ehrten im Mittelalter die Künstler und Kunsthandwerker auf jede Weise. Im 15. und 16. Jahrhundert haben die Städte von Brüssel bis Basel viele

Bilder für ihre Rathhäuser bei den damals lebenden einheimischen Malern bestellt; die Register der alten Malergilden nennen uns Hunderte von Künstlernamen, von denen heute jede Spur verloren ist. Antwerpen besaß schon vor den Zeiten des Rubens mehr Maler als Bäcker. Es gab fast keine Art von gewerblicher Thätigkeit, welche nicht in Augsburg und Nürnberg von fleißigen Bürgern zu künstlerischer Vollendung erhoben worden wäre. Im Bau der Häuser huldigte Nürnberg mehr der Gothik, Augsburg aber der Renaissance. Die Vorderseite der Häuser zierte man mit Fresken, im Innern hingegen hing man zahlreiche Gemälde auf; viereckige Fenster wurden meist für den unteren Raum gewählt, Spitzbogenfenster aber, meist durch Säulchen getrennt, für den höheren Theil angeordnet. Prachtvoll wurden oft die Portale und Thürflügel hergestellt; Bronzereliefs waren nichts Seltenes. Massiv eichene Hausthüren zeigten tüchtige Bildhauerarbeit, zur Seite der Portale befanden sich oft kunstvolle schmiedeeiserne Fackel- oder Fahnenhalter, die Einfahrt des Hauses ließ an der Decke schöne Kreuz- oder auch Tonnengewölbe erblicken. Die Stuben und Kammern der Häuser hatten architektonisch umrahmte Thüren, Wandvertäfelungen und reich profilirte Holz- oder Stuckdecken. Alle Theile des Hauses, vom Hausschlüssel bis zur stilvoll durchbrochenen Wetterfahne zeigten irgendwie eine künstlerische Verzierung. Der Fußboden wurde oft mosaikartig hergestellt, und das im 15. Jahrhundert entstandene Holzmosaik wurde übertragen auf Tische, Schreine, Thüren und Wanddecken; ja, es vervollkommnete sich bis zur Herstellung ganzer Gemälde. So war das Innere wie das Aeußere der Häuser der Ausdruck eines reichbewegten inneren Lebens; man war weit entfernt von der Eintönigkeit unserer Gebäude, welche erinnert an die alles nivellirende Gleichmacherei gewisser Jahrzehnte. Ebenso trug das gesammte Hausgeräth ein künstlerisches Gepräge. Man verzierte die Betten, die Tische, die Sessel, Schränke, Truhen, welche alle durch kräf-

tige Gliederung und vollen plastischen Schmuck einen ungemein wohlthuenden Eindruck machten. Die Gothik überschüttete alle Möbel mit ihren durchbrochenen, krausen, geästelten Ornamenten. Farbige Seiden- und Brokatstoffe bedeckten die Möbel, Kunstschränke glänzten als Meisterstücke, Kasten und Kästchen von Elfenbein waren hochbeliebt. Die Oefen waren Kunstwerke der Töpferei, marmorne Kamine traf man oft; Figuren in Bronze, Kristallgefäße mit eingeschliffenen Ornamenten, Glaspokale von Murano waren nichts Seltenes. Die Glasmalerei der Fenster übergoß die Zimmer mit dem Schimmer einer leisen Verklärung und verbreitete ein lauschiges Helldunkel. Je länger je mehr gelangte man zu Pracht und Mannichfaltigkeit in Farben, Formen und Stoffen. Ueber Byzanz her kamen reich gemusterte und gewebte Stoffe in leuchtenden Farben, in der Ornamentation der phantastischen Thiergestalten die Perser nachahmend. Während der Kreuzzüge und durch die im Süden von Europa vordringenden Mauren gewann die Fabrikation von Seide, Atlas und Sammet Eingang. Das Pflanzenornament wurde von der Architektur auf die Stoffe übertragen und auf Priesterkleidern sogar prachtvolle Gemälde eingewebt oder gestickt. Flandrische Gewebe (Teppiche und gewirkte Tapeten) waren so berühmt, daß Papst Leo X. die großartigen Kartons Raphaels zur Apostelgeschichte in der nordfranzösischen Stadt Arras (oder in Brüssel?) auf gewirkte Tapeten übertragen ließ. Kostbare noch erhaltene Ueberreste der flandrischen Weberei sind die burgundischen Meßgewänder in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien, die prachtvollen Teppiche im königlichen Schloß zu Madrid, die Teppiche im Münster zu Bern. Geschicklichkeit in künstlicher Stickereiarbeit zu erlangen, galt bei Frauen und Mädchen für Ehrensache. Die Spitzenfabrikation erreichte in den Niederlanden den höchsten Grad der Vollendung; in Italien brachte es die Seidenweberei dahin, daß man Figuren oder Scenen aus dem Leben Christi, der Maria und der Heiligen vielfarbig vom

Goldgrunde sich abheben ließ, oder auch Waffen, Kampfscenen, Turniere, Minnedarstellungen u. s. w. anbrachte. Da die Kostüme der Herren und Damen meist farbenreich waren, so hatte das Gold- und Silberspinnen die Gunst der Zeit für sich. Ganz besonders aber weisen wir hin auf die Farbenfreudigkeit, worin das so oft mit Unrecht verschrieene Mittelalter uns weit überragte.

Die Zünfte erwarben sich kostbare Kleinodien, die Städte bewahrten in ihren Rathhäusern reiche Schätze der Goldschmiedearbeit. Derartige Schätze waren besonders werthvoll in Danzig, Marienburg, Lübeck, Lüneburg, Hildesheim, Braunschweig, Nürnberg, München, Regensburg, Würzburg, Rothenburg a. d. T., Stuttgart, Straßburg, Aachen, Köln und Basel; die Patrizierfamilien der blühenden Städte gründeten einen Hausschatz, in welchem die kostbaren Kleinodien forterbten von Geschlecht zu Geschlecht. Auch reiche Kirchen und Klöster legten solche Sammlungen an. Welch einen großen Werth einzelne mittelalterliche Arbeiten besitzen, dafür nur ein einziges Beispiel. Das schönste Werk des größten deutschen Goldschmiedes Wenzel Jamnitzer (1508—1585) hat Rothschild in Frankfurt a. M. mit 800000 *M.* bezahlt; derselbe Jamnitzer hat z. B. auch einen Tafelaufsatz von 10 Fuß Höhe und einen kostbaren vergoldeten Prachtpokal von ähnlicher Größe gefertigt.

Charakteristisch ist, daß gegen Ende des Mittelalters und zur Zeit der Renaissance Künstler ersten und zweiten Ranges dem Kunstgewerbe vorarbeiteten. Raphael erfand ein neues System der Dekoration; dem Michelangelo werden Entwürfe zu Werken der Kunsttischlerei zugeschrieben; Albrecht Dürer schnitzte, modellirte, bossirte, schnitt Reliefs und Medaillen in Stein. Von letzterem besitzen wir noch das prachtvolle Rogendorff'sche Wappen, das „Wappen des Todes", Knotenverschlingungen, Teppichborten u. s. w. Der jüngere Holbein entwarf Risse für Holzschneider und Glasmaler, für Gold- und Waffenschmiede, gab Skizzen-

bücher für die Kleinkunst heraus, fertigte Muster für Gefäßbildnerei, (Pokale, Uhren, Kamine), sogar für die Rockknöpfe Heinrich VIII. von England, Hans Burgkmair zeichnete Illustrationen zum Weiß-Kunig sowie dem Triumphzug des Kaisers Maximilian I. Aehnlich wirkten für das Kunstgewerbe die sogenannten Kleinmeister Aldegrever, H. S. Beham, A. Hirschvogel, Virgil Solis, besonders aber Wenzel Jamnitzer († 1585 in Nürnberg), Anton Eisenhoidt, Schäuffelein, Hans Mielich u. A. Paul Veronese lieferte die Zeichnungen für Meßgewänder, an denen Antonio Pollajuolo 26 Jahre lang stickte. — Seit 1540 trennte sich die Kunst des Volkes immer schärfer von derjenigen der Fürsten. Erstere war noch vertreten durch den Holzschnitt, als dessen Meister angesehen werden: Jost Amman und Virgil Solis in Nürnberg, Tobias Stimmer in Straßburg 2c. Sogenannte Musterzeichner erfanden Ornamente, welche Vorbilder wurden für die weniger Geübten; besonders in Frankreich gab es im 17. und 18. Jahrhundert viel solcher Leute. Die deutschen Fürsten legten einen großen Sammeleifer an den Tag und durch die von ihnen eingerichteten Kunstkammern erfuhr das Kunstgewerbe eine bedeutende Unterstützung. Unter jenen Fürsten verdienen Erwähnung: Albrecht von Brandenburg, die bayrischen Herzöge Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian I., die österreichischen Fürsten Ferdinand I. und Rudolf II. — Zur Charakteristik des Mittelalters sei schließlich noch erwähnt, daß deutsche Meister die Zeichnungen lieferten zu den berühmten Rüstungen der französischen Könige, daß damals die deutschen Arbeiten des Kunstgewerbes in der ganzen Welt berühmt waren, und daß der Gewerbefleiß von Deutschen zur Erfindung der Buchdruckerkunst, des Holzschnittes, der Uhren, des Spinnrades, des Spitzenklöppelns u. s. w. führte. Noch am Anfang des 16. Jahrhunderts berichtete Macchiavelli, daß Deutschland ganz Italien mit seinen Kunstprodukten versehen habe; Ulrich von Hutten erzählt, daß zur Zeit seiner Väter Baumeister,

Maler, Bildhauer, Boſſirer, Mechaniker und allerlei Künſtler aus Deutſchland nach den übrigen europäiſchen Staaten geholt worden ſeien.

In der Renaiſſanceperiode wurden dem Kunſthandwerk mehr Aufgaben dekorativer Art zugewieſen, noch aber machten die Künſtler keinen Unterſchied zwiſchen Kunſt und Kunſthandwerk. Ghiberti, Luca della Robbia, Deſiderio da Settignano und noch viele andere Bildhauer ſpielen auch im Kunſthandwerk eine große Rolle. Hervorragende Maler betheiligten ſich an der Herſtellung von Bettſtellen und Truhen; ja, es geht die Sage, daß Raphael an dem Aufſchwung der Töpferei in ſeiner Vaterſtadt Urbino Antheil hatte. Auch zur Zeit der Renaiſſance übte die Architektur einen bedeutenden Einfluß auf die Geſtalt und den Schmuck von dekorativen Arbeiten aus; durch die ſtrenge Unterordnung unter die Geſetze der Baukunſt kommt freilich zuweilen etwas Kaltes in die Geräthe, viel öfter aber ein vornehmes Weſen und eine wohlthuende Ruhe. Alle Zweige des Kunſthandwerks empfangen Beſchäftigung beim Bau von Kirchen, Palläſten und reichen Wohnhäuſern. Hierher gehören koſtbare Gefäße und Prieſtergewänder, Hoſtienkapſeln, Taufſteine, Altäre, Weihwaſſerbecken, Candelaber, Kanzeln, Chorgeſtühl, Grabmäler u. ſ. w. An den Portalen der Palläſte brachte man wunderſchöne Thürklopfer und Fackelhalter an; das Innere ſchmückte man mit Kaminen und prachtvollen Möbeln; Bemalung und Vergoldung ſpielten nicht blos an den Holzdecken ſondern auch bei den Möbeln eine große Rolle. Teppiche an den Wänden, goldgeſtickte Decken und Kiſſen über den Bettſtellen, ſeidene Decken über den Tiſchen vervollſtändigten die Ausſtattung. Die Technik des Erzguſſes erreichte eine hohe Vollendung, Erzgießer und Goldſchmiede waren oft in einer Perſon vereinigt. Beſonders charakteriſtiſch für die Renaiſſanceperiode ſind die Goldſchmiedearbeiten, in denen die Phantaſie des Künſtlers, losgelöſt von allen ſtreng architektoniſchen Regeln, in üppigen

Bildungen von Pflanzen- und Thierformen sich ergeht, diese zum Schmuck von Gefäßen und Geräthen verwendet und dabei die plastische mit der malerischen Wirkung vereinigt. Hierher gehört z. B. das berühmte Salzfaß des Benvenuto Cellini (jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien). Da sehen wir auf einem ovalen Untersatz den Meeresgott dargestellt auf einem Schiff als Salzgefäß, ihm gegenüber die Erde mit einem Tempel zur Seite, welcher die Gewürze in sich aufnehmen sollte (!); ringsum aber waren Land- und Seethiere, Fische und Muscheln angebracht. Auch Schmuckgegenstände, Kämme, Becher, Kannen, Degen- und Messergriffe, Crucifixe u. dgl. wurden höchst kunstvoll aus Elfenbein hergestellt. Der Eisenschnitt und die Kunstschlosserei blühten vorzugsweise in Augsburg und Nürnberg im 16. Jahrhundert, die seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts beliebten Kunstschränke (Cabinets) waren überreich mit Bildhauerarbeit, Holzeinlage, ciselirtem und gravirtem Metall, Email, Elfenbein u. s. w. geziert. Diese Schränke sind geradezu architektonisch aufgebaut, das Rococco aber legte Malereien in die Möbeln ein. Die Holzschnitzerei warf sich vorzugsweise darauf, die Felder der Thüren auszufüllen. Ein Prachtwerk der Art sind die Thüren an den Loggien des Vatikan. Mit der Holzschnitzerei wetteiferte die eingelegte Arbeit (Intarsia) an Schönheit und Bedeutung. Sie wurde vorzugsweise in der Lombardei geübt und zwar von Klosterbrüdern, denen diese Geduld erfordernde Arbeit zusagte. Chorstühle, Schränke, Thüren wurden am häufigsten mit eingelegter Arbeit geschmückt. Diese Kunst der Intarsia zählte im 15. Jahrhundert die berühmtesten Namen unter ihren Vertretern, wie Brunellesco, Giuliano da Majano, Giovanni da Verona, Raffaello da Brescia (16. Jahrh.). Auch in Süddeutschland und am Rhein liebte man es, die Möbel mit Holzeinlagen (Arabesken) zu verzieren; in den Ornamenten des Schnitzwerkes war der jeweilig herrschende Stil der Baukunst maßgebend. Auch Chorge-

stühle empfingen Intarsia-Schmuck, z. B. in S. Maria in Organo zu Verona und in San Pietro zu Perugia. Eine glänzende Rolle spielte in der italienischen Renaissance die Kunsttöpferei. Aus Umbrien kamen die meisten Majoliken (gemalte, zinnglasirte Schüsseln, Kannen, Vasen u. dgl.). Sie entwickelten sich eigenthümlich in Deutschland und in Frankreich. Die Dekoration der Flächen durch die Malerei wurde mit künstlerischer Vollendung betrieben, zur Farbe trat später noch das Stucco hinzu. Die Loggien Raphaels sind für diese Art von Dekoration ein ewiges Muster. Zur Bemalung der Innenräume gesellte sich die Fassadenmalerei, deren bunte Farben besonders in italienischen Städten beliebt waren.

Allmählich sank das Kunstgewerbe von dieser Höhe herab, und zwar so sehr, daß es später geradezu neu entdeckt werden mußte. Unzählige Erzeugnisse des Kunstgewerbes wurden vernichtet; schöne Stukkaturen, Holzvertäfelungen, Schnitzereien, Eisenarbeiten, Gemälde, Möbel u. dgl. wurden übertüncht, verbrannt oder dem Trödler übergeben. Die durch den dreißigjährigen Krieg angerichtete Verwüstung war so arg, daß der große Kurfürst und Friedrich der Große von Preußen überhaupt erst wieder die Gewerbthätigkeit in ihrem Lande einführen mußten und vom Kunsthandwerk wohl kaum eine Ahnung hatten. Trotz alledem besaß Nürnberg bereits im Jahre 1730 wieder 360 Personen, welche durch Kunstfertigkeiten berühmt waren. Höchst charakteristisch ist, daß das Kunstgewerbe selbst in den Greueln des dreißigjährigen Krieges nicht völlig unterging, sondern erst während unserer classischen Literaturepoche. Jede Spur desselben war verwischt in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, woran die große Verarmung des Volkes sowie die Einführung der Fabrikarbeit und des Maschinenwesens die Schuld trug.

Die Anfänge unseres heutigen Kunstgewerbes sind zu verlegen in das Jahr 1850. Damals wurde in München ein

Kunstgewerbeverein begründet und seit dem Mai 1851 fanden daselbst periodische Ausstellungen statt. Die Weltausstellungen zu London, Paris und Wien öffneten uns Deutschen die Augen, und zeigten uns, wie sehr wir hinter unseren Vorfahren und anderen Völkern der Neuzeit auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zurückgeblieben waren. In Frankreich ging die Idee, öffentlichen Fachunterricht für die Arbeiter einzuführen, schon von dem Philosophen Descartes aus, und die Encyklopädisten interessirten sich lebhaft für solche Fragen.

Unsere bedeutendsten Architekten, Schinkel und G. Semper, haben das Kunstgewerbe ebenso gefördert, wie einst die großen Meister des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance dies gethan. Die Entwürfe Schinkel's umfassen alles, was zu den Geräthen, Gefäßen, Möbeln, der Zinkgußindustrie und Ofenfabrikation gehört; G. Semper hat das Kunstgewerbe auf eine neue Basis gestellt durch seine Stillehre und durch die Schöpfung des neuen Kensington-Museums, woran sich später das zu Sydenham schloß. Ebenso hatte in Frankreich der Maler David während der Revolution des vorigen Jahrhunderts Möbelentwürfe nach antiken Mustern geliefert. Die Anlage des Kensington-Museums darf man als ein Resultat der Londoner Weltausstellung von 1851 ansehen; im ehemaligen Glaspallast errichtete man auf Anregen des Prinzen Albert 1853 eine Sammlung von mustergiltigen Erzeugnissen des Kunstgewerbes aus allen vorangegangenen Culturperioden. 1864 folgte zu Wien ein österreichisches Museum für Kunst und Industrie durch Eitelberger, desgleichen ein solches in Lyon und die l'Union centrale des beaux arts appliqués à l'industrie in Paris, die Gewerbehalle in Karlsruhe (1865), das deutsche Gewerbe-Museum in Berlin (1867), das rheinisch-westfälische Museum für Kunstindustrie in Köln (1868) 2c.

Man erkannte allmählich wieder die Wichtigkeit von kunstgewerblichen Museen und Unterrichtsanstalten; darum suchte man

überall, und zwar zunächst in Süddeutschland, durch Zeitschriften und Broschüren, durch Ausstellungen das Kunstgewerbe zu heben. Berühmt wurden die Gewerbemuseen in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Stuttgart, Leipzig, Karlsruhe, woran sich die Schulen in Wien, Berlin, München, Nürnberg, Hamburg, Dresden, Leipzig, Karlsruhe u. s. w. reihten. In Berlin und Dresden hat man die Kunstgewerbeschulen mit den Museen in direkte organische Verbindung gebracht. Die Ausstellungen von Dresden und Frankfurt (1875), von München und Köln (1876) versammelten viele Besucher. Künstler, Industrielle und Schulmänner, Regierungen, Gemeinden und Corporationen sind noch fortwährend thätig für die Hebung des Kunstgewerbes. Männer wie Aug. von Kreling, Otto von Schorn, Eitelberger, Falke, Bucher, J. Lessing, Reuleaux, Lübke, Riegel, Lippmann, Brinckmann, Nieper 2c. haben sich um dasselbe große Verdienste erworben. Unvergeßlich bleibt Freiherr Dr. Hans von Aufseß, der Gründer des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg; unter den Künstlern, welche auch in der Neuzeit dem Kunstgewerbe Entwürfe geliefert haben, steht obenan Moritz von Schwind. Unverkennbar hat übrigens in Dänemark Thorwaldsen und seine Schule Einfluß geübt auf die Hebung des dortigen Kunstgewerbes.

Die voranstehende geschichtliche Skizze dürfte gezeigt haben, daß das Kunstgewerbe nicht blos hier und da, sondern bei allen nennenswerthen Culturvölkern, nicht blos dann und wann, sondern Jahrhunderte lang eine weite Verbreitung besessen und hohe Vollendung erreicht hat. Hieraus geht hervor, daß es seine Existenz nicht einer vorübergehenden Zeitströmung verdankt, sondern einen wichtigen Faktor im Volksleben bildet. Hat das Kunstgewerbe gerade unter den geistig am höchsten stehenden Nationen und zwar in deren gesegnetsten Perioden geblüht, so folgt daraus, daß es auch

unter uns nicht etwa blos als Liebhaberei angesehen werden darf, sondern als ein bedeutsames Element des Volkslebens gepflegt werden muß. Das Kunstgewerbe hat nicht blos für Einzelne sondern für die Gesammtheit hohen Werth, eine Stellung, welche allerdings nicht überschätzt, noch weniger aber unterschätzt werden sollte. Um wirklich *für* das ganze Volk die Würde und den Einfluß gewinnen zu können, welcher ihm zukommt, muß es auch *von* demselben geachtet und gepflegt werden. Die Blüthe oder der Vorfall des Kunstgewerbes läßt nicht blos auf den ästhetischen Bildungsgrad sondern auch in zweiter Linie auf die sittliche Beschaffenheit eines Volkes schließen, natürlich nur so weit, als überhaupt der sittliche Faktor durch den ästhetischen bedingt sein *kann*. Wir stehen nun der erfreulichen Thatsache gegenüber, daß in den letzten Jahrzehnten die Regierungen fast aller größeren Culturstaaten durch Anlegung von Gewerbeschulen und Gewerbemuseen, die Industriellen selbst durch Gründung von Zeitschriften, Aussetzen von Preisen, Ankäufe von Musterarbeiten, durch die Organisation periodischer kleinerer Ausstellungen das Kunstgewerbe zu fördern gesucht haben. Wir verlangen von den Producenten den Muth und die Schaffensfreudigkeit, welche eine derartige Uebergangsperiode wie die unsrige nothwendig erfordert; wir wünschen aber auch, daß alle Käufer, soweit thunlich, nur Erzeugnisse des Kunstgewerbes berücksichtigen. Darum muß in immer weitere Kreise eine Erkenntniß der Gründe hineingetragen werden, aus denen dies alles bisher geschehen ist und noch ferner geschehen soll; die letzten und höchsten Gesichtspunkte müssen klar gelegt werden, unter denen die segnende Macht des Kunstgewerbes einleuchtend erscheint.

Wie überhaupt in der Erkenntniß der Wirklichkeit, so hat unsere Zeit auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ihre Stärke darin, das sie in das hellste Licht setzt, was frühere Zeiten für dasselbe gethan haben. Lange wirkte geradezu überwältigend die

hohe Stufe, welche das Kunstgewerbe bei den Griechen, sodann auch im Mittelalter und in der Renaissance erreicht hat. Unter der Fülle von mustergiltigen Eindrücken wußten wir nicht, was wir thun sollten: ob direkt nachahmen oder völlig neu produciren. Jetzt sind wir einig darin, daß es ein verwerflicher Idealismus wäre, dem Formenschatz der genannten Perioden direkt Muster für unsere Zeit entnehmen zu wollen. Es kann sich nur darum handeln, daß wir unsere Phantasie von den Leistungen der Alten und unserer Väter befruchten lassen, und dann aus dem Geiste unserer Zeit heraus auch Neues, wenigstens relativ Neues, für dieselbe zu schaffen. Es wäre einfach ein Zeichen unserer Schwäche und unseres künstlerischen Unvermögens, wenn wir die von entschwundenen Generationen gefundenen Einzelheiten einfach wiederholen wollten. So wenig wir den Geist vergangener Epochen direkt, voll und rein zurückrufen können, so wenig auch dessen Ausdrucksweisen. Wohl aber stellen wir an die Vertreter des Kunstgewerbes unserer Tage die Forderung, daß sie um ihres Schaffens willen sowohl den Geist früherer Perioden wie unserer Zeit ergriffen haben — gewiß keine leichte Aufgabe!

Wir haben keinen Beruf zu einer principlosen Stilmengerei oder auch zu einem sklavischen Nachahmen von Musterleistungen der Vergangenheit. Allerdings sind gewisse Grundgesetze des Schönen zu allen Zeiten gleich; aber es ist ein Unterschied, ob das Kunstgewerbe den Sinn eines glanz- und ruhmsüchtigen Volkes, einer stets genußbedürftigen Gesellschaft verkörpert oder vielmehr den Genius einer Nation, welche sich zur Hüterin der höchsten Ideale auch in der Kunst gemacht hat. Es ist nicht gleichgültig, ob wir die Grundgesetze des Schönen dem germanischen oder dem romanischen Volksgemüth dienstbar machen. Da die geistige Signatur unserer Zeit im Großen und Ganzen wohl die meiste Aehnlichkeit hat mit derjenigen der Renaissance, so scheint es geboten, die besten Erzeugnisse unserer deutschen Renaissance zum

Ausgangspunkt für unser modernes Kunstgewerbe zu nehmen; dasselbe müßte ebenso national wie kosmopolitisch sein. Eine bloße Wiederholung früherer Muster ist jedem selbständigen Arbeiter psychologisch unmöglich, ein technisch-mechanisches Nachahmen versetzt uns immer nur in die Formensprache einer versunkenen Welt, welche uns doch irgendwie fremdartig berührt. Da sich nun ebensowenig ein vollkommen neuer Stil erfinden läßt, so bleibt nur Folgendes übrig. Wir müssen die edelsten Elemente der griechisch-römischen Kunst, welche in der Renaissance enthalten waren, am Maßstab unserer vorgeschrittenen kunstgeschichtlichen Kenntnisse prüfen und ihnen den Geist unserer Zeit einhauchen in solchen Fällen, wo das zu behandelnde Objekt dies zuläßt oder erfordert. Wir dürfen ferner auch an romanische oder gothische Formen anknüpfen dann, wenn der in ihnen ausgeprägte Typus zu den betreffenden Aufgaben der Neuzeit eine innere Verwandtschaft hat. Wir müßten also den gesammten Kunstschatz früherer Epochen ungefähr ebenso durch unseren nationalen Geist hindurchgehen, in ihm eine Wiedergeburt und Auferstehung feiern lassen, wie einst die Griechen mit dem künstlerischen Erbe des Orients dies gethan haben. Nur so werden wir voraussichtlich dahin gelangen, ein der neueren deutschen Kunst ebenbürtiges Kunstgewerbe hervorzubringen, d. h. Classisches zu leisten.

Die hohe Bedeutung des Kunstgewerbes ergiebt sich ganz von selbst zunächst aus dem Wesen desselben. Worin besteht dieses? Die Maschinen unserer Tage können lediglich die zweckmäßige Form und zwar immer nur einen und denselben Typus herstellen, wenn auch hier und da verhältnißmäßig veredelt; sie vertreten wohl das Element der Naturnothwendigkeit, aber nicht das der persönlichen Freiheit im Reiche der gewerblichen Produktion. Die Maschinen erreichen das Schöne nur insoweit, als sie die Elemente der Ordnung, Regelmäßigkeit, Symmetrie, also die rein formellen Momente des Schönen wiedergeben können; aber sie sind un-

fähig, den Stoff wirklich zu vergeistigen oder irgend einem Gebilde das Gepräge des Individuellen, des Ureigenthümlichen, des Unnachahmlichen zu verleihen. Und dennoch soll auch das schlichteste Geräth in Form und Farbe so durchgebildet sein, daß es den Stempel des menschlichen Geistes trägt. Die schöne Form verbürgt auch dem unbedeutenden Gegenstand eine Dauer, welche weit über die Grenzen seiner eigentlichen Benutzung hinausliegt; die schöne Form soll auch dem geringen Stoff Werth verleihen, dem edlen Material aber erhöhten Glanz geben; das bloß Handwerksmäßige und das rein Künstlerische sollen zur Einheit verschmolzen werden. Die Erzeugnisse der Kunst dienen direkt nur einem rein idealen Zweck, diejenigen des Kunstgewerbes aber zunächst wohl einem praktischen, indirekt aber gleichfalls einem idealen Zwecke. Darum sind auch überall da, wo Kunst und Kunstgewerbe blühen und im rechten Verhältniß zu einander stehen, die Grenzen beider nicht scharf zu bestimmen; beide gehen oft in einander über.

Die Formen des Kunstgewerbes sind allemal abzuleiten aus dem praktischen Zwecke, welchem ein Gegenstand dienen soll, sowie aus dem dazu verwendeten Material. Hierbei darf der praktische Zweck nicht in seiner rohen Natürlichkeit erscheinen, sondern gleichsam idealisirt und in ein poesievolles Symbol eingehüllt. Wiederum aber darf dies nicht so weit gehen, daß der praktische Zweck unerkennbar und das Kunstprodukt zur bloßen Allegorie verflüchtigt wird: der Zweck muß auch aus der schönsten Form noch deutlich herausscheinen. Es wäre grundfalsch, die schönen Formen nur als äußeres Anhängsel zum Zweck hinzuzuthun; vielmehr müssen sie so sehr mit innerer Nothwendigkeit aus der Bestimmung und dem Material des betreffenden Erzeugnisses herauswachsen, daß man die Formen nicht wegnehmen könnte, ohne damit zugleich das Wesen und die Eigenthümlichkeit des Ganzen zu zerstören.

Das Kunstgewerbe hat mit der Architektur die tektonischen Gesetze gemein, welche sich im Aufbau, in der Bildung der Form, in der Gliederung und im schmückenden Beiwerk bekunden. Wie die Natur nur wenige Grundformen in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit variirt, so hat auch das Kunstgewerbe Gelegenheit und Aufgabe, dasselbe Spiel auf seinem Gebiete zu wiederholen, und zwar so, daß es möglichst die Mitte einhält zwischen kahler Nüchternheit und dem hohlen Pathos einer geistlosen Ueberladung. Zweckmäßigkeit, Wahrheit, charakteristischer Ausdruck und Anmuth müssen sich im geringsten Produkt durchdringen; Construktion und Dekoration dürfen dem Zwecke nicht widersprechen, wenn auch ein bloßes Schaustück noch anders geartet sein darf als ein Gebrauchsgegenstand. Es kann einzelne Fälle geben, in denen ein naturalistisches Ornament angezeigt ist; meistens aber wird man sich des stilisirten Ornamentes bedienen müssen, um eben dadurch die höhere Sphäre der Kunstwelt anzudeuten, welcher das betreffende Produkt angehört. Das Kunstgewerbe soll die Tugenden jedes Materials in das rechte Licht setzen und doch dabei die Grenzen einhalten, welche eben diesem Material durch dessen Natur gesteckt sind. Die Fläche muß als Fläche, der Marmor als Marmor, der Thon als Thon, die Bronze als Bronze behandelt werden. Man darf nicht mit einem Scheinmaterial den Eindruck des Aechten erzielen wollen, sondern muß das Aechte in seiner ursprünglichen Frische erscheinen lassen, sowie man überhaupt dem belebenden Element der Farbe mit feinem Stilgefühl zum Rechte verhelfen soll. Schon diese Aufgabe des Kunstgewerbes beweist, daß es das Bindeglied bildet zwischen der eigentlichen hohen Kunst und dem praktischen Leben; ohne diese Vermittelung behält die Kunst ein vornehm aristokratisches Gepräge, an welchem sie zuletzt abstirbt. Die innere Triebkraft des Kunsthandwerks ist gewissermaßen jener Geist der Liebe, welcher sich pflegend und weihend auch des Kleinen, des Geringen, des Alltäglichen annimmt.

Die Erzeugnisse der hohen Kunst müssen mehr den Festzeiten oder den öffentlichen Mittelpunkten des Lebens vorbehalten bleiben, während diejenigen des Kunsthandwerks den Familiengeist still nähren. So entzündet das Kunsthandwerk jenes ruhig wärmende Feuer, aus welchem allein die Flammen nachhaltiger Begeisterung emporschlagen können.

Es ist ferner ein offenes Geheimniß, daß nur eine verschwindende Minderzahl von Männern ächtes Kunstverständniß besitzt und daß die große Menge der Gebildeten sich von den Urtheilen der tonangebenden Forscher und Kritiker leiten läßt. Wenn dies nun schon in den höheren Schichten der Gesellschaft stattfindet, um wieviel mehr muß die Würdigung der Kunsterzeugnisse über den Gesichtskreis des einfachen Mannes hinausragen. Obwohl nun die Erzeugnisse der bildenden Künste heutzutage durch Reproduktionen eine unvergleichlich größere Verbreitung im Volke gefunden haben als noch vor zwei Menschenaltern, so haben doch vier Fünftel der modernen Gesellschaft für die Werke der Poesie und Musik vielmehr Empfänglichkeit und Verständniß als für diejenigen der bildenden Kunst. Diese Einseitigkeit kann nur dadurch überwunden werden, daß jene breiteren Schichten unseres Volkes, welche im Grunde nur tastend den Erzeugnissen der Architektur, Plastik und Malerei gegenüberstehen, aesthetisch geschult werden an den viel leichter zu verstehenden Produkten des Kunstgewerbes. Mit letzteren kann auch der schlichte Bürger geistig so verwachsen, daß er allmählich zur Beurtheilung auch höherer künstlerischer Leistungen fähig wird. Man darf hierbei freilich nicht übersehen, daß durch den bloßen Besuch von Gewerbemuseen, kunstgewerblichen Ausstellungen und Etablissements, sowie durch das Lesen der einschlagenden Literatur noch nicht alles gethan ist. So lange wir nicht schon in der Volksschule einen obligatorischen, systematisch geordneten, schon auf der untersten Lehrstufe beginnenden Zeichenunterricht haben, welcher das spätere Verständniß der Kunstwelt

anbahnt: so lange bleiben auch alle auf Hebung des Kunstgewerbes sich beziehenden Bestrebungen ohne die gehörige Fundamentirung im Volksleben. Zweifellos bringt unser heutiger Mittelstand den Kunstmuseen durch immer steigenden Besuch eine sehr erfreuliche Theilnahme entgegen; aber das Volk muß doch auch zum Sehenlernen erzogen werden und damit muß schon die Schule beginnen, wenn auch in engen Grenzen.

Ganz besonders hoch sind auch die sittlichenden Wirkungen des Kunstgewerbes anzuschlagen. Ein Mensch, welcher immer nur in ächtem Material arbeitet oder doch wenigstens sich stets von solchem umgeben sieht, empfängt dadurch Veranlassung, gewissenhaft und wahr auch an und in sich selbst zu sein; derjenige aber, welcher immer nur durch Scheinmaterial Andere täuschen und anlocken will, verführt sie und sich zur Lüge. Diese versittlichende Wirkung findet aber auch statt in Bezug auf den Empfänger der kunstgewerblichen Erzeugnisse. Auch das Auge des armen Mannes soll fortwährend auf einfachen, aber doch irgendwie schönen Gebilden ruhen; auch sein Geschmack soll gebildet werden, damit er eine Art von aesthetischem Gewissen oder Takt sich aneigne; auch der Geringste soll sich durch das Bewußtsein redlich errungenen schönen Besitzes gehoben fühlen. Nicht der kalte Prunk des modernen Salons, sondern einladende Wärme des Colorits, Fülle ohne Ueberladung, weiches Aneinanderschließen aller Stoffe, Formen und Farben soll ihn umgeben und erfreuen. Die Originale der bildenden Kunst zu sehen, wird immer nur einer Minderheit von Begüterten vergönnt bleiben, mögen die Verkehrsmittel auch noch so sehr gesteigert werden. Zu den Tempeln der Kunst werden immer nur die Bewohner bevorzugter Städte gelangen, der größeren Mehrzahl aber bleiben solche Weihestätten und Weihestunden versagt. Abbildungen gewähren wohl einen Ersatz, verlieren aber nie den Charakter eben des Surrogates; die werthvollen Gebilde der Musik oder des Dramas setzen zu

ihrer Wiederholung die geeigneten Kräfte voraus. Da nun haben die Gebilde des Kunstgewerbes den ungeheuern Vorzug voraus, daß sie ein bleibendes Eigenthum selbst in den Kreisen der Geringeren werden können. Nicht der Eitelkeit, der Prunk- oder Gefallsucht sollen sie dienen, sondern einen veredelnden Einfluß ausüben. Gerade für die unteren Klassen hat diese Hilfe eine um so größere Bedeutung, je weniger der geistige Gesammtbesitz der höheren Stände jenen zur Verfügung steht.

Vergegenwärtigen wir uns ferner den indirekten Einfluß, welchen die guten Erzeugnisse eines wahrhaft stilvollen Kunstgewerbes üben. Weil die Arbeit des Verfertigers keine rein mechanische, sondern eine künstlerische ist, so wird dabei sein Verstand geschärft und seine Phantasie belebt. Wenn er in ein Werk mühevollen, geduldigen Schaffens seine ganze Seele und sein bestes Können hineingelegt hat, so wirkt diese Freude belebend und erhebend auf ihn selbst zurück. Indem er sich erweist als einen aesthetisch und sittlich geschulten Mann, fühlt er sich selbst moralisch gehoben.

Es ist sein Stoz, durch seine Gebilde nicht bloß zur Mitwelt, sondern auch zur Nachwelt reden zu dürfen, erfreuend auf viele Unbekannte einwirken zu können. Bedeutet das nicht für alle diejenigen, welche überhaupt noch idealer Anschauungen fähig sind, einen wahrhaft großen Lohn? Ebenso hoch aber schlagen wir die Wirkung an, welche von den Erzeugnissen des Kunstgewerbes auf die Empfänger aller Klassen ausgeübt wird. Wenn das Auge immer ruhen darf auf harmonisch abgestimmten Farben und reinen Formen, wenn nirgends der rohe Naturalismus abstumpfend auf den Bewohner eines Raumes wirkt, sondern er sich von reinem Material und reinen Formen umgeben sieht, so lernt er sich heimisch fühlen daselbst und wird unwillkürlich selbst harmonisch gestimmt. Dieser Einfluß, welchen unsere fortwährende Umgebung und die Gewohnheit unbewußt auf uns aus-

übt, ist ein ganz außerordentlicher. Die Kirche und Schule, die Rechtspflege und die Literatur wirken mehr oder weniger mit voller Absicht auf unsere Erziehung; der unmerkliche Eindruck aber, welchen die uns umgebende geistige Atmosphäre auf uns macht, darf durchaus nicht etwa unterschätzt werden. Wie wir in jedem Frühling uns immer wieder von neuem erfreuen über den Reichthum der sonnig durchhauchten Natur, so auch sollen wir jeden Morgen Wohlgefallen empfinden über die anheimelnden Gebilde, welche im Hause uns begrüßen. Hier gilt es eben auch: zeige mir, was du um dich und an dir hast, und ich will dir sagen, wer du bist — vorausgesetzt, daß Jedem sowohl die nöthigen Mittel als auch eine billige Gelegenheit zum Ankauf von kunstgewerblichen Erzeugnissen sich bieten. Wenn nur die Behörden überall das Bauen von Massenquartieren untersagen und dem belebenden Grün der Natur ähnlich zur Geltung verhelfen wollten wie dies in England geschieht, so würde unser blühendes Kunstgewerbe schon im Stande sein, jede Flachheit, Oede und Rohheit des Geistes auch aus den Hütten der Armen zu verbannen. Den Erzeugnissen des Kunstgewerbes kommt auch insofern eine Bedeutung zu, als sie ihre eigene Geschichte haben und den Geist der Zeiten und Völker wiederspiegeln, denen sie entstammen. Die culturgeschichtliche Entwicklung, das geheimste Sinnen und Fühlen einer Nation ist aus solchen Gebilden sicherer zu erkennen als aus den vergilbten Blättern von Pergamenten, aus Inschriften oder anderen derartigen Quellen. Letztere sind eben ein völlig todter, erstere aber ein vergeistigter Stoff: das in diesen eingesenkte Leben spricht auch nach Jahrhunderten noch zu uns. So soll das Kunstgewerbe einen Damm bilden gegen die einseitig literarische Bildung unseres Volkes, gegen die kritisirende, verneinende Richtung des Zeitgeistes, gegen alle Nivellirungssucht. Besonders wir Deutschen kranken an dem Wahn, daß die Idee der Cultur erschöpft sei durch den Begriff der literarischen Bil-

bung. Zu diesem Ueberwiegen des Wissens soll als Gegengewicht das Können treten, zu der oft abstrakten Idealität ein gesunder Realismus. Den aber bietet eben das Kunstgewerbe, welches deshalb auch meist von selbstgemachten Männern getragen wird. Hiermit in engem Zusammenhange steht die Thatsache, daß das Kunsthandwerk allem Gelehrtendünkel einen Einhalt thun, daß es insbesondere das Dogma von der allein seligmachenden Antike zurückdrängen helfen soll. Es wird ja keinem wahrhaft Gebildeten einfallen, von einseitig romanistischem Standpunkte aus das Studium und die Bedeutung der Alten zu bekämpfen. Auch wir wollen uns an der Lebensfülle und Jugendfrische, an allen herrlichen Schöpfungen der griechischen Kunst erfreuen; auch wir müssen noch immer bei den Hellenen in die Schule gehen. Es wird aber endlich Zeit, daß die einseitige Vergötterung der Alten schwinde. Nachdem wir auch in den bildenden Künsten genug Meisterwerke ersten Ranges besitzen, soll auch unsere nationale Kunst in erster Linie geachtet und gepflegt werden. Dazu kann aber gerade das Kunstgewerbe am meisten mit beitragen, insofern es Erzeugniß und Eigenthum derjenigen Kreise ist, welche das specifisch Nationale am treuesten hüten. Dazu ist gerade unser modernes Kunstgewerbe umsomehr befähigt, als es sowohl nach oben mit der Kunst als nach unten mit dem Volke Fühlung behält. Es soll sich der geheimnißvollen Beziehungen bewußt bleiben, welche die verschiedenen Stoffe und Körper zum Seelenleben des Menschen haben; die Zahl der Kombinationen aber dieser Stoffe ist heutzutage größer und manichfaltiger als je vorher.

Endlich aber würde die Blüthe des Kunsthandwerkes ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Lösung der socialen Frage sein. Dieselbe ist zunächst keine politische, sondern eine wirthschaftliche und sittliche. Die Maschinen unserer Tage haben einen so ungeheuern Einfluß gewonnen, daß die Fabrikarbeiter jede

selbständige Produktivität einbüßen mußten. Darum ist die Arbeit zwischen den Maschinen und den Menschen zu theilen; erstere sollen das vollbringen, wozu die physische Kraft oder die bloß mechanische Fertigkeit des Naturalismus gehört; die Menschen hingegen das hinzuthun, was die Maschine nicht leisten kann. Indem aber die Arbeiter durch persönliche Zuthat ihren Erzeugnissen den Stempel des Menschlichen, des Geistigen aufdrücken, werden sie nicht bloß zufriedener und freudiger während ihrer Arbeit, sondern sie erhöhen auch ihren eigenen wie der Nation Wohlstand. Die Probe hierauf haben die praktischen Engländer gemacht, welche in ihrem Lande der Maschinen doch das Kunstgewerbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit so kolossal hoben, daß die Ausfuhr der kunstgewerblichen Erzeugnisse ihnen einen Ertrag von vielen Millionen lieferte. Noch höher aber als der bloß materielle ist der sittliche Gewinn anzuschlagen, daß überall da, wo das Können des Einzelnen wieder in sein Recht tritt, damit auch die Menschenwürde im Arbeiten wieder anerkannt wird.

Wenn nun aus all diesen Gründen die hohe nationale Wichtigkeit des Kunstgewerbes erhellt, so ergeben sich von selbst einige Wünsche. Das Publikum muß noch mehr wie bisher das eigentliche Kunsthandwerk schätzen lernen gegenüber der bloßen Kunstindustrie. Die moderne fabrikmäßige Kunstindustrie, welche beim Streben nach Massenerzeugung naturgemäß das Surrogatverfahren pflegt, aber doch die Bezeichnung der ächten Techniken beibehält, erschwert dem Kunsthandwerk die Anwendung und Ausübung der letzteren und wirkt verwirrend auf das Publikum. Die Gebildeten wenigstens sollten alles Unschöne und Gemachte durch Nichtbeachtung todt machen helfen; die Handwerker aber müssen den Geist der alten Zünfte insofern wieder wachrufen, als sie sich verbinden und verpflichten zur Erzeugung des Aechten, Wahren und Schönen. Möchten sie doch die Geduld nicht verlieren, bis auch größere Mengen der unteren Schichten nur Freude an dem

Gehaltvollen, Edlen, Einfachen und Stilgemäßen empfinden. Der gewaltige Aufschwung, welchen das Kunstgewerbe unter uns seit wenigen Jahren genommen, läßt hoffen, daß dieses Ziel in immer größerem Umfange erreicht werden wird. Unsere Zeit ist ja eine solche des Real-Idealismus; in solchen aber gedeiht das Kunsthandwerk am besten. Ist doch dasselbe eine ähnliche aesthetische Eroberung der Natur und des Stoffes, wie solche in anderer Weise schon so großartig stattgefunden und immer noch stattfindet durch die Naturwissenschaften und die Technik der Neuzeit. Wie die Pflanzenwelt über die Außenwelt heiteren festlichen Schmuck ausbreitet und die elementare todte Masse belebt, so adelt auch das Kunsthandwerk die niedere Stoffwelt. Allerdings haben die Jünger des Kunstgewerbes in unseren Tagen mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, welche den Menschen früherer Perioden fern blieb: in unserer schnelllebenden Zeit dringt unaufhörlich eine Fluth von wechselnden Stoffen und Eindrücken auf den Menschen ein, so daß ihm das langsame und liebevolle Gestalten unserer Väter zum Theil psychologisch unmöglich ist, zum Theil zu große Opfer erfordern würde. Da nun muß die Methode ersetzen, was an Zeit fehlt. Das Kunsthandwerk muß noch mehr Boden gewinnen in den Kreisen des eigentlichen Handwerkerstandes; eine möglichst populäre Stillehre muß dort als theoretisches Hilfsmittel den Leuten in die Hände gegeben werden; Sachverständige müssen während der Arbeit selbst den Ausführenden mit Rath und That zur Seite stehen. Auch sollten alle größeren Gewerbemuseen eine Abtheilung haben, in welchen die Erzeugnisse der Neuzeit oder des Tages gebührende Berücksichtigung fänden. Es dürfte dies ein gutes Mittel sein, um den Schwankungen der Mode möglichst enge Grenzen zu setzen. Wir wollen nicht verfallen in den Fehler der Franzosen, welche immer nach Neuheiten jagen; ebensowenig aber dürfen wir einem abstrakten Doktrinarismus huldigen, welcher nur die mustergiltigen Erzeugnisse

der Vergangenheit berücksichtigt. Die möglichste Erleichterung in der Benutzung von Museumsschätzen fordern wir für die Gewerbtreibenden; außerdem sollten auch Instanzen verhanden sein, durch welche die probehaltigen Leistungen des Tages allgemeiner und zuverlässiger bekannt gemacht würden, als Fachzeitungen dies thun können. Hüten wir uns nur, alle Kraft des Kunstgewerbes an Erzeugnisse zu setzen, welche lediglich von den Wohlhabenden gewürdigt und gekauft werden können. Es ist unbedingt nothwendig, mustergiltige Einrichtungen auch für den mittleren Bürger und sogar für den Arbeiter zu schaffen, welche billig, aber doch von gediegener, stilvoller Einfachheit sind. Eine bloße Luxusindustrie ist vom Uebel. Nicht blos der Humor des Mittelalters soll maßvoll wiederkehren in unseren kunstgewerblichen Erzeugnissen; es müssen auch noch viel mehr als bisher nationale Beziehungen mit den verschiedenen Stoffen und Formen verschmolzen werden. Freilich muß dies in taktvoller Weise geschehen. Als Ideal schwebt uns vor, daß unser heutiges Kunstgewerbe sowohl mit dem Volksleben wie mit der Kunst eine so innige und reiche Verwandtschaft habe wie zur Zeit der Gothik. Wünschen wir, daß uns noch recht lange Zeiten des Friedens beschеert sein mögen, in denen Kunst und Kunstgewerbe fröhlich gedeihen, wie damals.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Das

Heer der Seligmacher

oder

die Heils-Armee in England.

von

Dr. R. Schramm,
Domprediger in Bremen.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Man kann nicht acht Tage in London sein, ohne von der neuen religiösen Bewegung zu hören, welche augenblicklich ganz England in Aufregung versetzt. Wohl ist es im Wesentlichen nichts anderes als eine Fortsetzung jener methodistischen Erweckungen, welche unter dem Namen revivals je und je in diesem Lande größere oder kleinere Kreise in Schwingungen versetzt und mancherlei Sectenbildungen hervorgerufen haben. Aber das Neue und Charakteristische der gegenwärtigen Bewegung liegt in der absonderlichen und doch merkwürdigerweise höchst wirksamen Form, in welche der oberste Leiter, Mr. Booth, der sich von seinen Anhängern General tituliren läßt, die Sache gebracht hat. Man macht sich auf dem Continent nicht leicht eine Vorstellung weder von den Erfolgen dieser Secte auf der einen, noch von ihren Ausschreitungen auf der anderen Seite. Beides aber ist höchst bezeichnend für Land und Volk jenseits des Canals.

William Booth, ein Mann von etwa 60 Jahren, ist in der englischen Staatskirche erzogen, später aber Methodistenprediger geworden. Er zeichnete sich lange Zeit durch nichts aus und Niemand beachtete ihn, bis er im Jahre 1861 sich von der kirchlichen Gemeinschaft der Wesleyaner trennte und anfing auf eigene Hand Mission, d. h. Bekehrungsversuche zu treiben. In dieser Arbeit stieß er auf die unglaublich große sittliche Verkommenheit der unteren Schichten der Londoner Bevölkerung, und alsbald machte er es sich zur Aufgabe, grade diesen tief gesunkenen und geistig wie

moralisch gänzlich vernachlässigten Classen im Osten der großen Weltstadt das Evangelium zu verkündigen. Er hielt, wie das in London so häufig geschieht, in Straßen und auf Plätzen Versammlungen unter freiem Himmel (seit 1865) und predigte den zusammenströmenden Schaaren die christlichen Grundwahrheiten, vor allen Dingen Buße und Bekehrung. Man muß die Bevölkerung der östlichen Quartiere Londons kennen, um zu wissen, was das heißt, und auf welchen Boden hier der Same des göttlichen Wortes ausgestreut wurde. Die Hefe der großen Stadt, Gesindel jeglicher Art, Diebe, Räuber, Bettler von Profession, Trunkenbolde, Wifebeaters, d. i. Männer, die ihre Frauen prügeln, liederliche Dirnen, außerdem die ärmsten der armen Arbeiter, Menschen, deren Existenz eine halbthierische zu nennen ist, Männer, Weiber, Kinder ohne jegliche Schulbildung, ohne alle christliche und religiöse Kenntnisse, Menschen, die in ihrem Leben nie den Namen Jesus gehört, nie eine Kirche von innen gesehen haben, solche gehörten schaarenweise zu seinem Publikum. Booth selbst, der London kennt, berechnet die Menge derer, die ohne allen religiösen Unterricht in größter Rohheit aufwachsen, auf 400,000 Seelen. Und unter diesen Schaaren hatte der methodistisch wirkende und Bekehrungen fordernde Missionar seine ersten großen Erfolge. Er wurde bald in diesen Vorstädten Londons eine bekannte und beliebte Persönlichkeit, machte auch andern großen Städten des Landes seine Besuche, gewann überall Einfluß und Anhänger und wußte geschickt selbst die oft feindseligen Demonstrationen des Pöbels als Reklame für seine Sache zu verwerthen. Im Jahre 1878 war die Zahl seiner Verehrer so groß geworden, daß er den Entschluß faßte, sie in eine einheitliche Organisation zu bringen, um dadurch das Gewicht ihrer Zahl und die Gewalt ihrer Masse noch wirksamer nach außen zu machen. In höchst kluger, auf die Eitelkeit der Menschen im Allgemeinen und die beliebte Militärspielerei der Engländer im

Besonderen berechnete Weise nannte er alle diejenigen, welche sich offen und entschieden in den Dienst seiner Sache stellten, Soldaten Jesu Christi oder Heer der Seligmacher[1]) gab ihnen militärische Rangordnung, Würden und Abzeichen, Tausenden sogar eine gewisse Uniform, und drillte so viele wie nur irgend möglich zu methodistischen Rednern, so daß er eine mächtige Hülfe für seine Arbeit an ihnen gewann. Ja man kann wohl sagen, es ist einer seiner Hauptgrundsätze, jeden seiner Bekehrten sofort mit in die Arbeit an den noch Unbekehrten hineinzuziehen, und ihn dadurch nicht blos nutzbar zu machen für die gemeinsame Sache, sondern auch ihm selber durch das Bewußtsein seiner neuen Würde und seines Amtes einen nicht unwesentlichen Halt zu verleihen.

Die Erfolge dieses Systems sind erstaunlich. Die Heilsarmee unter Booth hat gegenwärtig in England 521 feste Stationen, d. h. eigne Lokale, in denen Gottesdienst gehalten und von denen aus, wie aus Centren die Bewegung geleitet wird. 742 „Officiere" stehen in festem Solde der Armee und haben weiter nichts zu thun als für die Ausbreitung und Befestigung der Bewegung zu wirken, die Zahl der sogenannten Soldaten beläuft sich auf Hunderttausende von denen 15,000 gedrillte Redner d. h. Menschen sind, welche jeden Augenblick bereit sind, in einer öffentlichen Versammlung das Wort zu nehmen und eine religiöse Ansprache zu halten. Von welcher Art die letzteren oftmals sind, davon geben wir später einige Proben. Für Miethe von gottesdienstlichen Lokalen allein giebt die Armee jährlich 360,000 Mk. aus, und es werden in ganz England jede Woche 4950 solcher gottesdienstlicher Versammlungen gehalten. Der General ernennt die Officiere, Obersten, Majors, Hauptleute, Lieutenants, Sergeanten, und zwar sowohl männliche als weibliche ohne Unterschied des Geschlechtes, so daß man in einer Versammlung oft die Ankündigung hören kann: Hauptmann (englisch Kapitän) so und so wird jetzt eine Ansprache halten, und alsbald erhebt sich eine mit den Officiersabzeichen

geschmückte Dame und nimmt das Wort. Denn wie bei den Quäkern ist Frauen und selbst Kindern das öffentliche Reden gestattet, sobald sie sich vom Geist dazu getrieben fühlen. Wiederum ein klug gewähltes Mittel, um durch Speculation auf die weibliche Eitelkeit und den Ehrgeiz des sonst zum Schweigen verurtheilten anderen Geschlechtes ganze Schaaren von Anhängerinnen zu gewinnen. Ein eignes Blatt, „der Kriegsschrei" (War Cry) genannt, vertritt die Interessen der Seligmacher und hatte im Juni 1881 200,000 Abonnenten, im Juni 1882 schon 285,000, also in einem einzigen Jahre einen Zuwachs von 85,000.

In der Lehre stellt sich „der General" im Wesentlichen auf den Buchstaben der Bibel, behauptet aber nachdrücklich, daß das Interesse an der Wahrheit der religiösen Lehre zurücktreten müsse hinter der Erweisung erwecklicher Kraft. Nicht Wahrheit, sondern Wirksamkeit (power) sei die Losung. Auf dem Wege zur Heiligung unterscheidet er drei Stufen: Erstens der Mensch unter der Sünde, zweitens der Mensch über der Sünde, drittens der Mensch ohne Sünde. Dies ist der Punkt, wo der schwärmerische Charakter der Bewegung besonders deutlich hervortritt, und hier berührt sie sich mit ähnlichen früheren Erscheinungen namentlich mit der vor 7 Jahren durch den Methodisten Pearsall Smith hervorgerufenen, welcher mit seiner Forderung völliger Heiligkeit auch in Deutschland so viel Aufsehen machte und in gewissen Kreisen Bewunderung fand. Die Seligmacher unter General Booth rühmen mit vollem Munde die Wunder der Gnade, welche der Herr durch ihre Vermittlung vollbringe. Sie zählen Tausende von Bekehrten auf, welche sie aus dem Schlamm des Lasters und der schlimmsten Sünden zu einem nüchternen, ehrlichen, gottseligen Leben gebracht haben wollen, sie lassen Hunderte dieser höchst fragwürdigen Gestalten in Person vor dem Publikum auftreten, um mit eigenem Munde Zeugniß abzulegen von ihrer einstigen Verworfenheit und ihrer jetzigen Bekehrung. Der Kirche

und ihren Geistlichen machen sie den Vorwurf, daß sie viel zu elegant, viel zu fein und viel zu vornehm seien, um in die Cloaken der Verbrecherwelt und in die Hütten des Elends hinabzusteigen und Seelen zu retten; mit drohender Miene treten sie den Reichen gegenüber und weisen auf das sociale Elend hin, welches sie vor ihrer Thür liegen sähen, ohne zu helfen. „Hütet euch, sagen sie, daß nicht einst ein Tag der Abrechnung komme, wo die Massen, die ihr so vernachlässigt habt, sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit erheben und euch zerschmettern. Wir, wir allein können sie bändigen, indem wir ihnen die Religion und das Christenthum bringen. Also öffnet uns reichlich euren Beutel und spendet aus eurem Ueberfluß, was euch selbst ebenso sehr wie ihnen zum Heil gereicht. Dieser Appell an das böse Gewissen derer, welche sich ihr Leben lang nicht um das Elend ihrer Mitmenschen kümmern, hat wahrhaft colossale Erfolge erzielt. Tausende von Pfund Sterling werden dem „General" für seine Zwecke zur Disposition gestellt, jede Nummer des Vereinsblatts bringt lange Listen erklecklicher Beiträge für die verschiedenen guten Zwecke, und auch die Armuth ermangelt nicht, ihr Scherflein zahlreich beizusteuern. Man berechnet die regelmäßigen Einnahmen gegenwärtig auf 70,000 Pfd. Sterl. jährlich, d. i. 1,400,000 Mark, aber fast scheint es so, als brauchte Booth nur zu sagen: Ich muß so und so viel Tausende binnen der und der Frist haben, um von allen Ecken uud Enden einen wahren Gold- und Silberregen herbeizulocken. So machte er vor einigen Monaten bekannt, daß er die Absicht habe, eines der größten und elegantesten, aber auch verrufensten Tanzlocale im Osten Londons, das sogen. griechische Theater, anzukaufen, um es als Local zu seinen Gottesdiensten zu verwenden. Er sagte, daß ihm Bekehrte, die früher dort getrunken, getanzt und gesündigt, versichert hätten, wie in diesem einen Local mehr junge Seelen zu Grunde gerichtet worden seien als in irgend einem andern populären Vergnügungslocal

Londons. Da das Haus, fuhr er in seiner Bekantmachung fort, mitten im Quartier einer dichten Arbeiterbevölkerung liegt und weit und breit bekannt ist, wird es uns eine so günstige Gelegenheit bieten, wie wir sie noch nie gehabt, Zehntausende der schlimmsten Sorte Menschen zu sammeln, und wir hoffen sicher, daß viele von denen, die früher dort ihrem Verderben entgegengetanzt sind, bald auf derselben Stelle als solche gefunden werden, die sich in dem Herren freuen und andere zu ihm leiten. Und nun, sagt er, daß er innerhalb drei Wochen 16,750 Pfund (335,000 Mark) zusammenbringen müsse, wenn ihm der Kauf nicht entgehen solle. Da setzen sich alle seine Anhänger und Freunde in fieberhafte Bewegung, und das Geld wird beschafft. Bei der im Oktober 1882 veranstalteten Einweihung dieses Locals brachte die an dem einen Tage dort gesammelte Collekte eine Summe von 1320 Pfund (26,400 Mark) ein und zwar in einzelnen Posten zwischen 1 Schilling und 500 Pfund.

Dergleichen imponirt natürlich, zumal in England, und auch wir wollen die Macht und den Einfluß, der sich darin ausspricht, gern anerkennen. Es ist doch nicht anders zu denken, als daß solche Arbeit unter den Verlorenen ihren Segen stiftet. Muthet es uns auch nicht sonderlich an, wenn wir hören, wie über die bekehrten Seelen förmlich Buch geführt und bei jedem Bericht über einen Gottesdienst mitgetheilt wird, wie viel Seelen schließlich auf der Bußbank gesessen und sich für gerettet erklärt haben, so können wir doch nicht anders als glauben, daß von den Hunderten und Tausenden, die dort aufstehen und ihre Lebensgeschichte erzählen, eine Geschichte oft voll von allen Sündengräueln und Lastern, eine große Anzahl wirklich, wie sie behaupten, auf bessere Wege gebracht sind. Man mag die Aufrichtigkeit und Dauer dieser Bekehrungen zum Theil in Zweifel ziehen, Thatsache ist aber, daß für sehr viele Einzelne und Familien der Verband mit

dem Heer der Seligmacher ein moralischer Halt und der Impuls zu einem ehrbaren Lebenswandel geworden ist.

Diese Anerkennung wird denn auch dem „General" und seiner Armee in England fast von keiner Seite versagt. Die Königin selbst hat sich in einem Handschreiben an ihn in diesem Sinne ausgesprochen, die Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen der Staatskirche äußern sich bei verschiedenen Gelegenheiten ähnlich, wiewohl sie so manches Bedenkliche und so manchen Auswuchs der Sache nicht verkennen. In Deutschland haben die politischen Tagesblätter bisher, so viel wir wissen, nur die unserer Eigenart wiederstrebende, lärmende und lächerliche Seite der Bewegung hin und wieder durch einige drastische Mittheilung beleuchtet, es dürfte daher wohl angemessen sein, auch auf das unleugbare Verdienst und die beachtenswerthe missionierende Arbeit der Heilsarmee hierdurch einmal aufmerksam zu machen. In einem Lande, in welchem der obligatorische Schulunterricht noch eine ganz neue Einrichtung ist, in welchem die ältere Generation zum Theil in unglaublicher Unwissenheit und Rohheit aufgewachsen ist, und in welchem die socialen Gegensätze sich so furchtbar schroff gegenüber stehen, wird die urwüchsige Kraft des Volkes sich wohl immer von Zeit zu Zeit auch auf religiösem Gebiete in einer etwas drastischen Form Luft machen. Mehr oder minder trägt das kirchliche Leben in England überhaupt diesen eigenthümlichen, man möchte sagen acuten, drastischen, sensationellen Charakter. Die religiöse Empfindung spricht sich überall mit einer gewissen Naivetät und Kraft aus. Wir dürfen solche Erscheinungen nicht blos mit dem Maßstab unserer eigenen Verhältnisse und Anschauungen messen wollen, sonst werden wir ungerecht gegen die fremde Volksart. In Deutschland — das kann man wohl sagen — wäre eine solche Erscheinung in dieser Form undenkbar, höchstens kann man ein entferntes Analogon in der von Hofprediger Stöcker geleiteten Agitation erblicken, aber es fehlt in Deutschland auch die Vorbedingung

für den Erfolg solcher Secten, es fehlt die Zersplitterung in unzählige Kirchen, es fehlt die Weltstadt von 4 Millionen mit ihren Hunderttausenden verkommener Menschen, es fehlt vor allen Dingen die fabelhafte und ungebrochene Unwissenheit der Massen, die sich ohne Kritik von einer epidemisch wirkenden Gefühlserregung anstecken und hinreißen läßt, und es fehlt endlich die absolute Freiheit von polizeilichem Zwang, denn in Deutschland würde die Polizei ohne Zweifel sehr schnell einschreiten, wenn auch nur der zehnte Theil von Unfug verübt würde, den sich die Seligmacher zu Schulden kommen lassen. Daher schicken diese wohl Missionare nach Frankreich, Indien und Australien und behaupten auch dort große Erfolge zu erzielen, aber nach Deutschland werden sie kaum eine Gesandtschaft schicken, und wenn sie es thun sollten, so werden sie sicherlich mit Ausnahme der kleinen pietistischen Kreise, die von jeher englische und amerikanische religiöse Moden mitzumachen pflegen, keinen Boden und keinen Anklang bei uns finden.[2]) Das Vaterland eines Kant und Lessing stellt die Frage nach Wahrheit in der Religion nicht so zurück, daß es sich mit bloßen geistlichen Kraftproductionen imponiren oder gar genügen ließe. Von diesen letzteren müssen wir aber nunmehr ausführlich reden.

Man pflegt den Jesuiten nachzusagen, daß sie nach dem Grundsatze handeln: Der Zweck heiligt das Mittel. Wenn man aber alle diejenigen Jesuiten nennen wollte, welche demselben Grundsatze huldigen, so wäre die Welt voll von Jesuiten. Auch die Seligmacher in England glauben ihrem an sich guten Zweck, der Bekehrung der Sünder, alle möglichen Mittel dienstbar machen zu dürfen. Und hiermit kommen wir auf diejenige Seite der Sache, welche für unsere deutschen Begriffe und Anschauungen etwas Unbegreifliches, Ungeheuerliches, ja fast Unglaubliches enthält. Wir meinen die marktschreierische, lärmende, ja man muß sagen schamlose Art der Propaganda, welche da getrieben wird. Wenn Jesus seine Jünger warnte, das Heiligthum nicht

den Hunden zu geben und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen, wenn es von ihm selbst heißt, man habe sein Geschrei nicht gehört auf den Gassen, so können die Seligmacher in beiden Beziehungen als der entschiedenste Gegensatz gegen ihn gelten. Denn ein rücksichtsloseres Ausbieten und Anpreisen der christlichen Heiligthümer und der Erfahrungen des Herzenslebens vor den rohesten und gemeinsten Menschen ist wohl in der christlichen Kirchengeschichte noch nicht dagewesen, und ebenso dürfte die Art der Reclame, welche die Seligmacher für ihre Sache in Wort, Schrift und Aufzügen zur Anwendung bringen, bisher für religiöse Zwecke unerhört gewesen sein. Wir wollen versuchen, im Folgenden eine Schilderung ihrer Versammlungen zu geben, wie wir sie an verschiedenen Stellen selbst gesehen haben, und Auszüge aus ihrem officiellen Journal (dem „War cry") mittheilen, welche mit ihren eigenen Worten ihr ganzes Thun und Treiben auf das bezeichnendste darstellen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Seligkeitssoldaten in ganz England wöchentlich 4950 Gottesdienste halten. Von diesen kommt eine erkleckliche Anzahl natürlich auf London, und zwar sind die Locale derart über die Stadt vertheilt, daß man in jedem Stadtviertel leicht eines davon erreichen kann. Die große Halle in Oxfordstreet z. B. zieht jeden Abend große Schaaren von Andächtigen aus dem feinen Westend herbei, während im Norden und Osten sich ein sehr anderes, wenig feines und gewähltes Publikum in den Sälen der Armee zusammendrängt. Ihr größtes Gebäude ist die große Seligkeitsversammlungshalle (Salvation Congress Hall) in der Vorstadt Clapton, welche 5000 Menschen bequem faßt und oft genug mit 6000 vollgestopft wird. Betreten wir einmal eines dieser Locale und hören den Reden zu. Wir finden einen geräumigen, mit Bänken dicht besetzten Saal, an dessen Wänden sich Emporen entlang ziehen, ebenfalls mit Bänken und Hörern besetzt. Den Eingangsthüren

gegenüber an der entgegengesetzten Seite eine große, mählich ansteigende Bühne, wie für ein Orchester, auf welcher gleichfalls Bänke stehen. Hier sitzt Alles, was in irgend einer officiellen Beziehung zur Armee steht, viele Männer und Frauen in der blauen Uniform mit dem großen Buchstaben S (Salvation, Seligkeit) an Kragen und Achselklappen, oder den Worten Salvation Army in großen gelben Buchstaben quer über die Brust befestigt, die Frauen mit einem besonders geformten einfachen Hut und einem schlichten, besonders geschnittenen dunkelblauen Kleide, aber auch viele ohne Uniform, nur mit einer Schleife in den Farben der Seligmacher decorirt. An den Wänden entlang laufen in großen Buchstaben Sprüche, die den Ankömmling mit ernsten Gewissensfragen begrüßen, z. B.: Wo werde ich die Ewigkeit zubringen? Siehe, ich komme schnell. Jetzt ist die angenehme Zeit. Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr. Laß Gott seinen eigenen Weg mit dir gehen. Was dünket euch von Christo? — Gegen 8 Uhr füllt sich allmählich der Saal, den Kommenden werden kleine rothe Hefte mit den Liedern für einen Groschen verkauft. Eine Anzahl der Seligkeitssoldaten, und zwar oft auch Frauen und Kinder, sind mit Tambourins, Harmonikas, Geigen und Triangeln versehen und bilden ein kleines, nicht gerade himmlisches Musikcorps zur Begleitung der Gesänge. Ein junger Mensch von etwa 17 oder 20 Jahren erhebt sich auf der Bühne, zeigt mit vielen salbungsvollen Worten das Lied an und bittet alle Anwesenden, ob sie gläubig oder ungläubig, aus Andacht oder aus Neugierde gekommen seien, doch ja mitzusingen, sie würden dann schon erfahren, welcher Segen darauf liege. Dies ist ein bezeichnender Zug psychologischer Klugheit und Menschenkenntniß, denn alle Erfahrung lehrt, daß der Zauber gemeinsam in großer Versammlung gesungener Lieder auch bei widerstrebenden Gemüthern eine fast unwiderstehliche Wirkung zu üben pflegt. Die schleppenden, trägen, von der halben Versammlung mit Gähnen gesungenen

Choräle in manchen unserer Kirchen tragen sicher einen großen Theil der Schuld an der Unerbaulichkeit des Gottesdienstes. — Das kleine Groschenliederbuch enthält 131 Gesänge, welche in schnellem Tempo und in dem Rhythmus unserer Volkslieder gesungen werden. Die ganze Versammlung stimmt ein wie ein Mann, die Musik begleitet in nicht gerade unangenehmer Weise, wiewohl man sich an diese Art, geistliche Lieder mit Triangel und Tambourin zu begleiten, erst gewöhnen muß, und die Begeisterung der Versammlung steigt mit jedem Verse, so daß zuletzt die Tausende anfangen, den Tact mit den Füßen dazu zu treten, ein aufregendes und aufgeregtes Singen, das gegen das Ende immer schneller wird und stellenweise in ein förmliches Jauchzen übergeht. Die Schlußzeilen jedes Verses werden wiederholt gesungen, oft drei, vier Mal, je nachdem die Versammlung Wohlgefallen an dem Inhalt findet, und dies ist gewöhnlich der Fall, wenn die Worte vom Blute Jesu und seiner sündentilgenden Kraft sprechen. Da schwelgt man ordentlich in dem Bewußtsein der Versöhnung und kann den Refrain gar nicht oft genug wiederholen. Ueberdies benutzte bei unserer Anwesenheit der jugendliche Vorsänger seine Würde noch besonders dazu, um zwischen den Versen kurze Ansprachen an die Versammlung zu halten, in welchen er auf die Schönheiten des Textes besonders aufmerksam machte und einzelne Verse als das non plus ultra von Trost und Entzücken bezeichnete. So ließ er den einen ganzen Vers nicht weniger als vier Mal hintereinander, den Refrain also acht Mal singen, weil er, wie er sagte, sich daran gar nicht satt hören könne. Die Worte lauteten:

Und ob wir Sünder sind zumal, Jesus starb!
Und ob die Krone unseres Friedens verloren ist, Jesus starb!
Wir können gereinigt werden von jedem Flecken,
Wir können wieder mit Seligkeit gekrönt werden
Und in jenem Lande der Herrlichkeit herrschen, Jesus starb.

So ergreifend das Singen mit dieser allgemeinen Begeisterung an sich aber auch war, das salbadernde, beredte Geschwätz dieses grünen bartlosen Jungen, der da vor aller Welt von seinen inneren Erfahrungen und geistlichen Erlebnissen mit ungeheurem Selbstbewußtsein orakelte, machte einen widerwärtigen Eindruck.

Nach dem ersten Liede forderte ein „Seligkeitsmajor" die Versammlung zum Gebet auf, und indem er sich auf der Bühne vor aller Augen in eine halb kniende Stellung über die Brüstung warf, fing er an, mit starken und beweglichen Worten die Barmherzigkeit Gottes um Segen für diese Versammlung anzuflehen. Bald wurde aus dem Gebet ein förmliches Schreien, ja Brüllen, ein Ringen mit Gott, als wolle er ihn zwingen, hernieder zu kommen und zu segnen. Die Augen fest geschlossen warf der Beter sich mit dem ganzen Körper hin und her, krümmte sich und riß sich mit der Hand im Gesicht, während um ihn her bald vereinzelt, bald im Chor Stimmen laut wurden, die mitbeteten, Amen und Gott sei gelobt (Lord be blessed) dazwischen riefen. In Schweiß gebadet wie ein rasender Derwisch hörte der Mann auf und lief schnell hinaus, wahrscheinlich um sich trocken anzuziehen. Nun erhebt sich eine Frau auf der Bühne und erzählt mit monotoner Stimme ihre Bekehrungsgeschichte. Schon als junges Mädchen habe ihre gute selige Mutter sie oft ermahnt, fromm zu sein und wenn sie sich vor dem Gelächter der Leute fürchtete, zu ihr gesagt: „Mein Kind, sie können dich wohl in die Hölle hineinlachen, aber sie lachen dich nicht wieder heraus aus ihr." Nun folgt eine Schilderung ihrer früheren Weltförmigkeit und endlich die Erzählung, wie sie zuerst die Versammlungen der Heilsarmee kennen gelernt hat und dort zum Frieden gekommen ist. „Jetzt", schließt sie, „bin ich gerettet" — Halleluja! Gloria! Gloria! schreien die Andern dazwischen — „und ihr lieben Leute kommt, o kommt auch und laßt euch von Jesus retten." In diesem Genre sind alle Reden, das Sünden- und Lasterleben ist das eine Mal etwas

gröber gewesen, das andere Mal feiner, im Uebrigen sind sich alle diese Bekehrungsgeschichten so ähnlich wie ein Ei dem andern, und hat man zwei oder drei gehört, so kennt man sie alle. Etwas Anderes aber wird in diesen Versammlungen kaum je gepredigt. Die Ansprachen sind stets kurz, fünf bis zehn Minuten lang, dazwischen dann wieder Lieder und Gebete wie oben geschildert. Den Höhepunkt aber erreicht der Enthusiasmus, wenn, im Jargon der Seligmacher zu reden, „die Siegesbeute", die sogenannten „Trophäen", vorgeführt werden. Je schwärzer und höllischer in seinem früheren Leben ein Galgenstrick gewesen ist, desto größer der Triumph, wenn er sich schluchzend auf die Bußbank wirft und unter Freudenthränen schreit: „Gloria! Gloria! Ich bin gerettet." Geschieht irgend etwas dieser Art in der Versammlung oder will man wie z. B. bei der Einweihung des griechischen Theaters als Gotteshaus einen großen Triumph ausdrücken, dann commandirt der General mitten im Gottesdienst: Feuert eine Salve ab, und alle Tambourins fangen an zu rasseln begleitet von tausendstimmigem Amengeschrei. Er selbst commandirt auch beim Gesang: „Pflanzt die Bayonette auf", worauf alle die rechte Hand erheben und so stehend weiter singen. Trunkenbolde, Spieler, Faustkämpfer, Rabenväter, feile Dirnen hier ihre einstigen Schandthaten erzählen zu hören gehört zu dem alltäglichen Hochgenuß dieser Versammlungen und giebt ihnen für den Gaumen nicht blos des gemeinen Mannes, sondern auch des verwöhnten Wüstlings eine Würze, deren jede regelrechte und ehrbare Predigt naturgemäß entbehrt. Tritt aber gar ein Todtschläger oder Mörder oder auch nur einer, der beinahe zum Morde gekommen ist, auf, dann rühmt das amtliche Blatt gewiß nachher die Versammlung als ganz besonders erbaulich.

In Clapton wohnten wir einer solchen Scene unter freiem Himmel bei. Hinter der Congreßhalle auf einem freien Platze hatten sie ein drei Fuß hohes Podium errichtet, auf welchem

18 Mädchen in der Uniform der Armee (blaue Kleider mit gelben Schnüren) standen. Es waren solche Gerettete, die in der Sprache der Seligmacher „Hallelujahmädchen" genannt werden. Auf ihren breiten und gemeinen Gesichtern lagerte noch sichtbar der Ausdruck äußerster Verworfenheit, Sinnlichkeit und Rohheit. Sie waren zum Theil mit Tambourins versehen, eine kratzte auch jämmerlich auf einer Geige, und so fingen sie an, zuerst ein Lied zu singen und zu spielen und dann trat eine nach der andern auf und gab mit heiserer Stimme ihre Lebensgeschichte zum Besten. Im Hintergrunde bewegte sich ein eben so gemein und dazu versoffen aussehender Mensch in der Uniform, der mit stierem Blick den Erzählungen zuhörte, auch die Lieder mitbrummte. Das war auch eine der „Trophäen". Das Publikum aber hier unter freiem Himmel benahm sich nicht so zurückhaltend und anständig, wie in den geschlossenen Räumen. Gassenjungen stießen und prügelten sich unmittelbar vor der Bühne, spöttische Bemerkungen und rohes Lachen wurden hier und da laut, Schaaren von Zuhörern kamen und gingen wieder, und wenn die Lieder gesungen wurden, sang fast kein Mensch aus dem Publikum mit, nur die Straßenjungen heulten unter Hohngelächter den leicht behaltbaren Refrain, der bei jedem Verse sich wiederholte:

nothing but the blood of Jesus
Nichts als das Blut Jesu (kann uns retten).

Stellt man aber einen der Officiere über solchen Unfug zur Rede und spricht von Entweihung des Heiligen, so antwortet er: „Sie kennen unser Volk nicht. Zuerst kommen sie aus Neugier und Lust am Spektakel und lachen über uns, aber indem sie lachen, fangen sie schon an nachzudenken, und dann kommen sie wieder und wieder und schließlich gehen sie zu uns über." Der Zweck heiligt eben das Mittel.

Von diesem Grundsatze aus allein läßt es sich erklären, daß geradezu ärgerliche und lärmende öffentliche Schaustellungen, Um-

züge und Paraden von der Heilsarmee veranstaltet werden, um vermittelst der Schauluſt und Neugierde des Volkes Zuhörer für ihre Predigten anzulocken. Wenn ſie z. B. in einer kleinen Stadt Verſammlung anſagen, ſo ſammeln ſie ſich wie ein Bataillon oder Regiment Soldaten und marſchiren in Colonnen, Muſik an der Spitze und ihre geiſtlichen Lieder ſingend auf den Marktplatz. Iſt der General Booth dabei, ſo wird er ſammt ſeiner Gattin, die nicht weniger eifrig predigt als er ſelbſt, in einem Wagen feierlich eingeholt und wie ein Feldherr von ſeinen Truppen zu Fuß und zu Pferde begrüßt. Mitunter giebt es bei ſolchen Aufzügen Conflicte mit der Polizei, welche die Sperrung der Straßen durch den Zug nicht dulden will, oder mit einzelnen Paſſanten, welche es wagen, durch eine Lücke der Marſchcolonne durchlaufen zu wollen. Dieſe methodiſtiſchen Heilsſoldaten verfahren in ſolchem Falle nicht weniger fanatiſch als manche katholiſche Proceſſionen, ſtoßen die Leute gewaltſam zurück und rühmen ſich hernach in ihrer Zeitung noch deſſen. Werden ſie von dem Friedensrichter dafür belangt, ſo weigern ſie ſich ſtandhaft, irgend eine Geldſtrafe zu zahlen, laſſen ſich lieber einige Tage einſperren und geberden ſich dann als Märtyrer, welche gewürdigt worden ſind, für die Sache des Herrn Verfolgung zu leiden. In neueſter Zeit haben ſie aber auch oft von den Rohheiten eines ihnen feindlichen Pöbels zu leiden gehabt, ihre Prozeſſionen ſind geſtört, Frauen dabei zu Boden geſtoßen und geſchlagen worden, was ſie natürlich alles als ihr ehrenvolles Märtyrerthum betrachten. Booth verlangt ausdrücklich, daß ſeine Officiere das Ungewöhnliche hervorkehren und bekannt machen ſollen wie z. B., daß ihre Prozeſſionen von Frauen geleitet würden u. dgl. m. Die Reklame mit ſolchen Dingen iſt durchaus bewußte Abſicht. Eine der großartigſten und in dieſer Weiſe vielleicht noch nicht dageweſenen Demonſtrationen und Schauſtellungen haben ſie am 3. Juli als einem nationalen Bettage in Scene geſetzt. Für dieſen Tag nämlich hatte der „General“ den

riesigen Alexandrapalast in London gemiethet, ein Gebäude, das dem Krystallpalast in Sydenham ähnlich gebaut ist und mit seinen ausgedehnten Parkanlagen, Vergnügungsanstalten und Concerten jenem auch Concurrenz macht. Für den 3. Juli, einen Sonntag, waren die sämmtlichen Vergnügungen dort natürlich suspendirt und der Ausschank von geistigen Getränken verboten. Und nun wurde drei Wochen lang vorher London und ganz Englaud mit Placaten, Annoncen und kleinen Anzeigezetteln förmlich überschwemmt, auf denen man wie bei einer Anpreisung einer Kunstreitergesellschaft oder reisenden Menagerie lesen konnte, was für Herrlichkeiten und was für Genüsse die Seligmacher im Alexandrapalast den Besuchern gegen ein mäßiges Entrée bieten würden. Das Programm, das, so viel wir wissen, stricte durchgeführt worden ist, ist so charakteristisch und enthält so unglaubliche Einzelheiten, daß wir wohl am besten thun es hier wörtlich (in Uebersetzung) wiederzugeben. Man kann sich sonst trotz aller Beschreibungen kein zutreffendes Bild von der Sache machen. Es lautet:

„Alexandrapalast, am 3. Juli unser 17. Jahresfest. Die Thore werden um 9 Uhr Morgens geöffnet, um uns zum Lob Gottes einzulassen. Um 11 Uhr Vormittags große allgemeine Heiligkeitsdemonstration. Von 2 bis 1/25 Uhr Massenversammlungen unter dem Commando der Stabsofficiere an verschiedenen Stellen des Gartens. Alle Majors werden zugegen sein. Um 1/2 6 Uhr werden sich alle Truppen um ihre Fahnen sammeln zu dem großen Vorbeimarsch um die Rennbahn. Die indische Expedition, welche im Begriff ist nach Indien gesandt zu werden, wird in Uniform der Eingeborenen auf einem Elephanten erscheinen. Die australische Abtheilung wird in australischer Uniform zugegen sein. Corps und Musikbanden vom Lande werden gut thun, sich alsbald zu melden, so daß Separatzüge beschafft werden können. Um 7 Uhr Abends Frau Booth auf dem Theater (natürlich mit einer geistlichen Ansprache, aber das wird nicht gesagt, so daß

Unwissende glauben können zu einer Theatervorstellung zu gehen). Der General wird die Ausstellung der Trophäen (das sind die bekehrten Trunkenbolde, Diebe, Dirnen u. s. w.) in der Concerthalle leiten. Hauptmann Booth und die Cadetten werden einen großen Sturm auf den Feind ausführen. (Darunter verstehen sie scharfe Bekehrungspredigten.) Außerdem noch so viele andere Sachen, als wünschenswerth scheinen (!) und zuletzt großes Riesendankconcert im Hauptschiff des Palastes unter Begleitung der großen Orgel und sämmtlicher Blech- und anderer Musik, soll anfangen um 9 Uhr. Besondere Gottesdienste werden von französischen, schwedischen und deutschen Repräsentanten gehalten werden. Leute aus allen Völkern unter der Sonne werden willkommen sein. Billets inclusive Eisenbahnfahrt zu haben im Hauptquartier zu 1 Mk. 50 Pf., Kinder unter 12 Jahren die Hälfte. Extrazüge aus allen Theilen des Königreichs. Nehmt eure Billets vorher, daß ihr nicht in das große Gedränge gerathet."

Wir fügen zu diesem Programm kein Wort hinzu, es spricht für sich selbst, und unterlassen es auch, die ausführlichen Schilderungen der Zeitungen über den Verlauf des Festes selber wiederzugeben, dessen Besucher zwischen 20- und 30,000 geschätzt wurden. Es war in der Hauptsache eben nichts Anderes als eine der gewöhnlichen Bekehrungsversammlungen im Großen. Der große Paradevorbeimarsch soll von 3500 Seligkeitssoldaten ausgeführt worden sein, und die Berichterstatter rühmten es als eine wohl anzuerkennende Thatsache, daß, wenn auch hin und wieder ein rohes Element sich bemerklich machte, doch keine Prügelei die Ordnung gestört habe. Auch drückten sie ihre Befriedigung darüber aus, daß so viele junge Bengel von der Straße, welche sonst Unfug anstiften, hier gleichsam gebändigt und in Ordnung gehalten zu sehen gewesen seien. Wenn General Booth diese Elemente dauernd fesseln könne, müsse man die Wahl seiner Mittel zu solchem Zweck nicht zu ängstlich erwägen. Der Zweck heiligt die Mittel.

Trotz alledem aber hat die Sprache der Seligmacher in den erwähnten Ausdrücken noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. In der Anzeige einer andern Versammlung, welche wir in einer englischen kirchlichen Zeitschrift (The Guardian 1882 Nr. 1909) erwähnt finden, geht sie geradezu ins Lästerliche über, als wäre sie absichtlich darauf berechnet, das Heilige zu verspotten. Da lesen wir die Anzeige eines Gottesdienstes, bei welchem eine „große Ausstellung von Hallelujahmädchen" stattfinden werde; ein anderer wird als ein „Feuer- und Schwefelgottesdienst" angekündigt, soll heißen, bei welchem die Hölle den Hörern heiß gemacht werden solle; für einen dritten werden gar die einzelnen Stunden folgendermaßen bezeichnet: „Um 11 Uhr Herabkommen des heiligen Geistes, um 1/2 3 Uhr furchtbare Gemüthlichkeit (free and easy), um 1/2 7 Uhr großer Angriff auf den Teufel, um 9 Uhr Hallelujahgalopp." Liest sich das nicht, als wären es Hohn- und Spottausdrücke der schlimmsten Gegner? Und doch sind es ernstliche Anzeigen der Heilsarmee selber, in denen diese Sprache gebraucht wird. General Booth kennt, billigt und gebraucht sie selber. Es ist, wie wenn der gröbste amerikanische Annoncenhumbug zu Ehren gebracht und im Dienste des Christenthums verwendet werden sollte. Der Zweck muß auch dieses Mittel heiligen.

Und nun werfen wir einmal einen Blick in das amtliche, im sogenannten Hauptquartier in London herausgegebene Blatt der Armee, in die Spalten des „War Cry". Da finden wir wieder jede Art von Reclame, welche die Neuzeit in der populären Presse erfunden hat, auch die ordinärste, unbedenklich angeeignet und benutzt. Nicht blos, daß grimmige Holzschnitte die Bilder der Seligkeitsofficiere, Männer wie Frauen, oder Scenen aus dem früheren Leben der bekehrten Räuber und daneben andere Scenen aus den Gottesdiensten u. dgl. darstellen, sondern es werden auch Telegramme aus dem ganzen Königreiche England in langer Reihe gebracht, die von nichts weiter handeln, als den großartigen Erfolgen, welche

die Versammlungen hier und dort im Lande gehabt haben. Die Zahl der bekehrten Seelen spielt dabei die Hauptrolle. So lesen wir z. B. in der Nummer vom 15. Juni folgende „Neuesten Telegramme“:

Glorreiche Eröffnung der Seligkeitshalle in Barnsley. Monstre-Demonstrationen unter freiem Himmel. Hunderte im Zuge. Halle vollgestopft Nachmittags und Abends, alle Herzen überzeugt. Gesang großartig. Reden schlugen ein. Viele weinten. Dutzende, zu des Heilands Füßen, fanden Frieden. Große Heilssalven abgefeuert (damit ist das Geschrei von Amen und Hallelujah gemeint), Alle fröhlich beisammen. Dutzende hielten Ansprachen unter großer Begeisterung. Zum Schlusse große Heilskrönung (Salvation coronation, womit wahrscheinlich das in den Versammlungen übliche Schwenken mit allen Taschentüchern gemeint ist.) Collecten gut. Kapitän Harrison.

Ein anderes aus Devonport: General am Sonnabend mit Musik, Fahnen und großer Militärmacht bewillkommnet. Platz gedrängt voll. Große Begeisterung. Major hielt Ansprache, Hunderte weinten und priesen Gott. Viele Seelen schrien laut um Gnade, Soldaten jauchzten, Gott, Engel und Heilsarmee triumphirten. Major Davy.

Ein drittes aus Spennymoor: Gestern Blechmusik, glänzender Aufmarsch, große Volksmenge, Halle vollgestopft, mächtige Versammlung. 18 Seelen in der Blutquelle. Hallelujah!

Wieder in anderen Telegrammen und Nachrichten wird die Vergleichung mit einer kämpfenden Armee bis zu wahrhaft ekelhaften Ausdrücken durchgeführt. So heißt es u. A. von besonders glänzenden Gottesdiensten: Der Gesang der beiden Fräulein Emma und Eva Booth nahm die Hörer mit Sturm, Heilsgranaten flogen in allen Richtungen, die großen Golgathakanonen (Calvary cannons) wurden abgefeuert und das Feuer eine Stunde lang unterhalten. Darauf großer Angriff der drei Bataillone

gegen die drei Forts, welche gedrängt voll waren. Das Bombardement begann, die Mauern des Stolzes, der Selbstsucht und des Mammons wurden niedergelegt, Dutzende von Herzen eingenommen, fingen an zu feuern. Dann Friede erklärt. Nachmittag keine Parade. In der Nacht die Straßen mit Flüchtlingen angefüllt, Tausende suchten Unterkunft in unseren Quartieren, aber Tausende mußten draußen bleiben. Unsere Fahnen aufgehißt. Viele Freiwillige strömten zu ihnen, diejenigen, welche keinen Pardon nahmen, sitzen jetzt im Gefängnisse ihres Elends. Tausende kommen, um den General und die Sieger zu sehen. — Dieser Bericht ist noch dazu im Namen des Generals von einem Major verfaßt.

In einem andern Bericht aus einem Städtchen mit dem poetischen Namen Drypool (Trockenpfuhl) lasen wir: Sonntag war der Tag aller Tage, der den Einwohnern Drypools ewig unvergeßlich bleiben wird, denn die Leute stürzten förmlich über einander, um unsere zwölf Hallelujahmirjams zu sehen, die in Zigeunercostüm gekleidet waren. Meine Frau mit ihrem Riesentambourin stand an ihrer Spitze, die Straßen waren von eifrigen Zuschauern besetzt, am Abend aber war der Anblick unbeschreiblich, die Straße beinahe verstopft, als wir in unsere Kaserne (d. i. das gottesdienstliche Lokal) zogen. Letztere war in wenigen Minuten gedrängt voll, und viele mußten umkehren. Drinnen große Versammlung, aber nur eine Seele hatte Muth genug vorzutreten und Vergebung zu erflehen, obgleich Dutzende in Thränen schwammen. O mag Gott uns helfen weiter zu dringen, denn wir werden siegen, ob auch Erde und Hölle sich widersetzen. Sieg oder Tod ist unsre Losung. Capitän James Hunt.

Die unfreiwillige Komik dieser Sprache bleibt natürlich auch in England nicht ohne Wirkung, aber die ungebildeten Massen empfinden sie nicht, und die gebildeten, welche sie empfinden, sind eben nicht die Leute, auf welche Booth rechnet.

„Knieexercitien, Knieparaden, Hallelujahexercieren, Blut und Feuersoldaten (Blut Jesu, Feuer des h. Geistes)", das sind alltägliche Ausdrücke in dieser Armee, die wie gemacht zu sein scheinen, um die biblischen Wahrheiten und Sprechweise zu carrikiren und zu travestiren. Oder könnte ein boshaftes Witzblatt schlimmere Carrikaturen gegen das Christenthum erfinden? Ist es nicht, als ob der religiöse Wahnsinn in eine regelrechte Methode gebracht und von Hunderttausenden mit Vergnügen gepflegt würde?

Und was für Geschichten finden wir in den Spalten des citirten Journals? Hunderte kleiner Bekehrungs-Anekdoten mit irgend einer recht auffälligen, fett gedruckten Ueberschrift füllen die vier großen Folioseiten an. Wir setzen einige dieser Ueberschriften hier her: Geh' zur Hölle, wenn du willst. Reine Luftröhren. Die Hallelujah-Sappeurs. Wie seine Frau seine Haut rettete. Eine wandelnde Bibel. Einer von des Teufels Fiedlern gerettet. Jesus in der Kohlengrube. Des Teufels Leichenpredigt. Der Bajazzo und der Höker. Die drei lustigen Schlächter. Gasröhren und Seelenretten. Die drei Schwarzen. Denke an Lots Weib. Der Geruch eines Oellappens als Sonntagsessen. Der besonnene Tuchhändler. So schlau wie der Teufel. Zwei blaue Augen und eine zerschlagene Nase. Die glückliche Emilie. Das Apfelsinenjettchen. Ein Groschenbrod und ein Glas Bier. Major Corbridge und das Zigeunermädchen. Nigger Bob. Tanzfritze, der Mordgeselle und andere wundervolle Charaktere gerettet. Heilung eines Stotterers (welcher seinen Fehler durch seine Bekehrung verloren haben soll, wird als großes Wunder Gottes gepriesen). Teufelshöhlen und blaue Augen. Morgens betrunken und Abends gerettet. Der große Elephant in Hampstead. Die Pistole und das Gehirn der Frau. Ein Taubstummer redet (wird als zweites großes Wunder gepriesen).

Wir bemerken hierbei, daß diese ganze Musterſammlung von Ueberschriften nicht etwa mit Mühe aus vielen Nummern zusam-

mengesucht ist, sondern daß sie sämmtlich nur so auf den ersten Blick aus zwei Nummern des Blattes herausgegriffen sind. Was für eine Phantasie muß dazu gehören, einen ganzen Jahrgang dieser gottseligen Zeitschrift in solcher Weise mit Titeln zu versorgen, und welche veredelnde Wirkung muß eine derartige Lectüre auf die Hunderttausende von Abonnenten ausüben, die das Blatt als ihr einziges Orakel halten und lesen. Scheint es nicht, als hätten die Redacteure das Wort des großen Apostels, er sei Allen Alles geworden, den Juden ein Jude und den Heiden ein Heide, dahin verstanden, sie müßten auch dem Pöbel sich gleichstellen und ihm pöbelhafte Lectüre bieten?

Daß der Inhalt dieser Lesestücke vollkommen auf der Höhe der Ueberschriften steht, brauchen wir kaum zu versichern. Doch wollen wir unsern Lesern auch in dieser Beziehung ein eigenes Urtheil ermöglichen und ihnen einige Proben nicht vorenthalten.

Da heißt es z. B. aus Hereford: „Der Kampf gegen die Sünde wird hier fortgesetzt. Der Teufel fährt dabei am schlimmsten. Er dachte, die Hölle ist heiß, aber dies hier ist doch noch heißer. Einer seiner Kämpfer, der unter der schweren Artillerie der Heilsarmee gefallen ist, hat erklärt, daß die Portionen, welche er im Dienste des Teufels zu erhalten pflegte, in einem Groschenbrod und einem Glase Bier bestanden. „Jetzt dagegen, sagte er, kann ich Sonntags drei ordentliche Mahlzeiten genießen, was ich früher höchstens im Laufe von drei Wochen bekam. Ah, fügte er hinzu, indem er mit der Hand auf die Tasche schlug, jetzt lege ich mein Geld hier an statt es ins Wirthshaus zu tragen und kann meine Miethe bezahlen, Hallelujah!" — Ein junges Mädchen wurde Sonntag Abend bekehrt und ging nach Hause. Ihr Vater und ihre Mutter waren beim Abendessen, sie aber fiel sogleich auf die Knie und bat sie, mit ihr zu beten. Da ließen sie ihr Abendbrod und beteten mit. Vater und Mutter sind seitdem auf der Bußbank erschienen. Gehe hin und thue desgleichen. O Gott, rufen wir, rette Hereford!"

„Sonnabend Abend erzählte einer der Brüder: Letzten Weihnachtsabend war ich so betrunken, daß ich 10 Fuß tief über eine Mauer hinunterstürzte und eine Thür zerschlug, wofür ich 1 Mk. 50 Pf. zu bezahlen hatte. Gott sei Dank, jetzt habe ich Bier und Taback aufgegeben und denke mein Tabackgeld in Zukunft der Heilsarmee zu geben. Ein anderer, der vor drei Wochen bekehrt wurde, sagte, daß er sich nicht erinnern könne, seit sechs Jahren eine einzige Nacht nüchtern zu Bett gegangen zu sein."

Aus Widnes berichtet ein „Sergeant": „Eine Woche lang war die ganze Stadt durch große Zettel an den Mauern in Aufregung gesetzt worden, die ungefähr folgendermaßen bedruckt waren: Halloh! Halloh! Sie kommen. Wer? Nun, die Seligmacher. Wann? Nächsten Sonntag in die Exercierhalle, und sie werden die 81-Tonnen-Kanone bei sich haben und Scharfschützen, auch die Zwillinge der Heilsarmee und eine Menge solcher, welche den Wirthshäusern und Pfandleihern Valet gesagt haben. Alle Arten von Sündern sind willkommen. Amen. Wir hatten den Tag über einige glänzende Versammlungen. Fünf Seelen in der Quelle (von Jesu Blut) und sechs Pfund Collecte."

Ganz in Harmonie mit dieser Art von Geschichten und Berichterstattung ist auch die Poesie, welche zu Ehren der Heilsarmee und zum Gebrauch bei ihren Festen von ihren Mitgliedern geleistet wird. So sangen die Helden dieses Heeres in einer Versammlung z. B. folgende Zeilen, indem sie ihre Fahnen und Taschentücher im Takt dabei schwenkten:

Pull, soldiers, pull, and pull the glory down!
Pull, soldiers, pull, we're going to wear a crown.
Pulling while we're singing, pulling while we pray,
Pulling down glory all the way.

Zieht, Soldaten, zieht, zieht die Seligkeit hernieder!
Zieht, Soldaten, zieht, wir werden Kronen tragen.
Wir ziehen, während wir singen, wir ziehen, während wir beten,
Wir ziehen den Himmel hernieder allezeit.

Ein anderer Geſang iſt mit der ausdrücklichen Bezeichnung „Original für den Kriegsſchrei“ von dem Journal dieſes Namens abgedruckt worden. Der Dichter nennt ſich Major Pearſon und ſcheint den Beruf, als Tyrtäus dieſes Heeres zu wirken, in ſich zu fühlen. Der Heldengeſang trägt die Ueberſchrift: Nie weglaufen! (Never run away!) ein Ausdruck, der in England, wo ſo viele run away matches, d. h. Entführungen vorkommen, ſehr zweideutig klingt. Wir geben nur Anfang und Schluß dieſes ſchönen Liedes:

To save the world is our desire,
For enemies we pray,
If foes conspire, we'll stand the fire
And never, never run away.
We're marching on, to conquer all,
Before our God the world shall fall,
We'll face the foe, to battle go,
And never, never run away.
What? never run away? No, never run away!
What? never run away? No, never run away!

We'll face the foe, to battle go.
And never, never run away.

Onward we'll march, with flags unfurled,
Jesus shall have the sway,
Like him, who died to save the world,
We'll never, never run away.

Die Welt zu retten iſt unſer Wunſch,
Für unſere Feinde beten wir,
Wenn die Gegner ſich verſchwören, wollen wir dem Feuer Stand halten
Und niemals, niemals weglaufen.

(Chorus.)

Wir ziehen drauf los alles zu beſiegen,
Vor unſerm Gott ſoll die Welt erliegen,
Wir wollen dem Feind die Stirn bieten, in die Schlacht ziehen
Und niemals, niemals weglaufen.
Was? Niemals weglaufen? Nein, niemals weglaufen!

Was? Niemals weglaufen? Nein u. ſ. w.
Vorwärts ziehen wir mit wehenden Fahnen,
Jeſus ſoll die Herrſchaft haben,
Wie er, der ſtarb, um die Welt zu retten,
Wollen wir niemals, niemals weglaufen.

Eine beſonders wichtige Rolle aber in den Reden und Liedern ſpielt der Teufel, deſſen Dienſt ja eben ſo viele dieſer Soldaten und Offiziere entlaufen ſind. So ſingen ſie z. B.

The Devil and me	Der Teufel und ich
We cant agree.	Wir ſtimmen nicht
I hate him	Ich haſſe ihn
And he hates me.	Und er haßt mich.
He had me once	Er hatte mich einſt
And he let me go.	Und er ließ mich gehn.
He wants me again,	Er will mich wieder,
But I will not go	Aber ich will nicht gehn.

Und als General Booth das Griechiſche Theater zu Gottesdienſten weihte, ließ er ſingen:

The Devil is mad	Der Teufel iſt toll
And we are glad,	Und wir ſind froh.
Because he's lost	Weil er verlor
This trap he had	Dieſe Falle, die er beſaß.

Faſt Unglaubliches leiſten aber namentlich die Redner in dieſem Genre.

„Ich bin ſo ſchwarz geweſen wie der Teufel aus der Hölle mich nur hat machen können," ſagte einer von ihnen in ſeiner Rede, „aber jetzt bin ich weiß und rein durch die Gnade des Herrn Jeſus. Gott hat mich nun 6 Monate vor jeder Sünde behütet, und ich fühle die Zuverſicht, daß er mich noch weitere 6 Monate behüten kann". Ein ſogenannter Lieutenant ſagte bei ebenſolcher Gelegenheit: „Na, wenn ich jemals voll geweſen bin — vom heiligen Geiſt, ſo iſt es heute Abend". Ein dritter bekannte: er ſei anfänglich nur in die Verſammlung gekommen, weil er gehört habe, es ſeien ſo viel hübſche Mädchen da, und wiewohl ihm ſein Kamerad Nante Jones gedroht habe, ihm die Naſe entzwei zu ſchlagen, wenn er hinginge, ſei er doch gekommen.

Und nun habe ihn der Geist Gottes ergriffen. Ein vierter betete: „Adieu Teufel, du bist aus mir ausgefahren für immer, Adieu, Adieu!“ Und ein allgemeines Geschrei aus allen Theilen der Versammlung antwortete darauf als Echo: „Adieu, Teufel, Adieu! Amen, Hallelujah!“ — Wieder in einer andern Versammlung gebrauchte ein Redner das Wort Teufel so häufig, daß seine hinter ihm sitzenden Mitbekehrten sich darüber amüsirten und anfingen zu lachen. Da dreht jener sich kurz um und sagt: „Hier hinter mir sehe ich auch einige Männer sitzen, welche verteufelte Sünder gewesen sind, aber nun sind sie so weiß gewaschen wie Schnee in der Quelle von Jesu Blut“. Amen, Amen, Hallelujah, schreit die Versammlung.

Nachdem wir nun über das Wesen und Treiben der Heilsarmee, ihres Generals, ihrer Officire und ihrer Soldaten einen Ueberblick gegeben haben, könnte es einen deutschem Leser selbstverständlich scheinen, daß die Ausschreitungen und Verrücktheiten dieser Leute ihnen bei allen Gebildeten in England das Urtheil sprächen, und daß namentlich die englische Geistlichkeit ihnen und ihrem Treiben einen entschiedenen Widerspruch entgegensetzte. Dem ist jedoch, wie schon früher gesagt, nicht so. Die Meinungen über die Seligmacher sind vielmehr in England sehr getheilt, und es giebt in allen Ständen bis zur Königin hinauf Leute, die das Gute, welches die Heilssoldaten stiften, für größer halten als den etwaigen Schaden, den sie mit ihrer Methode anrichten. Die Königin selbst, von der Frau Generalin um einen Beitrag zum Ankauf des Griechischen Theaters gebeten, hat schriftlich geantwortet, daß sie zwar nicht in der Lage sei, für die Sache sich materiell zu interessiren, daß sie aber mit großer Freude von den Erfolgen der Genossenschaft gehört habe, welcher es gelinge, viele Tausende für die Sache der Mäßigkeit, Tugend und Religion zu gewinnen. Natürlich ist dieses Schreiben der Monarchin von dem General gehörig verwerthet und ausgebeutet worden. Als „unsern Geburtstagsbrief von J. M. der Königin“

hat er ihn bei dem Jahresfeſt im Alexandrapalaſt unter dem Jauchzen ſeiner Anhänger verleſen und an hervorragender Stelle ſeines Blattes abdrucken laſſen. Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Staatskirche haben ihm ferner Beiträge zu ſeinen Unternehmungen geſandt und ihre Namen an die Spitze ſeiner Subſcriptionsliſten geſtellt, andere hohe kirchliche Würdenträger haben die Heilsſoldaten in ihre Kirchen geladen und ihnen eine Predigt gehalten, dreihundert Geiſtliche der Staatskirche und aus andern Religionsgemeinſchaften haben an hervorragender Stelle dem großen Feſte im Alexandrapalaſt beigewohnt und in den Zeitungen mehren ſich die Zuſchriften auch von Predigern, welche der Sache freundlich und wohlwollend geſinnt ſind, während die Stimmen, welche ſich dagegen ausſprechen, zwar von Gewicht ſind, ſowohl was die Perſonen betrifft, von denen ſie ausgehen, als hinſichtlich der Gründe, die ſie geltend machen, aber der vorherrſchende Zug ſcheint doch viel mehr für als gegen Booth zu ſein, und namentlich in Laienkreiſen breitet ſich die Verehrung ſeiner Perſon und die Opferwilligkeit für ſeine Sache immer weiter aus. In manchen Kirchſpielen ſieht der Geiſtliche dreiviertel ſeiner beſten Gemeindeglieder der Armee beitreten und muß wohl oder übel gute Miene zum böſen Spiel machen, wenn er nicht ſeine ganze eigene Wirkſamkeit aufs Spiel ſetzen will. In London giebt es fein gebildete und wohlhabende Damen, die ihren ſämmtlichen koſtbaren Schmuck der salvation army geopfert haben, und von einer derſelben wurde uns durch gemeinſame Freunde zuverläſſig bekannt, daß ſie, nachdem ſie alle Juwelen hingegeben, ſich eines Tages an die ſilbernen Eßſervices ihres Hauſes machte, um auch dieſe zu opfern, ein Beginnen, in welchem ſie nur durch die ſehr entſchiedene Dazwiſchenkunft ihres Herrn Gemahls geſtört wurde. Daß ſolche Damen aus der feinſten Ariſtokratie als Straßenpredigerinneu der Armee in die ſchmutzigſten und ſchlechteſten Stadtviertel und von Haus zu Haus wandern, um Seelen zu retten, iſt eine notoriſche Thatſache. Bei dieſer Lage der Sache erwächſt auch dem

deutschen Beobachter der merkwürdigen Bewegung die Pflicht, sich darüber klar zu werden, welchen Werth alle diese Erscheinungen haben, und wie ein unbefangenes und gerechtes Urtheil über sie zu lauten haben wird.

Läge nun die Sache einfach so, daß wir auf der einen Seite einen großartigen religiös-sittlichen Erfolg an Tausenden und aber Tausenden bisher verwahrloster und verkommener Menschen zu constatiren hätten und auf der anderen Seite nur eine Reihe von thörichten Redensarten und Albernheiten in der Handlungsweise dieser erst kürzlich zu guten Menschen gewordenen, aber immer noch ungebildeten Massen, so würde gewiß auch unser Urtheil dahin gehen, daß man um des wirklich großen Segens willen, der gestiftet wird, über diese Kindereien und Dummheiten wegsehen müsse. Geschmackvoll ist es ja gewiß nicht, das lesende Publikum mit Geschichten vom Duft eines Oellappens, vom blauen Auge und der geschlagenen Nase u. dgl. m. zu unterhalten und die Vergleiche mit dem Militär in der geschilderten albernen Weise breitzutreten, indessen wird man zugeben, daß sittliche Schäden ungleich schwerer wiegen, und daß ihre Heilung ein Segen für die Menschheit wäre. Aber schon wenn die Sprache der Bekehrten jede Ehrfurcht vor dem Heiligen vermissen läßt, wenn wir sie von großen Golgathakanonen, von Hallelujahmädchen und Knieparaden, von Seligkeitssalven und einem Hallelujahgallopp reden hören, wenn wir die Gottesdienste wie Kunstreitervorstellungen angekündigt sehen, können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß es mit dem religiösen Ernste dieser Menschen, mit der Tiefe und Heiligkeit ihrer Empfindungen nicht so gar weit her sein könne. Mag immerhin eine gewisse Anzahl auch unter ihnen sein, deren Christenthum zweifellos echt, ehrlich, ernst und aufrichtig ist, für die große Menge wird mit dieser Methode ganz gewiß die Religion zu einer Spielerei herabgewürdigt, der man sich mit Vergnügen hingiebt, so lange die Aufregung dauert, die aber mit der Zeit einen um so größeren Rückschlag und eine um so gefähr-

lichere Gleichgültigkeit nothwendig hervorrufen muß. Das Christenthum mit dieser Spielerei und mit dieser Excentricität treiben, die Religion mit Pauken und Trompeten, Fahnenschwenken, Gloriaschreien, Elephanten vorführen, Verbrecherausstellungen u. s. w. cultiviren wollen, das heißt in der That beide, Christenthum und Religion, in ihrem innersten Wesen systematisch zu Grunde richten. Darüber mögen die Leiter der Bewegung und ihre besten Anhänger sich durch die scheinbaren und augenblicklichen Erfolge täuschen lassen, in Wahrheit aber und auf die Dauer kann es nicht anders kommen, als daß das Letzte ärger wird als das Erste. Die Bekehrungen der Revivals haben stets im Ganzen und Großen einen sehr geringen dauernden und bleibenden Erfolg für den Stand der Volksmoral gehabt. Es ist ein Strohfeuer, welches aufflackert, und in dessen Lichte die Schwärmer eine Zeit lang fröhlich sind, dann aber erlischt es, und die Nacht ist oft dunkler als zuvor. Es kann auch mit dieser Bewegung kaum anders gehen. Sie machen den schmalen Weg des Lebens zu bequem und zu leicht. Ein wenig Gemüthsbewegung, ein plötzlicher Entschluß, ein schnelles Hervortreten und sich gerettet nennen, das ist nicht der Weg, den ein Paulus, ein Augustin, ein Luther gegangen sind, und man darf zweifeln, ob es überhaupt ein Weg zum wahren Leben in Gott ist. Besonnene Beobachter in England ziehen die angeblichen Bekehrungen von Tausenden stark in Zweifel, weil es keineswegs erwiesen sei, daß jene Raufbolde, Diebe, Trinker, Spieler, die in der Aufregung einer solchen Versammlung um Gnade schreien und sich für gerettet erklären, auch wirklich auf die Dauer einen christlichen Wandel führen. Dergleichen bei Tausenden sicher festzustellen, ist sehr schwer, aber die Erfahrung bei ähnlichen Secten lehrt, daß in der Regel ein sehr großer Procentsatz dieser Erweckten wieder rückfällig wird. Und wenn nun gar die Seele der ganzen Bewegung, wenn der talentvolle „General" über kurz oder lang von seinen Jüngern genommen wird, so ist in der That nur zu gegründete Besorgniß, daß mit

seinem großen persönlichen Einfluß auch der außerordentliche Halt dahinfallen wird, welchen er seinen Bekehrten verliehen hat.

Doch wie es auch mit diesen Bekehrungen grober Sünder und Verbrecher stehe, und welchen größeren oder geringeren Werth sie an sich haben mögen, ein Vorwurf von viel schwererer Bedeutung muß gegen die Methode erhoben werden, mit welcher Booth und seine Leute für die Religion Reclame machen. Daß das Christenthum dabei dem Gelächter und Spott der gebildeten Welt ausgesetzt wird, erscheint freilich den Methodisten bei ihrer geistigen Beschränktheit, ihrer Weltflucht und Weltverachtung als gar kein Unglück oder Schade. Da ihnen das Christenthum weniger als Erkenntniß, hauptsächlich als Askese erscheint, da sie nicht Wahrheit, sondern power, geistliche Kraft und geistliche Exercitien für das Wichtigste halten, so verachten sie gründlich das Achselzucken der Gebildeten. Wenn nur das Publikum, das sie bekehren wollen, ihre Methode gut und schön findet, so sind sie zufrieden. Gegen solche Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit ist wenig zu machen, aber wer auch nur von ferne den gewaltigen, auf Jahrzehnte und Jahrhunderte hinaus bestimmenden Einfluß kennt, welchen die wahre Bildung und die Wissenschaft auf das ganze geistige Leben eines Volkes ausübt, der muß mit Schrecken erkennen, wie durch diese Menschen abermals daran gearbeitet wird, die schon bestehende Kluft zwischen dem Christenthum und der allgemeinen Bildung der Zeit, zwischen Religion und Cultur, zwischen Frömmigkeit und Erkenntniß aufs neue zu befestigen und zu vertiefen. Die Religion wird durch den Unfug, der dort mit ihr getrieben wird, ohne Zweifel in den Augen vieler Zeitgenossen wiederum und noch mehr herabgewürdigt, als sie es ohnehin schon ist, und der Schaden, welcher ihr selbst in dem bisher noch so conservativen England damit zugefügt wird, ist gar nicht abzusehen und wird schwerlich aufgewogen durch den sehr zweifelhaften augenblicklichen Enthusiasmus einer Anzahl von Trinkern, Spielern und Dieben. Die principiellen Gegner aller Religion, welche sie

für eine Kinderkrankheit des menschlichen Geschlechts, für eine Art Aberglauben und Humbug erklären, können sich wahrlich keine besseren Bundesgenossen und Wegebereiter wünschen als die Soldaten der Seligmacher.

Aber auch für diese letzteren selbst, für Booth und seine Anhänger, kann die Methode, die sie befolgen, nicht anders als schädlich wirken. Wir haben über die Schaustellungen, Paraden, Aufzüge und Annoncen schon gesprochen. Ist es denkbar, daß dergleichen Schaugepränge und Sepctakel ohne ein bedenkliches Maß von persönlicher Eitelkeit bei den meisten derer verläuft, die eine hervorragende Rolle dabei zu spielen haben? Ist es denkbar, daß gemeine und rohe Menschen, wenn sie wenige Stunden nach ihrer sei es angeblichen oder wirklichen Bekehrung großen Versammlungen als Vorbilder in Parade vorgeführt werden, dies ohne Schaden für ihren Seelenzustand aushalteu können? Wird und muß nicht in ihnen ein geistlicher Hochmuth damit erzeugt und genährt werden, der unter Umständen schlimmer sein kann, als das Laster, aus welchem sie gerettet zu sein glauben? Und dieses vorlaute, zudringliche, ja schamlose Schwatzen von der eigenen Bekehrung und von den eigenen Herzenserfahrungen bei blutjungen unreifen Menschen, bei Frauen und Mädchen, sollte es wirklich segensreich auf den Seelenzustand solcher Erweckten zurückwirken? Wer das denken kann, kennt das menschliche Herz nicht. Das wahre Christenthum verlangt Stille und verborgenes Leben der Seele in Gott. Dies Herauszerren aller frommen Gedanken und Gefühle an das Licht der Oeffentlichkeit und vor ein Beifall jauchzendes Publikum von Betbrüdern und Betschwestern kann gar nicht anders als vergiftend und zersetzend auch bei solchen wirken, die an sich den besten und redlichsten Willen haben mögen. Vor allen Dingen gilt dies von den Frauen und von den Kindern, die an der Bewegung activen Antheil nehmen. Der Apostel Paulus hat doch nicht ohne Grund und ohne Kenntniß des weiblichen Herzens den Frauen das öffentliche

Reden in religiösen Versammlungen untersagt, wenn man nun aber vollends Kinder zu solchem öffentlichen Auftreten förmlich dressiren sieht, wenn man aus dem Munde 8- und 9jähriger Knaben und Mädchen Discurse über ihre Bekehrung und ihren Seelenzustand zu hören bekommt, so kann man nicht anders urtheilen, als daß thatsächlich die Religion entweiht und ihr heiliges Antlitz zu einer Fratze entstellt wird. Man denke sich — ich berichte eine Thatsache — ein Mädchen von 9 Jahren als Kapitän titulirt und an der Spitze einer Schaar anderer Kinder, für welche eine eigene Versammlung in einer Concerthalle arrangirt ist. Die Kleine tritt auf und erzählt, daß sie sicher sei, volle Vergebung für alle ihre Sünden zu haben. „Und wenn ihr mir's nicht glauben wollt", fügt sie hinzu, „kommt nach B. und fragt meine Mutter, wie ich zu Hause lebe." Der methodistische Zeitungsschreiber, der dies berichtet, ist entzückt über diese Aeußerung und sagt von der Versammlung dieser „kleinen Seligkeitssoldaten", wie er sie nennt, daß sie wie kleine Prediger gesungen, gebetet und geredet haben, nicht blos von ihrer Bekehrung, sondern auch von den tieferen (!) göttlichen Wahrheiten mit einer Gluth und einer Weisheit, die nur von dem göttlichen Lehrer selbst gekommen sein könnten. Wir unsererseits müssen leider annehmen, daß durch solche Manipulationen bei diesen Kindern nicht blos der Blüthenstaub jugendlicher Harmlosigkeit und Unschuld gewaltsam vernichtet, sondern auch eine ganz gefährliche Versuchung zur Heuchelei herbeigeführt wird, und weit eher als von dem göttlichen Lehrer werden unseres Erachtens diese armen Kinder von den menschlichen Mustern Erwachsener lernen, welche ihnen täglich vor Augen stehen, so daß sie schon in frühester Jugend sich gewöhnen, geistige Redensarten und fromme Zustände nach der methodistischen Schablone äußerlich nachzuahmen. Und das soll christliche Lehr- und Erziehungsweisheit sein?

Die Früchte dieser Weisheit lassen leider schon jetzt sich deutlich erkennen. Man darf nur einen Blick thun in das für die

„kleinen Soldaten" der Seligmacher wöchentlich erscheinende Kinderjournal, und man muß erschrecken über die Unnatur und Ungesundheit der darin zu Tage tretenden jugendlichen Gedanken und Gefühle. Hunderte von Kindern schreiben Briefe an diese Zeitschrift, die abgedruckt und von ihnen selbst nachher mit begreiflichem Stolz gelesen werden. Die Redaction fordert sie öffentlich dazu auf und ermuthigt auch die Kleinsten und Jüngsten damit anzufangen. Da lesen wir denn Zuschriften wie diese: „Ich liebe Jesus wirklich und möchte gern ein kleiner Soldat sein. Ich danke Gott, daß ich gerettet und in dem Blut des Lammes gewaschen bin. Die glückliche Marie, 10 Jahre alt." Andere Kinder erzählen, wie viel Wochen es her ist, daß sie gerettet sind und Gott ihr Herz gegeben haben, nennen sich Lieutenant und Kapitän und senden kleine selbstverfaßte Gedichte ein. Ein kleines Mädchen beklagt den Tod ihres Brüderchens, tröstet sich aber vor allem dadurch, daß sie ja wisse, er habe Vergebung seiner Sünden bei Gott. Wird auf diese Weise den Kindern schon in zartester Jugend ein Grübeln und Seufzen über ihre Sünden angewöhnt und damit die Jugendfrische und Jugendlust geknickt, so ist es doch noch weit schlimmer, ja geradezu abscheulich, daß sie auch angeleitet werden, über die Bekehrung oder Unbekehrtheit ihrer eigenen Eltern Reflexionen anzustellen und ein Urtheil abzugeben. So hat die Redaction jenes Kinderblattes die Frechheit, unter der Ueberschrift: Betet für Eva's Vater! folgenden Brief eines achtjährigen Mädchens mit Namen Eva abzudrucken: „Ich danke Gott, daß meine Mutter und ich selbst gerettet und auf unserem Wege zum Himmel sind, und ich denke für Jesus zu kämpfen bis ich sterbe. Aber mein Vater ist noch nicht gerettet, und ich bitte euch, meine lieben kleinen Mitkämpfer betet für ihn, daß er zu Jesus kommt und um Christi willen gerettet wird. Amen."

Ist das nicht wirklich scheußlich, und haben wir nicht Recht

zu sagen, daß man an solchen Früchten die ungesunde Art des Baumes erkennen kann, auf welchem sie gewachsen sind?

Das methodistische Christenthum, das zu solchen Auswüchsen mit Nothwendigkeit kommt, mag noch so sehr seine Bekehrungen rühmen und in alle Welt hinausposaunen, wir fürchten für die Religion weit größeren Schaden von ihm, als wir Segen erwarten. Wer durch Anstacheln des Ehrgeizes und der Eitelkeit, durch sinnliche Aufregung, weltliches Schaugepränge und kindische Militärspielerei die Menschheit für das Christenthum und ein heiliges Leben glaubt wirklich und dauernd gewinnen zu können, der will die Teufel austreiben durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Man begreift in der That nicht, wie ernste Christen zu solchem Unwesen sich hergeben können. Und daß diese Motive des Ehrgeizes und der Eitelkeit bei allen Thätigkeiten der Seligmacher eine starke Rolle spielen, wird von ihnen selbst ganz naiv und bereitwillig eingeräumt. Wenn sie ihre Paraden, ihre Musik, ihre Officierstitel, ihre Uniform, ihre Annoncen aufgeben müßten, dann, das sagen sie selbst, würde nichts von all ihrer großartigen Wirksamkeit überbleiben. Gerade in diesen Dingen erblicken sie den ungeheuren Fortschritt, den sie über die bisherige Methode hinaus gemacht haben wollen. Selbst die Verbreitung ihrer Journale erzwingen sie nur durch eine unerhörte Aufreizung des Ehrgeizes der Einzelnen. Jede Nummer bringt nämlich ein Verzeichniß der Verkaufsstellen und Verkäufer je nach der Anzahl der abgesetzten Exemplare geordnet. Diejenigen, welche am meisten verkauft haben, stehen obenan und werden lobend erwähnt, die Säumigen dagegen angespornt und mit weiterer Hintenansetzung ihrer Namen bedroht, und selbst in dem Blatte für die Kinder wird diese Methode befolgt. Nicht bloß Männer und Jünglinge, sondern Frauen und junge Mädchen, die sich beim Verkauf des Journals in irgend einer Weise ausgezeichnet haben, werden dadurch geehrt, daß man ihre Photographieen (oft in sehr theatralischen Stellungen und Gruppen) als Holzschnitte in der Zeitung

wiedergiebt. Sie haben also das Bewußtsein, daß ihnen ihre Frömmigkeit eine Berühmtheit und ihrem werthen Gesicht eine Verbreitung verschafft, wie sie etwa Minister oder sonst hervorragende Menschen zu finden pflegen. Man braucht den Ausdruck dieser Gesichter nicht erst zu sehen, um sich zu denken, wovon er Zeugniß giebt.

Wenn ferner General Booth für seine Zwecke Geld nöthig hat, dann, sagten wir schon oben, erhält er es auch. Aber was für Mittel werden auch dafür in Bewegung gesetzt, und mit wie dreisten, plumpen Griffen wird dabei nach der Börse seiner Anhänger gefaßt. So ließ der General z. B. am Pfingstmontag Abend in Clapton bei einer großen Versammlung einen Vers singen, in welchem gesagt war, daß Alle, welche eine volle Vergebung erwarten und in dem Blute Jesu gereinigt sind, die Schätze der Erde nur für Unrath halten. Diese Worte ließ er, weil sie angeblich noch immer nicht ganz nach seinem Wunsche ausfielen, unzählige Male wiederholen und immer wieder singen. Die anwesenden Frauen mußten den Vers sogar für sich allein noch einmal singen, und dann erzählte er, daß dieser Vers schon einmal bei einer früheren Gelegenheit Wunder gewirkt habe, indem die Gemeinde beim Singen desselben sich ihrer Schmucksachen und Kostbarkeiten entledigt und dieselben als Opfer dem General überreicht hätte. Auf diesen Wink mit dem Zaunpfahl und in Folge des oftmaligen Gesanges wurde nun auch wirklich wieder eine Uhr und ein halb Dutzend anderer Schmuckgegenstände „geopfert". Kann man aber solche Praktiken und Kunstgriffe für lobenswerth halten und christlich nennen?

Booth selber und seine Getreuen sind zwar außer sich, wenn man ihnen diese Wahrheit vorhält. Diejenigen Geistlichen der Staatskirche, die sich ihnen als Gegner zeigen, werden von ihnen einfach eifersüchtig, neidisch, ja Pharisäer und Schriftgelehrte gescholten. Aber hin und wieder wird doch auch schon einer und der andere seiner Anhänger stutzig über das wilde Treiben und

schickt ihm einen Absagebrief, wie neulich ein weit und breit bekannter und hervorragender Beförderer der Sache gethan, der verlangte, Booth solle das tumultuarische und ungeistliche Treiben in den Versammlungen tadeln und beschränken. Als der General davon nichts wissen wollte, schickte ihm der bisherige Verehrer einen offenen Absagebrief, der sowohl wegen der geachteten und bekannten Persönlichkeit des Verfassers als wegen seiner gerechten Vorwürfe Aufsehen in den Zeitungen erregte. Es kann wohl kaum ausbleiben, daß mit der Zeit die meisten edleren und tieferen Naturen, angewidert von dem banausischen Treiben, diesem hier gegebenen Beispiele folgen und sich von der Sache zurückziehen. Je mehr dann die gemeinen Seelen die Leitung und Führerschaft in die Hand bekommen, desto tiefer muß das geistige Niveau der Bewegung sinken.

Einen sehr bedenklichen Schritt auf dieser abschüssigen Bahn hat die Genossenschaft eben jetzt mit der Einrichtung großer nächtlicher Versammlungen bei verschlossenen Thüren gethan. Die gewöhnlichen und bisherigen Zugmittel nützen sich eben leicht ab, die Aufregung läßt nach, die Neuheit der Sache verliert sich, da muß die Reclame auf andere und größere Reizmittel bedacht sein, und so haben sie diese Gottesdienste eingeführt, welche sie in ihrem Jargon „die ganze Nacht bei Jesus sein" nennen. Mit ihren gewöhnlichen sensationellen Annoncen kündigen sie solche Versammlungen in ihren größten Localen, also für Tausende von Menschen an und machen dabei bekannt, daß die Thüren um halb zwölf Uhr Nachts geschlossen und nicht vor halb fünf Uhr Morgens geöffnet werden sollen, so daß Niemand in der Zeit weder heraus noch herein dürfe. Sie fordern alle Besucher auf, sich selbst mit einigen nöthigen Erfrischungen für die Nacht zu versehen, da es unmöglich sei, solche dort zu verkaufen, ohne den Gottesdienst zu stören. Sie lassen allerdings nur Personen zu, die ein Billet haben, und geben Billets nur aus durch Vermittelung der Offiziere. Sie verbieten und verhindern aber nachdrück-

lich jede Berichterstattung über die Versammlungen in den Zeitungen. Abgesehen von dem bösen Schein, welchen dieses Verbot erweckt, als hätten die Zusammenkünfte das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen, denke man sich eine solche nach Tausenden zählende Versammlung von Männern, Jünglingen, Frauen und Mädchen fünf lange Stunden der Nacht in einem Raum bei einander eingeschlossen in der höchsten und excentrischsten, halb religiösen, halb sinnlichen Aufregung, wie man sie bei all diesen Versammlungen wahrnehmen kann, welcher besonnene und objective Beurtheiler wird sich da von der größten Besorgniß hinsichtlich der daraus entspringenden Folgen frei halten können? Welcher ernste Vater wird seinen Kindern, welcher Gatte seiner Gattin den Besuch dieser Versammlungen erlauben? Mögen sie von den Führern und Offizieren der Seligmacher noch so streng beaufsichtigt werden, was wir zu ihrer Ehre gern annehmen wollen, aber wie viel Versuchungen treten an alle Betheiligten heran, wie viel Anknüpfungen zwischen beiden Geschlechtern geben sich da von selbst, die vielleicht nicht während des Gottesdienstes, aber vor und nach demselben in nächtlicher Wanderung durch die Straßen fortgesponnen werden! Auch läßt sich doch die Frage nicht unterdrücken: Wie können denn die Tausende der ärmeren Bevölkerung, die da zusammenkommen und am folgenden Tage wieder arbeiten müssen, diese ihre Arbeit frisch und gewissenhaft verrichten, wenn sie die halbe oder ganze Nacht vorher auf den Beinen gewesen sind? Es ist zum Erstaunen, daß selbst hiebei die Polizei alles ruhig geschehen und gewähren läßt, und es ist noch viel mehr zum Erstaunen, daß christlich sein wollende Männer wie Booth selber und seine Genossen sich gegen die Gefahren solcher Mittel für ihre Zwecke verblenden können. Vielleicht wollen sie die Geheimgottesdienste der ersten Christen nachahmen. Aber werden sie denn etwa verfolgt wie jene ersten Märtyrer, daß sie nöthig hätten, heimlich und unter dem Schutze der Nacht ihren Glauben zu stärken? Es kann gar nichts Anderes sie dazu bewegen, als die Sucht

nach Sensation, Reclame, Aufregung. Wahrlich ein zweischneidiges, gefährliches Experiment!

Ob die Seligmacher sich noch einmal von der Gemeinschaft der bestehenden Kirchen trennen und eine eigene neue Secte stiften werden, läßt sich bis jetzt noch nicht erkennen. Bisher verneinen sie diese Absicht. Sie lassen ihre Mitglieder in ihren kirchlichen Verbänden und wollen nur eine allgemeine Erweckung und Neubelebung des religiösen Sinnes in allen Kirchen bewirken. Indessen haben sie hin und wieder auch einzelne Taufen auf eigene Hand vollzogen, und die Staatskirche ist nicht ohne Besorgniß, daß es ihnen eines Tages doch einfallen könnte, sich selbständig zu machen und die Hunderttausende ihrer Anhänger aus dem Verbande der englischen Kirche loszureißen. Das wäre im Lande der vielen und unaufhörlichen Sectenbildungen allerdings weder schwierig noch auffällig.

Interessant und merkwürdig ist uns bei der ganzen schwärmerischen Bewegung besonders die Thatsache erschienen, daß diese methodistische Genossenschaft in vielen ihrer Eigenschaften eine unverkennbare und in die Augen fallende Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen Kirche zeigt. Natürlich nicht im Punkte der Lehre, welche ja, wie gezeigt, überhaupt nicht betont und besonders cultivirt wird. Die katholische Glaubenslehre wird wahrscheinlich den Seligmachern nichts weniger als sympathisch sein, und umgekehrt wird auch die katholische Kirche ihrerseits sich bedanken, mit einer so schwarmgeistigen, subjectivistischen Brüderschaft sich in Parallele stellen zu lassen. Aber in Betreff der Veräußerlichung der Religion und der mancherlei sehr weltlichen Mittel, mit denen man für die kirchliche Gemeinschaft Propaganda macht, stehen sich beide Körpenschaften erstaunlich nahe. Man denke nur an die Art, wie katholische Kirchenfeste namentlich in Italien gefeiert werden, wie Wettrennen, weltliche Musik, prachtvolle Aufzüge aller Art, Feuerwerk u. dgl. m. mit den kirchlichen Feiertagen und Ceremonien in die engste Verbindung gesetzt

wird, um das Volk zu ködern und ihm die Kirche lieb, ja unentbehrlich zu machen, und man wird finden, daß in diesem Punkte sicherlich die Seligmacher in den Wegen Roms wandeln und von ihm gelernt haben. Weiter erinnere man sich der verschiedenen katholischen Brüderschaften und Schwestervereine, die über das ganze Land ein Netz der feinsten Fäden breiten und jeden einzelnen Gläubigen durch Einordnung in einen engeren Kreis oder Verein unter Leitung von Priestern zu fesseln, zu überwachen, zu benutzen und zu erfreuen wissen, und man sieht wieder die Aehnlichkeit mit der militärischen Organisation der Seligmacher. Ferner bringen wir die Meisterschaft der katholischen Priester in der Einsammlung und Aufbringung von Beiträgen für den heiligen Vater und für hundert andere kirchliche Zwecke und Vereine in Erinnerung. Auch diese Geldpresse den Priestern nachzumachen hat Booth vortrefflich gelernt. Die Art sodann, wie die Bekehrten ihre geheimen Sünden bekennen müssen, gemahnt uns in etwas an das Institut der Ohrenbeichte, wenn auch bei den Methodisten an Stelle des Beichte hörenden Priesters die ganze Gemeinde tritt, müssen doch selbst die kleinen Kinder ihre Sünden und Herzensgeheimnisse in den Spalten der Heilsjournale veröffentlichen lassen. Die Nachtexercitien beim Herrn Jesus, sind sie nicht Copien römischer Vigilien, Matutinen und Vespern, bei denen man auch einestheils dem lieben Gott durch die nächtliche Andacht einen besonders angenehmen und heiligen Dienst zu thun vermeint und anderntheils durch die ungewohnte und feierliche Stunde, die brennenden Kerzen und den ganzen kirchlichen Apparat einen besonders tiefen Eindruck auf die Gläubigen zu machen gedenkt? Endlich in der Art populärer, draftischer Volksberedtsamkeit und in der Unbedenklichkeit, mit welcher alle möglichen höchst zweifelhaften Mittel angewendet werden, wenn der Zweck nur gut erscheint, erkennen wir wiederum, daß die Seligmacher von keinem andern so sehr und so erfolgreich gelernt haben, als von dem Orden der Jesuiten, der mit seinen Missionen und Hetzreden ge-

rade so das Land zu durchziehen pflegte, wie Booth es gegenwärtig in England treibt.

Zudem ist dieser Führer des Seligkeitsheeres genau in demselben Sinne und nach derselben Weise der General seiner Leute wie Ignaz Loyola der General der Jesuiten war. Sein Wille allein ist Gesetz für alle. Sämmtliche Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten empfangen ihre Anstellung unmittelbar von ihm und handeln allein unter seiner Leitung. Ihre Berichte gehen von allen Stationen so regelmäßig an das Hauptquartier wie diejenigen der Sergeanten eines Regiments an den Commandirenden.[3])

Ob diese Aehnlichkeit eine rein zufällige, gänzlich absichtslose sein mag? Ob es nur die Verkehrung und Entstellung religiöser Mittel und Zwecke ist, welche in beiden Fällen dieselben Wirkungen zu Tage treibt, oder ob der „General" bewußterweise an den Erfolgen der Papstkirche sich ein Muster genommen hat, wer vermag das zu sagen, wer wollte das entscheiden? In Deutschland haben wir ja leider genug evangelische Priester, welche die Lorbeeren der päpstlichen Klerisei nicht ruhig schlafen lassen, und welche nichts so eifrig betreiben, als römische Methode in protestantischen Gemeinden. Auch diesen ist der Erfolg alles. Wenn sie alle Welt unter das Joch des Dogmas beugen, jedes Gemeindeglied im Jahre einmal zum Abendmahle treiben und reiche Spenden für kirchliche Zwecke einsammeln können, dünken sie sich wie Apostel und Bischöfe. Diese mögen von dem Beispiel der Seligmacher lernen, daß solche äußeren Erfolge nach katholischem Muster auch im Protestantismus nicht schwer zu erreichen sind, wenn man nur in der Wahl der Mittel zum Zwecke nicht bedenklich ist. Aber zugleich mögen sie beherzigen, daß wahres Christenthum pflanzen und in langer, treuer, mühseliger und stiller Arbeit das Gepflanzte bauen und pflegen die einzige des evangelischen Predigers würdige Arbeit ist, eine Arbeit, die von der Welt nicht mit Lorbeerkränzen oder mit öffentlichen Ehrenbezeugungen à la Booth gekrönt zu werden pflegt, aber die sichere

Verheißung hat, das Reich Gottes im Geist und in der Wahrheit zu bauen, denn, wie der geistvolle Canonicus von Westminster (Cannon Farrar) jüngst mit Beziehung auf die Seligmacher eben so schön als treffend in einer seiner schwungvollen Predigten sagte: „Lange nachdem der brüllende und brausende Gebirgsbach einer seichten Secte seinen Wahnsinn ausgeschäumt hat, sieht man den tiefen und ruhigen Strom der Kirche noch majestätisch dahinfließen, jenen Strom Gottes, an dessen Fluthen die heilige Stadt fröhlich ist, die Stätte, da die Wohnungen des Höchsten sind."

Anmerkungen.

1) Salvation Army. Man übersetzt dieses letztere englische Wort in Deutschland jetzt oft buchstäblich mit dem Ausdruck Heilsarmee. Das giebt aber gar keine richtige Idee von der eigentlichen Bedeutung des englischen Wortes, denn das deutsche Wort Heil hat durch Luther in seiner Bibelübersetzung nicht dieselbe häufige Anwendung und nicht eine so prägnante und schlagende populäre Bedeutung für den biblischen Begriff der σωτηρία erhalten wie das Wort Seligkeit, selig werden, selig machen. Was Luther in der Regel mit diesen Ausdrücken übersetzt, das gerade ist es, was Booth und seine Leute meinen und bewirken wollen. To get a free and full salvation. to become saved das ist ihr Ziel. Das heißt aber im Deutschen selig werden, Gewißheit der Seligkeit erlangen. Sie wollen alle Leute selig machen, wie sie in hundert Wendungen es aussprechen. Man sollte daher die blasse und abstrakte Uebersetzung „Heilsarmee" wenn nicht fallen lassen, so doch nur beschränkt gebrauchen.

2) Was jüngst in Genf und Basel nach dieser Richtung hin geschehen ist, der öffentliche Skandal, welchen die Versammlungen der Marschallin Catharine Booth hervorgerufen haben und die polizeilichen Verbote ihrer Versammlungen, die in Folge davon in Genf, Neuenburg und Bern erlassen worden sind, scheint unser Urtheil nur zu bestätigen.

3) Neuerdings ist der jesuitische Charakter der ganzen Organisation der salvation army auch von anderer Seite ins Licht gestellt worden. Die bibelgläubige Gräfin de Gasparin in Genf hat einen Einblick in die orders und regulations, d. h. die Instruktionen des General Booth an seine Offiziere thun dürfen und das Urtheil der Dame lautet dahin, die Erweckungen seien ein Fieber, die Bekehrungen Verführungen, der Endzweck sei ein Geldgeschäft, die Methode sei jesuitisch und das S, welches man den Bekehrten auf die Schulter heftet, bedeute nicht bloß Salut, sondern auch Serpent und Satan.

Um dieses Urtheil zu begründen, führt sie einige Sätze aus jenen Instruktionen an. Danach fordert der General einen unbedingten Gehorsam. Jeder Offizier soll seine Ordres beständig lesen und sich einprägen, um vollkommen zu werden. Der heilige Geist kann nicht anders wirken als durch eine vollständige und fortwährende Unterwerfung unter diejenigen, die er sich zur Leitung erwählt hat. Abstimmungen sind verboten, sie würden die Armee zu Grunde richten. Jeder Offizier hat seinen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten, keiner darf in die Zeitungen schreiben, keiner beim Hauptquartier petitioniren. Jeder General ernennt selbst seinen Nachfolger. Jedes Mitglied der Armee muß jeden Augenblick bereit sein dahin zu gehen, wohin die Oberen ihn senden. Vor der Eroberung einer Stadt muß sie nach allen Richtungen ausspionirt werden in Bezug auf Lokalitäten, Bevölkerung, Industrie u. s. w. Jede Reise, jeder Urlaub, jeder Besuch muß diesem Zweck dienen. Den Spionen ist jede Vorstellung und jeder Vorwand gestattet. „Die Hauptsache ist, daß ihr erfahrt, was ihr wissen wollt. Was sicheres ausgekundschaftet ist, das meldet ins Hauptquartier. Vergeßt nicht Pläne der Gebäude beizulegen, vergeßt keine Unterredung, die ihr mit hervorragenden Persönlichkeiten gehabt, vergeßt nichts, was den Generalstab in die Lage setzt, richtig zu handeln. Sonst verrathet euren Plan keinem Menschen. Wenn Ihr mit Jemand redet, so betrachtet wohl seine Augen, Stimme und ganzes Betragen, um zu merken, ob er freundlich oder feindlich ist, und wie ihr ihn in die Hand nehmen müßt. Gegenüber den Geistlichen seid vorsichtig. Erforschet eines jeden Menschen Absichten, Interessen und Gewohnheit und stellet ihm unser heiliges Werk von derjenigen Seite dar, die am meisten geeignet ist, Eindruck auf ihn zu machen. Den Geschäftsleuten gegenüber betont, welche großen Summen wir an einzelnen Orten zusammengebracht, das wird Eindruck machen. Ueberall, wo ihr hinkommt, sucht Staunen und große Erwartungen zu erwecken. Bezahlt, wenn es dienlich ist, die Polizei. Die Kollekten sind aufs Sorgfältigste vorzubereiten, die Rollen gut zu vertheilen, daß keine Bank vergessen, Niemand übergangen wird, auch nicht auf der Gallerie und der Bühne. Die Neugierde muß auf jede Art und Weise wachgerufen werden. Ihr dürft auftreten als solche, die durch Gottes Gnade alles wissen, was den übrigen Menschen ein Geheimniß ist. Bisweilen ist es gut, die Versammlung recht in die Länge zu ziehen, bis die Bußkrämpfe ausbrechen, was immer die prächtigste Wirkung thut. . . . Es ist nicht nöthig zu sagen, daß die Offiziere bezahlt werden. Aber ein Offizier, der keine genügende Zahl Seelen rettet, verliert seinen Sold." — Summa: General Booth ist der heilige Geist, seiner Armee sich anschließen, heißt in den Himmel kommen, seinem Reglement sich unterwerfen, heißt bekehrt werden, ihn zu seiner Vernunft, seinem Gewissen, seiner Bibel machen, heißt Erlösung.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin

Ueber

dramatiſche Muſik

und

das Kunſtwerk der Zukunft.

Ein Beitrag zur Aeſthetik der Muſik

von

Max Zhasler.

Erſte Abtheilung:

Iſt die Muſik eines dramatiſchen Ausdrucks fähig?

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Einleitung.

(Die Macht der Gewöhnung an hergebrachte Formen. — Volksmelodie, Volkstanz, Volksdichtung in ihren Beziehungen zu einander. — Richard Wagner als Kunstphilosoph und die nothwendige Einseitigkeit aller Künstlerkritik. — Vorurtheil gegen die Aesthetik, bedingt durch die Ueberschätzung der Technik. — Falscher Gegensatz zwischen Begriff und Gefühl; Richtigstellung des Verhältnisses von philosophischem Denken und künstlerischem Schaffen. — Für wen schaffen die Künstler?)

Nichts besitzt eine so gewaltige Macht über unsern Verstand als die gleichsam schon mit der Muttermilch eingesogenen traditionellen Vorstellungen, sowie die aus diesen Vorstellungen hervorgehende Gewöhnung an einmal hergebrachte Formen. Diese Macht, welche sich in ihrer Einwirkung auf den Verstand als „Vorurtheil" kundgiebt, hat geradezu etwas Dämonisches an sich und stellt sich wie eine eherne, meist nur mit Gewalt zu durchbrechende Schranke der vernunft- und naturgemäßen Entwicklung im Bereich der verschiedensten Sphären des Kulturlebens entgegen. Standesvorurtheile, nationale Vorurtheile, politische Vorurtheile, religiöse Vorurtheile, selbst wissenschaftliche und ästhetische Vorurtheile u. s. f. bedürfen für ihre Erklärung keineswegs des Hinweises auf bewußt egoistische Motive oder auf unbewußt wirkende Antipathien, bezw. Sympathien: die Macht der traditionellen Vorstellungen, die, eben weil sie traditionell sind, für die Empfindung als heilig und unantastbar gelten, reicht vollständig hin, das Vorurtheil gegen alle vernünftige Einsicht und logische Beweisführung

hieb- und stichfest zu machen. Gleichviel ob das „Vorurtheil" seinem Wortsinn nach als ein Urtheilen vor — nämlich vor der objektiven Begründung — oder als ein Meinen vor dem Urtheilen erklärt wird, immer haftet ihm der Sinn an, daß es eben kein wahrhaftes Urtheilen, sondern nur ein urtheilsloses Vorstellen ist, dem als solchem jede objektive Berechtigung mangelt.

Wenn sich der unheimlichen Gewalt, die das Vorurtheil auf die Klarheit des Denkens und die Reinheit des Empfindens ausübt, schon bevorzugtere Geister, die sich über das Durchschnittsniveau menschlicher Begabung und Bildung erheben, nicht ganz entziehen können, so ist die ungeheure Mehrzahl der auf oder gar unter diesem Niveau sich bewegenden Geister seiner Gewalt sozusagen willenlos unterworfen, da ihnen selbst das Bewußtsein über die Einseitigkeit und Bornirtheit ihrer Vorstellungen abgeht. Es liegt für den Unbefangenen etwas völlig Unbegreifliches in der Selbstverständlichkeit, womit die meisten Menschen Dinge, Personen und Verhältnisse gelten lassen, die, wenn man sie nach dem philosophischen Grundsatz sub specie aeterni betrachtet, als ganz bedeutungslos, ja als verkehrt und unvernünftig sich erweisen. Wäre die Annahme zulässig, daß es beispielweise einen hochgebildeten, vorurtheilsfreien Geist gäbe, der — etwa von einem andern Planeten auf unsere Erde verschlagen — zum ersten Mal in seinem Leben ein Schauspielhaus besuchte, um sich den ihm angepriesenen Genuß einer modernen Posse, eines Melodrams oder sog. Ausstattungsstücks zu verschaffen, so dürfte ein solcher in seiner naiven Unbefangenheit von dem Verstande und der ästhetischen Bildung eines Publikums, das sich an derartigen Albernheiten zu delektiren vermag, schwerlich eine hohe Achtung gewinnen. Geriethe er dann vielleicht gar, um sich von der ihn anwidernden Unnatur und Geschmacklosigkeit des Schauspiels zu erholen, in eine moderne Opernvorstellung mit obligatem Ballet, so möchte er wahrscheinlich in Zweifel gerathen, ob er — statt in einen den Musen geweihten Tempel — nicht etwa aus Versehen in eine maison de santé sich verirrt habe.[1]) — Dem freundlichen Leser,

welchem dieſe ſchroffe Auffaſſung etwa ſelber „vorurtheilsvoll“ oder mindeſtens ſehr übertrieben erſcheinen möchte, gebe ich vorläufig nur anheim zu erwägen, ob nicht ſolch' Vorwurf vielleicht aus derſelben Quelle ſtamme, welche ich als „Gewöhnung an hergebrachte Formen“ bezeichnete. Ohnehin möchte es kaum einen Opernbeſucher geben, der bei ſeinem erſten Anhören einer Oper nicht einen ähnlichen Eindruck von der Unnatur des Dargebotenen gehabt hätte; nur daß er die Urſache dieſes Eindrucks, ſtatt in der Sache ſelbſt, beſcheidener Weiſe in ſeinem Mangel an Verſtändniß geſucht haben wird, da ja doch bekannter (d. h. hergebrachter) Maaßen die Oper ein bewundernswürdiges Kunſtgebilde ſei. —

Es bedarf übrigens, obgleich wir uns hier ſpeciell nur mit der Muſik zu beſchäftigen haben, wohl kaum der ausdrücklichen Verſicherung, daß Widerſinn und Unnatur ihr Lager nicht blos im Bereich dieſer Sphäre aufgeſchlagen haben, ſondern daß auch vielfach andere Künſte, namentlich die Malerei und die edle Kunſt der Mimik[2]), welche im modernen Ballet zu ganz nichtsſagender frivoler Gliederverrenkung und unäſthetiſcher Schauſtellung herabgeſunken iſt, daran kranken. Aber da wir mit der Betrachtung der andern Künſte unmittelbar hier nichts zu thun, ſondern uns dem gewählten Thema gemäß auf die erſtgenannte Kunſt zu beſchränken haben, ſo iſt hier nur auf einen Punkt aufmerkſam zu machen, in welchem ſich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den im Kunſtgebiet auftretenden widerſpruchsvollen Erſcheinungen und den analogen Erſcheinungen auf den andern Gebieten des Kulturlebens erkennen läßt.

Dieſer Unterſchied beruht in der größeren Schwierigkeit der Erklärung jener Erſcheinungen im Gebiet der Kunſt. Während nämlich auf dem Gebiete der Politik, ſowie des kirchlichen und ſocialen Lebens jene Gewöhnung an hergebrachte Formen ſich ſehr einfach durch die Macht der nationalen, religiöſen und Standesvorurtheile, deren Schranken ſchon den Horizont der Kindheit des modernen Kulturmenſchen beengen, erklären läßt, ſcheint es für die analogen

Anschauungen in der Sphäre der Kunst an einem plausibeln Erklärungsgrund gänzlich zu fehlen. Am Zutreffendsten möchte als solcher noch die leider in der Geschmackssphäre überhaupt, selbst unter den relativ Gebildeten, herrschende ästhetische Indolenz und Verbildung zu erkennen sein, welche offenbare Geschmacklosigkeiten (z. B. in der Mode) und handgreifliche Widersinnigkeiten aller Art, ohne sich viel Kopfzerbrechens darüber zu machen, mit sträflicher Nachsicht, ja mit einem aus bloßer Sucht nach Veränderung oder aus Eitelkeit entspringenden Eifer acceptirt, so fern solcher Ungeschmack und Unsinn nur den pikanten Reiz der Neuheit für sich hat, namentlich wenn er zugleich dem frivolen Verlangen nach sinnlicher Befriedigung entgegenkommt.

Was die Oper betrifft, so kann sie als eine der auffälligsten Erscheinungen dieser Art betrachtet werden; und es dürfte daher nicht überflüssig erscheinen, das eigentliche Wesen derselben etwas genauer zu prüfen, als dies bisher von der wissenschaftlichen Aesthetik geschehen ist. Denn so erschöpfend selbst in dem großen Werke Vischer's die Musik überhaupt und ihre verschiedenen Formen mit Einschluß der Oper, charakterisirt sind, so ist doch zu sagen, daß der Verf. diese Formen meiner Ansicht nach mehr nach ihrer Wirklichkeit als nach ihrer inneren Wahrheit betrachtet und sich bemüht, ihren Inhalt, wie er als Resultat ihres historischen Werdens existirt, begrifflich zu begründen, statt — was eigentlich Aufgabe der Aesthetik wäre — diesen Inhalt nach seiner principiellen Berechtigung zu untersuchen[3]). Daß übrigens die Frage nach dem eigentlichen Wesen der Oper von eminent praktischer Bedeutung für die allgemein-menschliche Kulturentwicklung überhaupt und für die ästhetische Seite derselben im Besondern ist, kann für Niemanden zweifelhaft sein, welcher den mächtigen Einfluß erwägt, den das Theaterwesen und namentlich die Theatermusik auf alle Schichten der Gesellschaft, besonders aber auf die gebildeteren Klassen derselben, von jeher ausgeübt hat. Unter allen Künsten kann die Musik, nächst der Poesie, wohl als die populärste bezeichnet werden; als dritte im Bunde wäre noch

der Tanz hinzuzurechnen, d. h. der Tanz nicht in seiner heutigen bedeutungs- und geschmacklosen Gestalt als Salontanz oder gar als Balletgymnastik, sondern in seiner ursprünglich bedeutsamen Gestalt als mimisch-plastischer Nationaltanz, wie er sich noch bei einigen südlichen Nationen findet. Es ist durchaus nicht zufällig und liefert den augenscheinlichsten Beweis für die eminent populäre Bedeutung der genannten drei Künste, daß von Uranfang der kulturgeschichtlichen Entwicklung an es wohl Volksdichtungen, Volksmelodien und Volkstänze, nicht aber in analogem Sinne eine Volksarchitektur, eine Volksplastik und eine Volksmalerei — Ausdrücke, die überhaupt die Sprache gar nicht kennt — gegeben hat. Der Grund für diesen Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Künsten möchte wesentlich darin zu suchen sein, daß bei denen der ersten Gruppe, d. h. den Künsten der Zeitanschauung oder der Bewegung, der Mensch die Mittel zur Befriedigung seines ästhetischen Bedürfnisses in sich selbst findet, nämlich den Sprachlaut, den Ton und die lebendige Gestalt, während er bei der zweiten Gruppe, d. h. den Künsten der Raumanschauung oder der Ruhe, die Darstellungsmittel außer sich in natürlichem Material (Stein, Holz, Farbstoffen pp.) zu suchen hat.[4]) Zwar ist auch bei der ersteren die Zuhülfenahme eines natürlichen Materials nicht ausgeschlossen, wie bei der Musik das der Instrumente, bei der Poesie (dem Drama) die Requisite der theatralischen Darstellung, bei dem Tanz die Gewandung mit ihrem malerischen Faltenwurf und Schmuck überhaupt, darthun; allein die Anwendung dieser Hilfsmittel ist für die natürliche Entwicklung der drei Künste der Zeitanschauung[5]) nicht, wie bei den Künsten der Raumanschauung, unumgängliche Bedingung, sondern hat nur sekundäre Bedeutung.

Aus diesem wesentlichen und im eigentlichen Wortsinn organischen Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Künsten (deren jeseitige Glieder übrigens, wie wir später sehen werden, trotz ihres Gegensatzes in so deutlich erkennbarer Analogie zu einander stehen, daß sie einen ganz bestimmten Parallelismus bilden:

Musik — Architektur, Mimik — Plastik, Poesie — Malerei) erklärt sich nicht nur die größere Popularität der drei Künste der ersteren Gruppe, sondern auch das tief im Volke wurzelnde Bedürfniß einer Verbindung derselben, d. h. die Neigung, den Inhalt der Volksdichtung sowohl musikalisch wie mimisch zu verlebendigen. Namentlich ist es die Musik und zwar zunächst der Gesang, der melodische Ton der rhythmisch bewegten menschlichen Stimme, wodurch das Volkslied und der Volkstanz zu höherem Empfindungsausdruck erhoben und der Inhalt der darin sich ausdrückenden Empfindungen gleichsam in Fleisch und Blut verwandelt wird.

Wenn nun diese auf ihren gemeinsamen Charakter als Kunst der zeitlichen Bewegung sich gründende natürliche Zusammengehörigkeit zwischen der Musik, der Mimik (Tanz) und der Poesie — eine Zusammengehörigkeit, die beiläufig bemerkt sich in analoger Weise bei den ihnen gegenüberstehenden Parallelkünsten der andern Gruppe: Architektur, Plastik, Malerei, ebenfalls erkennen läßt — nicht abzuleugnen ist, so scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Oper, welche ja wesentlich auf einer ähnlichen Verbindung (Musik, Tanz, Drama) beruht, aus jener ursprünglichen Verknüpfung der Volkspoesie mit dem Volkliede und dem Volkstanz auf naturgemäße Weise entstanden sei, indem sich jene — wie Vischer sich ausdrückt — „kunstlose Kunstform" über ihre naive Unmittelbarkeit hinaus zu einem organischen Kunstgebilde entwickelt hätte. In gewisser Beziehung ist dies auch gewiß richtig, ja man kann noch weiter gehen und mit R. Wagner („Oper und Drama" S. 15) geradezu behaupten, daß „die Tonkunst ihre Formen überhaupt dem Tanze und dem Liede verdanke" und daß (S. 16) „die musikalische Grundlage der Oper nichts anderes als die Arie, diese aber wiederum nur das vom Kunstsänger der vornehmen Welt vorgeführte Volkslied war, dessen Wortgedicht ausgelassen und durch das Produkt des dazu bestellten Kunstdichters ersetzt wurde". Allein, wenn eine solche Entstehungsweise der Oper sich auch historisch nachweisen ließe — eine Frage,

die wir hier nicht zu erledigen haben — so muß doch gegen die in der obigen Annahme enthaltene Voraussetzung Einspruch erhoben werden, als ob das aus der naiven Kunstform — d. h. aus der Verbindung von Volkspoesie, Volksmelodie und Volkstanz — hervorgegangene Produkt, „Oper" genannt, deshalb schon als ein organisches Kunstgebilde zu betrachten sei. Ein „Kunstgebilde" ist die Oper allerdings, aber die in ihr bezweckte Verbindung der drei Künste ist nicht sowohl ein künstlerisches als ein künstliches Gebilde.[6]) Denn wenn auch die Kunstpoesie aus der Volkspoesie, das Kunstlied aus dem Volksliede, der Kunsttanz aus dem Volkstanz hervorgegangen ist, so ist doch ihre Verbindung, auf welchem Wege und zu welchem Zwecke sie auch bewirkt worden sei, und ihr Produkt, die Oper, so wenig organischer Natur und besitzt so wenig eine innere Nothwendigkeit, daß sie geradezu als eine ästhetische Lüge bezeichnet" bezeichnet werden muß.

Es ist hier — in der Einleitung — die Gelegenheit geboten, Richard Wagner gegenüber, mit dessen mindestens ebenso schroffer Ansicht über die Oper ich ja im Wesentlichen übereinstimme, in anderer Beziehung Stellung zu nehmen, nämlich hinsichtlich des Standpunktes, den er — von seiner Bedeutung als großen Tondichters abgesehen — als Kunsttheoretiker und ästhetisirender Kritiker einnimmt. Es ist dies schon deshalb nothwendig, weil diese seine Stellung in gleichsam typischer Weise das durch Vorurtheile der mannigfachsten Art sich kennzeichnende Verhältniß darstellt, welches im Allgemeinen die Künstler — und zwar nicht blos die Musiker, sondern auch die bildenden Künstler — zur Aesthetik und Kunstkritik überhaupt einnehmen. Denn wenn auch andere Künstler vielfach ihre Antipathie gegen die wissenschaftliche Aesthetik und Kunstkritik — und oft in sehr überhebender Weise — kundgegeben haben, so hat doch bisher noch kein Andrer sich so ausführlich und mit solchem Anschein philosophischen Denkens darüber ausgelassen als der berühmte Komponist, von dem wir bekanntlich eine ganze Reihe von theoretisch-kritischen Werken, nament-

lich aber das Verhältniß der Musik zur Poesie, besitzen. Ich habe es also hier zunächst nicht, wie ich ausdrücklich bemerken muß, mit dem Ton- und Wortdichter, sondern lediglich mit dem Aesthetiker und Kritiker Wagner zu thun.

Die Behandlung solcher, in das ästhetische Gebiet fallenden Fragen leidet im Allgemeinen an einer großen Unklarheit und Zerfahrenheit, weil nicht nur bei Künstlern, sondern auch im Publikum das Vorurtheil herrscht, daß — da bekanntlich „über den Geschmack nicht zu streiten" sei — Alles, was in's Bereich des Schönen gehöre, sich nothwendig einer wissenschaftlich strengen Untersuchung entziehe. Legt nun ein Mann wie Wagner, der außer einem großen Phantasiereichthum auch den großen Vortheil praktischer Sachkenntniß besitzt, diese beiden schwerwiegenden Elemente in die Waagschaale, so gewinnen die von ihm aufgestellten theoretischen Behauptungen, in so phantastisch-mystische Form sie sich auch kleiden und so sehr sie daher begrifflich im Unbestimmten bleiben mögen, von vorn herein eine große Autorität, namentlich wenn sie, wie bei ihm, mit der erforderlichen Sicherheit subjektiver Ueberzeugung, unter vornehmer Abweisung jeder entgegenstehenden Ansicht, vorgetragen werden. Es ist daher für mich nicht zu umgehen, den Unterschied zwischen dieser subjektiven Selbstgewißheit unphilosophischen, in blos phantastischen Phrasen sich ergehenden Meinens, welches in eminenter Weise die theoretischen Betrachtungen Wagners charakterisirt, und der objektiven Zuverlässigkeit wissenschaftlich-ästhetischer Untersuchung selbst zum Gegenstand einer Erörterung zu machen, die uns übrigens keineswegs von unserm Thema entfernt, weil die Wagner'schen Auslassungen ja denselben Gegenstand behandeln.

Wie steht es also mit der musikalisch-ästhetischen Kritik im Lager der theoretisirenden, bezw. philosophirenden Musiker und Musikgelehrten, als deren Hauptvertreter und Vorkämpfer Richard Wagner in erster Linie in Betracht kommt? — Richard Wagner ist nicht blos ein großer Komponist und geschickter Dichter, sondern überhaupt eine wesentlich genial veranlagte Natur.

Indeß, Genialität, so unbedingt sie als Urquell aller großen Gedanken und aller echten Kunstschöpfungen zu erachten ist, hat zunächst doch nur die Bedeutung einer seltnen *Naturanlage*, d. h. ihre Aeußerungsweisen besitzen einen wesentlich instinktiven Charakter, dem als solchem allerdings eine gleichsam absolute Sicherheit beiwohnt, unbewußt das Wahre zu finden. Was sie daher aus *diesem Instinkt* heraus, mit reflexionsloser Intuitivität, *schafft*, wird stets mit einer gewissen Naturnothwendigkeit auch das Gepräge innerer Wahrheit und idealer Vollendung an sich tragen. Dies ist im Wesentlichen die Natur des künstlerischen Empfindens, Anschauens und Producirens überhaupt; daraus folgt jedoch keineswegs, daß der Künstler bei der *konkreten Gestaltung* seiner Ideen der Ueberlegung ermangele. Allein diese Ueberlegung wird sich weniger auf den innern Kern des Schaffens, d. h. auf den ideellen Inhalt desselben, als auf die Wahl und Behandlung der technischen Mittel zur Darstellung der Idee beziehen: jener Kern selbst bleibt, wenn das Schaffen eben das Gepräge der Genialität besitzt, nothwendig unterhalb der Schwelle des reflektirenden Bewußtseins. Ein Kunstwerk daher, welches nur das Resultat verständigen Reflektirens und bewußter Kombination ist, mag vielleicht von großer technischer Virtuosität zeugen, niemals aber das unverkennbare Gepräge genialer Unmittelbarkeit an sich tragen; man wird ihm gegenüber immer den Eindruck haben, daß es *gemacht*, aber nicht den, daß es *geschaffen*, d. h. von Innen heraus erzeugt ist.

Wenn vorhin die Genialität als der „Urquell aller großen Gedanken und aller echten Kunstschöpfungen" bezeichnet wurde, so wurde damit zugleich der tiefe formale Gegensatz berührt, welcher zwischen philosophischem Denken und künstlerischem Schaffen herrscht: beide Thätigkeiten gehen allerdings von der unmittelbaren Intuition aus, aber diese gestaltet sich beim künstlerischen Schaffen zum Kunstwerk, während sie beim philosophischen Denken sich zum Gedanken krystallisirt. In beiden Fällen reicht die bloße Genialität als bloße Naturanlage nicht aus, um die Idee

— sei es dort als Kunstwerk sei es hier als Gedanke — zu produciren; sondern, wie der geniale Künstler in seiner Sphäre einer langen und detaillirten Disciplin bedarf, um mit Bewußtsein die Mittel zur konkreten Gestaltung seiner Ideen nicht nur kennen zu lernen, sondern auch zu beherrschen und anzuwenden, so bedarf der geniale Denker nicht minder einer langen und detaillirten technischen Disciplin, um die philosophische Idee in voller Klarheit an's Licht zu fördern. So wenig daher der Philosoph, welcher die ästhetische Idee im Gedanken besitzt, sich einbilden darf — ein Fall, der übrigens wohl kaum jemals vorgekommen ist —, daß er damit schon ohne Weiteres befähigt sei, sie auch als Kunstwerk zu gestalten, ebenso wenig sollten die Künstler sich der mißverständlichen Einbildung hingeben, daß, weil sie die von ihnen instinktiv geahnte Idee künstlerisch zu gestalten vermögen, sie dieselbe darum auch in Gedanken zu fassen im Stande seien. Im Gegentheil kann man behaupten, daß, je genialer sie als Künstler empfinden und anschauen, sie um soweniger den Grund ihres Empfindens und den Inhalt ihres Anschauens sich zum begreifenden Bewußtsein zu bringen und in der präzisen Form des logischen Denkens wiederzugeben vermögen.

Richard Wagner ist, trotz seiner zahlreichen „philosophischen" Schriften, so sehr in dem erwähnten Mißverständniß befangen, daß er keinen Anstand nimmt, geradezu die entgegengesetzte Behauptung aufzustellen, es seien eigentlich nur die Künstler als die wahren Kunstphilosophen zu betrachten; nur sie seien daher ausschließlich zur Kunstkritik berufen und befähigt, die sonstigen sogenannten „Kunstphilosophen" dagegen wüßten, weil sie selber nicht künstlerisch zu schaffen vermögen, also — dies ist nun der logische (!) Schluß, um den sich die ganze Beweisführung dreht — außerhalb des Kunstverständnisses stehen, absolut garnichts von dem eigentlichen Wesen der Kunst, sondern „spielten nur mit hergebrachten Begriffen".[7]) Nun hat er sich aber selber auf das Gebiet der philosophischen Kritik begeben, in der naiven Meinung, es sei genügend ein großer Künstler zu

sein, um auch ohne Weiteres sich als diktatorischer Kunstphilosoph geriren zu können, indem er als die Aufgabe des wahren Philosophirens den Satz aufstellt, es müsse sich „vom irrigen Begriff an das richtige Gefühl wenden"; ein nach beiden Seiten ganz schiefer Gegensatz, der das wahre Verhältniß zwischen Denken und Empfinden — denn hierauf kommt jene Phrase vom „irrigen Begriff" und „richtigem Gefühl" ja hinaus — geradezu auf den Kopf stellt. Denn es bedarf wohl kaum einer besonderen Beweisführung, daß selbst in dem Falle, wo das Gefühl das „Richtige" enthält, dieser Inhalt nur in der Form des Gedankens, d. h. durch Verwandlung in Begriffe, auszusprechen ist. Gäbe Wagner in seinem Buche uns nichts weiter als seine „Gefühle" zum Besten, so würde das Ganze objektiv gar keinen, subjektiv höchstens einen psychologischen Werth haben. Allein weit entfernt davon, seine subjektive Auffassung von der Lösung der ästhetischen Probleme als blos subjektive, d. h. als nur aus seinem künstlerischen Empfinden stammende vorzubringen, stellt er diese Auffassung vielmehr, im Gegensatz zu allen etwa davon abweichenden, als die allein und unbedingt richtige hin, als die absolute Wahrheit, ohne daß er freilich im Stande ist einen andern Beweis dafür beizubringen, als die unbedingte Selbstgewißheit seiner künstlerischen Empfindung.[8]) Nicht als ob er nicht den Versuch zu solcher Beweisführung machte; im Gegentheil das ganze, ziemlich umfangreiche Buch enthält weiter nichts als solchen Versuch; nur daß der Verfasser statt wirklicher objektiv überzeugender Beweisführung, die er vergeblich anstrebt, sich darauf beschränkt, in diktatorischer Weise Behauptungen aufzustellen, welche scheinbar als die Resultate von Exkursen auf die verschiedensten Gebiete des philosophischen Wissens, thatsächlich aber überall und stets nur in der Form subjektiver Meinung, wenn auch mit großer Emphase und nach größerer Anmaaßung vorgetragen, sich darstellen.

Der Ausdruck „Anmaaßung" ist hart, das gestehe ich ein. Aber wenn ein genial angelegter Geist wie Wagner nicht etwa

blos im Bereich der musikalisch-ästhetischen Kritik als Diktator auftritt — denn da er hier wenigstens das positive Material der gesammten Sphäre als Meister in seinem Fache beherrscht, so könnte man ihm eine gewisse Selbstüberhebung nach dieser Seite hin allenfalls nachsehen —, sondern mit gleicher Entschiedenheit auch in Gebieten, von denen er nachweisbar nur eine ziemlich oberflächliche Kenntniß besitzt, urtheilt und abspricht; wenn er z. B. nicht blos das Wesen auch aller andern Künste, wie der Poesie, der Malerei, der Plastik u. s. w. allein richtig erkannt zu haben vermeint, sondern auch die Philosophie der Weltgeschichte, die Philosophie der Sprache, die Psychologie u. s. w.[9]) in den Bereich seiner „Kritik" zieht und alle diese umfangreichen und inhaltsvollen Sphären mit einer beneidenswerthen Sicherheit der Ueberzeugung, daß er auch hierin allein die eigentliche Wahrheit entdeckt habe, abhandelt, ja sich das Ansehen giebt, als ob Das, was bis auf ihn darin geleistet, eigentlich nicht der Rede werth sei: — dann dürfte doch wohl auch für den nachsichtigsten Leser der oben gebrauchte Ausdruck nicht allzu hart erscheinen.

Wenn nun Wagner von der ästhetischen Kritik behauptet, daß es ihr, wie er sich mit pleonastischer Emphase ausdrückt, „an dem vollen Erfülltsein von dem Wesen der Kunst ewig gebrechen" müsse, und daß sie „nie ganz bei ihrem Gegenstande sein" könne, so sollte man eigentlich vermuthen, daß er die Kritik überhaupt als den Weg zum Irrthum und zur Verkehrtheit perhorresciren müsse. In der That läßt er auch keine Kritik gelten — ausgenommen die, welche von Künstlern und besonders von ihm selber geübt wird. Dies ist nun eine Ansicht, die ungefähr dieselbe Berechtigung hat wie die Behauptung, daß Niemand ein Recht und die Fähigkeit zur Beurtheilung eines Gemäldes besitze, welcher nicht selber zu malen verstehe, oder — um eine noch draftischere Parallele zu ziehen — daß nur der die Schmackhaftigkeit einer Speise beurtheilen könne, der das Kochen gelernt hat. Das Schiefe solcher Ansicht liegt auf der flachen Hand und

beruht einfach auf einer Verwechslung des wesentlichen Inhalts und der ideellen Wirkung eines Kunstwerks mit der Kenntniß und Fertigkeit in der Handhabung der technischen Herstellungsmittel; ein Punkt, auf den ich zurückkommen werde. — Da nun Wagner die (nicht von Künstlern geübte) Kritik als „die ewige Unterhaltung des Irrthums" kennzeichnen zu müssen glaubt, so fordert er von den Künstlern, daß sie, um „diesen Irrthum, den sie selbst unbewußt genährt, vollkommen zu überwinden, eine letzte männliche Anstrengung (!) machen, selbst Kritik zu üben. So vernichten sie" — meint er — „den Irrthum und heben die Kritik zugleich auf (!), um von da ab wieder, und zwar erst wirklich, Künstler zu werden, die sorgenlos dem Drange ihrer Begeisterung sich überlassen können, unbekümmert um alle ästhetische Definition ihres Vorhabens." Der wahre Sinn dieser Phrase, in einfaches Deutsch gefaßt, würde etwa lauten: „Alle bisherige Kunst und Kunstkritik bis auf mich (Wagner) herab ist auf dem Holzwege gewesen. Erst meine Kritik der bisherigen Kunst und in Folge dessen meine Kunst hat den richtigen Weg gefunden, auf dem nun für alle Zukunft die Kunst überhaupt zu gehen und die Künstler blind mir zu folgen haben."

Aber diese Schwäche eines eingebildeten Alleinbesitzes der Wahrheit beiseite gelassen, ist noch auf einen auch objektiv schwachen Punkt dieser Auslassung hinzuweisen, welcher einen charakteristischen Beleg für die Einseitigkeit des Künstlerurtheils überhaupt und des Wagner'schen im Besondern liefert, sofern dieses Urtheil nicht auf die technische, sondern speciell auf die ideelle Seite des künstlerischen Schaffens sich bezieht. Wagner spricht immer ganz allgemein von „Kunst" und „Künstlern", während er offenbar dabei nur die Musik und die Musiker im Sinne hat. Wenn er sich nun auch für seine Person etwa befähigt glaubt, über alle andern Künste ebenfalls ein maaßgebendes Urtheil zu besitzen, so wird er doch schwerlich zugeben wollen, daß man überhaupt nur „Künstler" — etwa Architekt oder Maler — zu sein braucht, um damit auch in das Wesen jeder andern Kunst-

gattung — z. B. der Musik oder Poesie — eingedrungen zu sein. Im Gegentheil: gerade in dem vollen Aufgehen eines Künstlers in *seiner* Kunst liegt einerseits zwar die Kraft seiner künstlerischen Empfindung überhaupt, andrerseits damit aber auch die Schwäche seines Urtheils, wo es sich um eine der seinigen fremde Kunstsphäre handelt. Setzen wir den Fall, mehrere, verschiedenen Sphären angehörige Künstler, etwa ein Architekt, ein Bildhauer, ein Maler, ein Musiker, unterhielten sich aber das Wesen der Kunst — nicht dieser oder jener Kunst, sondern der Kunst überhaupt — so wird Jeder, und zwar um so entschiedener, je tiefer und lebendiger seine künstlerische Empfindung ist, unter dem allgemeinen Begriff „Kunst" unwillkürlich seine eigne Kunstsphäre verstehen. Wäre z. B. vom Begriff der „Schönheit" die Rede, so würde der Maler darunter nur die *malerische*, der Bildhauer nur die *plastische* u. s. f. Schönheit im Auge haben, da ihm für die specifische Natur der andern Arten von Schönheit das entsprechende Anschauungsorgan mangelt; am allerwenigsten aber würde er vermögen, das Wesen der Schönheit als allgemeinen Begriff zu definiren. Es giebt allerdings Maler, die auch tüchtige Musiker sind, ja es hat Künstler, wie z. B. Raphael, Michelangelo u. A. gegeben, die Bedeutendes sowohl als Maler wie als Bildhauer und Architekten geleistet, ja daneben sogar Gedichte gemacht haben. Aber wenn man ihre Werke genauer betrachtet, so wird man stets finden, daß *eine* Kunst doch immer den Grundcharakter ihrer künstlerischen Anschauungsweise überhaupt bildet, bei Michelangelo z. B. die plastische Formanschauung, auch in seinen Gemälden, bei Raphael die malerische Anschauung, auch in seinen Skulpturwerken u. s. f. Sollte daher der Fall überhaupt denkbar sein, daß ein Künstler in verschiedenen Künsten die gleiche Kraft der Anschauung zeigt, so ist Hundert gegen Eins zu walten, daß er in allen sich nur als ein talentvoller Dilettant, nimmermehr aber als ein Genie erweist. Diese in der Natur der künstlerischen Veranlagung selbst begründete Einseitigkeit des künstlerischen Anschauens enthält aber zu-

gleich auch die unumgängliche Bedingung für die Einseitigkeit des künstlerischen Urtheilens.

Wie der „Mensch" sich nicht in der einzelnen Individualität als Totalität verwirklichen kann, sondern jeder entweder männlich oder weiblich sein muß, und wie *gerade in diesem Gegensatz* der specifische Charakter und die besondere Schönheit des Individuums sich realisirt — weshalb denn auch der „Hermaphrodit" nicht nur eine Naturwidrigkeit, sondern auch (und zwar sowohl in geistiger wie in körperlicher Beziehung) ein charakterloses und unschönes Wesen ist: — ebenso haftet auch dem Künstler — und zwar um so entschiedner, je echter er Künstler ist — nothwendig eine Einseitigkeit des künstlerischen Anschauens und folglich auch das Urtheilens an. Wenn es in dieser Sphäre hermaphroditische Naturen giebt, so werden sie sicher ebenso sehr der energischen Zeugungskraft ermangeln als ob sie Kastraten wären.

An diese natürliche Einseitigkeit, welche wie ein hoher Uferdamm den Strom des künstlerischen Empfindens zwar einengt und auf eine bestimmte Richtung beschränkt, zugleich aber auch, indem sie ihm die Kraft und Frische energischer Bewegung verleiht, ein seichtes Auseinanderfließen in's leere Allgemeine und stagnirende Ruhe verhindert, knüpft sich nun ein weiteres Moment, welches die Beschränktheit jeder Künstlerkritik als nothwendige Folge des künstlerischen Anschauens und Schaffens bethätigt: die *Ueberschätzung nämlich der besonderen Kunstsphäre, der ein Künstler angehört.* — Erfüllt, wie der Künstler ist, von dem substanziellen Inhalt *seiner* Kunst, in welchen er mit seiner ganzen vollen Empfindung um so unbedingter aufgeht, je genialer er veranlagt ist, geräth er nur zu leicht auf die irrige Ansicht, daß er mit dem specifischen Wesen *seiner* Kunst auch schon in das Wesen der *Kunst überhaupt* eingedrungen sei, oder er kommt doch mindestens zu der Meinung, daß er in *seiner* Kunst die eigentliche Hauptkunst besitze, im Vergleich mit welcher alle andern Künste gleichsam nur als Künste zweiten, dritten Ranges

zu betrachten seien. Solche Ueber-, bezw. Unterschätzung besonderer Kunstsphären muß nun aber ebenso sicher zu Irrthümern führen, wie die richtige Schätzung derselben nur durch die Erkenntniß ihrer nur relativen Bedeutung zu gewinnen ist, welche in den mehr oder weniger differenten Beziehungen jeder einzelnen zu den übrigen Kunstsphären liegt. Daß solche Erkenntniß dieser Beziehungen, bezw. specifischen Verschiedenheiten einer Kunst gegenüber den andern wiederum nur durch das Eindringen in das Wesen der Kunst überhaupt und in die aus diesem Wesen mit Nothwendigkeit sich entwickelnde organische Gliederung der sämmtlichen einzelnen Künste zu erreichen[10]) ist, dies muß, als einfach logischer Rückschluß, jedem unbefangen Urtheilenden von selbst einleuchten. Nur zur vorläufigen Orientirung darüber mag bemerkt werden, daß die „Kunst" — nicht diese oder jene Kunst, sondern die Kunst überhaupt — als ein lebendiger Organismus zu betrachten ist, der einer ganz bestimmten und nothwendigen Thätigkeitsform des subjektiven Geistes, nämlich dem reinen Anschauungsvermögen, entspricht; ganz analog einerseits der „Wissenschaft", welche einer nicht minder nothwendigen Thätigkeitsform des subjektiven Geistes, nämlich dem Erkenntnißvermögen, andrerseits der Sphäre des „sittlichen Handelns", welche dem Begehrungsvermögen entspricht.

Das „Schöne", das „Wahre" und das „Gute" sind so die drei Angelpunkte, um die sich die genannten Thätigkeitsformen des subjektiven Geistes bewegen; sie sind, als die idealen Ziele derselben, ihrem wesentlichen Inhalt nach identisch, nur in der Form ihrer besonderen Bethätigungsweisen des Geistes different. — Wenn aber die Kunst ein Organismus ist, so muß nothwendig ihre Gliederung ebenfalls eine organische sein, d. h. ihre „Eintheilung" in verschiedene Künste muß eine durch ihr inneres Wesen selbst geforderte und folglich die Beziehung zwischen den einzelnen Künsten, als diesen besonderen Bethätigungsweisen des künstlerischen Anschauungsvermögens, eine innerlich nothwendige sein. Von einer „Hauptkunst" aber kann nur im Falle einer

etwaigen Verbindung mehrerer Künste zu einer gemeinsamen Wirkung die Rede sein, wobei allerdings eine Kunst immer dominiren muß, während die anderen ihre Wirkung nur zu unterstützen haben; aber diese Bedeutung fällt durchaus nicht mit dem oben gebrauchten Ausdruck zusammen und beeinträchtigt die Selbstständigkeit der einzelnen Künste als in sich abgeschlossener, gleichberechtigter und organisch nothwendiger Sphären in keiner Weise. Ja, obgleich allerdings zwischen den sämmtlichen Künsten ein gewisser Gradunterschied hinsichtlich des Umfangs und des Reichthums ihrer ideellen Fähigkeit zur Darstellung künstlerischer Ideen existirt, so kann bei einer solchen Verbindung sogar der umgekehrte Fall eintreten, daß eine an Ideengehalt tiefer stehende Kunst, z. B. die Architektur, als Hauptkunst, sich mit höher organisirten Künsten als bloßen Hilfskünsteu verbindet, z. B. bei Ausschmükung von Bauwerken mit plastischen und malerischen Kunstwerken.

Den hier vertretenen vorurtheilslosen Standpunkt der Kunst und den Künsten gegenüber einzunehmen vermag nun aus den angegebenen Gründen die Künstlerkritik niemals, weil sie in Folge ihrer Beschränkung auf *eine* Kunstsphäre die nothwendigen und specifisch differenten Beziehungen zwischen den einzelnen Künsten nicht zu begreifen im Stande ist. Endlich ist noch auf ein letztes nicht minder wichtiges Moment hinzuweisen, welches einen weiteren Belag für die nothwendige Einseitigkeit des Künstlerurtheils enthält: nämlich die schon oben beiläufig erwähnte *Seite der technischen Darstellungsmittel*, auf die von den Künstlern, zum Nachtheil der Seite des ideellen Gehalts, ein bedeutendes Uebergewicht gelegt wird.

Nicht als ob die Künstler mit Bewußtsein und ausdrücklich die Technik stets als das Wichtigste bei der Beurtheilung eines Kunstwerks behaupteten — (obschon auch dies oft genug vorkommt, namentlich bei denjenigen künstlerischen, nicht sowohl Doppel- als Zwitternaturen, welche sich auch mit Kunstkritik befassen, denn diese Art von Kunstkritik pflegt meist mit einer gewissen Emphase zu betonen, daß es in der Kunst weniger auf das „Was" d. h.

auch den geistigen Gehalt, das ideelle Motiv, als auf das „Wie", auf das sogen. „geniale Machwerk", d. h. eben auf die technische Virtuosität in der Behandlung der Darstellungsmittel ankomme, während die meisten echten Künstler eine gewisse Scheu vor dem offenen Bekenntniß solcher Ansicht empfinden), — indessen können auch die letztern es nicht verhindern, daß ihre Neigung, ein Uebergewicht auf die Technik zu legen, ohne ihre Absicht, ja gegen ihren Willen, und jedenfalls unbewußt, ihr Urtheil hinsichtlich der ästhetischen Würdigung eines Kunstwerks und hinsichtlich der Werthschätzung einer Kunstsphäre überhaupt mehr oder minder stark beeinflußt.

Um von vorn herein dem mißverständlichen Einwurf zu begegnen, als ob ich meinerseits die Bedeutung der Technik verkenne, nehme ich keinen Anstand es als meine Ueberzeugung auszusprechen, daß in ihr nicht nur überhaupt ein wichtiges, sondern die ideelle Seite des Kunstschaffens wesentlich mitbestimmendes Element zu erkennen ist. Zwar scheint die Technik zunächst nur die handwerkliche Seite der künstlerischen Thätigkeit zu repräsentiren, insofern die praktische Vorschule, welche der angehende Künstler behufs Aneignung der handwerklichen Details durchzumachen hat, mit dem ideellen Kunstschaffen als solchem unmittelbar noch nichts zu thun hat, sondern ihm vorläufig nur die Mittel liefert, um die später — nach Vollendung dieser Vorschule — in seiner Phantasie sich bildenden künstlerischen Ideen zur anschaulichen Gestaltung zu bringen und namentlich die sich der freien Gestaltung entgegenstellenden Hindernisse und materiellen Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Erwägung wäre allein schon genügend, um die Wichtigkeit der Technik, zu bethätigen; allein es kommt noch der viel bedeutsamere Umstand hinzu, daß die *Entwicklung der künstlerischen Phantasie selbst* durchaus an die *Ausbildung des technischen Könnens gebunden* ist; weshalb denn die bekannte Ansicht, welche *Lessing* in „Emilia Galotti" seinem Maler in den Mund legt: daß „Raphael auch dann der größte Maler geworden wäre, wenn er zufällig

ohne Hände geboren wäre," entschieden zu bestreiten ist. Gewiß wäre er es nicht geworden, hätte es nicht werden können, da ihm mit dem Mangel der handwerklichen Organe nicht nur die Möglichkeit der praktischen Ausbildung seines Könnens, sondern auch die Entwicklung seiner künstlerischen Phantasie selbst, versagt gewesen wäre. Denn alle Innigkeit des Empfindens und alle Tiefe der inneren Anschauung muß nothwendig unfruchtbar bleiben, wenn der Künstler entweder gar nicht — wie im angenommenen Fall bei Raphael — oder auch nur in unzureichender Weise seine Ideen zu konkreter Gestaltung zu bringen vermag; und hierzu ist eben die Beherrschung der technischen Darstellungsmittel eine nothwendige Vorbedingung. Es ist wahr, daß das echte Meisterwerk sich dadurch kennzeichnet, daß man ihm die Mühe des Machens, die Schwierigkeiten der Herstellung nicht anmerkt, sondern daß es den Eindruck hervorbringt, als ob es, gleichsam wie ein nothwendiges Naturprodukt der künstlerischen Gestaltungskraft, anscheinend wie aus einem Gusse, leicht und ohne Spur von Geburtsschmerzen aus der Phantasie des Künstlers heraus geboren sei. Was bedeutet aber dieser Satz anders, als daß nur der ein wahrhaft großer Meister in seiner Kunst ist, welcher die technischen Mittel der Gestaltung so vollkommen beherrscht, daß man ihr die Schwierigkeiten derselben nicht anmerkt, da im entgegengesetzten Falle die herrlichsten und inhaltsvollsten Ideen, welche die Phantasie des Künstlers *innerlich* gestalten mag, entweder in diesem embryonischen Stadium des Schaffens verbleiben oder, wenn er den Versuch ihrer äußerlichen Gestaltung macht, nur verstümmelt, gleichsam als Mißgeburten, die keine Aehnlichkeit mit ihren Vorbildern, den innerlich angeschauten Ideen, haben, an's Tageslicht treten können.

Es ist daher durchaus irrthümlich, wenn man die producirende Thätigkeit des Künstlers im abstrakten Sinne — wie es zuweilen sogar von Aesthetikern geschieht — als bloße *ideelle* Zeugungskraft der künstlerischen Phantasie und in Folge dessen die Beherrschung der Darstellungsmittel, überhaupt die Technik,

als etwas zwar (etwa leider!) Nothwendiges, im Grunde aber doch nur Nebensächliches betrachten wollte. Sie ist dies so wenig, daß sie als gebunden an und bedingt durch das differente Material der Darstellung, einen sehr wesentlichen, ja den Hauptunterschied zwischen den verschiedenen Künsten begründet, so daß gerade sie es ist, welche — wenigstens in konkreter Hinsicht — der besondern Kunst ihren specifischen Charakter verleiht. Man erkennt dies besonders an solchen Künsten, die in gewisser Beziehung mit einander verwandt sind, z. B. an der Plastik und der Malerei, ebenso an der Musik und Dichtkunst. Die ersteren beiden haben oft dieselben Motive zu behandeln, z. B. in der Portraitdarstellung — und doch, wie verschieden ist die Auffassungs- und Behandlungweise eines und desselben Vorwurfs bei ihnen; eine Verschiedenheit, die wesentlich durch die Verschiedenheit des Materials, dort des kalten farblosen Marmors, hier der warmen realistisch wirkenden Farbe, bedingt ist. Diese Differenz macht sich nun auch, als nothwendige Folge der technischen Verschiedenheit des Kunstmaterials, als specifisch verschiedene Form der künstlerischen Anschauung selbst geltend, und man wäre daher, wie bemerkt, dem Künstler gegenüber in einem großen Irrthum befangen, wenn man sein inneres Schaffen selbst in abstraktem Sinne als eine von der Technik unabhängige Thätigkeit der Phantasie auffassen wollte.

Es ist eine allgemeine und die obige Darlegung des Verhältnisses des inneren Schaffens zur Technik vollkommen bestätigende Erfahrung, die jeder Künstler an sich selber machen kann, daß die künstlerische Idee ihm sich stets konkret, d. h. in einer bestimmten Anschauungsform, also entweder als malerische oder als plastische, als musikalische oder als poetische Idee u. s. f. offenbart — und alle diese inneren Anschauungsformen der Idee sind specifisch von einander verschieden, d. h. es läßt sich keine ohne Weiteres so auf eine andere Gestaltungssphäre übertragen, daß beide einander auch im Inhalt vollkommen decken. Diese also schon vor der äußerlichen Gestaltung vorhandene, wesentlich konkrete Diffe-

renz zwischen den Anschauungsformen der künstlerischen Idee, welche, wie bemerkt, hauptsächlich auf der durch den Unterschied des Darstellungsmaterials bedingten Verschiedenheit der technischen Darstellungsmittel beruht, ist daher so innig mit der Anschauung selbst verbunden, daß sogar in einer und derselben Kunstsphäre, z. B. in der Plastik oder in der Musik, in welcher die Materialien selber verschiedener Natur sind, es keineswegs für den Künstler hinsichtlich der besonderen Art des Schaffens gleichgültig ist, für welches dieser verschiedenen Darstellungsmittel er sich entscheidet, z. B. ob der Bildhauer, beim Modelliren einer Skizze für ein Denkmal, dabei eine Ausführung in Bronze oder aber in Marmor im Auge hat, oder ob der musikalische Komponist, welcher mit der Komposition eines Musikstücks für ein Instrument beschäftigt ist, dabei an eine Violine oder eine Klarinette, oder bei dem Niederschreiben einer Arie an den Tenor oder Sopran denkt, ebenso wenig wie es dem Maler beim Entwerfen einer Komposition, dem Architekten bei der Skizzirung des Entwurfs für ein Gebäude gleichgültig ist, ob das Gemälde in Oel als Staffeleibild oder als Wandgemälde al fresco ausgeführt, bezw. ob das Bauwerk ein Stein- oder Holzbau werden soll. Da diese Differenzen zugleich — was hier nicht weiter ausgeführt werden kann — die besonderen Formen der Stylisirung bedingen, also ein wesentlich ideelles Moment der Gestaltung selbst enthalten, so kann wohl über die hohe Wichtigkeit des Kunstmaterials und in Folge dessen der technischen Darstellungsmittel kein Zweifel existiren.

Es ist dieser Punkt hier deshalb mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt, nicht etwa um blos den Verdacht zu beseitigen, als ob meinerseits auf die Technik zu geringer Werth gelegt werde, sondern hauptsächlich auch darum, weil die hier ausgesprochenen Gedanken für unser Thema selbst von Bedeutung sind. Wenn aber der Leser durch die obige Auseinandersetzung, wie ich hoffe, den Eindruck empfangen hat, daß ich, weit entfernt davon, die Technik zu unterschätzen oder sie gar als etwas Nebensächliches zu betrachten — wie die Künstler gewöhnlich der ästhe-

tischen Kritik zu imputiren pflegen, — in ihr vielmehr einen wesentlichen, die ideelle Gestaltung selbst mitbestimmenden Faktor des künstlerischen Schaffens erkenne, so wird er mir andrerseits auch das Recht einräumen müssen, die Ueberschätzung, welche thatsächlich die Künstler der Technik widmen, als ob mit ihr bereits Alles oder doch das Nothwendigste in der Kunst gethan sei, als eine Einseitigkeit zu bezeichnen. Nur allein auf diese Ueberschätzung nämlich gründen die Künstler — und R. Wagner in erster Reihe — den gegen die ästhetische Kritik gerichteten, ebenso ungerechtfertigten wie unbewiesenen Vorwurf, daß, da der Aesthetiker nicht wie der Künstler eine praktische Vorschule für die Aneignung der technischen Mittel durchgemacht habe, im praktisch-Handwerklichen sich also dem Künstler gegenüber als Laien bekennen muß, er deshalb auch von einer bestimmten Kunst nichts verstehe, geschweige denn, daß er eine tiefere Einsicht in das Wesen des Künstlerischen überhaupt besitze, so daß ihm schlechthin jede Fähigkeit und demgemäß jede Berechtigung, über den Werth und die Bedeutung eines Kunstwerks zu urtheilen, abgehe. Es ist nämlich, wie schon oben angedeutet, gerade das Gegentheil der Fall: der Künstler ist es vielmehr, der nothwendig einseitig urtheilt, und zwar ist er in dieser Einseitigkeit hauptsächlich auch durch seine Ueberschätzung der Technik befangen; eine Ueberschätzung, die sich lediglich auf eine Verwechslung oder Vermischung der technischen mit der ideellen Seite des Kunstschaffens gründet. Dieser Punkt ist noch, des Beweises halber, etwas näher in's Auge zu fassen, d. h. es ist das Wesen der Technik, nicht dieser oder jener Technik, sondern der Technik überhaupt als dieser besonderen Seite des Kunstschaffens, zu untersuchen. Auch diese Untersuchung ist, wie der Leser später sehen wird, für die Entscheidung der wichtigen Principienfrage über die Stellung der Musik zu den übrigen Künsten von Wichtigkeit.

Unterscheiden[11]) wir zunächst die verschiedenen Bedeutungen, welche der Ausdruck „Technik" in sich schließt, so ist vor Allem die subjektive Bedeutung desselben zu eliminiren, welche gemeint

wird, wenn man von der „Technik eines Künstlers“ spricht: man versteht nämlich darunter die gerade diesem Künstler eigenthümliche Manier oder Methode, die technischen Mittel zu behandeln. In diesem Sinne kann man denn die Technik eines Künstlers als „originell“ oder meinetwegen als „genial“ — richtiger wäre „virtuos“, da die Genialität mit der handwerklichen Seite des Schaffens nichts zu thun hat — oder auch als das Gegentheil davon, z. B. als „konventionell“, u. s. f. bezeichnen: Ausdrücke, die lediglich, wie die andern, „Manier“ und „Methode“ und auch „Styl,“ (welche beide letzteren aber auch einen objektiven Sinn haben) eine subjektive Bedeutung besitzen, die mit der objektiven, d. h. durch das Material selbst bedingten Bedeutung des Begriffs „Technik“ nicht zusammenfallen. Eine weitere Unterscheidung ist dann zwischen dem technischen Material und den technischen Darstellungsmitteln zu machen; zwei Elemente, die selbst von Aesthetikern — z. B. von Pabst in seinem sonst verdienstlichen Buche „Die Verbindung der Künste auf der Bühne“, sowie von Freitag in seiner Abhandlung „Ueber die Technik des Dramas“ — vielfach mit einander verwechselt und vermischt werden, obschon bereits der alte Aristoteles in sehr bestimmter Weise Objekt, Mittel und Material der Darstellung auseinanderhält, indem er z. B. die Malerei von der Plastik dadurch unterscheidet, daß die erstere sich des Kolorits (*χρῶμα*), die letztere der Körperform (*σχῆμα*) als „Mittel der Nachahmung“ (*μίμησις*, in seinem Sinne so viel als ideelle Gestaltung in den Formen der Wirklichkeit[12]) bediene. „Kolorit“ und „Körperform“ haften nun zwar an dem Material, dort an den Farbstoffen, hier am Marmor u. s. f., sie sind aber nicht selbst das Material, sondern werden nur hervorgebracht an demselben durch die technische Behandlung. Will man ganz strenge verfahren, so kann man zwischen Mittel und Material noch eine Zwischenstufe, nämlich die des technischen Handwerkszeugs, unterscheiden, welche Vischer in seiner Aesthetik, wenn auch nicht genau in dieser Bedeutung, als „Vehikel“ bezeichnet. Um kurz an einem praktischen Beispiel diese Unter-

ſchiede zu erläutern, ſo würde man — die obige Parallele zwiſchen Malerei und Plaſtik fortführend — nur das als „Material“ der Darſtellung bezeichnen dürfen, welches als ſolches im realen Kunſtwerk verbleibt oder woraus dieſes materiell beſteht, alſo die Farbſtoffe, Leinwand u. ſ. f., Marmor, Bronze u. ſ. f., in der Muſik (um auch dieſe zu erwähnen) die als „Ton“ bezeichnete materielle Luftſchwingung, wogegen die materiellen Utenſilien, d. h. das praktiſche Handwerkszeug zur techniſchen Herſtellung des Kunſtwerks, in der Malerei alſo Pinſel, Staffelei, Palette iſt, in der Skulptur Modellirholz, Meißel, Gußvorrichtung u. ſ. f., in der Muſik die Inſtrumente, die menſchliche Stimmritze u. ſ. f. zwar nicht in dem äſthetiſch höheren Sinne als „Mittel“, aber auch nicht als „Material“, ſondern eben als zwiſchen beiden in der Mitte liegende „Vehikel“ zu betrachten wären.

Material, Vehikel und Mittel bilden alſo, dem Objekt der Darſtellung, d. h. der zu geſtaltenden künſtleriſchen Idee, gegenüber, die verſchiedenen Elemente der techniſchen Seite des künſtleriſchen Schaffens. Wenn man das „Vehikel“ als Zwiſchenglied zwiſchen Material und Mittel bei Seite läßt — wobei es dahin geſtellt bleiben mag, ob man es mehr zum Material oder zu den Mitteln ziehen will, — ſo kann man die beiden letzteren in ihrem Verhältniß zum Objekt dahin charakteriſiren, daß die „Mittel“ — wie ſchon der Name andeutet — die unentbehrliche Vermittelung zwiſchen dem „Material“ als Rohſtoff zur künſtleriſchen Idee als „Objekt“ und Inhalt der Geſtaltung bilden und daher zu dieſem, d. h. zur ideellen Seite des künſtleriſchen Schaffens, in viel näherer Beziehung ſtehen als das Material. Es wurde oben, unter Hinweiſung auf Ariſtoteles, des „Kolorits“ und der „körperlichen Form“ als Mittel der maleriſchen, bezw. der plaſtiſchen Darſtellung erwähnt. Was die Muſik betrifft, ſo führt Ariſtoteles — im Unterſchiede von der Poeſie, welche ſich des „Worts“, der „Modulation“ und des „Rhythmus“ als Mittel bediene — nur die beiden letzteren Elemente als muſikaliſche Mittel an, da die „Harmonie“ im modernen Sinne des

Worts der Antike unbekannt war. Als „Objekte“ dagegen bezeichnet er hinsichtlich der Musik die Darstellung von Gemüthsstimmungen, hinsichtlich der (dramatischen) Poesie die Darstellung von Handlungen und Charakteren; eine Unterscheidung, die für die Bestimmung des Verhältnisses der Musik zur Poesie überhaupt und in der Oper insbesondere von durchschlagender Bedeutung und daher für unser Thema von hohem Interesse ist. —

Es giebt aber im Bereich aller Künste neben den genannten Mitteln noch ein von Aristoteles nicht erwähntes Element, das in unmittelbarer Verbindung mit dem künstlerischen Gestalten als ideellem Schaffen steht: das ist die Komposition. Denn auch diese hat, so weit sie auch bereits in das ideelle Gebiet hinübergreift, eine wesentlich technische Seite, und zwar nicht nur im Bereich der sog. bildenden, d. h. auf die räumliche Anschauung sich beziehenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei), sondern auch in dem ihnen gegenüberstehenden Gebiet der Künste der zeitlichen Perception (Musik, Mimik, Poesie). Jeder Künstler weiß, — wenigenstens innerhalb seiner eigenen Kunstsphäre —, daß die kompositionelle Gestaltung eines Motivs sich nicht auf die erfindende Kraft der Phantasie beschränken kann, sondern daß sie zum großen Theil auf gewissen wissenschaftlich-technischen Formen und Handgriffen beruht, die man sich durch Studium und praktische Uebung aneignen muß, um sie für die Erzielung einer bestimmten ideellen Wirkung stets im Bewußtsein sowie an der Hand zu haben und auf die richtige Weise anzuwenden. Schon die Thatsache, daß es für die verschiedenen Künste Kompositionslehren giebt, beweist, daß es sich darin wesentlich um ein technisches Element handelt, das gelernt werden kann. So ist z. B. in der Musik der sog. „Generalbaß“ die wesentlich technische Grundlage für die kompositionelle Gestaltung; in der Malerei und Plastik entsprechen demselben die Hilfswissenschaften der Perspektive, der Proportion, der Anatomie, sowie die Kenntniß der mimisch-physiognomischen Ausdrucks- und Bewegungsformen. Man

kann in allen diesen Dingen sehr bewandert sein, ohne deshalb schon einen Anspruch auf den Namen eines Künstlers im höheren Wortsinne zu besitzen; und die sogenannten Akademien, Kunstschulen, Meisterateliers, Konservatorien u. s. f. können daher, weil nur die Technik sich *lehren* läßt, wohl Virtuosen des Handwerks, aber keine Künstler im höheren Sinne des Worts bilden, wenn der göttliche Funke der künstlerischen Begabung nicht ursprünglich vorhanden und gleichsam mitgeboren im Geiste ist.

Wenn daher andrerseits freilich dieser künstlerischen Veranlagung, soll der Funke nicht ungenutzt verglimmen, die technische Ausbildung zu Hülfe kommen muß — und in dieser Hinsicht ist die Technik im Vischer'schen Sinne in der That das unbedingt nothwendige „Vehikel" des Kunstschaffens, Lessing also, wie schon bemerkt, mit seinem Paradox von dem ohne Hände geborenen Raphael entschieden im Unrecht[13]) —, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn man die beiden Elemente: künstlerische Begabung und technische Ausbildung, ihrem Werth noch gegeneinander abwägt, die letztere, obschon sie eine nothwendige Bedingung für das künstlerische Gestalten ist, doch im Verhältniß zu diesem nur *sekundäre* Bedeutung hat, da sie *allein* immer nur zu handwerklicher Virtuosität, niemals zum echten Künstlerthum führt.

Hier sind wir nun an dem Punkte angelangt, an den wir anzuknüpfen haben, um zu zeigen, daß gerade die Technik, nämlich das Uebergewicht, welches die Künstler auf dieselbe legen, indem sie ihr eine primäre Bedeutung beilegen, es ist, wodurch ihr Urtheil auf einen Irrweg geleitet zu werden pflegt. Der große Umfang dieses Gebiets, sowie seine große Wichtigkeit, namentlich aber die gerade für Künstlernaturen schwer zu überwindenden Schwierigkeiten, die ihnen die für erfolgreiche Ausübung ihrer Kunst erforderliche Erwerbung mancherlei theoretischer, ja abstrakter Kenntnisse entgegenstellt, (für die Aneignung der Gesetze der Perspektive z. B. die Erlernung der Geometrie und Stereometrie, für die der Proportionslehre die Beschäftigung mit der Anatomie

des Menschen u. s. f.) — wobei wir von der nur durch langjährige Uebung zu erreichenden Vertrautheit mit den rein handwerklichen Details des Producirens noch ganz absehen — bringen sie, die Künstler, unwillkürlich dazu, in der Technik den eigentlichen Kern des Kunstschaffens zu erblicken, d. h. ihr — der rein ideellen Thätigkeit der Phantasie gegenüber, die scheinbar ganz mühelos von selber arbeite, weil sie ein freiwilliges Geschenk der Natur sei — primäre Wichtigkeit beizumessen. Man vergißt dabei nur eine Kleinigkeit; nämlich danach zu fragen, ob eben einem „Künstler" jenes Naturgeschenk der künstlerischen Veranlagung wirklich zu Theil geworden sei; und in der That ist diese Frage nicht immer leicht zu beantworten, da die durch Fleiß und durch ein angeborenes Geschick für handwerkliche Praxis zu erlangende technische Virtuosität jenen Mangel an genialer Veranlagung oft so sehr verdeckt, daß ein Laienauge ihn selten zu bemerken im Stande ist. Im Grunde beruht jene Ansicht von der primären Bedeutung der Technik, die unter Anderem auch zu dem schon oben erwähnten Irrthum führt, daß es in der Kunst weniger auf das „Was" als auf das „Wie", d. h. auf das virtuose Machwerk, ankomme, auf einem Trugschluß, der als solcher leicht nachweisbar ist. Indem nämlich die Künstler von dem ganz richtigen Grundsatz ausgehen, daß *ohne* Beherrschung der technischen Mittel ein Künstler, mag er noch so genial veranlagt sein, überhaupt nicht gestaltungsfähig ist, folgern sie ohne Weiteres, daß sie *mit* der Beherrschung der technischen Mittel auch zugleich schon die künstlerische Gestaltungsfähigkeit erwerben. Dieser sehr allgemein verbreitete logische Irrthum macht es erklärlich, wenn heutzutage auf einen echten Künstler vielleicht 999 bloße Virtuosen, d. h. fingerfertige Techniker, kommen.

Aber die Ueberschätzung der Technik führt noch zu einem andern Irrthum, der mit dem obigen in unmittelbarem Zusammenhange steht und der eigentlich der Haupt- und Zielpunkt ist, auf den die obige Auseinandersetzung hinleiten sollte, ich meine das mehrfach erwähnte ungerechte Vorurtheil gegen die ästhetische

Kritik, als sei diese weder befähigt noch berechtigt zur Beurtheilung eines Kunstwerks. Dies Vorurtheil gründet sich nämlich auf den schon erwähnten Satz, daß, weil der ästhetische Kritiker nicht jene Vorschule für die Erwerbung der Kenntniß und Handhabung der technischen Mittel durchmache, er nothwendig auch — nicht etwa von der Technik, sondern — von der Kunst, d. h. von ihrem ideellen Gehalt, nichts verstehen könne. In dieser Schlußfolge erkennt man nun leicht den auf der Identificirung der Kunst überhaupt mit der Technik beruhenden logischen Fehler.

Allerdings kann zugegeben werden, daß es für den Aesthetiker, dem es mit seiner Aufgabe Ernst ist, unter allen Umständen von Vortheil, ja innerhalb gewisser Grenzen sogar nothwendig ist, sich mit der Technik der verschiedenen Künste wenigstens soweit vertraut zu machen, daß er nicht nur die Beziehung der technischen Darstellungsmittel zum Darstellungsinhalt zu beurtheilen vermag, sondern auch namentlich die Schwierigkeiten kennen lernt, welche das Material durch seine specifischen Natureigenschaften der Anwendung der technischen Mittel und damit der ideellen Gestaltung selber entgegenstellt. Aber diese Kenntniß ist doch weniger für das Verständniß der absoluten Bedeutung eines Kunstwerks als für die Würdigung seiner relativen Bedeutung als individuellen Produkts eines bestimmten, d. h. einer bestimmten Richtung angehörenden Künstlers von Wichtigkeit. Da es indeß bei der positiven Kritik, namentlich den Künstlern gegenüber, in erster Linie meist eben auf solche Würdigung der relativen Bedeutung ankommt, wenn die Kritik nicht ungerecht werden will — und dies wird sie im subjektiven Sinne immer, wenn sie an das konkrete Kunstwerk lediglich einen absoluten Maaßstab anlegt —, so wird der Aesthetiker, d. h. der echte Kunstphilosoph, es als seine Pflicht betrachten, sich mit den technischen Darstellungsmitteln hinlänglich bekannt zu machen, um sich ein sachgemäßes Urtheil über die erwähnte Beziehung der Technik zum ideellen Gehalt der künstlerischen Darstellung zu erwerben. Es ist dazu aber durchaus nicht erforderlich, daß er jahrelang den Pinsel oder das Modellir-

holz handhabt, oder gründlich den Generalbaß, sowie den Umfang, die Klangfarbe, überhaupt die specifische Natur der musikalischen Instrumente studirt: Alles dies und noch vieles Andere braucht nur der *schaffende* Künstler, der mit diesen Materialien und und Mitteln praktisch zu arbeiten hat, um das Kunstwerk konkret zu *gestalten*; für den Aesthetiker reicht es vollständig hin, wenn er sich mit der theoretischen Kenntniß derselben bekannt macht.[14])

Es ist deshalb geradezu albern, zu verlangen, daß *de* Aesthetiker erst beweisen solle, daß er es selber wo möglich besser *machen* könne als der Künstler, ehe er sich herausnehmen dürfe, über das Machwerk des letzteren zu urtheilen. Andrerseits ist es nicht minder falsch, zu meinen, daß der Künstler durch seine größere technische Fertigkeit mehr Fähigkeit und Beruf zum Urtheilen erwirbt; im Gegentheil bildet diese Fertigkeit, wie schon bemerkt, vielmehr eine Schranke gegen die vorurtheilsfreie Würdigung eines Kunstwerks, und zwar aus zweifachem Grunde: einmal, weil der Künstler dabei den ideellen Gehalt desselben stets über der vorzugsweisen Berücksichtigung der technischen Seite vernachlässigt, sodann, weil er in beiden Beziehungen immer nur aus der beschränkten Sphäre seiner besonderen Kunst heraus urtheilt. Es ist daher eine sehr gewöhnliche Erfahrung, daß ein Künstler über jede andere als seine eigne Kunst durchaus als Laie urtheilt, und zwar so sehr als Laie, daß er bei dem Aesthetiker, welcher nicht nur allen Künsten gleichberechtigt gegenüber steht, sondern auch von der Kunst im Allgemeinen, d. h. vom Wesen des Künstlerischen als solchem, eine tiefere und klarere Ansicht besitzt, oft Verwunderung über die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit seines Urtheils erregt. Man höre nur einmal einen Architekten oder Bildhauer über Musik, einen Musiker über Architektur oder Malerei u. s. f. urtheilen und man wird oft überrascht sein, nicht nur von der geringen Kenntniß der einfachsten Elemente der ihnen fremden Kunst, sondern auch von ihrem Mangel an richtigem ästhetischem Gefühl für den wesentlichen Inhalt dieser fremden Sphäre[15]).

Wenn aber hiernach das Künstlerurtheil keineswegs Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erheben darf, da es seiner Natur nach wesentlich einseitig ist, so tritt nunmehr die Frage an uns heran, ob dieser nothwendigen Einseitigkeit des Künstlerurtheils gegenüber das Urtheil des Aesthetikers berechtigter sei, und worauf sich eine solche Behauptung etwa stütze. Um dies zu entscheiden, ist vor Allem der Grund zu prüfen, aus welchem seitens der Künstler der ästhetischen Kritik solche Befähigung abgesprochen zu werden pflegt. Derselbe koncentrirt sich, wenn man den dahin zielenden Phrasen auf den Kern sieht, auf die einfache Behauptung, daß es der Kritik, sofern sie nicht von Künstlern selbst geübt wird, nothwendig an der Tiefe der Empfindung und der Wärme und Lebhaftigkeit der Anschauung mangele, weil, wie Richard Wagner sich ausdrückt, der Kritiker „außerhalb der Kunst steht". Diese Behauptung führt aber immer wieder zu der bereits widerlegten falschen Schlußfolge zurück, die Ursache liege eben in dem Mangel an praktischer Gestaltungsfähigkeit, d. h. in dem Mangel an technischer Handfertigkeit. Denn es wäre sonst schlechterdings nicht abzusehen, warum dem Aesthetiker, der doch gewissermaaßen auch ein Mensch, d. h. ein nicht bloß mit Verstand, sondern auch mit Anschauungs- und Empfindungs-Vermögen begabtes Wesen ist, diese letzteren Eigenschaften deswegen abgehen sollen, weil er im Stande ist, den Inhalt derselben — statt, wie der Künstler zur anschaulichen Gestaltung — in bewußte Gedanken zu verwandeln. Bei Künstlern nicht allein, sondern bei allen wesentlich in die Empfindungssphäre versenktbleibenden Menschen herrscht allerdings die sonderbare Meinung, der Versuch, die Empfindung sich zum Bewußtsein zu bringen, könne nur dazu führen, sie zu zerstören. Dies ist aber nur insofern richtig, als die Form der Empfindung als solche allerdings aufgehoben wird, wenn man sich ihren Inhalt zum Bewußtsein zu bringen sucht, keineswegs wird aber dadurch der Inhalt selbst vernichtet, sondern er erhält nur eine andere Form, nämlich eben die Form des Gedankens. Vollends aber erreicht jene irrige Meinung einen Grad

von Ungerechtigkeit, der nur aus dem Mangel an Selbsterkenntniß — um nicht zu sagen aus dem Ueberfluß an eitler Selbstverblendung — zu erklären ist, wenn die Künstler neben ihrer specifischen Fähigkeit, den Inhalt ihrer Empfindung zur künstlerischen Gestaltung, d. h. als Kunstwerk, zur Anschauung zu bringen, sich auch die ausschließliche Fähigkeit und in Folge dessen die ausschließliche Berechtigung arrogiren, diesen Inhalt als bewußten Gedanken auszusprechen; oder, wie Wagner sich ausdrückt, selber Kritik zu üben, um den angeblichen Irrthum, in den die ästhetische Kritik nothwendiger Weise immer verfalle, zu vernichten. Hierüber ist das Nöthige oben bereits gesagt und habe ich nicht nöthig darauf zurückzukommen. Eine Bemerkung indeß, die einen gewissen praktischen Sinn hat, kann ich hier, am Schluß der Einleitung, doch nicht unterdrücken:

Läge wirklich Wahrheit darin, daß nur die Künstler neben ihrer Fähigkeit zu gestalten auch das ausschließliche Vorrecht auf das Aussprechen eines objektiven Urtheils besitzen und auf Grund dieses Vorrechts allen übrigen Menschenkindern, mögen sie nun Aesthetiker sein oder nicht, jedes tiefere Verständniß der Kunst und ihrer Werke absprechen dürfen, so drängt sich Einem unmittelbar die Frage auf, für wen denn die Künstler eigentlich schaffen? Die Annahme, daß dies nur für ihre respektiven Zunftgenossen geschehe, daß also der Maler nur für die Maler male, der Baumeister seine Gebäude nur für die Architekten errichte, der Musiker nur für die Musiker komponire, der Dichter nur für die Poeten dichte: diese Annahme würde wahrscheinlich zu allererst von den betreffenden Künstlern selbst abgelehnt werden. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen, daß alle die tausend und abertausend Kunstwerke aller Zeiten nur deshalb in die Welt gesetzt seien, daß das gewöhnliche Menschenvolk, das ja davon nur einen ganz unbestimmten, verständnißlosen Empfindungseindruck erhalten könne, etwa in demüthiger Bewunderung das Genie des Künstlers darin anstaune. In der That ist es gerade der Beifall seitens der als „verständnißlos“ von den Künstlern ver-

achteten Menge, auf den sie es vorzugsweise abzusehen pflegen. Indessen, um nicht ungerecht zu sein, ist doch anzuerkennen, daß sie mitunter sowohl dem Publikum wie der Kritik ein gewisses Verständniß zuerkennen, nämlich insofern ihre Werke von diesen mit der gebührenden Anerkennung aufgenommen werden. Wird ihnen freilich diese Anerkennung versagt oder auch nur in bedingter Weise gespendet, dann erklären sie achselzuckend das von ihnen Gebotene als „Caviar für das Volk". — Dieser bei passender (?) Gelegenheit einmal von einem berühmten Virtuosen gebrauchte Ausdruck hat übrigens eine wahrere Bedeutung, als die Herren Künstler, die damit blos die Bornirtheit und Gefühlsstumpfheit des Publikums brandmarken zu müssen glauben, ahnen; allerdings in einem Sinne, der ihnen nicht besonders zusagen dürfte. Denn diese hübsche Redensart besagt, daß das „Volk" in seinem einfachen gesunden Gefühl auch nach einfacher und gesunder Nahrung für sein Kunstbedürfniß verlangt; und das mit Recht: denn es will durch ein Kunstwerk in seiner Empfindung unmittelbar gepackt werden; und wenn es sich auch der Gründe dieser Wirkung nicht bewußt wird, so weiß es doch sehr wohl zwischen echter Kunst und virtuoser Künstelei zu unterscheiden.

Jedes echte Kunstwerk ist, wie jeder wahre Gedanke schlicht und einfach; und gerade in dieser schlichten Einfachheit liegt seine Größe und die Macht seiner Wirkung. Es ist mit Entschiedenheit zu behaupten, daß, je mehr theoretische Vorkenntnisse der volle Genuß und das tiefere Verständniß eines Kunstwerks verlangt, es um so mehr dieser seiner höchsten Eigenschaft, die schon der alte Winckelmann mit Beziehung auf die antike Plastik als „edle Einfalt und stille Größe" bezeichnet, entbehrt und über die Grenzen des echt Künstlerischen hinaus in das frivole Gebiet des Künstlichen und Gekünstelten sich verirrt. Solche Künstelei ist — und sie wird es hoffentlich zum Heil der Kunst immer bleiben — allerdings: „Caviar für das Volk". — Mag daher die Schaar der Zunftgenossen und die blinden Fanatiker einer das Außergewöhnliche anstrebenden Kunstrichtung die wunderbaren Verschlin-

gungen und virtuosen Kombinationen solcher mit Aufwand der gewaltigsten, bisher ungeahnten technischen Mittel in's Leben gerufenen Kunst bewundern: was sie bewundern, koncentrirt sich schließlich doch zum allergrößten Theil auf den Reichthum und den Umfang des technischen Apparats, für den das „Volk" freilich kein Verständniß und noch weniger Sympathie besitzt, während Das, was darin seine Empfindung wirklich packt und es zu unwillkürlicher aufrichtiger Bewunderung hinreißt, dies eben durch jene „edle Einfalt und stille Größe" bewirkt, welche Winckelmann als Hauptmerkmal des echten Kunstwerks hervorhebt, und die das Gemüth jedes nicht ver- oder überbildeten Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt im Innersten ergreift.

— — — — — — — — — — — — —

Fassen wir das bis hier Ausgeführte in ein kurzes Resultat zusammen, so ist hinsichtlich der Stellung, welche einerseits der Künstler andrerseits der Aesthetiker dem Kunstwerk und der Kunst gegenüber einnehmen, vor allem die Meinung zu berichtigen, als ob der erstere durch die Uebung, den Empfindungsinhalt sich zum Bewußtsein zu bringen, einen Abbruch an seiner eigenen Empfindung erleiden müsse. Dies ist so wenig der Fall, daß er sie dadurch vielmehr schärft und verfeinert, so daß er zwar einerseits durch die Schwächen einer Darstellung empfindlicher berührt wird als der Laie, welcher sie oft gar nicht bemerkt, andrerseits aber auch die Feinheiten und Schönheiten eines echten Meisterwerks viel tiefer empfindet und sich lebhafter davon afficirt fühlt als dieser, der sie meist über den Aeußerlichkeiten einer rein sinnlichen Wirkung übersieht. Der echte Philosoph unterscheidet sich daher vom echten Künstler keineswegs durch eine geringere Stärke der Empfindung, und zwar deshalb, weil zum wahren und inhaltsvollen Denken nicht minder wie zum künstlerischen Anschauen als erster Impuls eine Unmittelbarkeit der Intuition gehört, die in das innerste Wesen der Erscheinungen eindringt, um dann, davon erfüllt, den ganzen reichen Inhalt dort — durch das Denken — zum klaren Gedanken zu erheben,

hier durch die künstlerische Schöpfungskraft — zum konkreten Kunstwerk zu gestalten. — Was aber den seitens der Künstler gegen die ästhetischen Kritiker gerichteten Einwurf betrifft, daß sie deßhalb unfähig seien, ein Kunstwerk zu verstehen, weil ihnen die nöthigen technischen Vorkenntnisse fehlen, so wäre solchem Einwurf die Frage entgegenzustellen, ob man deshalb nicht im Stande sei, die seele- und sinnerschütternden Dramen Shakespeare's in ihrer vollen künstlerischen Wirkung oder die klassische Idealität eines hellenischen Skulpturwerks in ihrer ganzen Schönheit zu begreifen, weil man nicht wie Shakespeare zu dichten, bezw. wie Phidias oder auch nur wie Thorwaldsen zu bildhauern vermag? — Derartige Einwürfe sind von einer so kläglichen Oberflächlichkeit, daß sie einer ernsthaften Widerlegung gar nicht werth sind.

— — — — — — — — — — — — —

Doch genug. Mit dem Gesagten dürfte für den unbefangen urtheilenden Leser der Boden für die folgende Untersuchung hinreichend geebnet sein; die im Vorurtheil gegen die Kritik einmal befangenen Künstler würde auch eine weitere Ausführung nicht überzeugen, da sie wie die Frauen sich auf keine Gründe einzulassen pflegen, sondern alle Logik mit der Berufung auf ihr „Gefühl" beseitigen zu können glauben. Gehen wir jetzt zu der ersten Frage unsers Themas über. Dieselbe läßt sich in die etwas ausführlicher, als der Titel dieser Untersuchung lautet, formulirte Frage fassen:

Ist ihrem Wesen nach die Musik als solche, d. h. die reine, ohne begleitendes Wort oder sonstige, etwa mimische, Hilfsmittel sich äußernde Musik eines dramatischen Ausdrucks überhaupt fähig? —

Die zweite Frage: ob die Musik — falls die Beantwortung der ersten verneinend ausfallen sollte — mit solchen Hilfsmitteln sich zur dramatischen Ausdrucksfähigkeit erheben könne, wird einer weiteren Untersuchung vorbehalten bleiben müssen, welche den Inhalt der zweiten Abtheilung dieser Abhandlung bilden soll.

I.

(Die Stellung der Musik zu den andern Künsten, namentlich zur Mimik und Poesie, und die Grenze ihrer Ausdrucksfähigkeit. — Uebereinstimmung mit R. Wagner's Ansicht hierüber, sowie über das Prädikat „dramatisch" in Verbindung mit Musik. — Die doppelte Fähigkeit der Musik, substanzielle Empfindungen auszudrücken und ein rein formal-ästhetisches Wohlgefallen zu erregen; letzteres bedingt durch die mathematische Bestimmbarkeit ihrer sämmtlichen Formen. — Singen und Spielen; Unterschied der Gesangs- von der Instrumentalmusik. — Die Frage, ob die reine Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig sei ist zu verneinen.)

Die Frage, ob die Musik, ohne Verbindung mit andern künstlerischen Hilfsmitteln, ihrem specifischen Wesen nach eines dramatischen Ausdrucks fähig sei, ist erschöpfend nur dadurch zu beantworten, daß eben auf dieses ihr Wesen zurückgegangen wird; eine Untersuchung, die ihrerseits wiederum nur dann zu einem zweifellosen Resultat führen kann, wenn die Musik, als diese specifische Kunstgattung, hinsichtlich ihrer Stellung innerhalb des Systems der Künste näher bestimmt wird. Denn nur aus dieser Stellung ergiebt sich nicht nur für die Musik, sondern überhaupt für jede Kunstgattung einerseits der besondere Inhalt des betreffenden Gebiets, andrerseits die genaue Umgrenzung, innerhalb deren die Kunst ihre Thätigkeit auf normale, d. h. auf eine ihrer Natur gemäße Weise entfalten kann. Dieser Gesichtspunkt, dessen Berechtigung wohl nicht angezweifelt werden dürfte, unterscheidet nun die folgende Untersuchung von allen früheren ähnlicher Art — auch im Bereich der wissenschaftlichen Aesthetik — insofern nämlich, als zu allen Zeiten zwar vielerlei Versuche zu einer „Eintheilung" der Künste, wie man es zu nennen pflegt, gemacht worden sind, ein eigentliches, organisch in sich gegliedertes „System der Künste" aber bisher nicht entdeckt worden war, weil nachweisbar immer von falschen oder mindestens einseitigen Principien, die nicht im Wesen der Kunst als allgemeiner Sphäre begründet waren, ausgegangen wurde. An

dieſer Stelle kann ich nun allerdings nicht auf die nähere Erläuterung dieſes Syſtems eingehen, da uns dies allzuweit ab von unſerm Thema führen würde, ſondern muß mich in dieſer Beziehung, unter Hinweis auf mein oben citirtes Werkchen: „Syſtem der Künſte“ mit einer kurzen Darſtellung des durch meine Unterſuchung gewonnenen Reſultats begnügen:

Hiernach gliedern ſich die Künſte in zwei einander gegenüberſtehende und in dieſer Gegenüberſtellung vollkommen parallele Gruppen von je drei Kunſtgattungen, die man kurz als räumliche und zeitliche — genauer: „Künſte der ſimultanen“ und „der ſucceſſiven Anſchauung“, ein Gegenſatz, der, wie wir ſehen werden, den erſteren nicht genau deckt[5]) — bezeichnen kann. Die erſtere Gruppe umfaßt die Architektur, die Plaſtik und die Malerei, die andere die Muſik, die Mimik[2]) und die Poeſie. Innerhalb jeder Gruppe iſt nur ein beſtimmter, auf dem Princip der wachſenden Bewegung beruhender Fortſchritt von der einen zur folgenden Kunſt zu bemerken, der ſich nach der ideellen Seite hin als ſtetige Zunahme nicht nur an Ideenreichthum, ſondern auch an konkreter Ausdrucksfähigkeit, nach der materiellen Seite hin als Abnahme an Gewicht des Darſtellungsmaterials offenbart. Ich habe dies wichtige Geſetz, welches bisher von der Aeſthetik wenn nicht unbeachtet gelaſſen, ſo doch nicht in der erforderlichen Schärfe formulirt und am wenigſten als Princip der Eintheilung erkannt worden iſt, als das Geſetz der ſtetig wachſenden Gewichtsdifferenz zwiſchen Idee und Material in der künſtleriſchen Darſtellung bezeichnet.

So ſchreitet die Architektur, welche das ſchwerſte und umfangreichſte Material bei einem im Verhältniß hierzu beſchränkteſten Ideeninhalt beſitzt und deshalb die geringſte Bewegung zeigt, zur Plaſtik fort, in welcher die Starrheit des architektoniſchen Rhythmus, deſſen Grundform weſentlich ſich auf ſymmetriſche Anordnung beſchränkt, bereits in den bewegteren, die bloße Symmetrie überwindenden Fluß plaſtiſcher Eurythmie ſich auflöſt, während das Material zwar noch die Schwere des architektoniſchen beſitzt (Stein,

Metall u. s. f.) aber im Umfang sich bereits auf einen geringeren Raum zusammenzieht, thatsächlich also ebenfalls schon leichter wiegt. Der Fortschritt von der Plastik zur Malerei ist dem eben geschilderten analog. Während jene sich wesentlich noch auf die Darstellung der einzelnen Menschengestalt oder doch auf die Gruppirung weniger Figuren beschränkt, schreitet diese zu einer reicheren, bewegteren und an Ideen sowohl tieferen wie mannigfaltigeren Darstellung fort. Außerdem besitzt sie, gegenüber der in der Farblosigkeit des Materials begründeten abstrakten Idealität der Plastik, durch das Kolorit eine viel größere Ausdrucksfähigkeit und konkretere Lebendigkeit der Darstellung, während umgekehrt das Material — Farbstoffe, Leinwand u. s. f. — in demselben Maaße an Gewicht verliert. — Hier stehen wir nun an der Grenze der räumlichen Künste, da in der Malerei der höchste Intensitätsgrad der ideellen Bewegung erreicht ist. Ein weiterer Fortschritt darüber hinaus ist daher nur dadurch möglich, daß die Bewegung, welche bis dahin immerhin nur eine ideale war — denn das Werk selbst bleibt, als der Raumanschauung angehörig, in Ruhe, d. h. es bietet sich in allen seinen Theilen der Anschauung gleichzeitig dar — zur realen zeitlichen Bewegung wird, d. h. daß die Sphäre der Raumanschauung überhaupt verlassen und zu der der Zeitanschauung übergegangen wird. Dieser Uebergang von der Raum- zur Zeitanschauung oder richtiger von der simultanen zur successiven Anschauung, d. h. von der Malerei zur Musik, die damit eine neue Entwicklungsreihe von Künsten beginnt, wird durch die Sprache vorahnend dadurch angedeutet, daß der Ausdruck „Ton", welcher als wirklicher Klang im eigentlichen Sinn erst der Sphäre der Musik angehört, doch bereits in der Malerei gebraucht wird, und zwar gerade zur Bezeichnung desjenigen Moments, worin sich die ideale Bewegung innerhalb der malerischen Wirkung vorzugsweise kundgiebt; denn Ton im malerischen Sinne bedeutet nichts anderes als die in Fluß gebrachte Lokalfarbe, daher spricht man wohl von Tonperspective, aber nicht von Farbenperspektive; denn Perspektive ist eben

nichts anderes als die durch die Richtung des Sehens in die Ferne erzeugte scheinbare Bewegung der Farben und Formen. Dabei ist es interessant zu bemerken, daß der umgekehrt von der Malerei auf die Musik übertragene Ausdruck „Farbe" (in Klangfarbe) nicht, wie „Ton" in der Malerei, eine ideale, sondern, sofern er durch das specifische Material des Instruments bedingt ist, im Gegentheil eine wesentlich materielle Bedeutung besitzt; ein Umstand, der entschieden darauf hindeutet, daß gegenüber der Malerei die Musik einen Fortschritt zu einer höheren Sphäre bezeichnet, wie denn überhaupt die Zeit eine idealere Anschauungsform ist als der Raum.

Mit der Musik beginnt nun eine neue, weil auf einer veränderten Anschauungsbasis sich entwickelnden Reihe von Künsten, die der ersteren durchaus parallel ist: Musik, Mimik und Poesie. Es ist hier eine Zwischenbemerkung in Betreff der Mimik zu machen. Die Eingliederung derselben in die Reihe der echten (produktiven) Künste, und zwar zwischen Musik und Poesie, mag für manchen Leser etwas Auffallendes haben, namentlich wenn er sich daran erinnert, auf welchem niedrigen, ja depravirten Standpunkt diese Kunst thatsächlich steht, im Vergleich mit der hochentwickelten und an ausgezeichneten Kunstwerken so reichen Musik, von der Poesie zu geschweigen. Hat ja doch selbst die wissenschaftliche Aesthetik bis auf Vischer herab sich nicht dazu entschließen können, sie als echte Kunst anzuerkennen, sondern sie, eben ihres depravirten Zustandes wegen, meist nur als ein Anhängsel einer selber nur reproduktiven Kunst, nämlich der Schauspielkunst, betrachtet. Allein, wo von dem specifischen Wesen, d. h. von der ideellen Ausdrucksfähigkeit einer Kunst die Rede ist, da sollte nicht der durch äußere Umstände bedingte Zustand ihrer thatsächlichen Entwicklung als Maaßstab ihrer Würdigung angelegt werden.[16]) Diese äußern, für die Mimik verhängnißvoll gewordenen Umstände, die nicht nur ihre höhere Entwicklung zurückgehalten, sondern sie sogar in einen viel tieferen Zustand der Depravation, als sie in früheren Zeiten gezeigt, herabgedrückt haben, beruhen

lediglich in ihrem Mangel eines künstlichen (nicht künstlerischen) Fixirungsmittels ihrer Werke, wie es die Musik in der Noten-, die Poesie in der Buchstabenschrift besitzt. Trotz aller angewandten Mühe hat man ein solches für die Mimik noch nicht erfunden. (Die von einem Franzosen im 17ten Jahrhundert erfundene sog. „Choreographie" ist längst als unzureichend wieder aufgegeben worden.) Man frage sich, wenn man ohne Voreingenommenheit urtheilen will, auf welchem Standpunkt sich wohl unsere heutige Musik und Poesie befinden möchten, wenn die Noten- und Buchstabenschrift nicht erfunden worden wäre und wir in Folge dessen von Sophokles, Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. f., von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Bethoven u. s. f. nur etwa durch die Tradition ihre Namen kennten, d. h. nichts weiter wüßten, als daß es eben große Dichter und Musiker gewesen, von ihren Werken aber absolut keine Kenntniß besäßen.

Wenn man sich daran erinnert, daß in den drei Urformen der genannten drei Künste, nämlich im Volkslied, im Volkstanz und in der Volksdichtung, die gleicherweise durch Improvisation entstanden und durch die Tradition sich fortpflanzten, die Mimik eine ganz andere, nämlich gleichberechtigte Stellung zwischen ihren Schwestern einnimmt, insofern noch heute die echten Nationaltänze mindestens ebenso ausdrucksvoll und charakteristisch sind, die wie traditionellen Nationalmelodien und Nationalpoesien, so wird man den oben eingenommenen Gesichtspunkt, der übrigens ästhetisch von zwingender Nothwendigkeit ist, gerechtfertigt finden. Damit aber soll die Mimik in ihrem jetzigen Zustande tiefster Depravation mit der Musik, als dieser hochgebildeten Kunst, selbstverständlich in keinen Vergleich gestellt werden. Allein um einen solchen Vergleich der realen Leistungsfähigkeit der verschiedenen Künste handelt es sich für uns gar nicht, sondern lediglich um die Untersuchung der in ihrem Wesen begründeten und durch die Natur ihrer Darstellungsmittel bedingten Stellung der Künste zu einander. Von diesem Gesichtspunkt aus aber ist zu behaupten, daß die Mimik ohne allen

Zweifel eine konkretere Darstellungsfähigkeit besitzt als die Musik, d. h. daß sie durch die Natur ihrer Darstellungsmittel befähigter zum Ausdruck konkreter Empfindungen ist als diese.

Kehren wir nach dieser Zwischenbemerkung zur Musik zurück, als derjenigen Kunst, welche den Anfang in der Entwicklungsreihe der zweiten Gruppe bildet. Als Parallelkunst zur Architektur ist sie schon früher erkannt worden. Selbst das bekannte Paradox Friedrich von Schlegel's, welcher die Architektur als „gefrorne Musik" bezeichet, deutet darauf hin und könnte mit demselben Recht umgekehrt, d. h. die Musik als „in Fluß gebrachte Architektonik" charakterisirt werden. Denn nicht nur, daß ihr Rhythmus — nur mit dem Unterschiede, daß derselbe sich nicht wie bei der Architektur räumlich, sondern zeitlich gliedert — in ganz analoger Weise wie bei der letzteren Kunst auf mathematisch bestimmbarer Gesetzmäßigkeit beruht[17]) und daß die beiden Elemente der architektonischen Gestaltung, nämlich das konstruktive und ornamentale, sich in der Musik als Gegensatz von Melodie und Harmonie wiederspiegeln: auch nach der Seite der ideellen Inhaltlichkeit entsprechen sie dadurch einander, daß sie, ihrer abstrakten Natur halber, in gleicher Weise unfähig sind zur Darstellung von Erscheinungen der objektiven Wirklichkeit. Denn wie die Architektur, so besitzt auch die Musik für den Inhalt und die Form ihrer Darstellung, wie Vischer richtig bemerkt, kein Vorbild in der Natur. Aristoteles, der bekanntlich das Wesen der Kunst in die „Mimesis" d. h. in die Gestaltung von Ideen in den Formen der Wirklichkeit, setzte und deshalb die Architektur, weil sie keiner solchen „Naturnachahmung" fähig sei, überhaupt nicht zu den Künsten im engeren Sinne rechnete, hätte mit demselben Rechte oder Unrecht auch die Musik ausscheiden können, da er deren Objekt ganz richtig als „Darstellung von Seelenstimmungen" bezeichnete; denn „Seelenstimmungen" entziehen sich in ihrer rein innerlichen Existenz durchaus der objektiven Anschauung, sie müßten denn, wie bei der Mimik, in reale Körper-

bewegungen und Geberden umgesetzt, oder, wie bei der Poesie, als Thatsachen der Empfindung für die Phantasie objektivirt werden. Beides ist dem Ton versagt. Gegenüber der konkreten Geberde und dem noch konkreteren Worte — konkret nämlich hinsichtlich der Bestimmtheit der Bezeichnung eines realen Inhalts — besitzt der musikalische Ton als bloße Luftvibration von einer gewissen Schwingungszahl und Klangfarbe eine Abstraktivität, die ihn schlechterdings unfähig macht zur Bezeichnung eines konkreten Anschauungsinhalts; sondern er vermag — sei es im „Gesange" als unmittelbarem Erguß subjektiver Innerlichkeit, sei es im „Spiel" durch Vermittelung eines Instruments — eben nur diese Innerlichkeit der seelischen Empfindung symbolisch anzudeuten. Das Grundwesen der Musik ist daher von specifisch lyrischer Natur, weil sie sich niemals an die Anschauung wenden und durch diese eine bestimmte Vorstellung hervorrufen, sondern sich eben wieder nur an die Empfindung wenden und nur eine solche hervorrufen kann.

Wie die Musik zur Architektur, so verhält sich nun die Mimik zur Plastik, d. h. der architektonische Rhythmus der Musik löst sich in der plastischen Bewegung der schönen Menschengestalt und in dem Geberdenspiel des Antlitzes zu freierer Eurythmie auf. Die Mimik schildert daher — z. B. im nationalen Charaktertanz als Darstellung eines sich entwickelnden Liebesverhältnisses — zwar ebenfalls Empfindungen, aber diese Empfindungen sind selber schon konkreterer Natur als diejenigen, welche die Musik durch die reine Tonbewegung anzudeuten vermag, weil diese sich auf den Ausdruck ganz allgemeiner, in ihrer Unendlichkeit unbestimmter Gefühle, wie z. B. Freude, Schmerz, Sehnsucht, Zorn u. s. f. beschränken muß, während die mimische Darstellung zur konkreten Individualisirung derselben, d. h. zum Ausdruck einer bestimmten Freude u. s. f. fortgehen kann. Dieser objektiveren Bestimmtheit halber ist die Mimik wesentlich epischer Natur. Zwar scheint die Form ihrer Darstellung schon einen dramatischen Charakter zu besitzen; sofern aber die Träger der mimischen Darstellung nicht die Vorstellung erregen sollen, daß

sie selber persönlich an den Empfindungen betheiligt sind, sondern diese nur als allgemein-menschliche in ihrer Darstellung versinnbildlichen wollen, während im wirklichen (Wort-) Drama der Held den Eindruck machen soll, daß er persönlich und unmittelbar betheiligt ist, oder mit anderen Worten: sofern die Dramatik des mimischen Ausdrucks nur symbolischen Charakter hat und im Grunde nur die plastische Erzählung einer Handlung ist, so bleibt die mimische Darstellung immerhin auf dem Niveau des epischen Ausdrucks stehen.

Der specifisch lyrische, beziehungsweise epische Charakter einerseits der Musik, andrerseits der Mimik zeigt sich auch deutlich in dem Antheil, welchen sie beiderseits als sekundäre Hilfskünste an der Darstellung des Dramas durch die Schauspielkunst haben. Aus dem Umstande nämlich, daß die Musik der Schauspielkunst das elementare Moment des Rhythmus und der Modulation der Stimme (in der Deklamation), die Mimik dagegen das der plastischen Haltung und Bewegung des Körpers sowie des ausdrucksvollen Geberdenspiels (in der Gestikulation) zur Versinnlichung des dramatischen (Wort-) Inhalts leiht, erkennt man leicht, daß das erstere Element ebenso entschieden der Sphäre rein subjektiver Empfindung wie das letztere der Sphäre des objektiven d. h. nach Außen gerichteten Empfindungsausdrucks angehört, während der eigentlich dramatische Inhalt, sowohl hinsichtlich der Charakterdarstellung wie der Entwicklung der Handlung, durchaus nur durch das sich an die konkrete Vorstellung wendende poetische Wort zum Ausdruck gelangt. Man stelle sich nur die Frage, ob es möglich sei, einen dramatischen Inhalt ohne das Wort, d. h. nur mit Hülfe des musikalischen und mimischen Elements, selbst mit Einschluß der Scenerie, zur Darstellung zu bringen, oder auch die andere Frage, was Jemand von einer dramatischen Darstellung verstehen könnte, wenn der Inhalt des Dramas in einer ihm völlig unverständlichen Sprache abgefaßt wäre? — Er würde sicherlich von der Natur der Charaktere und von dem Gange der Handlung höchstens eine annäherungs-

weise bestimmte Vorstellung gewinnen können; und das Wenige, was er davon verstände, würde er jedenfalls nicht sowohl durch das, was er hörte, d. h. durch das die Worte begleitende musikalische, als vielmehr durch das, was er sähe, d. h. durch das mimische Element begreifen. Durch diese Konsequenz dürfte wohl der Beweis geliefert sein, daß überhaupt die mimische Ausdrucksform konkreterer Natur ist als die musikalische.

Zum höchsten Grade konkreter Ausdrucksfähigkeit erhebt sich nun im Bereich der zeitlichen Kunstdarstellung, und zwar in Bezug auf den Ausdruck sowohl von subjektiven Empfindungen wie von objektiven Anschauungen, die Poesie, die sich schon hierin als Parallelkunst zur Malerei, als der ausdrucksfähigsten Kunst in der Reihe der räumlichen Künste, erweist. In der That steht die Poesie zur Malerei in ganz analogem Verhältniß wie die Mimik zur Plastik und die Musik zur Architektur. Daß auch dieser Parallelismus schon früher gefühlt worden ist, darauf deutet das bekannte Wort des alten Simonides hin, der die Poesie als „redende Malerei" charakterisirt; ein Dictum, das sich ebenfalls wie das Schlegel'sche umkehren läßt, indem die Malerei als „Farbendichtung" bezeichnet werden könnte. Aber auch in allen anderen Beziehungen ist dieser Parallelismus unverkennbar, einmal darin, daß auch die Poesie, wie die Malerei in der Gruppe der räumlichen Künste, das leichtwiegendste Darstellungsmaterial gegenüber der Mimik und Musik besitzt, nämlich das Wort gegenüber der bewegten Körpergestalt und den musikalischen Instrumenten, sodann darin, daß sie hinsichtlich der Tiefe, Mannigfaltigkeit und konkreten Bestimmtheit der Ideen unendlich reicher als die andern beiden, demselben Anschauungsgebiet angehörenden Künste ist; endlich darin, daß sich in ihr die Elemente der letztern zu besonderen Arten herausbilden, nämlich als Lyrik, d. h. als Poesie der subjektiven Empfindung, und als Epik, d. h. als Poesie der Erzählung; welche beide dann schließlich in der Dramatik, als lebendigster und ideenreichster Art der Poesie, sich zur höchsten Form künstlerischer Darstellung überhaupt orga-

nisch verbinden. In der Malerei finden wir ein analoges Auseinandertreten in drei besondere Hauptarten, indem der „Lyrik" die Darstellung der subjektiven Naturempfindung in der Landschaft, der „Epik" die Darstellung des individuellen Menschenschicksals in dem Genre, dem „Drama" die Darstellung der großen historischen Entwicklungsmomente in der Geschichtsmalerei entsprechen.[18]) Alle diese, aus dem inneren Wesen der Künste sich ergebenden Konsequenzen kann ich hier, wie bemerkt, nur andeutungsweise und resultatorisch berühren, da eine gedankenstrengere Erörterung derselben uns zu weit ab von unserm Thema führen würde. Wenn ich in dieser Hinsicht wiederholt auf mein oben citirtes Buch verweisen muß, so hoffe ich doch, daß der unbefangene Leser, auch ohne auf dieses zu rekurriren, die innere Nothwendigkeit dieser Konsequenzen, weil die Wahrheit stets ein unverkennbares Gepräge von Ueberzeugungskraft besitzt, empfunden haben wird.

Wenn aber diese Systematik in der Gliederung der Künste als zutreffend zu erkennen ist — und so lange nicht das von mir aus dem Wesen der Kunst selbst geschöpfte Prinzip und das auf diesem beruhende Gliederungs-Gesetz als unrichtig nachgewiesen wird, dürfte es schon bei den daraus mit logischer Nothwendigkeit gezogenen Konsequenzen d. h. bei der inhaltlichen Charakteristik der einzelnen Künste und ihrer gegenseitigen Begrenzung sein Bewenden haben müssen — so ist einleuchtend, daß die Musik innerhalb der Gesammtbewegung, aus welcher die einzelnen Künste gleichsam als Knotenpunkte der Entwicklung heraustreten, eine nach allen Seiten hin genau abgegrenzte und innerhalb dieser Grenzen deutlich bestimmte Stellung einnimmt; und zwar einerseits eine höhere gegenüber der Malerei, als der letzten, konkretesten und höchstorganisirten Kunst in der Entwicklungsreihe der räumlichen Künste, andrerseits selber als erste und abstrakteste, weil hinsichtlich ihrer Ausdrucksfähigkeit unbestimmteste Kunst in der Reihe der zeitlichen Künste gegenüber der Mimik und Poesie. — Was zunächst ihr eigenthümliches Verhältniß zur Malerei

betrifft, so beruht der Fortgang von dieser zur Musik darin, daß der „Ton", welcher als malerischer nur erst die ideale Bewegung der Farbe bedeutete und als solche nur *an* den Dingen als äußerlicher Abglanz ihrer objektiven Wirklichkeit *schien*, jetzt als hörbarer Klang zur realen Bewegung wird, aber als solche nunmehr *aus* den Dingen als Ausdruck ihrer Innerlichkeit heraustönt. Hieraus folgt aber mit Nothwendigkeit, daß der Ton eben nur, wie schon erwähnt, diese *Innerlichkeit*, durchaus aber Nichts auszudrücken vermag, was der objektiv anschaulichen Erscheinungswelt angehört. Denn selbst die Nachahmung von Naturtönen, wie Vogelstimmen, Sturmessausen, Donnerrollen u. s. f., die ja öfters selbst von bedeutenden Komponisten musikalisch verwerthet worden ist, besitzt um so geringeren künstlerischen Werth, je treuer ihre Kopirung ist; ohnehin hat diese Kopirung nur insofern musikalische Berechtigung, als nicht diese Naturtöne selbst, sondern — wie z. B. in der „Pastorale" von *Beethoven* — die Schilderung der durch die Anhörung derselben, gleichsam als ideales Echo, erweckten *Stimmung in der Menschenseele* ästhetisch bezweckt wird.[19]) Aber selbst materiell sind solche Naturlaute für den musikalischen Ausdruck ziemlich werthlos, da ihnen die wesentlichsten Elemente desselben mangeln, nämlich nicht blos das melodische, sondern auch das harmonische Element und meist auch der Rhythmus.

Wenn mithin nicht zu bestreiten ist, daß der reine Ton, gleichviel ob er aus dem Innern eines lebenden Wesens heraus erklingt, oder auf unorganische Weise, wie beim Donner, dem Winde, den musikalischen Instrumenten u. s. w. entsteht, immer nur das innere Wesen des tönenden Dinges, gleichviel ob unmittelbar oder, wie im letzteren Fall, durch Uebertragung aus dem Innern eines lebenden auf das eines unlebendigen, also in vermittelter Weise, zum Ausdruck bringen kann, so geht hieraus unzweifelhaft hervor, daß eben nur diese *qualitative Innerlichkeit*, bei lebenden Wesen also ausschließlich die *subjektiven Seelenbewegungen* — sei es unmittelbar als Gesang,

sei es mittelbar als Spiel von Instrumenten, die darauf hin konstruirt sind, daß sie als Mittel dazu dienen — durch die Musik ausgedrückt zu werden vermag. Solche Seelenbewegung enthält nun zwar für das Subjekt selbst als Träger derselben, sofern es sich der Gründe derselben sowie ihrer specifischen Natur bewußt ist, einen mehr oder weniger konkreten Charakter eben durch dies Bewußtsein; insofern aber, als sie sich als Ton für ein fremdes Ohr äußert, verliert sie diese konkrete Bedeutung, weil der Inhalt jenes Bewußtseins nicht mit zum Ausdruck gelangen kann: so tritt durch den Ton von demselben nichts in die Erscheinung als die ganz allgemeine Form der Empfindung, deren „Unendlichkeit" und „Tiefe", wenn man genauer zusieht, wesentlich in ihrem Mangel an konkreter Bestimmtheit und Klarheit besteht. Gerade auf dieser Unendlichkeit und „Unsagbarkeit" des musikalischen Empfindungsinhalts — denn ließe er sich sagen d. h. in Worte fassen, so wäre er nicht mehr unbestimmt — beruht aber andrerseits der eigenthümliche Zauber und die schlechthin undefinirbare, im eigentlichsten Wortsinn wunderbare Wirkungskraft der Musik, die höchstens mit der überwältigenden Erhabenheit einer großartigen und harmonisch gegliederten Architektur, eine Beethoven'sche Symphonie etwa mit dem Cölner Dom, in Vergleich zu stellen ist.

Mit dieser Bestimmung der wahren Natur der reinen Musik — einer Bestimmung, mit welcher Rich. Wagner durchaus übereinstimmt[20]), ist die oben aufgestellte Frage, ob die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig sei, im Princip bereits, und zwar verneinend, beantwortet. Denn da das Wesen des „Dramatischen" in der künstlerischen Darstellung von Handlungen besteht, „Handlung" aber etwas konkret Anschauliches, durchaus Objektives und Aeußerliches ist, so steht offenbar die Bezeichnung „dramatisch" zu der nur auf die reine Innerlichkeit sich beziehenden Ausdrucksform der Musik in direktem Widerspruch. Allerdings muß das innere Motiv der Handlung, wenn sie ihrem vollen Inhalt nach verstanden werden soll, ebenfalls zur Erkennt-

niß kommen; aber diese Erkenntniß ist nicht aus der bloßen Anschauung der Handlung zu gewinnen, sondern ergiebt sich nur durch einen logischen Rückschluß aus der Natur des handelnden Charakters, in Verbindung mit der Situation, in der er sich befindet, auf die innere Ursache der Handlung: sämmtlich Momente, die durchaus jenseits der Ausdrucksgrenze des musikalischen Tons liegen und in das Gebiet des Mimischen und des Dichterischen hinübergreifen. Kurz: Seelenstimmungen, deren Ausdrucksformen specifisch musikalischer Natur sind, und Handlungen erscheinen als durchaus einander entgegengesetzte, völlig inkommensurable Elemente, die ohne Zuhilfenahme vermittelnder Momente keinen sicheren Schluß des einen auf das andere zu lassen. Der Ausdruck „dramatische Musik" ist daher, wenn man ihn in seiner Strenge versteht, ein Widerspruch in sich selbst, gleichsam ein hölzernes Eisen.

Schließlich ist hinsichtlich der Natur der reinen Musik noch auf einen wesentlichen Unterschied in der Ausdrucksform der Empfindung selbst hinzuweisen, welcher vielfach, auch von Künstlern dieses Faches, nicht genügend berücksichtigt wird. Neben der Fähigkeit nämlich, wirkliche Empfindungen, d. h Empfindungen von *substanziellem* Inhalt, wenn auch immerhin allgemeiner oder, wenn man will abstrakter Natur, wie Freude, Schmerz, Sehnsucht, Zorn u. s. f., auszudrücken, besitzt die Musik in noch viel weiterem Umfange die Fähigkeit, einen *rein ästhetischen Eindruck auf die Gehörnerven* hervorzubringen, der mit jenen substanziellen Empfindungen schlechterdings nichts zu thun hat. Allerdings kann dieser Eindruck als solcher entweder mehr heiterer oder mehr ernster Natur sein — ein Unterschied, der schon dem musikalischen Gegensatz der Dur- und Molltonarten, sowie der Taktarten und der Tempi (Allegro, Adagio u. s. f.) zu Grunde liegt; allein aus dieser Verschiedenheit des Eindrucks, die sich lediglich auf den *formalen* Grundcharakter der Musik gründet, ist keineswegs ohne Weiteres und mit Nothwendigkeit ein Rückschluß darauf zu machen, daß damit substanzielle Empfindungen, d. h.

Seelenstimmungen von irgend welchem Inhalt, ausgedrückt werden müßten oder, seitens des Komponisten, sollten. Es giebt sogar eine ganze Reihe von Arten und Formen der Musik, die lediglich auf den ästhetischen Genuß am reinen „Spiel" der Töne berechnet sind, wie die zahlreichen Trios, Quartetts, Quintetts u. s. f., welche für die in verschiedenster Weise mit einander kombinirten Instrumente von allen großen Komponisten mit besonderer Vorliebe geschaffen wurden. Auch jede Art von Variationen über bestimmte Themata, Canons, Fugen u. s. f., sowie andere musikalische Formen gehören dahin, in denen allen von einem Ausdruck substanzieller Empfindungen gar nicht die Rede, ein solcher auch gar nicht beabsichtigt ist. Es soll damit nicht behauptet werden, daß der Komponist, welcher derartige musikalische Kunstwerke — denn das sind sie im specifischen Sinne des Worts — schafft, in diesem Schaffen selber ohne Empfindung, sondern etwa nur technisch beschäftigt und interessirt sei, allein die Empfindung, welche ihn dabei beseelt und die ihn sogar in enthusiastisch-begeisterte Stimmung versetzen kann, hat nichts mit jenen allgemein-menschlichen Empfindungen substanziellen Inhalts wie Freude, Schmerz, Sehnsucht u. s. f. gemein, sondern sie ist ebenfalls lediglich ästhetischer Natur, gewissermaßen nur musikalisch in dem durchaus abstrakt-künstlerischen Sinne des Worts.

Hinsichtlich der Erklärung dieses Unterschieds zwischen den beiden Fähigkeiten der Musik: einerseits substanzielle Empfindungen auszudrücken und dadurch auf die Seelenstimmung des Zuhörers einzuwirken, andrerseits durch abstraktes Tonspiel einen rein ästhetisch wohlgefälligen Eindruck auf die Gehörnerven hervorzubringen — ist der etwa im Wesen der Musik als solcher liegende Grund desselben von seiner realen Entstehungsursache zu unterscheiden. Was den ersteren betrifft, so liegt er — ähnlich wie bei der Architektur, welche neben dem konstruktiven Element, das dem melodischen der Musik entspricht, ein rein ornamentales (harmonisches) besitzt, das ebenfalls wesentlich auf solchem Spiel mit ästhetisch wohlgefälligen Formen

ohne substanziellen Inhalt beruht — durchaus in der oben erwähnten streng mathematischen Bestimmbarkeit aller musikalischen Formen. Denn nicht nur die Differenzen von Höhe und Tiefe überhaupt, die Weite der Intervalle, lassen sich auf bestimmte Schwingungszahlen der Luftvibration, welche man „Ton" nennt, zurückführen, sondern auch die rein harmonischen Beziehungen der Töne zu einander beruhen auf genauen Zahlenverhältnissen, wie denn beispielsweise die nächsthöhere Oktave eines Tons durch die doppelte Anzahl der Schwingungen hervorgebracht wird, und ebenso die Quinten, großen und kleinen Terzen u. s. f. sich durch feste Proportionsziffern bezeichnen lassen. Daß ohnehin das Tempo und der Takt der mathematischen Meßbarkeit unterliegen, geht schon daraus hervor, daß sie die wesentlichen Elemente des Rhythmus sind, welcher, als elementarisch-musikalische Form auf die Poesie übertragen, hier sogar ausdrücklich als „Metrum" bezeichnet wird. Gerade bei solchen ihrer Natur nach ganz äußerlichen Momenten der musikalischen Diction, wie Tempo und Takt, zeigt es sich am deutlichsten, wie in der Musik alles Qualitative auf rein quantitative Bestimmungen sich zurückführen läßt und wie jenes stets durch das letztere bedingt ist. Was den Takt betrifft, dessen Charakter bekanntlich bei jedem Musikstück durch Zahlen in Bruchform angegeben wird, so spricht sich in dem rein arithmetischen Verhältniß des Zählers zum Nenner dieser Bruchform zugleich die qualitative Natur des Taktes aus, nämlich ob die gesammte Tonbewegung, wie in den dreitheiligen Taktarten, hüpfender, unruhiger, überhaupt lebendiger und energischer, oder, wie in den zweitheiligen, gemessener, haltungsvoller, ruhiger der Empfindung sich ankündigt. Treten aber zu diesen Unterschieden noch die Unterschiede des Tempo hinzu, welches die Bewegung in mannigfachem Grade durch Beschleunigung, bezw. Verlangsamung modificirt, so erhält der Charakter des ganzen Tonstücks durch die Zusammenwirkung dieser beiden durchaus quantitativen Momente, auch hinsichtlich des zu erzielenden ästhetischen Eindrucks, zugleich ein ganz bestimmtes qualitatives Gepräge, das sich

also umgekehrt stets auf ganz bestimmte, lediglich quantitative Differenzen zurückführen läßt. — Am schärfsten kennzeichnen sich diese Differenzen in den einzelnen Sätzen, aus denen sich die Form der Sonate und der Symphonie zusammensetzt: Allegro, Adagio, Scherzo, Rondo u. s. f., die gleichsam typisch geworden sind und darin ihre Entstehung aus dem Tanzrhythmus bekunden. Wagner bemerkt gelegentlich („Oper und Drama" S. 15) ganz richtig: „Ihre Formen verdankte die Tonkunst dem Tanze und dem Liede." Wie das letztere nämlich in der Form der „Arie" die Grundlage der Oper, so wurde der Tanzrhythmus die Grundlage für die Sonatenform, worauf selbst schon die Bezeichnungen der einzelnen Sätze hindeuten. Der Tanzrhythmus setzt sich aber in seinem verschiedenen Charakter wesentlich aus Takt und Tempo zusammen; und dieser Rhythmus hat ohne Zweifel mit irgend welchem substanziellen Gefühlsausdruck nichts zu thun, sondern sein Wirkungselement ist durchaus nur abstrakt ästhetischer Natur und geht ausschließlich auf die Befriedigung eines ästhetischen Wohlgefallens, in keiner Weise auf den Ausdruck einer inhaltlich erfüllten Seelenbewegung aus.

So beruht in der Musik also thatsächlich alles Qualitative und folglich, nach Seiten des Ausdrucks, auch alles Substanzielle auf quantitativen, rein arithmetischen Verhältnissen; was um so wunderbarer erscheint, wenn man erwägt, daß gerade diejenige Kunst, deren inhaltliche Wirkung der allerundefinirbarsten und idealsten Empfindungssphäre angehört, ausschließlich durch die allerexaktesten Mittel — denn was ist exakter als mathematische Bestimmbarkeit! — diese Wirkung erreicht[21]); zugleich aber erklärt diese Thatsache auch den oben zur Bezeichnung der Stellung der Musik in der Reihe der zeitlichen Künste gewählten Ausdruck „abstrakt". — Allerdings hat man sich die Hervorbringung von musikalischen Tönen nicht als ein wirkliches Zählen vorzustellen — dies wäre schon durch den Umstand unmöglich, daß der tiefste, für das Ohr noch wahrnehmbare Ton bereits zweiundbreißig Schwingungen in der Sekunde erfordert, während in der Höhe

die Schwingungen auf viele Hundert in der Sekunde steigen —; allein das Ohr besitzt trotzdem eine unbewußte Fähigkeit des Zählens, welche durchaus instinktiv, d. h. ohne alle Reflexion, die Verhältnisse der Töne zu einander als solche empfindet. Am deutlichsten zeigt sich dies darin, daß einfache, d. h. durch einfache Zahlen zu bestimmende Tonverhältnisse, welche man als „Konsonanzen" zu bezeichnen pflegt, einen ästhetisch-wohlgefälligen, nämlich harmonischen Eindruck hervorbringen, vor Allem der reine, aus Grundton, Terz und Quint bestehende Dreiklang, der durch Hinzunahme der Oktave zum einfachen Akkord wird, während alle Tonverhältnisse, deren mathematische Bestimmbarkeit verwickelter Natur ist, als „Dissonanzen" empfunden werden, welche, wenn sie nicht aufgelöst werden, d. h. in harmonische Verhältnisse übergehen, die Tonempfindung des Ohrs unbefriedigt lassen, oder auf dieselbe gar einen mißfällig-ästhetischen Eindruck hervorbringen.

Ueberschaut man nun von diesen Gesichtspunkt aus die Gesammtheit der in den letzten Jahrhunderten geschaffenen Tonwerke, so erkennt man, daß der Inhalt derselben — und zwar nicht nur derjenigen, welche der reinen Instrumentalmusik angehören — zum überwiegend größten Theil auf diese eben geschilderte Seite der musikalischen Erfindung fallen, während die andere Seite, welche die Fähigkeit der Musik, substanzielle Empfindungen auszudrücken, repräsentirt, im Vergleich mit jener einen nur sehr geringen Umfang, allerdings aber eine umso größere Tiefe und Wirkungskraft besitzt. Wenn — was nicht gerechtfertigt wäre — Jemand nur in dieser (um einen kurzen Ausdruck zu brauchen) substanziellen Ausdrucksfähigkeit das wahre Wesen und die ausschließliche Bestimmung der Musik finden wollte, so müßte ihm solche Ueberschau über die Gesammtheit der musikalischen Productionen fast den Eindruck einer Wüste machen, aus der nur in weiter Entfernung von einander einzelne Oasen mit rieselnden Quellen und schattigen Bäumen auftauchen. Ungerechtfertigt aber wäre eine solche Betrachtungsweise deshalb, weil in der That der

rein ästhetische Eindruck, den die auf mathematischen Verhältnissen beruhenden Tonbewegungen — und in diesen wurzelt ja wesentlich der Charakter der reinen (Instrumental-) Musik — auf die Empfindung hervorbringen, eigentlich das primäre Wirkungselement der Musik darstellt, das mithin in dieser Hinsicht einen höheren, wenn auch abstrakteren Werth besitzt als ihre Fähigkeit, substanzielle Seelenstimmungen auszudrücken. Es ist daher keineswegs eine Verflachung oder gar ein Rückschritt der Musik in der allerdings thatsächlichen Beobachtung zu finden, daß diese Seite der rein ästhetischen Wirkungsfähigkeit in der geschichtlichen Entwicklung der Musik bis in die Gegenwart hinein eine viel umfangreichere und mannigfaltigere Entwicklung zeigt als die andere Seite der substanziellen Ausdrucksfähigkeit, oder daß, wie der Laie — von seinem Standpunkt allerdings ebenfalls mit Recht — mit Bedauern bemerkt, die Musik immer „gelehrter" werde, so daß sie für seine einfache Empfindung, die in der Musik wie in allen andern Künsten, namentlich in der Malerei, sich stets auf den substanziellen Gefühlsinhalt richtet, zuletzt gar nicht mehr verständlich erscheint.

Daß die rein ästhetische Wirkungskraft der Musik zu ihrer substanziellen Ausdrucksfähigkeit einen gewissen Gegensatz bildet, gründet sich eben auf die ausschließlich formale Natur der ersteren, welche als rein mathematische Bestimmbarkeit von einem substanziellen Inhalt zu abstrahiren vermag und insofern ein wesentlich abstraktes Gepräge hat[22]). So ist es eben dies — um mit Kant zu reden — „interesselose Interesse" an der musikalischen Form an sich, d. h. das reine, gegen den Inhalt indifferente Wohlgefallen an den harmonischen Verhältnissen derselben, was hier als Zweck und Resultat der ästhetischen Wirkungskraft der Musik erscheint.

Es drängt sich nun aber die weitere Frage auf — und dies führt zu dem zweiten zu erörternden Punkt — wie diese Trennung der beiden Seiten hinsichtlich ihrer *realen-Entstehungsursache* zu erklären ist. Wenn man erwägt, daß die *formale* Wirkungskraft der Musik[23]) — um diesen nunmehr wohl verständlichen Ausdruck zu wählen — wesentlich sich auf das rein

äſthetiſche Intereſſe an dem durch die tönebildende Phantaſie hervorgezauberten freien Spiel mit harmoniſchen Konfigurationen bezieht, während die ſubſtanzielle Ausdrucksfähigkeit durchaus nur durch die innige Beziehung des Tons auf den Gefühlsinhalt der Menſchenſeele bedingt iſt, ſo begreift man zunächſt, warum jene Seite ebenſoſehr durch Reichthum an Kombinationen und Mannigfaltigkeit der Formen, wie die letztern durch Einfachheit und Schlichtheit derſelben ſich kennzeichnen muß. Denn hier — in der Sphäre der Gefühle, und zwar, wie früher ausgeführt, der ganz allgemeinen Gefühle, an welche der muſikaliſche Ausdruck unmittelbar gebunden iſt — kann es ſelbſtverſtändlich nur eine beſchränkte Anzahl von Stimmungsformen geben, während dort — in der Sphäre der kombinirenden Phantaſie — der Formenreichthum ein nahezu ſchrankenloſer und unendlicher iſt. Zweitens aber begreift man, warum die formale Wirkungskraft weſentlich mit der Inſtrumentalmuſik, die ſubſtanzielle Ausdrucksfähigkeit ebenſo weſentlich mit dem Geſange zuſammenfallen muß.[24])

In der populären Unterſcheidung der beiden Muſikformen als „Singen“ und „Spielen“ liegt inſtinktiv das richtige Gefühl, daß das Singen eine organiſchere oder, wie es oben genannt wurde, ſubſtanziellere Bedeutung hat, weil es unmittelbarer Ausdruck, und zwar nur ſolcher Ausdruck, unwillkürlicher innerer Seelenbewegung iſt, während das Spielen als eine von ſolcher Bewegung völlig unabhängige, freie Thätigkeit der kombinirenden Phantaſie fungirt, welche lediglich auf ein rein äſthetiſches Wohlgefallen an der formalen Tonbewegung ausgeht.[25]) Man erkennt dies beſonders auch aus dem Umſtande, daß große Komponiſten, z. B. Beethoven, oft aus wenigen, an ſich nicht bedeutſamen Tönen, die als Thema oder Motiv die Grundlage dazu bilden, lange und in formalem Sinne außerordentlich empfindungsreiche Tonkombinationen auszuſpinnen vermögen, die als „Geſang“, d. h. eben als Ausdruck innerer Seelenbewegung, ganz undenkbar wären, während ſie als „Spiel“ von außerordentlicher Wirkung ſind. Ohnehin drängt der Geſang, aus dem Bedürfniß, dem In-

halt der Seelenbewegung die möglichst konkrete Form zu geben, instinktiv auf eine Verbindung mit dem Worte, weil nur dieses im Stande ist, die ganz allgemeinen, wenn auch substanziellen Empfindungen zur individuellen Bestimmtheit zu erheben; ein Bedürfniß, das bei der Instrumentalmusik so wenig in Frage kommt, daß der in neuerer Zeit gemachte Versuch durch die Instrumentalmusik solche substanzielle Empfindungen oder gar objektive Anschauungen auszudrücken — die sogenannte „Programmmusik" (vergl. Anhang Nr. 22) — jedem normal empfindenden Menschen als ein künstlicher Zwang erscheint, welcher der Natur der Instrumentalmusik durchaus unadäquat ist. Wenn trotzdem — auch in der Vischer'schen Aesthetik — immer an dem Axiom festgehalten wird, daß alle Musik, weil der Ton überhaupt, mehr oder weniger immer Gefühlsausdruck sei, so beruht dieser Irrthum lediglich auf dem Mangel an Unterscheidung in dem Begriff des „Gefühls" (wofür übrigens richtiger Empfindung gesagt werden sollte), indem die beiden inhaltlich durchaus verschiedenen Begriffe: substanzielle Seelenbewegung und formal-ästhetisches Wohlgefallen — welche beide allerdings der Sphäre des Empfindens angehören — in einen Topf geworfen und mit einander verwechselt und vermischt werden.

Ist die oben angedeutete Analogie, einerseits des Gesangs mit dem substanziellen Gefühlsausdruck, andrerseits der Instrumentalmusik mit dem ästhetischen Wohlgefallen an der rein formalen Tonbewegung zutreffend, so dürfte man nicht fehlgreifen, wenn man die letztere, abstraktere, Art der Musik als hervorgegangen aus der ersteren, nämlich eben als durch Abstraction vom substanziellen Gefühlsausdruck, entstanden annimmt, oder mit andern Worten, daß jene reale Entstehungsursache des Unterschieds als ein Uebergang vom Singen zum Spielen zu betrachten ist. In der That liegt es auch in der Natur der Sache, daß der Mensch eher gesungen, d. h. sein ihm von der Natur verliehenes Organ, die Stimme, eher zur Hervorbringung musikalischer Töne verwerthet haben wird, als er

dazu gelangen konnte, ein Instrument zu erfinden und darauf zu spielen. Denn letzteres setzt immer voraus, daß er zufällig oder probeweise die Beobachtung an gewissen Materialien machen mußte, daß sie, auf entsprechende Weise behandelt, klingen, so daß sie, allmälig und nach vielfachen technischen Versuchen vervollkommnet, im Stande waren, ein vermitteltes Abbild des in seiner Stimme verborgenen, ihm aber längst bekannten Tonlebens zu gewähren. Hatte er Solches bis zu einem gewissen Grade der Vervollkommnung der Instrumente erreicht, dann lag allerdings die Möglichkeit, aber auch das unwillkürliche Bedürfniß nahe, diese Eigenschaft derselben, die ohnehin schon in der durch das specifische Material der Instrumente bedingten Klangfarbe, wie er bemerken mußte, eine gewisse Selbstständigkeit und der menschlichen Stimme gegenüber etwas Charakteristisches besitzt, für sich als formales Spiel auszubilden und dieses dadurch vom Gesange und demzufolge auch von dem in diesem zum Ausdruck kommenden Gefühlsinhalt zu emancipiren. Hiermit ist aber selbstverständlich nicht ausgeschlossen, weder daß auch das Instrument ein, wenn auch nur vermitteltes, Abbild der gesungenen Musik geben kann, was ja immer geschieht, wenn eine Arie, durch Uebertragung der Singstimme neben der Begleitung auf das Instrument, gespielt statt gesungen wird, noch daß umgekehrt dem Gesange — neben seiner eigentlichen Bestimmung, einen substanziellen Gefühlsinhalt zum Ausdruck zu bringen — vom Komponisten die sekundäre Aufgabe gestellt wird, in der Weise der Instrumentalmusik sich in blos ornamentalen Configurationen zu ergehen, woran bekanntlich die italienische Oper so außerordentlich reich ist. In diese Rubrik gehört daher Alles, was man beim Gesange „Läufer", „Cadenzen", „Coloraturen" u. s. f. nennt und das ebensowenig, oder wo möglich noch weniger mit dem substanziellen Gefühlsausdruck etwas zu thun hat als die analogen Formen der Instrumentalmusik; weniger deshalb, weil sie dem eigentlichen ästhetischen Zweck des Gesanges unangemessener sind als dem Zweck des Spiels. Aber dieses Ueberwuchern des Gesanges durch abstrakte Configurationen,

wovon das naive Volkslied und im Grunde auch jedes echte Kunstlied nichts weiß, d. h. dieses Uebergreifen des einen Gebietes in das andere, welches eine Uebertragung des Charakters einer musikalischen Form auf die andere, wesentlich differente, in sich schließt, hebt den Unterschied in dem Wesen der beiden Formen so wenig auf, daß sich vielmehr gerade darin, daß eine solche Uebertragung als ein fremdes Element empfunden wird, die Differenz zwischen ihnen nur noch fühlbarer macht.

Nach dieser allerdings nur in sehr aphoristischer Weise gehaltenen Hinweisung auf die beiden einander entgegengesetzten Seiten der musikalischen Formgebung und Wirkungsart kehren wir nun zu dem oben bereits kurz formulirten Resultat der aus dem Wesen der Musik selbst geschöpften Untersuchung über die Frage, *ob die reine Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig sei*, zurück, nämlich: daß dieselbe entschieden *verneinend* zu beantworten sei. Hätte nämlich die Antwort überhaupt bejahend ausfallen können, so wäre dies offenbar nur nach der Seite des Gesanges hin möglich gewesen, da die andere Seite, wie wir sahen, überhaupt einer substanziellen Ausdrucksfähigkeit, auch hinsichtlich des Inhalts rein subjektiver Seelenstimmung, geschweige denn der darüber hinaus in's Gebiet der anschaulichen Darstellung von Handlungen, greifenden *dramatischen* Ausdrucksfähigkeit, entbehrt[26]). Gesang aber, wenn er, wie die reine Instrumentalmusik, *wortlos* ist, kann zwar als unmittelbarer Ausdruck von Seelenstimmungen — schon der bloße Ausruf, der Seufzer, die Interjection u. s. f. sind ja eines solchen fähig — einen substanziellen Inhalt haben; volle Bestimmtheit erhält derselbe aber — von der mimischen Geste abgesehn — erst in Verbindung mit dem *Worte*, das den allgemeinen und insofern abstrakten Gefühlsinhalt zur konkreten Vorstellung erhebt. Ob sich aber die Musik *in* solcher Verbindung und etwa im Zusammenhang mit andern, z. B. mimischen und scenischen Hilfsmitteln über solchen substanziellen Gefühlsausdruck hinaus bis zur dramatischen Ausdrucksfähigkeit, d. h. bis zur Schilderung

und Darstellung von Handlungen zu erheben vermag: dies ist eine Frage, deren Beantwortung über den Zweck dieser vorläufigen Betrachtung hinausgeht, und die ohnehin so umfangs- und inhaltsreich ist, daß sie zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung gemacht werden muß, welche den Inhalt der zweiten Abtheilung dieser Abhandlung bilden wird. Dieselbe wird in Kurzem als Fortsetzung der vorliegenden principiellen Erörterung erscheinen.

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 4.) Diese Ansicht von der Oper ist übrigens, wie bekannt, keineswegs neu. Schon Müllner, der Verfasser der „Schuld", erklärte gelegentlich die Oper als ein „Rührei von Kunst und Unsinn", Richard Wagner sogar als ein „Labyrinth, das zum bergenden Narrenhause für allen Wahnsinn der Welt" geworden sei. Diese Worte stehen gleich auf der ersten Seite seines bekannten Buches „Oper und Drama", auf welches im Text mehrfach zurückzukommen sein wird. An einer andern Stelle nennt er die Oper einen „unbeschreiblich konfusen Wechselbalg" („Oper und Drama" S 25). Ob freilich er, Wagner, durch seine reformatorische Thätigkeit die Oper wirklich von ihrem „Wahnsinn" kurirt habe, hierüber zu urtheilen muß ich mir für später vorbehalten. Ich benutze übrigens diese Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die vorliegende Abhandlung die Frage, „ob die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig sei", wesentlich nur vom prinzipiell-ästhetischen Standpunkt zu beantworten versucht, während die kritische Betrachtung der verschiedenen konkreten Formen der Musik, also auch der Oper und des Wagner'schen Musikdramas, einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben muß.

[2]) (Zu S. 5 u. 38.) Die Ursachen, aus denen die Mimik, welche in der aristotelischen Bedeutung als „Plastik der Bewegung" in die Reihe der echten Künste gehört, auf einen so elenden Zustand der Depravation herabgesunken ist, daß selbst so hervorragende Aesthetiker von Fach, wie Th. Vischer, sie als „Tanz" nur nebenher behandeln, habe ich in meinem Buche „System der Künste" (Verlag von W. Friedrich in Leipzig) ausführlich erläutert. (Siehe daselbst S. 104 ff.). Uebrigens komme ich später im Text darauf zurück.

[3]) (Zu S. 6.) Bekanntlich rührt die Abtheilung der Vischer'schen Aesthetik, welche die „Musik" behandelt, ihrem Hauptinhalt nach nicht von Vischer selbst her, sondern, wie dieser in dem Vorwort zur letzten Abtheilung, welche „die Poesie" behandelt, bemerkt, vom Professor der Theologie Dr. Karl Köstlin, der seinerseits wieder „einiges freundlich überlassene Material von einem in die physikalischen Grundlagen und das technische System der Musik

noch specieller Eingeweihten, der nicht genannt sein will" — vermuthlich also einem Musiker von Fach — „benutzte." Hieraus erklären sich manche, die principielle Einheitlichkeit des Gesammtsystems störende Auslassungen. (Vergl. Anm. 33 der zweiten Abtheilung.)

4) (Zu S. 7.) Vischer (Aesthetik III. S. 99) bezeichnet diesen populären Charakter der erstgenannten drei Künste sehr gut als „Naivetät" und als „kunstlose Kunst", indem er das Naturhafte darin sehr bestimmt vom Naturalistischen, das bereits eine gebildete Technik voraussetze, unterscheidet. Auch der Unterschied in der Natur der Darstellungsmittel ist ihm nicht entgangen: „Nur in denjenigen Gebieten" — sagt er a. a. O. — „wo das Material unmittelbar in den eigenen Organen der phantasieerfüllten Seele liegt, also in der Musik und der Poesie (auch im Tanz) kann es eine naive Kunst geben." Leider läßt er den Tanz, weil er ihn, seinem irrigen Eintheilungsprincip der Künste gemäß, nicht im höheren Sinne als Mimik, d. h. als Plastik der Bewegung und damit als echte Kunst, faßt, später wieder fallen, indem er fernerhin immer nur von den beiden andern, Musik und Poesie, spricht. Sehr schön aber ist seine poetische Charakteristik der Volkskünste die gewiß auch auf den Volkstanz paßt: „Waldfrische ist der Charakter der naiven Kunst; sie gleicht der ungefaßten Quelle im Waldesdunkel, sie blüht und duftet wie die Erdbeere unter den Moosen des Tannendickichts."

5) (Zu S. 7 u. 38.) Denn auch der Tanz — um dies hier, einem naheliegenden Einwurf begegnend, sogleich zu bemerken — wie überhaupt die Mimik, gehört zu den Künsten der Zeitanschauung, da das Charakteristische derselben nicht darin liegt, daß die Bewegung in einem Raume stattfindet, sondern durchaus in dem zeitlichen Wechsel des sich in der Bewegung manifestirenden Empfindungsausdrucks; ein Moment, welches die Mimik specifisch von der ihr analogen Kunst der andern Gruppe, nämlich der Plastik, unterscheidet; weshalb schon Aristoteles den Tanz als „bewegte Plastik" (richtiger: plastische Bewegung oder Plastik der Bewegung) definirt.

6) (Zu S. 6). Siehe oben Anm. 1. Den Beweis dafür zu liefern behalte ich mir für eine besondere Untersuchung vor.

7) (Zu S. 12). Im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches „Oper und Drama" bemerkt Wagner: „Die Probleme, zu deren Behandlung es mich „drängte, sind bisher nie in dem von mir erkannten Zusammenhange, außer„dem aber nie von Künstlern, deren Gefühlen sie sich am unmittelbar„sten darbieten, sondern nur von theoretisirenden Aesthetikern unter„sucht worden, welche selbst beim besten Willen dem Uebelstande nicht aus„weichen konnten, eine dialektische Darstellungsform" — „logisch" und „dialektisch" sind bekanntlich die stets im tadelnden Sinne gebrauchten Stichwörter der ästhetisirenden Künstler — „auf Gegenstände anzuwenden, „welche in ihrem Grundwesen bisher der Philosophie noch so fern lagen wie „gerade die Musik." Unwillkürlich drängt sich hiebei die Frage auf, welche „Darstellungsform", wenn sie anders wirklich philosophischen Charakter haben soll, nach der Ansicht Wagners denn statt der logischen oder, wie er sagt,

„dialektischen" als allein richtige in Anwendung zu bringen sei? Etwa das von ihm angewendete unlogische Phantasiren, dessen Inhalt sich durchaus in's Unbestimmte und Unfaßbare verläuft? Weiterhin spricht er sogar von einem „Vorrath einer überkommenen Dialektik", mit dessen „Benutzung" (der Philosoph) „über unverstandene Dinge spreche, so daß es dem wiederum Un„eingeweihten nach Etwas aussieht" (!) — „Wer aber" — fährt er mit Emphase fort — „nicht vor einem Publikum, das selbst keine philosophischen Be„griffe hat, mit solchen Begriffen spielen will, sondern wem daran liegt, „in Betreff schwieriger Probleme vom irrigen Begriff an das richtige „Gefühl von der Sache sich zu wenden, der möge aus dem vorliegenden „Buche von mir lernen, wie man sich zu bemühen hat, um seiner Aufgabe „zu innerer Befriedigung beizukommen".

Hier ist nun zunächst die Leichtfertigkeit zu urgiren, womit Wagner — ohne den Schatten eines Beweises dafür beizubringen, ja ohne nur einen Versuch dazu zu machen — kurzweg gegen die Philosophie den Vorwurf schleudert, sie habe keine andere Absicht bei ihrem Aesthetisiren als „mit Begriffen zu spielen", um einem verständnißlosen Publikum zu imponiren. Was würde er zu einer Kritik sagen, die schlechtweg seiner Musik jeden tieferen Inhalt absprächе und ihm etwa die Absicht imputirte, er wolle damit nur ein verständnißloses Publikum betäuben? Sicherlich würde er — angenommen, er dünkte sich in seinem hohen Selbstgefühl nicht über alle Kritik überhaupt erhaben, — nach einem Beweise für solche beleidigende Insinuation verlangen; er seinerseits dagegen hält, indem er einen ganz analogen Vorwurf gegen die denkende Aesthetik ausspricht, — von der er übrigens offenbar wenig oder Nichts kennt — einen Beweis dafür zu geben für unnöthig! — Sodann ist der von ihm eingeschmuggelte Gegensatz vom „irrigen Begriff" und „richtigen Gefühl" für seine Anschauung charakteristisch. Während das echte Denken eben darin besteht, den Inhalt des unklaren Gefühls zum klaren Begriff zu erheben, dreht Wagner die Sache einfach um, indem er ohne Weiteres den Begriff als „irrig", das Gefühl dagegen als „richtig" bezeichnet. Es liegt hierin übrigens, abgesehen von dem Mangel an logischem Zusammenhang, eine Sophistik, die man bei Künstlern vielfach findet und von welcher im Wagner'schen Buche unzählige Belege sich beibringen ließen, nämlich so zu schließen: Weil das Gefühl — wohlgemerkt doch nur dann, wenn es selber innerlich wahr ist, was nicht immer der Fall — das „Richtige" besitzt, so muß der Verstand oder, wie Wagner sagt, der Begriff „irrig" sein! — Allein es handelt sich überhaupt hierbei gar nicht um die Frage, ob der Inhalt des Gefühls „richtig" sei, sondern darum, ob es, auf sich selbst beschränkt, diesen meinetwegen richtigen Inhalt zum klaren Bewußtsein zu bringen im Stande ist — und das ist entschieden zu bestreiten. Wer nicht Meißel oder Pinsel anwendet oder Noten schreibt, welche Töne bezeichnen, um sich damit an die sinnliche Perception zu wenden, sondern wer sich der Worte bedient, um Gedanken auszudrücken, die für das verständige Begreifen berechnet sind, hat mit Gefühlen, die ihrer Natur nach unklar und unbestimmt sind,

nichts mehr zu thun, sondern eben mit Begriffen. Die Wagner'sche Phrase hat mithin nur in ihrer Umkehrung einen Sinn, d. h. sie sollte vielmehr lauten: Der ästhetisirende Denker hat sich vom unklaren Gefühl, indem er dessen Inhalt sich zum Bewußtsein bringt, an den klaren Begriff zu wenden. — Endlich ist noch ein Ausdruck Wagners zu urgiren, nämlich die Hinweisung auf die „innere Befriedigung". Meint er damit seine eigene oder die des Lesers? Wenn die letztere, dann ginge solche kühne Behauptung, daß man nur von ihm lernen könne, wie man philosophiren müsse (denn dies ist doch der Sinn der betreffenden Phrase), denn doch selbst über die Grenze hinaus, welche man der Selbstüberhebung Wagners, seiner großen musikalischen Leistungen wegen, ziemlich weit zu stecken gewöhnt ist; meint er aber seine eigene Befriedigung, so wäre dies nicht nur ganz unmaaßgeblich, sondern widerspricht auch der vielfach von ihm an den Tag gelegten Abneigung gegen seine eignen schriftstellerischen Arbeiten. Im Vorwort zu dem erwähnten Buche (S. VIII) spricht er ausdrücklich von dem „großen Widerwillen", den er gegen das Wiederdurchlesen desselben empfunden habe; und in seiner bekannten Broschüre „Zukunftsmusik" sagt er gleich auf der ersten Seite: „An der großen Abneigung, die mich gegenwärtig selbst nur von einer Wiederdurchlesung meiner theoretischen Schriften abhält, darf ich erkennen, daß ich mich damals, als ich jene Arbeiten verfaßte, in einem durchaus abnormen Zustand befand." (Sehr wahr, denn der normale Zustand des Künstlers ist eben der des künstlerischen Producirens, nicht der des logischen Denkens). Und an einer andern Stelle (S. 29) nennt er diesen Zustand einen solchen, der sein „Gehirn so fremdartig krankhaft bedrückte", daß er „darin zurückzufallen eine lebhafte Scheu trage." Hier spricht sich recht deutlich das Gefühl des Ungenügenden seines Aesthetisirens hinsichtlich der Klarheit des Denkens aus. Da nun dies Gefühl des Widerwillens gegen sein eignes Denken mit jener „inneren Befriedigung", welche angeblich die Lösung seiner Aufgabe mit sich gebracht, schlechterdings nicht stimmt, so muß es schon, da sich dann logischer Weise die Befriedigung nur auf den Leser beziehen kann, bei dem Vorwurf unberechtigter Selbstüberhebung verbleiben.

Aus Gründen, die der Leser zu würdigen wissen wird, finde ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß die ganze vorliegende Abhandlung, einschließlich der zweiten Abtheilung, bereits im Sommer 1882 im Manuskript vollendet wurde, daß ich jedoch — da es sich für mich in erster Linie keinerwegs um eine Polemik gegen den großen, inzwischen verstorbenen Tondichter, sondern lediglich um eine principielle Frage handelt — keine Veranlassung hatte zu wesenlichen Aenderungen. In solchen Dingen sollte der sentimentale Grundsatz de mortuis nil nise bene, gerade aus Achtung vor der Bedeutung eines großen Geistes, in den de mortuis nil nisi vere umgeändert werden. Die Geschichte thut dies später doch.

[8]) (Zu S. 13.) Auf S. 4 von „Oper und Drama" findet sich eine Stelle, worin er die ästhetische Kritik in ihrer vermeintlichen Unfähigkeit, die

Wahrheit zu erkennen, zu charakterisiren versucht: „Der Kritiker" — sagt er — „fühlt in sich nicht die drängende Nothwendigkeit, die den Künstler selbst zu der begeisterten Hartnäckigkeit treibt, in der er endlich ausruft: so ist es und nicht anders!" — Allein die hartnäckigste Begeisterung ermangelt immer so lange der objektiven Ueberzeugungskraft und wiegt leicht wie eine Feder, wenn es sich um positive Begründung einer ausgesprochenen Behauptung handelt und der Ausruf: „So ist es und nicht anders!" hat die Kraft eines Strohhalms, wenn er allein als Stütze der Wahrheit, statt logischer Beweisführung, dienen soll. Das aber ist eben der Grund der unheilvollen Selbstverblendung bei specifisch künstlerisch veranlagten Naturen, daß sie die Lebhaftigkeit ihrer eigenen Empfindung — und wäre sie noch so einseitig — mit der objektiven Wirklichkeit, die Unbedingtheit ihrer subjektiven Selbstgewißheit mit der absoluten Wahrheit verwechseln. Sehr sonderbar klingt es nun, wenn Wagner fortfährt: „Der Kritiker, will er hierin" (nämlich in der „begeisterten Hartnäckigkeit") „dem Künstler nachahmen, kann nur in den widerlichen Fehler der Anmaaßung verfallen, d. h. des zuversichtlich gegebenen Ausspruchs irgend einer Ansicht von der Sache, in der er nicht mit künstlerischem Instinkt empfindet, sondern über die er mit blos ästhetischer Willkür (!) Meinungen äußert, an deren Geltendmachung ihm vom Standpunkte der abstrakten Wissenschaft liegt." — Solche Phrasen, wie „blos ästhetische Willkür", „abstrakte Wissenschaft" und ähnliche finden, so wohlfeil und aus der Luft gegriffen sie sind, natürlich bei unklaren Köpfen und konfusen Naturen um so mehr Beifall, je weniger man es für nöthig hält, Beweise dafür beizubringen. Er schließt seine Charakteristik mit den Worten: „Die Kritik lebt somit vom allmäligen Fortschritt, das heißt von der ewigen Unterhaltung des Irrthums" — eine saubere Logik! — „sie fühlt, wird der Irrthum wirklich gebrochen, so (?) tritt dann die wahre nackte Wirklichkeit ein, die Wirklichkeit, an der man sich nur noch erfreuen, über die man aber unmöglich mehr kritisiren kann, — grade wie der Liebende in der Erregtheit der Liebesempfindung ganz gewiß nicht dazu kommt, über das Wesen und den Gegenstand seiner Liebe nachzudenken." — Abgesehen von der, selbst grammatikalisch unverständlichen, Unklarheit solcher Phantasterei merkt auch Wagner gar nicht, daß das, was davon verständlich ist, grade das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen will. Denn durch die Vergleichung des künstlerischen Schaffens mit der Reflexionslosigkeit der erregten Liebesempfindung bestätigt er ja gerade, daß der Künstler als schaffender (zeugender) über das Wie seines Schaffens nicht zu reflektiren vermag. Wie sollte er nun wohl dazu kommen, „über das Wesen und den Gegenstand seines Schaffens nachzudenken", wenn „die Erregtheit der Schaffensempfindung" vorüber ist, da er während desselben kein Bewußtsein darüber gehabt hat? Wenn also ein Künstler, gegen seine Natur, sich zu solchem Denken zwingt, wie Wagner, so geräth er nothwendig in jenen „abnormen, sein Gehirn krankhaft bedrückenden Zustand", den Wagner an sich selbst wahrgenommen hat. (Siehe die vorige Nummer.) Denn durch die fruchtlose Gewalt, die der Künstler seinem Denken anthut, um

es zu nöthigen, sich dessen bewußt zu werden, was er unbewußt, nämlich aus dem instinktiven Gefühl heraus, geschaffen, muß er nothwendig in einen Zwiespalt mit sich selbst gerathen, der, weil er seiner normalen Natur als schaffenden Künstlers widerstrebt, sich auch auf die Form seines Denkens selbst überträgt und es nicht nur schwankend und — wie Wagner selbst mit Beziehung auf sich sagt — „ermüdend weitschweifig" macht, sondern es auch zu keiner Klarheit und Präcision des Ausdrucks gelangen läßt. Man kann überhaupt die fast ausnahmslos zutreffende Behauptung aufstellen, daß ein Künstlerurtheil als Urtheil seiner Natur nach nothwendig entweder entseitig und oberflächlich, oder unklar und phantastisch ist; und zwar liegt der Grund davon einfach in der Verschiedenheit der Mittel, welche dem Denken im Unterschiede vom künstlerischen Schaffen zu Gebote stehen. Nur eine scheinbare Ausnahme giebt es davon, nämlich das Dichterurtheil; aber gerade dieses liefert vielmehr den Beweis für die Richtigkeit der obigen Behauptung. Während Schiller und Goethe daher auch in kunstkritischer und ästhetischer Beziehung Bedeutendes geleistet haben, weist die Kunstgeschichte weder einen bedeutenden Bildhauer noch Maler noch Musiker auf, von denen ein Gleiches behauptet werden kann. Könnte der „Architekt" sein Urtheil in Form von Bauplänen oder in Stein und Holz, der „Bildhauer" das seinige in Form von Marmor und Bronze, der „Maler" das seinige in Farben, der „Musiker" das seinige in Tönen aussprechen — wie der Dichter das seinige in Worten, d. h. in dem Material, worin er auch als Künstler arbeitet — dann, aber auch nur dann, ständen jene mit diesen hinsichtlich der Objektivität des Urtheils in gleicher Linie.

[9]) (Zu S. 14.) Es würde selbstverständlich weit über die Grenzen dieser Abhandlung hinausgehen, wenn hier die zahllos beizubringenden Beweise für das im Text Gesagte angeführt werden sollten; einige Andeutungen werden indeß zur Bestätigung desselben genügen. Der ganze zweite Theil des erwähnten Werkes, welcher „das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtkunst" behandelt, enthält auf seinen 108 Seiten weiter nichts als eine phantastische Kritik der im Text bezeichneten Gebiete Der Verfasser beginnt unter Citirung von Lessings „Laokoon" mit der Aesthetik des Dramas, welches seiner Ansicht nach nur in Verbindung mit allen andern Künsten, namentlich aber mit der Musik, die wirkliche, an die Sinne sich wendende Kunst darstelle, während alle andern „egoistisch vereinzelten" (!) Künste sich nur an die Einbildungskraft wenden, — als ob die Kunst überhaupt sich an ein anderes Anschauungsorgan als an die Einbildungskraft oder richtiger Phantasie mittelst oder auch ohne Vermittlung der Sinne zu wenden habe! Das Drama ist ihm daher keine Kunstart, wie alle übrigen Künste, sondern die organische Einheit aller Kunstarten; er verwirft in Folge dessen das Drama Shakespeares, Goethes, Schillers als nicht dem Begriff der „wirklichen „Kunst" entsprechendes „bloßes Literaturdrama". Er sagt (S. 112) wörtlich: „Dieses Drama ist ebensowenig ein wahres Drama als ein Klavier ein „Orchester oder gar ein Sängerpersonal ist. Die Entstehung des Literatur-

„dramas verdankt sich ganz demselben egoistischen Geiste unserer allge-
„meinen Kulturentwicklung wie das Klavier u. s. f.“ Dies sucht er nun weitläufig in Abschnitt I auszuführen, indem er von dem Satze ausgeht, daß das moderne Drama weiter nichts sei als der dramatisirte Roman, gleichviel ob sein Inhalt erfunden oder der Geschichte entnommen sei. Das Resultat dieser Beweisführung bildet dann die Behauptung, „daß wir“ (überhaupt) „kein Drama haben und haben können“; er wiederholt, daß „unser Literaturdrama vom wirklichen Drama gerade soweit entfernt steht, als das Klavier vom symphonischen Gesang menschlicher Stimmen“, und bezeichnet schließlich das moderne Drama — analog der „tonlosen Musik“ des Klaviers — schlechtweg als „seelenlose Dichtkunst“ und als „impotent“ (S. 138).

Folgerichtig verwirft er daher die Geschichte als dramatischen Stoff überhaupt und läßt, wie er im zweiten Abschnitt auszuführen sucht, nur eine Stoffart zu, den Mythus. Ich kann an dieser Stelle auf diese wichtige Frage nicht näher eingehen und bemerke daher nur, daß er deswegen so sehr gegen das „Literaturdrama“ eifert, weil er für sein „Musikdrama“ historische Stoffe nicht brauchen kann, da solche, wie er ganz richtig gegen die Oper geltend macht, musikalisch nicht zu verwerthen sind

Am Schluß dieses wunderlichen Exkurses auf das Gebiet der ästhetischen Kritik sagt er dann, indem er Geschichte mit Politik verwechselt, mit Beziehung auf das von ihm perhorrescirte Literaturdrama: „So ist die Kunst „des Dichters zur Politik geworden: keiner kann dichten ohne zu politisiren „Nie wird aber der Politiker Dichter werden, als wenn er aufhört Politiker „zu sein“ (das klingt geistreich, ist aber bei Lichte besehen von geradezu trivialer Selbstverständlichkeit). „In einer reinpolitischen Welt nicht Politiker zu sein, heißt aber soviel als gar nicht existiren“! folglich: „kann der Dichter „nicht eher wieder vorhanden sein, als bis wir keine Politik mehr „haben“! — Eine Widerlegung derartiger alle gesunde Logik in's Gesicht schlagender Phantastereien wird man mir hoffentlich nicht zumuthen.

Die nächstfolgenden Abschnitte enthalten dann theils weitläufige Paraphrasen von antiken Mythen (Oedipus, Antigone u. s. f.), theils kulturgeschichtliche Paradoxe von außerordentlichem Kaliber; so schließt z. B. Abschnitt III mit der Behauptung: „Der politische Staat lebt einzig von den „Lastern der Gesellschaft, deren Tugenden ihr einzig von der menschlichen „Individualität zugeführt werden“ —; denn „das Wesen des politischen „Staates ist Willkür, während das der freien Individualität Nothwen-
„digkeit ist“; folglich muß „der Staat vernichtet“ werden, damit „das „Individuum zur freien Selbstbestimmung“ gelangen kann. Dieser nur in seiner Umkehrung richtige Satz bildet nun den Ausgangspunkt des vierten Abschnitts, welcher durch einen Wust zusammenhangsloser Phantastereien hindurch zu dem verblüffenden Resultat gelangt, daß die echte Dichtung nur einen wahrhaften Inhalt habe, das Wunder; aber dies „Wunder im „Dichterwerk“ (so beginnt der Abschnitt V) „unterscheidet sich von dem Wun-
„der im religiösen Dogma dadurch, daß es nicht wie dieses die Natur der Dinge

„aufhebt, sondern sie vielmehr dem Gefühl begreiflich macht"! — Die nähere Beschreibung dieses merkwürdigen Wunders, dessen Wunderbarkeit eben darin besteht, daß man sich gar nicht darüber wundert, sondern es ganz begreiflich findet, bildet dann den Inhalt des fünften Abschnitts, welcher wiederum durch hundert phantastisch-mäandrische Windungen zu dem beabsichtigten Ziele führt, behaupten zu können, daß die künstlerische Darstellung des Wunder-Inhalts, weil sie eine „Verstärkung der Motive" — eine Phrase, die durch ihre Unverständlichkeit imponirt — erfordert, nicht mehr in „der nur schildernden, deutenden Wortsprache" möglich ist, „außer wenn diese ebenso ge„steigert wird, wie das Motiv gesteigert ist, und dies vermag er" (der Künstler) „nur durch ihren Erguß in die Tonsprache". — Dies ist nun der Punkt, auf den es Wagner hauptsächlich ankommt, nämlich auf den Beweis, daß die „Tonsprache" — und zwar nicht etwa hinsichtlich der Wärme des Empfindungsausdrucks, sondern auch hinsichtlich der Tiefe des Gedankenausdrucks — weit über die „bloße Wortsprache" hinausreiche und daß also die letztere, wenn sie wahrhaft poetisch werden wolle, sich in Musik verwandeln müsse! — Uebrigens versteht man nicht recht, wie er behaupten kann, daß wir nicht eher echte Poesie haben würden, als bis der Staat vernichtet ist. Ist er, Wagner, ja doch, trotz der leider noch immer bestehenden Existenz des Staats, der Schöpfer des „Musikdramas" d. h. des absoluten Kunstwerks geworden, in welchem, wie er an einer andern Stelle rühmt, nicht nur Poesie und Musik, sondern auch alle übrigen, bisher „egoistisch vereinzelten" Künste in ihrer Vereinigung zur höchsten Vollkommenheit gebracht seien.

10) (Zu S. 18.) In meiner Schrift „Das System der Künste, aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip entwickelt" (Leipzig, Verlag von Friedrich 1882) habe ich auch diese Frage in populärer Weise zu beantworten gesucht, weshalb ich darauf verweisen muß.

11) (Zu S. 24.) Bei dem Ausdruck „Unterscheiden" drängt sich unwillkürlich wieder die Erinnerung an ein anderes Vorurtheil der Künstler auf, insofern sie, auf Grund ihrer natürlichen Abneigung gegen klares logisches Denken, alles strenge Unterscheiden von Begriffen — und Kritik (von κρίνειν) heißt ja ursprünglich nichts als „unterscheiden", „absondern", „trennen" — als pedantische Haarspalterei oder, wie Wagner sich ausdrückt, als eitles „Spielen mit Begriffen" kurzweg verurtheilen, weil sie sich nur in der dunkeln Unbestimmtheit der Empfindung, die sie gern als besondere Tiefe und Wärme der Anschauung ausgeben möchten, wohlfühlen. Nun ist es aber gar nicht möglich, weder selber zur Klarheit des Denkens zu gelangen noch Andern eine deutliche Vorstellung von dem Inhalt ihrer Empfindung zu geben, ohne auf die Urbestandtheile dieses Empfindungsinhalts zurückzugehen und aus diesen heraus den Inhalt organisch bis zur Gewinnung eines konkreten Gedankens zu entwickeln. Schon die Sprache deutet durch das Wort „Ur-Theilen", d. h. in seine Urbestandtheile zerlegen, mit richtigem Instinkt auf die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens hin, welches aber neben der analytischen, d. h. zerlegenden Thätigkeit des Denkens, auch eine wesentlich syn-

thetische enthält, indem die Theile, nachdem sie in ihrer elementaren Wesenheit erkannt sind, wieder in organischen Zusammenhang gebracht und so zum bewußten Gedanken, dessen Inhalt dem Empfindungsinhalt identisch ist, erhoben werden. Wer sich dieses für die objektive Zuständigkeit eines Urtheils nothwendigen Denkprozesses entschlagen zu können glaubt, in der Meinung, mit allgemeinen Phantasien und unbestimmten Phrasen Kritik üben zu können, der hat eben keine Ahnung von dem Wesen der Kritik und sollte seine Hand lieber davon lassen.

12) (Zu S. 25) Näheres hierüber findet man in meinem „System der Künste" S. 59 ff., sowie, in Betreff der aristotelischen Erklärung, in meiner „Kritischen Geschichte der Aesthetik", Band I. S. 132—198.

13) (Zu S. 28.) Vergl. meine Abhandlung „Ueber die staatlichen Einrichtungen für den Kunstunterricht in Deutschland" in dem Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich, herausgegeben von Dr. Fr v. Holtzendorff und Dr. C. Brentano (Jahrgang III Heft II und III). Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1879.

14) (Zu S. 31.) Es ist hier unter dem „Aesthetiker" selbstverständlich nicht der große Schwarm der sog. Kunstrecensenten gemeint, die in den Feuilletons unsrer großen und kleinen Zeitungen mit um so größerer Sicherheit des Absprechens auftreten, je weniger sie durch ernstes Studium sich die nöthige Befähigung und Berechtigung dazu erworben haben, sondern der wirkliche, wissenschaftlich gebildete Kunstphilosoph; eine Species, die allerdings nicht gerade zahlreich vertreten ist. Selbst Th. Vischer z. B., der in erster Linie dazu gehört, hat, in wohlerwogener Schätzung der Wichtigkeit, welche die theoretische Kenntniß der technischen Darstellungsmittel einer bestimmten Kunst für den Aesthetiker von Fach besitzt, und in bescheidener Selbsterkenntniß seines Mangels solcher Kenntniß im Bereich der Musik, die Bearbeitung der ganzen, diese Kunst betreffenden Abtheilung in seinem großen Werke einer andern Hand überlassen (vergl. Anm. 3). Was den Verf. gegenwärtiger Abhandlung betrifft, so glaubt er — aus Gründen der Beweisführung, und nicht etwa um damit zu renommiren, denn er bildet sich in der That sehr wenig darauf ein — an dieser Stelle es aussprechen zu dürfen, daß er längere Zeit seine Mußestunden damit ausgefüllt hat, sowohl sich mit der Pinselführung wie mit der Handhabung des Modellirholzes vertraut zu machen, daß er radirt und in Kupfer gestochen, ja selbst auf das Gebiet der musikalischen Komposition — von Lyrik und dramatischer Poesie zu geschweigen — einige Abstecher gemacht hat. Es wird dies nur erwähnt, um die im Text gemachte Behauptung zu rechtfertigen, daß, wenn man nicht den Anspruch auf besondere Virtuosität in der Ausübung einer Kunst erhebt, die Erwerbung der für die Beurtheilung der technischen Seite derselben erforderlichen theoretischen Kenntnisse in der That keine so große Sache ist, wie das draußen stehende Laienpublikum gewöhnlich meint und die Künstler es gern glauben machen möchten.

15) (Zu S. 31.) Für die instinktive Neigung der Künstler, das Kunst-

schaffen stets vom wesentlich technischen Gesichtspunkt zu betrachten, sprechen mehrere charakteristische Aeußerungen in dem citirten Wagner'schen Buche. Es wurde bereits erwähnt, daß der Verf. von „Oper und Drama", der neben seiner unzweifelhaften Größe als musikalischer Komponist sich auch für einen großen Dichter hält, in dem zweiten Theil dieses Buches speciell „das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtkunst" behandelt. Wenn man aber zusieht, was er denn eigentlich als dies „Wesen" betrachtet, so findet man — abgesehen davon, daß er in ziemlich apodiktischer Weise als ausschließlichen Stoff und Inhalt des Dramas den „Mythos" hinstellt —, daß es sich in dem ganzen Abschnitt lediglich um die technische Form der poetischen Komposition, um Alliteration, Reim, Versmaß u. s. f. handelt, während von dem eigentlichen Hauptinhalt des dramatischen Gedichts, d. h. von der ideellen Gestaltung des poetischen Gedankens, also von dem Entwickelungsgang der Handlung, der Auffassung der Charaktere, der Natur des Tragischen u. s. f. mit keiner Silbe Erwähnung geschieht. Nun hat aber schon der alte Aristoteles, in Bezug auf den gelegentlich Wagner bemerkt, er sei von den Aesthetikern mißverstanden worden (in welcher Beziehung wird freilich nicht gesagt), den Satz aufgestellt, daß das Metrum noch kein Gedicht mache und daß man auch Prosa in Versen schreiben könne, wie die versificirte Naturgeschichte des Empedokles beweise. — Daß übrigens auch Wagner von der Ueberschätzung des technischen Machwerks (worüber ja der Künstler stets beliebig und willkürlich disponiren kann, während das ideelle Schaffen sich nicht kommandiren läßt, vielmehr der Eingebung des Augenblicks zu verdanken ist), keineswegs frei ist, dafür spricht in recht auffälliger Weise eine Aeußerung in seiner „an einen französischen Freund" gerichteten Brochüre „Zukunftsmusik", worin er die Entstehungsweise einiger seiner Opern schildert. Hinsichtlich „Tristan und Isolde" bemerkt er nämlich: „Die äußerliche Veranlassung zu dieser Unterbrechung in jener großen Arbeit" (nämlich der „Nibelungen") „war der Wunsch, ein seiner scenischen Anforderungen und seines kleinen Umfangs wegen leichter und eher ausführbares Werk zu liefern, zu dem mich das Bedürfniß" (etwa der ideellen Gestaltung? keineswegs, sondern) „endlich wieder Etwas von mir auch hören zu können" (wohl richtiger „hören zu lassen"), trieb... An dieses Werk „nun erlaube ich mir die strengsten, aus meinen theoretischen Behauptungen fließenden Anforderungen zu stellen..." — Also: er „wollte einmal" — und zwar aus ganz äußerlichen Gründen — und darum „machte" er es. Eine ganz ähnliche Motivirung ihres Producirens hört man auch oft von bildenden Künstlern, wenn man sie zuweilen nach dem Grunde fragt, warum sie gerade dies oder jenes auffallende Motiv wählten: „Ich wollte 'mal 'was Andres machen" ... und ähnliche Aeußerungen. Dagegen ist nun zweierlei zu bemerken: einmal, daß das wirklich künstlerische Produciren so wenig vom Willen, d. h. vom bloßen Belieben, abhängig ist, daß vielmehr umgekehrt, wenn im Künstler der Schaffensdrang erwacht, dieser sogar gegen den Willen seine Macht ausübt, während andrerseits, wenn dieser innere Drang nicht vorhanden ist, keine Macht des Willens

ihn hervorzurufen vermag; sodann, daß derartige Aeußerungen, wie die erwähnten, ein eigenthümliches Licht auf die Vorstellung werfen, welche die Künstler zuweilen von der inneren Nothwendigkeit der zu gestaltenden Vorwürfe haben.

16) (Zu S. 40.) Dies gilt übrigens von allen Künsten, namentlich auch von der Musik. Da, wie in der Einleitung ausgeführt wurde, die künstlerische Gestaltung durchaus von der Ausbildung der technischen Mittel abhängt, so ist einleuchtend, daß die Ausdrucksfähigkeit einer Kunst in demselben Maße an Umfang und Tiefe gewinnt, als sich die technischen Mittel mit der Zeit vermannigfaltigen und vervollkommnen. Man kann daher z. B. mit Recht behaupten, daß selbst Mozart und Beethoven uns noch ganz andere und mächtigere Werke hinterlassen, ja wahrscheinlich in der Instrumentation vieles anders komponirt hätten, wenn zu ihrer Zeit die technischen Mittel bereits den Grad von Vollkommenheit erreicht hätten, den sie heute besitzen. Ebenso ist es in der Poesie. Es liegt ja auf der Hand, daß eine Sprache um so geeigneter zum prägnanten Ausdruck poetischer Empfindung ist, je reicher nicht nur ihr Wurzelschatz, sondern auch ihre Grammatik, sowohl in formaler wie in syntaktischer Hinsicht ist. Nun aber hängt offenbar die Entwicklung der technischen Mittel ihrerseits wieder wesentlich mit der Möglichkeit zusammen, den Inhalt des durch sie bereits Geleisteten zu fixiren, um darauf fortbauen zu können. Ohne Noten- und Buchstabenschrift wäre es daher unmöglich gewesen, auch die technischen Mittel, d. h. die Art der Verwerthung der musikalischen Instrumente und die Grammatik der verschiedenen Kultursprachen zu höherer Ausbildung zu bringen. Alle diese Momente zusammengenommen haben daher die Mimik, welche durch den Mangel eines der Noten- und Buchstabenschrift analogen künstlichen Fixirungsmittels entbehrt und deshalb auf die bloße Improvisation, bezw. Tradition beschränkt ist, den beiden Schwesterkünsten gegenüber in eine entschieden ungünstige Stellung gebracht, welche allein als der Grund ihrer allmäligen Depravation zu betrachten ist. Man braucht sich übrigens nur daran zu erinnern, wie wenig wir von der antiken Musik wissen, so wenig, daß wir nicht einmal die von den Schriftstellern gebrauchten Ausdrücke, z. B. „Harmonie", zweifellos richtig zu deuten verstehen, während wir die antiken Dichtungen in derselben Deutlichkeit vor Augen und im Verständniß haben wie die modernen. Der Grund davon liegt eben nur darin, daß damals die Notenschrift, überhaupt ein Fixirungsmittel für den musikalischen Inhalt, noch nicht erfunden war.

17) (Zu S. 42.) Vischer (Aesthetik III, S. 818): „Die Thätigkeit, wodurch die vernommene Lufterschütterung erst zum Ton im engeren Sinne des Worts wird, ist eine rein verständige, mathematische." — Leibnitz (Epist. ad div. I. 144): »Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi.« — Daß auch Vischer die Analogie zwischen Musik und Architektur nicht entgangen ist, beweist die folgende Stelle (a. a. O. S. 816): „Ueberseben wir das ganze Gebiet des Naturschönen, so erkennen wir die genaueste Analogie mit dem, was (früher) über das Verhältniß des

„Baukünstlers zum Naturschönen gesagt ist: nur entfernt und dunkel, „ohne jede ausdrückliche Intention des Nachbildens, kann, wie dem Völker„geiste in der Bildung der Baustyle die zerworfenen Spuren der reinen „Raumformen in Erdbildung und Pflanze, so das Reich der Naturtöne „dem Menschen bei Schöpfung der Musik vorgeschwebt haben." Aber Vischer will damit keineswegs auf eine Entstehung der Musik aus Nachbildung der Naturtöne hindeuten, denn er sagt (S. 814) ausdrücklich: „Die Musik hat" „(gleich der Architektur, hätte er hinzusetzen können) „kein Naturvorbild in „dem Sinne, wie die Bildnerkunst, die Malerei und die Poesie" (und, setze ich hinzu: die Mimik).

18) (Zu S. 46.) Absichtlich ist „Hauptarten" gesagt, denn in der That sind die übrigen Arten, welche sowohl auf Seiten der Malerei wie der Poesie sich herausgebildet haben, wie die Portraitmalerei, die Thiermalerei, das Stillleben u. s. f., die Idylle, das Lehrgedicht, die Romanze, das Epigramm u. s. f. entweder bloße Abzweigungen einer der Hauptarten, oder sie sind Zwitterarten, wenn sie nicht, wie das Lehrgedicht und das Epigramm, weil hier die poetische Form mit einer der poetischen Anschauung fremden Tendenz sich verbindet, eigentlich schon aus der Gattung herausfallen. (Vergl. die Bemerkung des Aristoteles, daß man „auch Prosa in Versen schreiben" könne, in Anm. Nr. 15.)

19) (Zu S. 47.) Gerade Beethovens „Pastoralsymphonie" ist ein ebenso interessanter wie treffender Belag für die Richtigkeit der im Text ausgesprochenen Ansicht. Bekanntlich hat der große Meister darin, weil es sich um landschaftliche Naturschilderung handelt, ebenfalls die Kopirung von Naturlauten, wie des Gesangs der Nachtigall, des Kukuksrufs u. s. f. verwerthet, aber dieselben in der Partitur in ganz ungewöhnlicher Weise mit schriftlichen Notizen versehen, worin man sogar einen Anfang der „Programmmusik" hat finden wollen, oder worauf man sich wenigstens zur Rechtfertigung der letzteren berufen zu dürfen gemeint hat. Nun geht aber gerade aus diesen Notizen mit zweiffelloser Bestimmtheit hervor, daß Niemand mehr als Er über den Unterschied der unkünstlerischen Naturnachahmung und der rein musikalischen Verwerthung von Naturlauten ein klares Bewußtsein hatte. Denn wenn er auch an den betreffenden Stellen der Partitur, z. B. in der „Scene am Bach", die Worte „Nachtigall" bei der Flöte, „Wachtel" bei der Oboe u. s. f. beigefügt — eine Beifügung übrigens, die unnöthig gewesen wäre, wenn die betreffenden Laute ohne Weiteres als Naturkopirungen verständlich waren — so findet sich unter diesen Notizen doch ein Ausspruch, der jeden Zweifel darüber beseitigt, als ob er nichts weiter als solche wohlfeile und triviale Nachahmung der Natur beabsichtigt habe: unter der Ueberschrift der im Koncert vom 22 December 1808 gebrauchten Partitur nämlich finden sich als allgemeine Direktive für die ausführenden Musiker — und zwar hinsichtlich des Gesammtwerks — die Worte geschrieben: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei". Offenbar wollte er damit andeuten, daß bei der musikalischen Verwerthung der Naturlaute es nicht sowohl um diese selbst,

sondern — ganz im Sinne des aristotelischen Begriffs der „Nachahmung“ — um den Ausdruck der dadurch erregten Stimmung der zuhörenden Landleute, also gleichsam um das musikalische Seelenecho der Natur sich handele: und dies ist gerade das, was ich im Text als die eigentliche Aufgabe der Musik hingestellt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, noch zwei Autoritäten anzuführen, welche diese Ansicht in entschiedener Weise unterstützen, nämlich den Dichter Goethe und den Philosophen Schopenhauer, welches letzteren Ausspruch hier um so mehr ins Gewicht fallen dürfte, als gerade er bei den Fanatikern der Zukunftsmusik großes Ansehn genießt. In einem aus dem Jahre 1820 stammenden Briefe an Zelter äußert sich Goethe folgendermaßen: „Es kommt nur darauf an, den Hörer in die Stimmung zu versetzen, „welche das Gedicht angiebt“ — dies bezieht sich auf die Beethoven'sche Komposition von „Meeresstille und glückliche Fahrt“ —; „in der Einbildungs„kraft bilden sich alsdann Gestalten nach Anlaß des Textes; sie weiß nicht, „wie sie dazu kommt. . . . Aber Töne durch Töne zu malen: zu donnern, „zu schmettern, zu plätschern und zu patschen, ist detestabel.“ — Schopenhauer's Bemerkung ist außerdem von Interesse, weil sie zugleich die Grenze bestimmt, innerhalb deren die Musik ausdrucksfähig und berechtigt ist; eine Grenze, die mit der von mir gezogenen völlig übereinstimmt. Er sagt: „Die Musik redet nicht von Dingen“ — d. h. doch von anschaulichen Objekten, also auch Handlungen —, „sondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die „alleinigen Realitäten für den Willen sind“ — dies erklärt auch seine merkwürdige Definition der Musik als „unmittelbares Abbild des Willens“, während alle andern Künste nur „Abbilder von Ideen“ seien. — „Darum“ — fährt er fort — „spricht sie so sehr zum Herzen, weil sie dem Kopf un„mittelbar nichts zu sagen hat; und es ist ein Mißbrauch, wenn man „ihr dies zumuthet, wie in aller malenden Musik geschieht, die daher ein „für alle Mal verwerflich ist. . . Denn ein Anderes ist Ausdruck der „Leidenschaften, ein Anderes Malerei der Dinge“. Er weist dann ausdrücklich auf Haydn hin, in dessen „Jahreszeiten“ und „Schöpfung“, wie er sich äußert, „Erscheinungen der anschaulichen Welt unmittelbar nach„geahmt sind; so auch in allen Bataillestücken, welches gänzlich zu verwer„fen ist.“

Welche beschränkte Ansicht dagegen gewisse Musikgelehrten von der Stellung der Musik zu objektiver Anschaulichkeit haben, davon liefert unter Anderem Marx in seinem Buche über Beethoven die auffallendsten Belege. Auch er führt jene denkwürdigen Worte des großen Meisters: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei“ an, aber in der einseitigen Vertheidigung seines grundfalschen Princips, daß die Musik ebensogut wie die Malerei und Plastik äußerliche Objekte und Handlungen darzustellen ist Stande sei, geht er soweit, daß er zu behaupten wagt, „der Künstler Beethoven stehe hier in Widerspruch gegen den Kunstphilosophen Beethoven“, und andeutet, man müsse jenem mehr glauben als diesem. Er behauptet geradezu, daß Beethoven

durch die obigen Stellen der Symphonie die Natur habe direkt kopiren wollen; ja er preist ihn deshalb sogar. Mit solchen Leuten ist natürlich keine Verständigung denkbar.

Wenn irgendwo Gelegenheit zur großartigsten Naturmalerei sich darbot, so hätte Beethoven sie für seine oben erwähnte Komposition zu Goethe's „Meeresstille und glückliche Fahrt" finden können. Denn die Goethe'schen Strophen — es mag hier nur die eine angeführt werden:

Tiefe Stille herrscht im Wasser — ohne Regung ist das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer — glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite — Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite — reget keine Welle sich.

enthalten in ihrer imposanten Einfachheit der poetischen Malerei fast ebensoviel prägnante Bilder wie Worte. Wie stellt sich Beethoven zu diesem Inhalt? Er sieht, ganz im Geiste des Ausspruchs „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei", gänzlich von einem hier so naheliegenden Versuch zu direkter Naturmalerei ab und beschränkt sich durchaus auf die tonale Wiedergabe der durch die Goethe'schen Worte hervorgerufenen *Stimmung*. Um diese „Stimmung", d. h. die im Subjekt wiederklingende Empfindung, als Reflex des großartigen Naturschauspiels zum melodisch-harmonischen Ausdruck zu bringen, *identificirt er sich gewissermaaßen mit dem Schiffer des Gedichts* und schildert — statt das Naturschauspiel selbst — die *in demselben durch das letztere hervorgerufenen Empfindung*. Dies ist wenigstens meiner Ansicht nach die einzig richtige Auffassung des Inhalts der Beethoven'schen Komposition: Der erste Theil schildert die Empfindung der Einsamkeit des Schiffers innerhalb der schweigenden Wasserwüste; eine Empfindung, die, sich allmälig bis zur Angst steigernd, in einen Verzweiflungsschrei ausbricht, während der zweite Theil, im Anklang an die Worte „Die Nebel zerreißen", eine bis zum Jubelruf sich hebende freudige, ja triumphirende Heiterkeit der Empfindung zum Ausdruck bringt.

[20]) (Zu S. 48.) Es ist ausdrücklich zu konstatiren, daß *Rich. Wagner* („Oper und Drama" S. 62) die Musik „eine Sprache" nennt, welche „einer „Empfindung *nur nach ihrer Allgemeinheit* gewachsen" und welcher „der „Ausdruck eines ganz bestimmten, klar verständlichen individuellen Inhalts un„möglich" sei. — Wie er diesen, die Möglichkeit eines Mißverstehens gänzlich ausschließenden Ausspruch, den ich unbedingt unterschreibe, mit seinen späteren Auslassungen über die Musik in ihrem Verhältniß zur Wortpoesie, die im vollkommenen Widerspruch dazu stehen, zu vereinigen versucht, werden wir später sehen.

[21]) (Zu S. 52.) Es ist hierbei an das in Anm. 17 angeführte Dictum von Leibnitz zu erinnern, welches deutsch etwa lautet: „Die Musik ist eine „geheime arithmetische Thätigkeit der Seele, welche selber kein Bewußtsein über „ihr Zählen hat." — Uebrigens hat der in unserm Text ausgesprochene Satz, „daß in der Musik thatsächlich alles Qualitative u. s. f. auf quantitativen, rein „arithmetischen Verhältnissen beruht", insofern eine Beschränkung zu erleiden,

als es doch ein Moment giebt, das wesentlich nur qualitativer Natur ist, die Klangfarbe; aber gerade diese gehört, obschon sie der musikalischen Stimmung eine gewisse Färbung verleiht, nicht der ideellen, sondern der rein materiellen Seite der musikalischen Wirkung an.

22) (Zu S. 54.) Aus dem instinktiven Gefühl dieser Abstraktivität der reinen Instrumentalmusik ist auf Seiten der Musiker das Bedürfniß rege geworden, den Versuch zur Ueberwindung dieser Abstraktivität durch Erfüllung der musikalischen Form mit einem wenigstens für die Phantasie vorhandenen substanziellen Inhalt zu machen. Ich meine damit nicht die sog. „Programmmusik", welche dies irrthümlicher Weise durch Anheftung gleichsam von Etiketten erreichen zu können glaubt, die einen ähnlichen Eindruck hervorbringen wie jene naiven Spruchzettel, die den Figuren auf mittelalterlichen Gemälden aus dem Munde hängen, damit der Beschauer sieht, was die Leute denken; sondern ich habe dabei hauptsächlich die sog. „Lieder ohne Worte" im Auge, welche offenbar aus solchem Bedürfniß entstanden sind. Gleichwohl, so reizvoll viele dieser kleinen Kompositionen sind und so sehr sie sich bemühen, die einfache Schlichtheit und Gefühlswärme des eigentlichen Liedes, d. h. des Liedes mit Worten, nachzuahmen, sind sie doch meist genöthigt, durch einen auf die substanzielle Anschauung berechneten Titel, z. B. „Frühlingslied" oder Aehnliches, der Phantasie eine bestimmte Richtung zu geben. Ohne diese Directive würde die Intention des Tondichters schwerlich verstanden werden, d. h. die Phantasie keineswegs von selbst auf die Vorstellung solchen substanziellen Inhalts kommen. Wo daher solche Ueberschrift fehlt, wie bei den meisten „Liedern ohne Worte" von Mendelssohn, bleibt der Phantasie immer ein sehr weiter Spielraum für die Bildung einer bestimmten Vorstellung des Inhalts. Andere Komponisten begnügen sich daher wohlweislich auch schon in den Ueberschriften mit ganz allgemeinen Andeutungen, z. B. rêveries u. dergl.

23) (Zu S. 54.) Absichtlich ist hier nicht die Bezeichnung „formale Ausdrucksfähigkeit", sondern „formale Wirkungskraft" gebraucht im Gegensatz zu der „substanziellen Ausdrucksfähigkeit", weil „Ausdruck" auf einen Inhalt verweist, der ausgedrückt wird, hier aber das Charakteristische gerade darin besteht, daß von solchem Inhalt abstrahirt wird. Die Vischer'sche Aesthetik, welche im Uebrigen diesen Unterschied ebenfalls hervorhebt, faßt ihn jedoch nicht in dieser Unbedingtheit, wie er meiner Ansicht nach zu fassen ist. Sie führt ihn zwar ganz richtig auf den Unterschied zwischen Instrumentalmusik und Vokalmusik zurück, erkennt aber doch der ersteren eine etwas über das blos ästhetische Wohlgefallen an der reinen (harmonischen) Form hinausgehende Wirkung auf die substanzielle Empfindung zu. Im Zusatz zu § 796 (S. 981) bemerkt der Verfasser von der Instrumentalmusik oder richtiger vom Spielen eines Instruments, im Unterschiede vom Singen: „Die „Phantasie ist hier weit mehr für sich thätig als beim Gesang und erhebt „weit mehr Ansprüche darauf, daß auch ihr etwas sie specifisch Angehen„des geboten werde. Kurz, nicht Gefühlserguß, sondern mindestens ebenso „sehr" — hierin liegt meiner Ansicht nach der Irrthum — „Phantasiebeschäf-

„tigung ist hier Zweck“ (vielmehr nur Phantasiebeschäftigung); „die Tonbilder „sollen allerdings, weil Töne nichts Anderes als Gefühle malen können“ (?!) „durchaus Abbilder einer Gemüthsstimmung sein, aber ausgeführtere, selbstständigere, durch konkrete (?) Formen und Figuren die Phantasie als solche anregende, beschäftigende, in freie Thätigkeit, freies Spiel versetzende Bilder“ u. s. f. — Auf diese schon durch ihre Halbheit und Gezwungenheit, sowie durch die ganz schiefe Behauptung, daß „Töne nichts Anders als Gefühle malen können“ (was für ein Gefühl malt denn das c, was ich auf dem Klavier anschlage?), als irrig sich kennzeichnende Betrachtung des Gegensatzes ist der Verfasser offenbar dadurch gerathen, daß er den Gegensatz von „Singen“ und „Spielen“ immer nur von seiner subjektiven Seite, d. h. von der Seite des singenden und spielenden Subjekts, auffaßt, während es sich vielmehr um die objektive, nämlich um den Inhalt der Komposition handelt, welcher ja für den Singenden wie für den Spielenden in ganz gleicher Weise den Gegenstand der bloßen Reproduction bildet. Recht hätte er nur dann, wenn beides: „Gesang“ und „Spiel“, als Production gefaßt würden. Dann allerdings steht dem Singenden seine menschliche Stimme unmittelbar als Ausdrucksorgan näher als dem Spielenden das den Ausdruck seiner Empfindung nur vermittelnde Instrument.

Charakteristisch und für meine Auffassung des Unterschiedes ein Gewicht in die Waagschaale legend ist der Umstand, daß bei der freien Production die Bezeichnung „Phantasiren“ nur vom Spielen auf einem Instrument, nicht vom Gesange gebraucht wird; dies deutet klar genug darauf hin, daß es dort wesentlich das Spiel mit rein ästhetischen Formen, d. h. eben die Phantasie, nicht die substanzielle Empfindung ist, welche in der reinen Instrumentalmusik thätig ist. Wenn daher der Verfasser der Aesthetik an einer andern Stelle vom Gesange sagt: „Die tönebildende Phantasie dient hier dem Empfinden blos als Mittel der Aeußerung seiner selbst“, so steht diese ganz richtige Bemerkung mit der oben citirten Stelle offenbar in Widerspruch, namentlich da er hinzufügt: „die Instrumentalmusik dagegen spielt; die empfindende „Phantasie hat hier ein Organ vor sich, dem die Tonerzeugung durch absichtliche Technik gegeben ist; das Organ setzt sie in Bewegung, wohl auch (!?) „getrieben durch dies Gefühl, das sich in Tönen aussprechen will, aber die „Empfindung tritt doch nicht so unmittelbar“ (gar nicht, sondern nur vermittelt) „und nicht so sich selbst gleich heraus wie im Gesange; das äußere „Werkzeug folgt nicht unmittelbar dem innern Gefühl, schmiegt sich ihm nicht „so rein und unbedingt an wie das Stimmorgan .... es ist immer ein „Selbständiges, das zunächst seinen eignen, nicht des Menschen Ton von „sich giebt und somit auch nur ein Abbild, nicht aber den direkten Ausdruck der den Menschen bewegenden Stimmung geben kann.“ Aber wenn hier auch das Verhältniß richtiger angegeben ist, so haftet dem Gesagten doch ebenfalls der Fehler an, daß Gesang und Spiel immer nur aus dem Gesichtspunkt der Production (Improvisation), nicht aus dem der Reproduction, der hier allein maaßgebend für die Bestimmung des Unterschiedes wäre, aufgefaßt wird.

24) (Zu S. 55.) Vischers „Aesthetik" drückt dies im § 796 so aus: „Der „Unterschied zwischen Vokal- und Instrumentalmusik ist dem zwischen einfacher „und zusammengesetzter Kunstform in gewisser Beziehung analog; er kommt „nämlich darauf zurück, das die Vokalmusik die subjektivere, aber unmittel„barere, gebundenere, weniger formenreiche, die Instrumentalmusik die ob„jektivere, aber freiere, beweglichere und mannigfaltigere Musikform ist." Allein, so richtig dies ist — mit Ausnahme des falschen Gegensatzes von „subjektiv" und „objektiv", wofür „konkret" und „abstrakt" stehen sollte —, so fehlt doch der Hauptunterscheidungspunkt in diesem Gegensatz, nämlich eben das, was ich als die Differenz der „substanziellen Ausdrucksfähigkeit" und der „formalen Wirkungskraft" bezeichnet habe.

25) (Zu S. 55.) An dieser Stelle möchte ich mich dagegen verwahren, als ob ich durch die strenge Unterscheidung der beiden Musikformen hinsichtlich der Instrumentalmusik den Standpunkt Kants vertreten wolle, der die Musik (und die „Farbenkunst", worunter er aber nicht die Malerei versteht, sondern schlechthin die Fähigkeit, harmonische Farbenverbindungen, wie z. B. in den Teppichen, Tapeten u. s. f., zu erfinden) als die „Kunst des schönen Spiels mit Empfindungen" definirt. Trotz des Prädikats „schön" behauptet er doch zugleich, daß sie eigentlich mehr in den Bereich der „angenehmen" als der „schönen Künste" gehöre, und stellt sie demzufolge, an diesem Moment der „bloßen Annehmlichkeit" festhaltend, mit dem „Gedankenspiel" und dem „Glücksspiel" auf eine Stufe (!). Unter Gedankenspiel versteht er aber nicht etwa — in dem Sinne, wie Wagner von „Spielen mit Begriffen" spricht — das philosophische Denken, sondern das Aufsuchen von Aehnlichkeiten bei verschiedenen, und das Aufsuchen von Verschiedenheiten bei ähnlichen Dingen, kurz das witzelnde Wortspiel, welches komisch wirkt. Er sagt wörtlich: „Das „Glücksspiel fordert ein Interesse und ist kein schönes Spiel; hingegen Musik „und Stoff zum Lachen sind zweierlei Arten des Spiels mit ästhetischen Ideen „oder auch Verstandesvorstellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird" — als ob es in der Kunst darauf ankäme! —, „und die blos durch ihren „Wechsel uns dennoch lebhaft vergnügen können." Diese stark an der Materialismus der englischen Aesthetik erinnernde Betrachtungsweise, so barock sie ist, enthält doch — wenn auch in ganz einseitiger Weise — das instinktiv richtige Gefühl von dem wesentlich abstrakten Charakter der Instrumentalmusik, hinsichtlich ihrer rein ästhetisch-formalen Wirkungskraft. (Vergl. meine „Kritische Geschichte der Aesthetik", Bd. II S. 555 ff.)

26) (Zu S. 58.) Im Widerspruch mit dieser, durch die Natur der Musik bedingten Unfähigkeit, objektiv Thatsächliches irgend welcher Art auszudrücken, beschäftigen sich die Herren Musikgelehrten von Fach, welche als solche natürlich auch die Aesthetik der Musik als ihre Privatdomäne betrachten, fortdauernd damit, in die Tonwerke großer Komponisten Allerlei hineinzugeheimnissen, was sie als die positiven Ideen derselben daraus mit selbstgewisser Sicherheit erkennen zu müssen glauben. Das Stärkste in dieser Hinsicht hat wohl Marx geleistet, namentlich in seinem Buche über „Beethovens Leben

und Werke", und kann ich mir nicht versagen, einige Beispiele davon mitzutheilen, weil aus ihnen, nämlich aus der phantastischen und oft sich selbst widersprechenden Willkür, mit welcher diese Herren die Auslegung und Deutung der musikalischen Ideen betreiben, fast deutlicher noch, als es durch die klarste Beweisführung aus ästhetischen Gründen möglich wäre, die völlige Haltlosigkeit dessen hervorgeht, was man unter „objektiver Ausdrucksfähigkeit der Musik" zu verstehen pflegt. — Zu den großartigsten und ergreifendsten Werken des unsterblichen Meisters gehört unstreitig jene unter dem Titel „Eroica" bekannte Symphonie, welche er bekanntlich Napoleon dem Ersten gewidmet hatte. Abgeschlossenen, in sich gekehrten Sinnes, wie Beethoven war, und mit Vorliebe sich mit Plutarchs „Lebensbeschreibung großer Männer", sowie mit Plato's idealer „Republik" beschäftigend, erschien ihm Napoleon, dessen Feldherrngröße schon damals (Ende des vorigen Jahrhunderts) die ganze Welt bewunderte, gleichsam in dem Nimbus eines antiken Heros, so daß er in naiver Großsinnigkeit die ehrliche Ueberzeugung hegte, der moderne Heros tragen sich mit dem Gedanken, zunächst Frankreich zu einer Republik in platonischem Zuschnitt zu reformiren und auf dieser Grundlage dann das gesammte civilisirte Europa ideal-staatlich zu reorganisiren. Es ist beglaubigte Thatsache, daß Beethoven den ersten Konsul nicht nur mit einer der altrömischen Heldengestalten zu vergleichen liebte, sondern daß er ihn mit dem ganzen Enthusiasmus seiner edlen und großen Seele verehrte. Als er daher von Bernadotte, der als Gesandter der französischen Republik 1798 nach Wien gekommen war und von der großen Hochachtung hörte, die Beethoven als Musiker genoß, dazu angeregt wurde, dem ersten Konsul durch die Komposition eines diesem speziell gewidmeten großen Tonwerks seine Huldigung darzubringen, ergriff er diese Idee mit Begeisterung, und so entstand einige Jahre später die Eroika.

Diese Vorbemerkungen waren für das Verständniß des Folgenden nothwendig; außerdem ist noch hinzuzufügen, daß dieser Titel (vollständig lautet er: Sinfonia eroica, composta per festiggiare il sovvenire di un' grand' uomo) erst später von ihm auf das Werk gesetzt wurde, denn, wie Ries mittheilt, hatte Beethoven ursprünglich auf die erste leere Seite der Partitur mit seiner großen Lapidarschrift nichts als zwei Namen: oben Bonaparte und unten an den Rand Luigi van Beethoven geschrieben. Als bald darauf die Nachricht in Wien eintraf, Napoleon habe die Kaiserwürde angenommen, gerieth Beethoven so außer sich, daß er unter lauten Verwünschungen das Titelblatt der Partitur zerriß und diese selbst unter den Tisch warf, wo sie lange liegen blieb. Als er dann viel später sich überreden ließ, sie dem Fürsten Lobkowitz zum Gebrauch für einige Zeit zu überlassen, wurde der Name Napoleon nicht wieder darauf gesetzt, sondern der oben mitgetheilte Titel, der gleichsam nur noch die abstrakte Erinnerung an die großen Gestalten der antiken Welt andeutet; denn für Beethoven war der Napoleon, zu dem er ehemals als zu seinem politischen Ideal aufgeblickt, für immer zu den Todten gelegt. Als daher nach Jahren die Nachricht von dem Tode Napoleons auf

St. Helena nach Wien kam, meinte Beethoven satyrischer Weise, zu diesem Ende habe er ihm schon vor 17 Jahren gleichsam unabsichtlich die Musik komponirt, womit er auf den großen Trauermarsch im zweiten Akt der Symphonie anspielte.

Diese Daten hindern indeß Marx, welcher sie in seinem Buche über Beethoven selber ausführlich mittheilt, keineswegs, dem Werke eine Bedeutung unterzulegen, woran der Meister sicherlich nicht gedacht hat, indem er darin lediglich die „Schilderung einer Schlacht als Idealbild"(!) erblickt und, von diesem Gedanken ausgehend, die verschiedenen Phasen dieser idealen Schlacht in den einzelnen Sätzen der Symphonie bis in's Kleinste nachzuweisen sucht; Deutungen, die sich natürlich weder bestreiten noch beweisen lassen, weil sie auf rein subjektiven Phantasiebildern beruhen, die mit den Tongebilden in gar keinem konkreten Zusammenhange stehen. Vergleicht man nun mit dieser Auslegung die zwar auch sehr phantastische, aber sich vorsichtiger Weise in sehr allgemeinen Ausdrücken haltende Deutung Richard Wagner's, die zu ganz anderen Resultaten kommt, so liegt schon in der bloßen Möglichkeit solcher Differenz zwischen den Deutungsversuchen zweier Fachmänner der Beweis von dem Mangel eines jeden sichern Anhaltspunktes für eine konkrete Paraphrasirung des musikalischen Inhalts. — Nachdem Wagner nämlich bemerkt, daß das Wort „heroisch" im weitesten Sinne zu nehmen und unter „Held" überhaupt der „ganze volle Mensch" (?) zu verstehen sei, fährt er fort: „Den künstlerischen Inhalt füllen alle die mannigfaltigen, mächtig sich „durchdringenden Empfindungen einer starken, vollkommenen Individualität „an, der nichts Menschliches fremd ist, sondern die alles wahrhaft Mensch„liche in sich enthält und in der Weise äußert, daß sie nach der aufrichtigsten „Kundgebung aller edlen Leidenschaften, zu einem, die gefühlvollste Weich„heit mit energischer Kraft verbindenden Abschlusse ihrer Natur gelangt." — Dies ist nun, abgesehen von seiner schwülstigen Ausdrucksweise und seiner phantastischen Unbestimmtheit, etwas so Allgemeines, daß es auf eine ganze Reihe von Beethoven'schen Werken sich anwenden ließe. — „Der Fortschritt „zu diesem Abschluß" — heißt es weiter — „ist die heroische Richtung in „diesem Kunstwerk. Der erste Satz umfaßt wie in einem glühenden Brenn„punkte alle Empfindungen einer rauhen menschlichen Natur im rastlosesten, „thätigsten Affekte. Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmuth (?) und Weh„muth, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen" — Wagner liebt bekanntlich solche alliterirende Antithesen — „Kühnheit, Trotz und unbän„digstes Selbstgefühl wechseln und durchdringen sich aufs Innigste und Un„mittelbarste" (? Wie können sich Wonne und Trotz, Schmachten und Kühnheit, Wehmuth und unbändiges Selbstgefühl durchdringen!) „und gehen" (sämmtlich?) „von einer Hauptfähigkeit aus, der Kraft. Diese Kraft ballt sich, „gegen die Mitte des Satzes, bis zur vernichtenden Gewalt zusammen, und „in ihrer trotzigsten Kundgebung glauben wir einen Weltzermalmer vor „uns zu sehen, einen Titanen, der mit den Göttern ringt. Diese zerschmetternde „Kraft drängt nach einer tragischen Katastrophe hin, deren ernste Bedeutung

„unſerm Gefühl im zweiten Satz der Symphonie ſich kund giebt. Der Ton„dichter kleidet dieſe Kundgebung in das muſikaliſche Gewand eines Trauer„marſches.“

Ich muß hier eine kurze Zwiſchenbemerkung machen, ehe ich zu der folgenden überraſchenden Wendung übergehe: Wenn denn doch einmal gedeutet werden ſoll, ſo ſcheint mir — im Hinblick auf den urſprünglichen Zweck der Eroica, nämlich darin eine Huldigung Napoleons als vermeintlichen Heldenideals und Weltbeglückers auszudrücken — es viel näher zu liegen, daß Beethoven eine Art ſymboliſche Schilderung der Heldenlaufbahn überhaupt habe geben wollen, deren Phaſen kurz 1. als „Kampf mit den unreinen Geiſtern des Egoismus und der Sklaverei“, 2. als „Sieg über dieſelben“, 3. als tragiſches Ende des Helden“ und 4. als „Triumph der durch ihn repräſentirten und ihn überlebenden Idee der Freiheit und des Weltenglücks“ bezeichnet werden können, wenn er ſich dieſes konkreten Inhalts auch nicht als Tondichter — ich meine während des Komponirens — in der Form beſtimmter Vorſtellung bewußt ſein mochte. Die oben angedeuteten vier Praſen der Heldenlaufbahn ſind jedoch ganz allgemein als bloße Themata für die durchaus freie Geſtaltung des rein muſikaliſch-formalen Ideenganges zu betrachten und jedes Eingehen in eine detaillirte Auslegung der einzelnen Sätze halte ich für ein ganz vergebliches Unternehmen. — Der weſentliche Unterſchied meiner von der Wagnerſchen Auffaſſung beruht alſo darin, daß ich in dem Helden der Eroica nichts weniger als einen „mit Göttern ringenden titanenhaften Weltzerſtörer“ und in ſeinem Kampf nicht die Aeußerung einer „zerſchmetternden Kraft“ erblicke, ſondern, entſprechend der idealen Vorſtellung des Meiſters von Napoleon, vielmehr einen gegen die dunkeln Mächte der Volksunterdrückung ankämpfenden Idealhelden, deſſen Kampf aber an dieſer großen Aufgabe ſelber (im Trauermarſch angedeutet) ſcheitert, während ſeine Ideen, ihn überlebend, zur Beglückung des Menſchendaſeins führen.

Man vergleiche nun mit dieſer durch die Entſtehungsgeſchichte des Werkes ſelbſt begründeten Deutung Das, was Wagner über die folgenden Sätze der Symphonie ſagt: „Die Kraft, der — durch den eignen tiefen Schmerz „gebändigt — der vernichtende Uebermuth genommen iſt, zeigt uns der „dritte Satz nun in ihrer muthigen (?) Heiterkeit. Wir haben jetzt den „(ſelben?) liebenswürdigen frohen Menſchen vor uns, der wohl und wonnig „durch die Gefilde der Natur dahin ſchreitet, lächelnd über die Fluren blickt, „aus Waldhöhen die luſtigen Jagdhörner (Trio) erſchallen läßt; dort der tief „und kräftig leidende, hier der froh und heiter thätige Menſch. Dieſe beiden „Seiten“ (deſſelben Menſchen?!) „faßt nun der Meiſter im vierten Satze zu„ſammen, um uns endlich den ganzen, harmoniſch mit ſich einigen Menſchen „zu zeigen“ u. ſ. f. Harmonie als Einheit von Zerſtörungswuth und Frohſinn!: das iſt ungefähr daſſelbe wie das obige „Durchdringen“ von Trotz und Schmachten, von ungebändigter Kraft und Wehmuth u. ſ. w.: d. h. es ſind ſchön klingende, aber, wenn man ſie ihrem konkreten Gedankeninhalt nach betrachtet, nichtsſagende, ja widerſpruchsvolle Phraſen, die nur durch das

gleißende Gewand einer nebulosen Phantastik einen bestechenden Eindruck auf unklare Gemüther, die sich an dem bloßen Klingklang der schönen Worte genügen lassen, hervorbringen können.

Einen zweiten Beleg für das Willkürliche in solchen Deutungen liefert Wagner in seinen „Erläuterungen zur neunten Beethoven'schen Symphonie", welche bekanntlich zuerst unter dem Titel „Sinfonie mit Schlußchor über Schiller's „Ode an die Freude" für großes Orchester, vier Solo- und 4 Chorstimmen" als Op. 125 bei Schott in Mainz erschien. Trotz dieser ausdrücklichen Beziehung auf die Schiller'sche Ode glaubt Wagner den Inhalt des ersten Theils, d. h. der ersten drei Sätze, welcher allerdings einen wesentlich andern Charakter hat, in Zusammenhang mit dem Goethe'schen „Faust" bringen zu sollen, vermuthlich nur deshalb, weil es bekannt ist, daß Beethoven sich damals mit diesem lebhaft beschäftigte. Er geht dabei von dem Satze aus, daß „das Wesen der höheren" (blos der höheren?) Instrumentalmusik darin bestehe, „in Tönen das auszusprechen, was in Worten „unaussprechbar ist"; eine Phrase, die man bis zum Ueberdruß von den musikalischen Fachgelehrten hört, obgleich sie hinsichtlich dessen, was damit gemeint wird, nämlich daß das „Unaussprechbare" des Toninhalts etwas weit über die Sphäre des bloßen Wortausdrucks Erhabenes sei, einen mit Händen zu greifenden Sophismus enthält. Das Verhältniß ist nämlich gerade ein umgekehrtes, denn es offenbart sich vielmehr gerade darin eine Schranke der Musik gegen den poetischen Gedankenausdruck, daß sie sich zu der Bestimmtheit des Letzteren nicht zu erheben vermag, sondern ihrer Natur nach in der Sphäre unbestimmter Gefühlsstimmung verharren muß.

Sehen wir nun zu, wie Wagner auf Grund dieser Phrase die ersten Sätze der neunten Symphonie mit Citaten aus „Faust", als ob dieser durch jene in gleichsam höherer Fassung des Sinnes interpretirt werden solle, in Zusammenhang bringt, wobei der Leser übrigens die große Reserve zu bewundern Gelegenheit haben wird, womit dieser Zusammenhang mit Hilfe der geschraubtesten und gewundensten Redensarten markirt wird: „Wir glauben „uns hier nur andeutungsweise der Lösung einer unerreichbaren(!) „Aufgabe dadurch zu nähern, daß wir Worte unsers großen Dichters Goethe „zu Hilfe nehmen, die, wenn sie auch keineswegs mit Beethovens Werken „in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen und auf keine Weise „die Bedeutung seiner rein-musikalischen Schöpfung irgendwie durchdrin„gend zu bezeichnen vermögen" u. s. f.; ja, aber wozu dann solche vergebliche Mühe an eine als „unerreichbar" erkannte Aufgabe verschwenden? muß man unwillkürlich fragen. Genug, Wagner kann einmal nicht umhin, sich derselben zu unterziehen; von dem Wie? mögen folgende Interpretationseinleitungen dem Leser eine Vorstellung geben: „Das Hauptthema könnte dem Sinn „der ganzen Tondichtung nach nicht durchaus unangemessen viel„leicht" (welche Restrictionen!) „übersetzt werden durch Goethes Worte" „u. s. f.; ferner, bei der Paraphrase des ganzen Satzes: „Goethe spricht „diesen Drang, auch für hier vielleicht nicht unbezeichnend durch

„die Worte aus" u. s. f.; ferner, in der Paraphrase des vierten Satzes: „Den „Uebergang vom dritten zum vierten Satze können wir ziemlich bezeich„nend noch durch Goethe's Worte deuten" u. s. f. u. s. f. — Ich bin weit entfernt, diese Vorsicht des Ausdrucks, welche indeß die ganze Unsicherheit des Interpreten offenbart, zu tadeln; im Gegentheil. Vielmehr führe ich diese Stellen nur an, um damit zu konstatiren, daß, wenn ein Meister ersten Ranges wie Richard Wagner, der gewiß seinen Beethoven besser versteht als irgend Einer, so wenig im Stande ist, mit zweifelloser Bestimmtheit durch deutliche Worte zu sagen, was Beethoven seinerseits in Tönen habe sagen wollen, damit klar bewiesen wird, daß alle Versuche solcher Deutungen — auf Grund der völligen Inkommensurabilität von Wort- und Toninhalt — ganz vergeblich sein dürften, da ihnen mit derselben Berechtigung oder Nichtberechtigung viele andere, ganz verschiedene entgegengestellt werden könnten. Ja, ich gehe so weit zu behaupten, daß Beethoven (und mit ihm jeder wahrhaft originale und geniale Komponist) selber kein absolut deutliches Bewußtsein — ich sage Bewußtsein, nicht Gefühl — darüber besitzt, was die aus seiner Seele hervorquillenden Melodien und Harmonien in concreto etwa zu bedeuten haben könnten; denn es ist eben die Sphäre der ganz allgemeinen, sich im Unbestimmten haltenden Empfindung, welche das Reich der Töne einschließt und es gegen die Sphäre des in Worte zu fassenden poetischen Gedankeninhalts nach oben hin abgrenzt.

Wenn aber die reine Instrumentalmusik, wie aus allem Diesem hervorgeht, nicht einmal bestimmte substanzielle Empfindungen auf zweifellos verständliche Weise zum Ausdruck zu bringen vermag, wie sollte es ihr dann wohl möglich sei, über diese doch immerhin noch der Subjektivität angehörende Sphäre hinaus, objektiv Anschauliches — und dies sind doch „Handlungen" im eminenten Sinne des Worts — zur Darstellung zu bringen? — Demnach ist der Schluß, daß die reine Musik — ohne Hilfe des Worts oder andere künstlerische Mittel — absolut unfähig ist für dramatischen Ausdruck, unbedingt gerechtfertigt. Ob sie dazu durch solche Mittel befähigt werde, ist eine Frage, deren Beantwortung ich mir für die zweite Abtheilung dieser Abhandlung vorbehalten muß.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

IIN 29 1883

Die Arbeiterfrage

im

Kaufmannsstande.

Von

Karl Bücher.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Das Wort „Arbeiterfrage“ ist in den beiden letzten Jahrzehnten so vielfach gebraucht und auch mißbraucht worden, daß jeder der es anwendet, die Verpflichtung empfinden sollte, eine Erklärung desselben zu geben. Wir pflegen den Ausdruck „Frage“ für jedes Problem anzuwenden, dessen Lösung sich unserer Zeit mit gewisser Nothwendigkeit aufdrängt. Solche Probleme ergeben sich überall da, wo ein bestimmter Widerspruch zu Tage tritt zwischen thatsächlich vorhandenen Zuständen und dem, was Vernunft und Recht fordern, verbunden mit einer bald größeren bald geringeren Unsicherheit bezüglich der Mittel ihn zu beseitigen. Wenn wir in diesem Sinne von einer Arbeiterfrage sprechen, so meinen wir hauptsächlich die Industriearbeiterfrage, welche daraus entspringt, daß die thatsächliche Stellung des Arbeiters im modernen Wirthschaftssystem im Widerspruch sich befindet mit gewissen Forderungen, welche wir bezüglich der Lebenshaltung und Existenzsicherheit eines Jeden stellen müssen, welcher der Gesellschaft Dienste leistet. Es gibt aber neben dieser großen, allgemeinen Arbeiterfrage auch specielle Arbeiterfragen. Wir sprechen von eine Arbeiterfrage in der Landwirthschaft und denken dabei bald an die schlechte Lage der ländlichen Arbeiter, bald wieder an den Arbeitermangel auf dem Lande, wie er bis vor kurzem in vielen Theilen Deutschlands herrschte. Wir reden von einer Arbeiterfrage im Kunstgewerbe oder im Handwerk und denken an die ungenügende technische und geschmackliche Durchbildung

des Hülfspersonals dieser Gewerbe. Wir könnten heute von einer Arbeiterfrage in der höheren Technik sprechen, indem wir das Ueberangebot von Ingenieuren und Architekten im Auge haben, welches gegenwärtig vorhanden ist und einen beträchtlichen Theil der jüngeren Techniker keine praktische Verwendung finden läßt. Wir hätten vor kurzem von einer Arbeiterfrage im Lehrerstande sprechen können, indem wir dabei auf den chronischen Lehrermangel abzielten.

Man sieht, Arbeiterfragen können aus verschiedenen Ursachen entstehen: bald durch Ueberfluß, bald durch Mangel an Arbeitskräften, bald durch zu hohe, bald durch zu geringe Löhnung der Arbeiter: es kommt meist nur darauf an, ob man vom Standpunkte des Arbeitenden selbst oder von dem des Arbeitgebers oder endlich von dem allgemeinen Gesichtspunkte des Socialpolitikers aus die Sache ansieht — immer aber ist ein gewisser Widerspruch zwischen den thatsächlichen Verhältnissen und gewissen wirthschaftlichen oder humanen Forderungen, ein Widerspruch zwischen dem Bedarf und den Mitteln ihn zu befriedigen vorhanden. Welcher Art ist nun die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande?

Man könnte auf diese Frage kurz antworten: *die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande liegt in dem Ueberschuß an größtentheils ungenügend ausgebildetem kaufmännischem Hülfspersonal und in der daraus entspringenden dauernden Stellungslosigkeit vieler jungen Kaufleute.* Es würde damit die wesentliche Grundlage des Problems angedeutet sein, und wir könnten uns weiterhin mit der Frage beschäftigen, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Allein wenn wir näher zusehen, so erkennen wir bald, daß die Frage, um die es sich handelt, viel komplicirter ist, als daß sie sich in einem kurzen Satz völlig zutreffend zusammenfassen ließe.

Es ist wohl noch in der Erinnerung vieler Leser dieser Zeilen, daß im Sommer 1880 zu Berlin eine Anzahl öffentlicher Versammlungen stattgefunden hat, in welchen der *Nothstand unter*

den stellenlosen jungen Kaufleuten erörtert wurde. Es ist ja eine alte Beobachtung, daß gefährliche Wunden an unserem Gesellschaftskörper da zuerst aufbrechen, wo die Menschen sich am dichtesten zusammenhäufen, in den Großstädten. Es kann auch nicht Wunder nehmen, daß im Anfang das Uebel stark übertrieben wurde und daß Freunde wie Gegner der Bewegung manches thaten, was die Sache in einem falschen Lichte erscheinen lassen konnte. 13000 Commis, sagte man, seien schon seit längerer Zeit außer Condition und auch ohne Aussicht, solche zu finden; viele unter ihnen fristeten unter unsäglichen Entbehrungen ein elendes Dasein, und es wollte ihnen nicht gelingen, irgend eine ihren Kenntnissen und ihrer socialen Stellung entsprechende Beschäftigung zu erlangen. „Tausende von Handlungsdienern", heißt es in einem damals versandten Aufruf, „irren in Berlin ohne Beschäftigung umher. Täglich durchsuchen sie mit erneuten Hoffnungen den Inseratentheil der Zeitungen, um auf jede nur irgendwie geeignet erscheinende Stellung ein Anerbieten einzureichen. Mit fieberhafter Spannung harren sie Tage und Wochen auf ein positives Ergebniß ihrer Bemühungen, um immer wieder enttäuscht von neuem zu beginnen. Umsonst! Das Angebot übersteigt zu gewaltig die geringe Nachfrage, die Offertschreiben sind in zu riesigen Mengen eingelaufen, als daß eine Prüfung im einzelnen dem Prinzipal auch nur annähernd möglich wäre. So vergehen für den Stellungsuchenden Wochen und Monate. Der kleine Zehrgroschen ist längst ausgegeben, ein Stück nach dem anderen wird verkauft oder verpfändet, erst das scheinbar Entbehrliche, dann nur zu bald das Unentbehrliche, und ehe ein halbes Jahr verflossen, ist der früher in geachteter Stellung conditionirende junge Kaufmann zu einem äußerlich reduzirten und vernachlässigten Menschen herabgesunken, der auf einen Platz in einem respectablen Handlungshause kaum noch Anspruch machen darf. Und was ist das Ende? Nur in wenigen Fällen vermag der junge Mann, unter Ueberwindung des durch seine Intelligenz und geistigen Fähigkeiten

berechtigten (?) Stolzes, in eine niedere Sphäre (!) hinabzusteigen, um sein Brot zu suchen. In den meisten Fällen ist die körperliche und geistige Verkümmerung das Loos eines Mannes, der mit so hohen Erwartungen in das Leben trat." Man wird zugeben müssen, daß diese Schilderung des Nothstandes die Farben etwas stark aufträgt, und man wird sich demgemäß nicht wundern dürfen, wenn die weiteren Versammlungen ziemlich tumultreich verliefen. Heftige Vorwürfe wurden von der einen Seite erhoben gegen den Verein junger Kaufleute, der dem Nothstand gegenüber unthätig bliebe, von der andern wurde der Beitritt zu einem kaufmännischen Gewerkverein empfohlen. Ueber die Ursachen der Stellungloſigkeit wurden mancherlei Ansichten geäußert: der Eine meinte, die Mehrzahl der Stellungloſen habe ihr Mißgeschick selbst verschuldet; es fehle ihnen an der nöthigen allgemeinen und kaufmännischen Bildung, tüchtige Kaufleute seien noch immer gesucht; ein Anderer behauptete, es würden zu viele weibliche Arbeitskräfte im Kaufmannsstande beschäftigt, die Damen sollten sich verheirathen u. s. w.; ein Dritter wieder glaubte, der Nothstand beschränke sich auf Berlin, wohin sich Alles ziehe; man möge vor Zuzug aus den Provinzen warnen. Das Resultat der Bewegung war die Gründung eines kaufmännischen Hilfvereins und eine ziemlich lebhafte Erörterung der Sache in der Presse, bei welcher übrigens nichts besonders Neues und Durchschlagendes herauskam. Ein Theil der öffentlichen Blätter warnte in wohlmeinender Weise die Eltern, ihre Söhne Kaufleute werden zu lassen; ein anderer klagte, daß Niemand mehr in seinem Stande zufrieden sei und daß jeder höher hinauswollte; ein dritter wieder stellte das Bestehen jeglichen Nothstandes in Abrede und bezeichnete die Stellungloſen als Untüchtige und Tagediebe; ein anderer endlich erklärte die ganze Bewegung für eine socialistische und sprach das Anathem über sie aus. Jedenfalls muß so viel konstatirt werden, daß die Bewegung ziemlich bald wieder einschlief und daß sie keinerlei greifbares Resultat hinterließ.

Aus dieser Resultatloſigkeit könnte jemand vielleicht schließen,

daß der Nothstand, von welchem im Sommer 1880 so viel die Rede gewesen, garnicht vorhanden oder doch nur vorübergehender Natur gewesen sei. Indessen wäre ein solcher Schluß doch voreilig; vielmehr läßt sich aufs Klarste beweisen, daß thatsächlich ein Ueberangebot von kaufmännischen Arbeitskräften seit vielen Jahren besteht und daß auch bis jetzt keine Aussicht sich aufthut, daß dasselbe mit allen daraus hervorgehenden Uebelständen sobald wieder verschwinden werde. Freilich so groß, wie man in Berlin behauptet hat, ist das Uebel nicht. Es wurde dort gesagt, 13000 Commis seien allein in der Reichshauptstadt ohne Condition. Schlagen wir nun die Deutsche Gewerbestatistik von 1875 nach, so finden wir, daß es damals in Berlin überhaupt nur 13646 Handlungsgehülfen gab; es müßten sonach 95 Procent sämmtlicher Handlungsgehülfen Berlins im Sommer 1880 brotlos gewesen sein. Die Uebertreibung liegt auf der Hand. Der Berliner Verein junger Kaufleute will denn auch später bei näheren Ermittlungen gefunden haben, daß die Zahl der Stellungslosen nur auf 800, also etwa auf 6 Procent der Gesammtzahl angegeben werden könne. Immerhin ist das noch eine ganz ansehnliche Zahl und dieselbe wird nicht unbedeutender durch die auf keine Beweise gestützte Versicherung des genannten Vereins, daß sich unter jenen 800 viele von auswärts Zugewanderte und viele von solchen befänden, welche andern Berufskreisen angehören und ein Unterkommen im kaufmännischen Fache suchten. Mangelhafte Kenntnisse und geringe Befähigung bildeten nach dieser Darlegung den Hauptgrund der Stellungslosigkeit.

Wie man sieht, sucht diese Darstellung das Uebel in einem sehr milden Lichte erscheinen zu lassen, ohne uns über den Kernpunkt der Sache Belehrung zu bieten. Wollen wir zu dem letzteren gelangen, so müssen wir eine selbständige Untersuchung anstellen und uns die Frage beantworten: ist thatsächlich eine große Anzahl von stellungslosen jungen Kaufleuten vor-

handen? beschränkt sich das Uebel blos auf die Reichshauptstadt, oder ist es weiter verbreitet?

Ich will von vorn herein zugeben, daß es eine vollkommen sichere Antwort auf diese Fragen nicht giebt. Eine Statistik der Stellungslosen existirt nicht. Dagegen haben wir eine Reihe von Erfahrungsthatsachen, welche mit ziemlicher Sicherheit auf das Vorhandensein einer großen Anzahl von beschäftigungslosen Kaufleuten schließen lassen. Diese Thatsachen sind so allgemein bekannt, daß ich mich hier damit begnügen darf, sie kurz anzuführen. In den Annoncentheilen der Zeitungen, welche gewissermaßen den Hauptgradmesser für die Zustände auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkte bilden, ist die Zahl der Stellengesuche weit größer als die Zahl der ausgeschriebenen Vakanzen, und fast bei jeder Vakanz wird die Erfahrung gemacht, daß die Offertbriefe nicht blos zu Dutzenden sondern oft zu Hunderten einlaufen. Sucht jemand einen Arbeiter für ein dem Handel verwandtes Fach, z. B. ein Rechtsanwalt einen Schreiber, so befindet sich unter den sich Anbietenden immer auch ein sehr beträchtlicher Procentsatz junger Kaufleute. Ja selbst bei vielen andern, einer umfangreichern technischen Vorbildung nicht bedürfenden Beschäftigungen bieten sich auf diesbezügliche Annoncen nicht selten stellenlose Kaufleute für gewöhnliche Handarbeiterdienste an. Tausende von Familien erleben es, daß ihre Söhne, welche sich dem Handelsgewerbe gewidmet haben, wenn sie einmal außer Beschäftigung gekommen sind, ihnen Jahr und Tag zur Last liegen. Vielfach klagen die Berichte der kaufmännischen Vereine über die fortwährende Zunahme der Zahl durchreisender stellesuchender und unterstützungsbedürftiger Kaufleute, welche die Mittel der Vereine in Anspruch nehmen. (Vgl. z. B. Jahresbericht des kaufm. Vereins zu Kassel 1878/9, S. 10; XXXIII. Ber. des Ver. für Handlungs-Commis von 1858 zu Hamburg, S. 7 f.) Diese Klagen lassen sich bis in die Mitte der 60er Jahre zurückverfolgen. Endlich ist der Preis der kaufmännischen Arbeit notorisch bedeutend gesunken,

was auf ein überaus großes Angebot schließen läßt. Zu diesen Erfahrungsthatsachen kommen nun aber auch gewisse Ziffern, deren Gewicht sich nicht wird abstreiten lassen. Dieselben beruhen einestheils auf den Resultaten des Stellenvermittlungsgeschäftes der kaufmännischen Vereine, anderntheils auf den Ergebnissen der deutschen Gewerbestatistik von 1875, die wir in Ermangelung einer neueren zuverlässigeren Erhebung zu Rathe ziehen müssen.

Was die kaufmännische Stellenvermittlung betrifft, so ist dieselbe auffallender Weise bis jetzt in Deutschland nicht einheitlich organisirt, obwohl vielleicht kein Zweig wirthschaftlicher Thätigkeit in dieser Hinsicht günstigere Verhältnisse bietet, als gerade der Handel. Die Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkte erfolgt, wenn wir von dem verhältnißmäßig seltenen Falle der unmittelbaren persönlichen Empfehlung absehen, auf drei verschiedenen Wegen:

1. durch Annoncen (der Principale und der Stellungsuchenden) in öffentlichen Blättern;
2. durch private Stellenvermittlungsgeschäfte („Commissionaire", „Bureaux");
3. durch die Stellenvermittlungsbureaux der in allen bedeutenden Städten bestehenden kaufmännischen Vereine.

Wegen der Kostspieligkeit der beiden erstgenannten Wege hat die auf dieses Ziel gerichtete Thätigkeit der Vereine junger Kaufleute in den beiden letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung gewonnen, ohne jedoch dem Bedürfnisse vollauf genügen zu können. Es liegt also der größere Theil des Arbeitsangebots in den Händen der Arbeitnehmer, was gewiß seine socialen Vortheile hat. Allein das Stellenvermittlungswesen der kaufmännischen Vereine entbehrt bis jetzt durchaus einer einheitlichen Regelung, ja selbst einer in der Hauptsache gleichartigen Behandlung. Die meisten Vereinigungen dieser Art betrachten die Stellenvermittlung, die sie nicht blos für ihre Mitglieder sondern für jedermann betreiben, als

ein Geschäft, das mindestens seine Kosten decken, womöglich auch dem Geschäftsinhaber noch einen Gewinn abwerfen soll. Zu einer engeren Verbindung unter den einzelnen Vermittlungsstellen behufs Ausgleichung des Angebots und der Nachfrage von kaufmännischer Arbeit an verschiedenen Orten ist es, trotz achtungswerther Versuche in dieser Richtung, bis jetzt nicht gekommen. Die einzelnen Vereine veröffentlichen zwar in ihren Jahresberichten statistische Zusammenstellungen über die Resultate ihres Stellenvermittlungsgeschäftes; allein es ist trotz aller Mühe, die sich der Verfasser in dieser Richtung gegeben hat, nicht möglich gewesen, aus jenen Veröffentlichungen ein Gesammtbild von dem Stande des kaufmännischen Arbeitsmarktes in Deutschland zu gewinnen. Dennoch dürften die Daten, welche in dieser Hinsicht aus den Jahresberichten einer größern Anzahl der bedeutenderen Vereine gesammelt werden konnten, ausreichend befunden werden, um dem oben Gesagten als Beweis zu dienen.

Das bedeutendste Stellenvermittlungsgeschäft unter den mir bekannten binnenländischen Vereinen betreibt der kaufmännische Verein in Frankfurt a. M. Seine Jahresberichte bezeichnen gesondert die Anzahl der Bewerber oder Stellesuchenden, die Zahl der angemeldeten freien Stellen (Vakanzen) und die Zahl der durch den Verein vermittelten Placirungen. Das gegenseitige Verhältniß dieser Zahlen für die Jahre 1867—1881 wird aus nachfolgender Tabelle ersichtlich.

Es ist natürlich, daß ein Institut wie das Stellenvermittlungsbureau des Frankfurter Vereins erst allmählich sich einbürgern kann und namentlich unter den Principalen nur langsam in Aufnahme kommen wird. Wir haben deshalb die beiden ersten Jahre seiner Wirksamkeit (1865 und 1866) aus nachstehender Zusammenstellung ausgeschlossen. Ohnehin sind die bezüglichen Ziffern für diese Jahre in den Berichten unvollständig mitgetheilt. Aus dem Gegebenen ist nun ersichtlich, wie während des ganzen fünfzehnjährigen Zeitraums von 1867—1881 fortwährend die Zahl

Kaufmännischer Verein zu Frankfurt a. M.

Jahr.	Zahl der Bewerber	Zahl der angemeldeten Vakanzen	Zahl der Besetzungen	Die Vakanzen betrugen in Procent der werber	Die Besetzungen betrugen in Procent der	
					Bewerber	Vakanzen
1	2	3	4	5	6	7
1867	1060	369	131	34,8	12,3	35,5
1868	1127	477	168	42,3	14,9	35,2
1869	1361	461	179	33,8	13,1	38,8
1870	1207	426	134	35,3	11,1	31,4
1871	1330	456	121	34,3	9,1	26,5
1872	1562	1170	454	74,9	29,0	39,6
1873	1829	1674	663	91,5	36,2	39,6
1874	3002	1810	858	60,2	28,5	47,4
1875	3813	1938	1005	50,8	26,3	51,8
1876	4325	1552	877	35,8	20,3	56,5
1877	4361	1415	764	32,4	17,5	53,9
1878	4841	1390	749	28,5	15,4	53,9
1879	4647	1523	812	32,7	17,5	53,0
1880	4404	1713	871	38,9	19,8	50,8
1881	4423	1963	1055	44,4	23,8	53,7
1867—1881	43292	18337	8841	42,3	20,4	48,2

der Stellesuchenden weit die Zahl der aufgegebenen freien Stellen überstieg, wie aber trotz der großen Auswahl unter den Bewerbern durchschnittlich kaum die Hälfte der Vakanzen durch passende Bewerber besetzt werden konnte und wie im Ganzen nur etwa ein Fünftel der Bewerber durch den Verein eine Stelle fand. Die Reihenfolge der einzelnen Ziffern ist ein ziemlich deutliches Spiegelbild des Geschäftsgangs in den angegebenen Jahren. Während die Zahl der aufgegebenen Vakanzen von 1867 — 1871 zwischen 33,8 und 42,3 Procent der Bewerber geschwankt hatte, erhob sie sich in den geschäftlichen Fluthjahren 1872 und 1873 auf 74,9, ja auf 91,5 Procent, um von da ab rapid zu fallen, bis sie 1878 mit 28,5 Procent ihren tiefsten Stand erreichte, über den sie sich indeß in den drei letzten Jahren allmählich wieder um 15,9 Procent erhoben hat. Einen ähnlichen Gang zeigt die Bewegung des Verhältnisses zwischen der Zahl der Besetzungen und derjenigen der

Bewerbungen. Allerdings ist hier eine allmähliche Steigerung nicht zu verkennen, welche wohl der Verbesserung des Geschäftsbetriebs und der zunehmenden Einbürgerung des Instituts zugeschrieben werden darf. Indessen hat doch auch in dem günstigsten Jahre (1873) die Zahl der Placirten nur wenig mehr als ein Drittel der Platzsuchenden erreicht. Größere Konstanz zeigt das in dem betrachteten Zeitraum stets steigende Verhältniß der Besetzungen zu der Zahl der Vakanzen. Die Zeitverhältnisse scheinen auf diese Ziffer fast ohne Einfluß geblieben zu sein (vgl. die Procentziffern für 1872/3); die wachsende Zahl der Befriedigung findenden Vakanzen ist lediglich eine Folge der noch stärker gewachsenen Auswahl unter den Bewerbern.

Immerhin ist dieses Ergebniß noch einigermaßen befriedigend gegenüber dem wahrhaft trostlosen Bilde, welches die Berichte einiger anderen binnenländischen Vereine für die letzten Jahre bieten, deren Ziffern wir nachstehend zusammenstellen.

Verein zu	Jahr.	Bewerber.	Vakanzen.	Besetzungen.
Mannheim	1878—1879	983	211	52
"	1879—1880	1218	322	96
"	1880—1881	996	339	73
Stuttgart	1879	939	262	78
"	1880	890	382	92
München	1879—1880	806	181	48
"	1880—1881	792	160	52
Nürnberg	1878	411	126	28
"	1880	408	185	54
Braunschweig	1880—1881	113	87	?
Zürich	1879—1880	699	501	146
Solothurn	1879—1880	699	501	16

Durchschnittlich kamen in diesen Vereinen auf jede aufgegebene Vakanz 2,8 angemeldete Bewerber, auf je 4,3 vorhandene Vakanzen fiel nur 1 Besetzung, und von den Bewerbern gelangte

nur immer der zwölfte wirklich zu einer Stelle. Wie viel an diesen wenig befriedigenden Resultaten der ungenügenden Organisation der Stellenvermittlung in den betreffenden Vereinen zuzuschreiben ist, wie viel auf Rechnung des Ueberangebots von Arbeitskräften kommt, ist freilich schwer zu sagen.

Gerade mit Rücksicht auf diese Punkte wird es deßhalb von besonderen Interesse sein, die Geschäftsergebnisse desjenigen deutschen Vereins kennen zu lernen, welcher am längsten und erfolgreichsten die Stellenvermittlung zu seiner Aufgabe macht. Es ist dies der „Verein für Handlungs-Commis von 1858" zu Hamburg, der vor 25 Jahren lediglich in der Absicht gegründet wurde, um „die großen pecuniären Opfer, welche Handlungs-Commis beim Wechsel ihrer Stellung in der Regel zu tragen haben", zu beseitigen. Obwohl derselbe später auch andere Zwecke (Fortbildung, Vorträge, Geselligkeitspflege, Krankenkassen- und Unterstützungswesen) in sein Pogramm aufgenommen hat, so ist doch die Stellenvermittlung immer seine Hauptaufgabe geblieben. Dieselbe erstreckt sich — von Ausnahmefällen abgesehen — nur auf Mitglieder. Die letzteren verpflichten sich bei ihrem Eintritt, von jeder zu ihrer Kenntniß kommenden Vakanz im Bureau des Vereins Anzeige zu machen. Die Kosten der Stellenvermittlung werden ganz aus den Mitgliedsbeiträgen (6 *M.*, nach zehnjähriger Mitgliedschaft 3 *M.* jährlich) gedeckt; es ist also ausgeschlossen, daß der Verein das Placirungsgeschäft zur Geldquelle mache. Aus den handschriftlichen Mittheilungen und älteren Jahresberichten, welche die Verwaltung des Vereins dem Verfasser zur Verfügung zu stellen die Güte hatte, ist die nachfolgende Tabelle zusammengestellt, welche über die Vereinsthätigkeit der letzten 24 Jahre, soweit sie sich auf Stellenvermittlung erstreckt, ein anschauliches Bild gibt.

Zur Erläuterung dieser Zusammenstellung muß folgendes bemerkt werden. Bis zum Jahre 1866 umfassen die mitgetheilten Ziffern jedesmal den Zeitraum vom 1. Juli bis zum 30. Juni; für 1866 die 6 letzten Monate des Jahres; von 1867 ab bezieht

Verein für Handlungs-Commis von 1858 zu Hamburg.

Jahr.	Zahl der Mitglieder	Zahl der Bewerber	Zahl der aufgegebenen Vakanzen	Zahl der Besetzungen	Die Vakanzen betrugen in Procent der Bewerber	Die Besetzungen betrugen in Procent der Bewerber	Die Besetzungen betrugen in Procent der Vakanzen
1	2	3	4	5	6	7	8
1858—1859	350	?	125	28	?	?	22,4
1859—1860	306	?	106	22	?	?	20,7
1860—1861	400	?	151	58	?	?	38,4
1861—1862	433	?	162	67	?	?	41,3
1862—1863	468	?	149	63	?	?	42,3
1863—1864	561	?	154	76	?	?	49,4
1864—1865	676	?	184	90	?	?	48,8
1865—1866	805	?	259	117	?	?	45,2
1866	886	?	138	64	?	?	46,4
1867	1494	1020	547	300	53,6	29,4	54,8
1868	2200	1310	760	410	58,0	31,3	53,9
1869	2834	1498	885	462	59,1	30,9	52,2
1870	2932	1386	830	382	59,9	27,5	46,0
1871	3176	1646	1004	489	60,9	29,6	48,7
1872	3458	1526	1432	569	93,8	37,3	39,7
1873	4046	2462	1813	871	73,6	35,4	48,0
1874	5367	3319	1932	1009	58,2	30,4	52,2
1875	6371	3790	2261	1000	59,6	26,4	44,2
1876	7242	3973	1988	951	50,0	23,9	47,8
1877	7681	3926	2152	1075	54,8	27,4	49,9
1878	8431	3889	1983	1059	50,9	27,2	53,4
1879	9537	3855	2249	1232	58,3	31,9	54,7
1880	10471	4080	2820	1445	69,1	35,4	51,2
1881	11362	4306	3133	1593	72,7	36,9	50,8
1867—1881	—	41984	25789	12847	61,4	30,6	49,8

sich die Aufstellung auf die Zeit vom 1. Januar bis 31. December. Für die ersten 9 Jahre des Bestehens des Vereins war die Zahl der angemeldeten Bewerber nicht mehr zu ermitteln. Von 1875 ab wurden auch Lehrlinge zu Mitgliedern aufgenommen und Lehrlingsstellen vermittelt (theilweise auch schon 1874); indessen ist die Zahl derselben nur in den Rubriken der Mitglieder, der Vakanzen und der Besetzungen noch auszuscheiden. Thun wir das, so stellt sich die Zahl der Commis folgendermaßen.

Jahr.	Mitglieder.	Vakanzen.	Besetzungen.	Besetzungen in Procent der Vakanzen.
1875	6186	1933	964	49,8
1876	6923	1627	881	54,1
1877	7284	1692	973	57,5
1878	7995	1522	963	63,3
1879	9005	1726	1116	64,6
1880	9858	2591	1361	52,5
1881	10672	2327	1510	64,9

Es ist recht bedauerlich, daß sich eine ähnliche Ausscheidung in der Rubrik der Bewerber nicht mehr vornehmen läßt; die Verhältnißziffern würden sich dann wol auch in Spalte 6 und 7 der Tabelle etwas anders gestalten.

Betrachten wir nun die Zahlenreihen der Haupttabelle unter Zuhülfenahme der angefügten Ergänzung etwas näher, so fällt uns zunächst die überaus rasche Zunahme des Mitgliederbestandes auf, welche von 1866 ab in stets steigender Progression sich darstellt. Die großen Gesammtziffern, welche kein anderer Verein aufweisen kann, mögen z. Th. dem Umstande zu danken sein, daß viele Mitglieder auch nach Gründung einer eignen Firma das Verhältniß zu dem Verein aufrecht erhalten; zum großen Theile aber ist das rapide Wachsthum des Vereins eine Folge der mißlichen Verhältnisse des kaufmännischen Arbeitsmarktes. Während von 1858/9 bis 1866/7 jährlich durchschnittlich nur 72 neue Mitglieder eintraten, betrug der Zugang von 1866/7—1869/70 jährlich 514, von 1870/71 bis 1874/5 450, von 1875/6 bis 1880/1 (nur Commis) aber 748. Den niedrigsten Zugang weist (abgesehen von dem durch äußere Verhältnisse herbeigeführten Rückgang im Jahre 1858/9) das Jahr 1860/1 mit 33 Mitgliedern auf, den höchsten das Jahr 1878/9 mit 1010 Neuaufgenommenen. Man darf annehmen, daß die überwiegende Mehrzahl dieser neuen Mitglieder, welche nicht bloß über ganz Deutschland, sondern über fast alle Länder Europas und in den wichtigeren Handelsplätzen der vier

übrigen Erdtheile zertreut sind, von der Rücksicht auf die Erlangung einer Stelle geleitet wurde.

Natürlich traten nicht alle Neuaufgenommenen gleich als Stellenbewerber auf. Indessen ist die Zahl der letzteren, die sich leider nur bis 1867 zurück verfolgen läßt, — von unbedeutenden Rückgängen in den Jahren 1869/70, 1871/2 und 1876 — 1879 abgesehen — doch auch in stetem Wachsen begriffen und an sich eine sehr beträchtliche.

Von 1867 — 1873 waren durchschnittlich 53 Procent der Mitglieder auf der Stellensuche, von 1874 — 1881 durchschnittlich 47 Procent, wobei das Sinken der Ziffer lediglich auf Rechnung des wachsenden Bestands an bereits etablierten Mitgliedern zu setzen ist.

Was die Ergebnisse der Stellenvermittlung betrifft (vgl. Spalte 6 — 8), so sind dieselben durchweg günstiger als diejenigen des Frankfurter Vereins, was wol in der Hauptsache den weitgreifenden überseeischen Verbindungen Hamburgs zuzuschreiben ist. Schon das Verhältniß der aufgegebenen Vakanzen zu den angemeldeten Bewerbern (durchschnittlich 61,4%, in Frankfurt nur 42,8%) ist ein weit besseres. Auch zeigt es nicht jene ungesunden Schwankungen, wie sie das binnenländische Geschäft seit 1871 durchzumachen hatte. Zwischen der niedrigsten und höchsten Ziffer ist nur eine Differenz von 43,8, während sie in Frankfurt 63,0 beträgt. Immerhin übersteigt auch in Hamburg das Angebot kaufmännischer Arbeitskräfte die Nachfrage noch um ein Bedeutendes: von 10 Bewerbern hätten, selbst bei Besetzung aller Vakanzen, durchschnittlich 4 unbefriedigt bleiben müssen.

Thatsächlich ist jedoch kaum der dritte Theil der angemeldeten Bewerber placirt worden. Die Verhältnißziffern (Spalte 7) zeigen hier wenig Schwankungen, und man darf wol annehmen, daß die unbefriedigt gebliebenen zwei Drittel der Bewerber die Ziffer derjenigen bezeichnen, welche den gestellten Anforderungen nicht genügten.

Von den Vakanzen wurde etwa die Hälfte besetzt. Das Verhältniß hat sich, namentlich wenn wir die Ergänzungstabelle (S. 15) berücksichtigen im Ganzen fortwährend gehoben — wol auch eine Folge der wachsenden Anzahl der Bewerber.

Die Ergebnisse des Stellenvermittlungsgeschäftes zeigen somit auch bei demjenigen Vereine, welcher von allen deutschen Vereinen unter den günstigsten Verhältnissen arbeitet, ein fortdauerndes Ueberangebot von Arbeitskräften. Wie viele freilich unter den angemeldeten Bewerbern zur Zeit ihrer Anmeldung thatsächlich stellenlos waren, ist nicht auszumachen. Nur für das Jahr 1878 bemerkt der Jahresbericht des Hamburger Vereins, daß 29 Procent der Bewerber, d. h. über 2300 stellenlos gewesen seien, während die Uebrigen ihre Stellung noch nicht gekündigt hatten.

Die Thatsache einer ausgedehnten Stellungslosigkeit unter den jungen Kaufleuten und ihrer weit über die Hauptplätze des Verkehrs hinausgehenden Verbreitung dürfte damit erwiesen sein.

Suchen wir nunmehr nach den eigentlichen Wurzeln des Uebels.

Nehmen wir zuvörderst die deutsche Gewerbestatistik von 1875 zur Hand. Man hat auf Grund dieser Statistik die Behauptung aufgestellt, daß die distributiven Gewerbe, d. h. diejenigen Berufsarten, welche sich mit der Uebermittlung der Güter vom Producenten zum Konsumenten beschäftigen, in ungesunder Weise überfüllt seien. Ist das nun mit Bezug auf den eigentlichen Kaufmannsstand der Fall? Die Gewerbestatistik von 1875 weist auf:

529,459 kaufmännische Geschäfte, darunter
420,982 Hauptbetriebe und
108,477 Nebenbetriebe.

Das deutsche Reich hatte 1875 42.727,360 Einwohner. Es kam somit auf 80 Menschen ein kaufmännisches Geschäft, oder wenn wir die Nebenbetriebe, d. h. diejenigen Handelsgeschäfte, deren Leiter noch irgend ein anderes Geschäft als Hauptthätigkeit betrieben, abziehen, auf 101 Seelen je ein Hauptbetrieb. Unter

diesen Geschäften wurden 508,209 ohne oder mit nicht mehr als 5 Gehülfen betrieben, waren also sog. Kleinbetriebe. Betriebe mit mehr als 5 Gehülfen gab es nur 11,250, darunter 6829 Haupt- und 4421 Nebenbetriebe.

Sämmtliche kaufmännischen Geschäfte zusammen beschäftigten an Geschäftsleitern, Gehülfen und Lehrlingen 661,496 Personen, darunter 120,552 weibliche, d. h. 18 Procent oder fast ein Fünftel der im Handel beschäftigten Personen waren Frauen. Auf 65 Seelen kam eine mit dem Handel beschäftigte erwachsene Person. Auf 10,000 Köpfe der Bevölkerung kamen 155 Kaufleute.

Vergleichen wir diese Ziffern mit denjenigen aus dem deutschen Zollverein vom Jahre 1861, so ergibt sich folgendes merkwürdige Resultat:

Im Jahre 1861 kommen auf 10,000 Köpfe der Bevölkerung des deutschen Zollvereins 89 Erwerbthätige des Kaufmannsstandes, vierzehn Jahre später i. J. 1875: 155. Die Zahl der Erwerbthätigen im Handel stieg in dieser Periode um 85 Procent, während die Bevölkerung nur um 22 Procent zunahm. Zergliedern wir nun diese Zahlen etwas näher für einzelne Staaten, so finden wir, daß von je 10,000 Ortsanwesenden Erwerbthätige des Handelsstandes waren in

		Zunahme
Preußen	1861 — 87,6 1875 — 146,2	68%
Bayern	1861 — 61,2 1875 — 135,4	120%
Sachsen	1861 — 130,5 1875 — 205,6	57%
Württemberg	1861 — 51,7 1875 — 118,8	129%

Die Zunahme der Handelsbeflissenen ist somit in den verschiedenen Staaten Deutschlands eine sehr verschiedene; in einzelnen hat ihre Zahl sich binnen 14 Jahren mehr als verdoppelt. Da nun

aber seit 1861 der Handel schwerlich Gebiete sich zu eigen gemacht hat, welche er vorher nicht besessen hatte, so wird immerhin diese gewaltige Zunahme Bedenken erregen müssen, und man wird auch auf Grund praktischer Erfahrungen nicht umhin können eine gewisse Ueberfüllung zuzugestehen.

Sehen wir uns nun die Statistik des kaufmännischen Personals aus dem Jahre 1875 mit Bezug auf die uns zunächst liegende Frage noch etwas genauer an. Da ergibt sich denn, daß von den 661,496 insgesammt beschäftigten Personen

431,570 oder 65,2 Procent Geschäftsleiter
178,017 oder 26,9 „ „ Gehülfen und
51,907 „ 7,9 „ „ Lehrlinge waren.

Diese Ziffern sind im höchsten Grade überraschend. Sie beweisen nämlich, daß im Kaufmannsstande die Zahl der Geschäftsleiter und Lehrlinge eine abnorm große, die Zahl der Gehülfen eine ungemein geringe ist. Für sämmtliche Gewerbe, deren Personal durch die Zählung vom 1. Dez. 1875 ermittelt worden ist, kommen nämlich auf je 100 überhaupt beschäftigte Personen durchschnittlich 45,5 Geschäftsleiter, 47,5 Gehülfen und Arbeiter, 7 Lehrlinge.

In der Papier- und Lederindustrie z. B. sind 30,8% der Beschäftigten Geschäftsleiter, 60,2% Gehülfen, 9% Lehrlinge, in polygraphischen Gewerben 15,4% Geschäftsleiter, 68,2% Gehülfen 16,4 Procent Lehrlinge, in der Maschinen u. Instrumentenfabrikation 26,4% Geschäftsleiter, 65,2% Gehülfen, 8,4% Lehrlinge.

Anscheinend ist in den letzteren Gewerben die Zahl der Lehrlinge verhältnißmäßig größer, als im Handelsgewerbe, aber auch nur anscheinend. Das Entscheidende ist das Verhältniß der Lehrlinge zu den Gehülfen. Im Allgemeinen kommen in den deutschen Gewerben durchschnittlich auf 1 Lehrling 6,7 Gehülfen, in den polygraphischen Gewerben 4,1, in der Maschinen- und Instrumenten-Fabrikation 7,7, im Handel dagegen 3,4: d. h. im allgemeinen Durchschnitt ist beim Handel die Zahl der Lehrlinge

im Vergleich zu derjenigen der Gehülfen doppelt so groß als bei den übrigen Gewerben, während auf der andern Seite wieder die Zahl der Arbeitgeber diejenige der Arbeitnehmer weit übersteigt.

Auf den ersten Anblick scheint dieses letztere Verhältniß überaus günstig für das Fortkommen der Gehülfen. Denn wenn wir jedes Gewerbe als ein berufsmäßig geschlossenes Ganzes betrachten, in dem ein fortwährendes Aufsteigen vom Lehrling zum Gehülfen, vom Gehülfen zum Meister stattfindet, so wird die Aussicht des Gehülfen auf dereinstige Selbständigkeit um so größer, je größer die Zahl der Geschäftsleiter, d. h. also auch der Geschäfte ist, ja es scheint nach den abnormen Verhältnissen im Kaufmannsstande nicht anders möglich, als daß durch Absterben von Geschäftsinhabern und durch Vorrücken von Gehülfen an ihre Stelle trotz des großen Nachschubs von Lehrlingen sehr bald ein Mangel an Gehülfen eintreten müßte. Nehmen wir an, daß das gegenwärtige Verhältniß zwischen Gehülfen und Lehrlingen schon längere Zeit so fortdauert, und daß die durchschnittliche Lehrzeit im Kaufmannsgewerbe $3^1/_2$ Jahre beträgt, so würden von den 51,900 Lehrlingen, welche 1875 gezählt wurden, jährlich 14,800 Commis werden; die ganze Gehülfenschaft mit ihren 178,000 Köpfen bestünde somit aus den Ausgelernten von etwa 12 aufeinanderfolgenden Jahren. Setzen wir voraus, daß im 18. Jahre die Vollendung der Lehre erfolgt, so würden die ältesten Commis des jetzigen Bestands durchschnittlich 30 Jahre alt sein müssen — immer angenommen, daß überall ein regelmäßiges Aufrücken stattfindet. Da nun aber die Zahl der Commis durch den Tod jedenfalls eine Verminderung erleidet, so dürfen wir wohl schätzungsweise annehmen, daß jene 178,000 nicht 12 sondern 13 Jahrgänge an Ausgelernten umfassen, so daß die ältesten Commis durchschnittlich 31—32 Jahre alt wären. In diesen Lebensalter müßte die Selbständigkeit eintreten; ein Dreizehntel oder Vierzehntel jener 178,000 oder 13,700 bzw. 12,700 Commis müßten jährlich zu selbständigen Geschäfts-

leitern werden. Das wäre im Vergleich zu der Zeit des Selbständigwerdens im Gewerbe schon ein ziemlich hohes Lebensalter, welches selbst die Altersperiode noch überstiege, in der die Angehörigen vieler liberaler Berufsarten (z. B. Aerzte, Lehrer) zu einem Gehalte gelangen, der die Verheiratung ermöglicht. Jedoch erst dann, wenn sich nachweisen ließe, daß die Zahl der jährlich zu Commis aufrückenden Lehrlinge die Zahl der wirklich zur Gründung eigener Geschäfte gelangenden Commis erheblich überstiege, ließe sich behaupten, daß das Verhältniß der Zahl der Lehrlinge zur Zahl der Gehülfen ein bedenkliches wäre. Für einen Mann im 30. Lebensjahre beträgt die durchschnittliche Lebenswahrscheinlichkeit noch 31 Jahre. Von sämmtlichen vorhandenen 431,570 Geschäftsleitern, die wir früher kennen gelernt haben, müßte sonach jährlich der 31. Theil sterben, d. h. etwa 14,000. Die Zahl vermehrt sich offenbar durch Konkurse, durch den Uebergang zu andern Berufsarten u. s. w. noch bedeutend; aber nehmen wir selbst an, sie sei die richtige, so würde sich daraus in der That ergeben, daß alle Gehülfen zwischen dem 30. u. 32. Lebensjahre selbständig werden könnten, ja daß das Aufrücken noch ein etwas schnelleres sein könnte und daß mit der Zeit ein Mangel an Gehülfen eintreten müßte.

Dieses letztere um so mehr, da regelmäßig ein Theil der jungen Kaufleute in die Fabrikindustrie überzugehen pflegt. Wie groß diese Zahl ist, läßt unsere Statistik nicht erkennen. Sie verzeichnet nur für das Jahr 1875 in den Gewerben mit mehr als 5 Gehülfen 115316 Personen kaufmännisch oder technisch gebildetes Aufsichts- oder Rechnungspersonal, wobei es vollständig unmöglich ist, zu ermitteln, wie hoch der Procentsatz der Techniker, wie hoch derjenige der Kaufleute sich stellt. Jedenfalls werden wir bei unseren allgemeinen Betrachtungen dieses kaufmännische Fabrikpersonal um so eher ignoriren können, als der größte Theil desselben nicht mehr zum Kaufmannsstande zurückkehrt.

Statistisch betrachtet ist somit das Verhältniß der Kaufmanns-

gehülfen zu den Geschäftsleitern durchaus kein so ungünstiges, dasjenige zu den Lehrlingen wenigstens kein bedrohliches.

Wie kommt es nun, daß trotzdem ein so bedeutendes Ueberangebot an Commis stattfindet, wie wir es aus der Statistik der Stellenvermittelungs-Büreaux kennen gelernt haben? Es sind dafür meines Erachtens drei Ursachen vorhanden:

1) Die große Zahl der Alleinbetriebe, verbunden mit dem massenhaften Anlernen von Lehrlingen;
2) das fortwährend zunehmende Eindringen weiblicher Arbeitskräfte in den Kaufmannsstand;
3) die Begründung kaufmännischer Geschäfte durch Nichtkaufleute.

Was den ersten Punkt betrifft, so macht unsere Gewerbestatistik keinen Unterschied zwischen Engros- und Détailhandel. Sie unterscheidet nur Betriebe mit mehr als 5 Gehülfen (sog. Großbetriebe) und Betriebe ohne Gehülfen oder mit nicht mehr als 5 Gehülfen (Kleinbetriebe) — eine Scheidung, die praktisch offenbar von sehr geringem Werthe ist. Da aber die Zahl der Großbetriebe wenig mehr als 2 Procent der Gesammtzahl aller Betriebe ausmacht, so können wir dieselben hier unberücksichtigt lassen. In den noch verbleibenden 518 209 Kleinbetrieben betrug die Zahl der Gehülfen insgesammt 100 899. Die Zahl der Lehrlinge 40 470, es kam somit auf 2,4 Gehülfen ein Lehrling. Setzen wir voraus, daß jedes Geschäft, welches überhaupt Gehülfen beschäftigte, deren nur einen hielt, so wären immer noch etwa $^4/_5$ aller Geschäfte ganz ohne Gehülfen als sog. Alleinbetriebe geführt worden. Ein Fach, in welchem $^1/_3$ aller Hülfskräfte aus Lehrlingen besteht und die überwiegende Mehrzahl aller Geschäfte ohne Gehülfen betrieben wird, ist entschieden ungesund zusammengesetzt.

Woher nun dieses massenhafte Anlernen von Lehrlingen in den kleinen Geschäften? Dasselbe hat meiner Beobach-

tung nach zwei verschiedene Ursachen: einmal das Streben der Principale die bezahlte Arbeit des gelernten Commis durch die unbezahlte Arbeit des ungelernten Lehrlings zu ersetzen, auf der andern Seite den massenhaften Andrang zum Kaufmannsstande aus anderen Lebenskreisen und Berufsarten.

Diese letzteren sind wieder von dreierlei Art, und es werden für jede derselben gewisse Lebensanschauungen und auch wirthschaftliche Momente wirksam, die eigentlich auf ganz andern Gebieten ihre Quelle haben, deren Bedeutung für die Berufswahl man indessen nicht unterschätzen darf. Eine große Zahl der Kaufmannslehrlinge stammt aus dem Stande der Kleingewerbetreibenden und Landwirthe. Die Zustände in diesen Berufsarten sind vielfach so prekär, daß man es einem verständigen Vater nicht verübeln darf, wenn er wünscht, sein Sohn möge in einer andern Lebensstellung glücklicher sein als er selber, und dies um so mehr, wenn der Sohn Anstelligkeit und Talent zeigt. Vielfach mag dabei auch die Anschauung mitunterlaufen, daß die landwirthschaftliche und gewerbliche Arbeit etwas Niedrigeres, Geringeres sei als die kaufmännische. „Es will Niemand mehr ein Handwerk lernen" — das ist die Klage, welche man in den Kreisen der Gewerbtreibenden in den letzten Jahren so oft hören konnte. „Er ist zu gut für ein Handwerk" oder „für den Bauernstand", sagt der Dorfschullehrer den Eltern eines talentvollen Knaben. Als ob Kenntnisse und Talent nicht in allen Berufsarten zur Geltung kommen könnten!

Ein anderer Theil der Kaufmannslehrlinge stammt aus sog. höheren Gesellschaftskreisen, denen der Beamten, Lehrer u. s. w. Wenn ein Knabe zu talentlos ist zum Studiren oder die Mittel der Familie dafür nicht ausreichen, so denken die verblendeten Eltern bei Leibe nicht daran, ihn produktiver Thätigkeit zuzuführen. Man schickt ihn in den Tuch- oder Kolonialwaarenladen oder zum Bankier. Es lautet ja auch viel besser, wenn der Vater Abends

im Kasino erzählen kann: „Mein Sohn wird Kaufmann", als wenn er sagen müßte: „Mein Sohn wird Schlosser oder Schreiner".

Endlich treibt die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes viele junge Leute zur Ergreifung des kaufmännischen Berufs, die sicher an anderer Stelle besser am Platze sein würden.

Seitdem diese Einrichtung ein Privileg des Besitzes und nicht mehr, nach der ursprünglichen Idee, eine Erleichterung für den künftigen Staatsbeamten ist, erlangt ein guter Theil unserer Jugend eine über die Bedürfnisse des praktischen Lebens im Einzelnen hinausgehende, aber im Ganzen ihnen durchaus nicht gerecht werdende Bildung. Man will nicht drei bis vier Jahre länger auf der Schulbank gesessen, zwei fremde Sprachen getrieben haben u. s. w., um später im Schurzfell vor dem Schraubstock oder der Hobelbank zu stehen. Zum Studieren reicht die erlangte Bildung nicht: so bleibt nur das Comptoir und der Ladentisch, die noch einigermaßen dem anerzogenen Dünkel und den erhöhten Ansprüchen an das Leben gerecht werden.

Dieses Hereindrängen fremder Elemente wird nun von vornherein für die Zustände im kaufmännischen Lehrlingswesen verhängnißvoll. Daß die Thätigkeit eines Kaufmanns unter modernen Verhältnissen ein nicht unbedeutendes Maß von allgemeiner Bildung erfordert, begreifen die Eltern gewöhnlich nicht.

Die Knaben aus den Kreisen der Landwirthe und Kleingewerbetreibenden haben selten mehr als eine leidliche Elementarschulbildung, diejenigen aus höheren Gesellschaftskreisen sind gewöhnlich nicht über die mittleren Gymnasialklassen hinausgekommen. Sie haben zwar vielerlei zu lernen angefangen, aber ihre Bildung ist durchaus nicht abgeschlossen und steht an praktischem Werthe oft noch unter einer guten Elementarschulbildung.

So treten die Knaben ins Geschäft, und leider ist die Mehrzahl der Lehrherren gewissenlos genug, nach der Vorbildung, die doch eine Hauptbedingung des späteren Fortkommens ist, gar nicht einmal zu fragen. Ihr einziger Zweck ist, eine billige Arbeits-

kraft zu erlangen, die sich möglichst bald nutzbringend verwenden läßt, sei es im Comptoir, sei's im Magazin, sei's gar im Packer- und Auslauferdienst. Es muß leider ausgesprochen werden, daß im kaufmännischen Berufe nur selten noch eine gründliche und umfassende Ausbildung während der Lehrzeit zu erlangen ist. Mag man immerhin den Eltern und der Schule die Schuld beimessen, wenn die allgemeine Bildung vieler junger Kaufleute so manches zu wünschen übrig läßt; für die Mängel der Fachbildung sind ausschließlich die Lehrherren verantwortlich zu machen, und dies um so mehr, je strenger im kaufmännischen Leben darauf gehalten wird, daß jeder seine Lehrzeit gut vollendet habe. Bei vielen Gewerben ist es eine stehende Klage, daß die Lehrlinge vor Beendigung der Lehrzeit dem Meister davon laufen; im Kaufmannsstande gilt das Lehrzeugniß für die erste Bedingung des künftigen Fortkommens. Gewissenlosen Lehrherren sind also die jungen Leute bedingungslos zur Ausbeutung überliefert, sobald sie einmal in die Lehre eingetreten sind, und daß diese Ausbeutung in manchen Geschäften systematisch betrieben wird, bedarf für jeden Kundigen keines besonderen Nachweises.

So stark auch der Andrang zum kaufmännischen Berufe ist, noch immer übersteigt die Nachfrage nach Lehrlingen weitaus das Angebot. Dies beweisen deutlich die Jahresberichte derjenigen kaufmännischen Vereine, welche sich mit der Vermittlung von Lehrlingsstellen befassen. Dieselben können manchmal nicht den zehnten Theil der ihnen als vakant aufgegebenen Lehrstellen besetzen. So wurden in den letzten sieben Jahren bei dem Verein für Handlungskommis in Hamburg 3169 vakante Lehrstellen angemeldet, von denen nur 587 oder 18,5 Procent besetzt werden konnten. Das Verhältniß war in den einzelnen Jahren folgendes:

im Jahr	Vakanzen.	Besetzungen.
1875	328	36
1876	361	70
1877	460	102

im Jahr	Vakanzen.	Besetzungen.
1878	461	96
1879	524	116
1880	542	84
1881	493	83

(vergl. auch die Jahresberichte von Stuttgart 1881 S. 12, Mainz 1879/80 S. 6, 1880/81 S. 8.)

Man weiß hier in der That nicht, wem man am meisten Schuld geben soll an der ungesunden Vermehrung der kaufmännischen Hülfskräfte. Noch vor 15 Jahren war es ziemlich die Regel, daß ein Lehrgeld gezahlt wurde. Dann stieg die Nachfrage nach billigen Händen so sehr, daß die Lehrherren nicht blos auf das Lehrgeld verzichteten, sondern daß sie dem Lehrling selbst noch eine Vergütung in Gestalt eines Kostgeldes boten. In neuerer Zeit scheint hier und da das Angebot wieder stärker zu sein als die Nachfrage; denn in vielen Geschäften hat man schon diese Vergütung wieder abgeschafft, in andern sie beträchtlich vermindert. Aber noch jetzt ist das massenhafte Anlernen von Lehrlingen an der Tagesordnung und während Tausende von Commis keine Stellung finden können, ist die Nachfrage nach Lehrlingen immer noch eine recht lebhafte. In den Annoncentheilen der öffentlichen Blätter stößt man eher auf zehn Lehrlingsgesuche als auf eine freie Gehülfenstelle.

Aus diesen Umständen erklärt sich auch der auffällige Widerspruch, den wir in den Berichten der kaufmännischen Vereine über die Resultate ihres Stellenvermittelungsgeschäftes vielfach bemerken. Während die statistischen Nachweisungen derselben aufs klarste ergeben, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bewerber wirklich placirt werden konnte, kehrt die Klage immer wieder über die Schwierigkeit, Stellen zu besetzen, bei denen sich die Ansprüche der Principale nur ein wenig über das allgewöhnliche Niveau erheben. So sagt der Bericht des kaufmännischen Vereins Mercur in Nürnberg für 1878: „Gerade auf dem Gebiete der Stellen-

vermittelung ist uns ein Einblick gestattet in die ungenügende Bildung des jüngeren Kaufmanns, und das schlechte Resultat auf diesem Gebiete ist ein vernichtendes Urtheil über die Befähigung eines großen Theiles der Bewerber. Die Ansprüche, die an den jungen Mann gestellt werden, steigen fast mit jedem Jahr, und es thut Noth, daß die freie Zeit, die das Geschäft dem Lehrling und dem Commis läßt, in eifrigem Studium ausgenützt wird; nicht das Kaffeehaus, nicht das Billard, der Verein sei ihr Heim, und dort mögen sie sich würdig vorbereiten für das sorgenvolle Leben des Kaufmanns." In gleichem Sinne spricht sich der Unterstützungsverein für Kaufleute in Chemnitz in seinem Berichte pro 1879 aus, in dem er u. A. sagt: „Das bei der Besetzung von Stellen erzielte Resultat könnte in Anbetracht des Angebots zwar ein besseres sein, doch muß berücksichtigt werden, daß ein großer Theil der Stellensuchenden in Bezug auf seine Leistungen kaum den allerbescheidensten Ansprüchen zu genügen vermag. Gar viele der sich Kaufleute nennenden Bewerber sind oft kaum im Stande, einige Zeilen orthographisch und grammaticalisch richtig zu schreiben. In solchen Fällen hält es natürlich ungemein schwer, Stellungen zu ermitteln, und es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn so manche Bewerbung erfolglos bleibt. Ein weiteres Erschwerniß der Stellenvermittelung liegt darin, daß der Mangel an Sprachkenntnissen noch immer ein großer ist. Verschiedene Engagements sind deshalb nicht zu Stande gekommen, weil die in Berücksichtigung gezogenen Bewerber den sprachlichen Anforderungen nicht zu entsprechen vermochten. Nicht unerwähnt möchte ferner bleiben, daß ein großer Theil unserer jungen Leute es sich zu wenig angelegen sein läßt, sich Fachkenntnisse zu erwerben. Eine große Anzahl von Zweigen macht solche zur Bedingung, aber nur höchst selten wird eine entsprechende Persönlichkeit unter den Bewerbern gefunden."

Die zweite Ursache des Ueberschusses an Handlungsgehülfen ist die immermehr zunehmende Verwendung der Frauenarbeit.

Am 1. December 1875 gab es unter den 178 017 Handlungsgehülfen im Deutschen Reiche 36 222 oder 20,3 Procent weiblicher Arbeitskräfte oder auf 3 bis 4 Commis kam eine Ladnerin. Die weibliche Arbeit ist auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens billiger als die männliche; wo sie dasselbe leistet wie diese, muß sie deshalb nothwendig die letztere verdrängen oder doch den Marktwerth der männlichen Arbeit herunterdrücken. Man wird nun gewiß nicht leugnen dürfen, daß im Handel vielfach weibliche Arbeitskräfte dasselbe, ja Besseres leisten können, als männliche, daß in manchen Branchen schon jetzt die Frauenarbeit gar nicht mehr entbehrt werden kann und daß es bei den geringen Verehelichungsaussichten vieler junger Mädchen aus gebildeten aber vermögenslosen Kreisen ein wahrer Segen ist, daß sich ihnen derartige Stellungen bieten. Für die männlichen Hülfskräfte wird freilich was hier ein Segen ist zum Fluche; die Aussicht, gewinnbringende Beschäftigung zu finden, wird für sie um so geringer, je mehr die Zahl der weiblichen Hülfskräfte zunimmt.

Als dritte Ursache des Uebels bezeichneten wir die Begründung kaufmännischer Détailgeschäfte durch Nichtkaufleute. Wer in irgend einem Berufe nicht zur Selbständigkeit gelangen kann oder sonst nicht sein Fortkommen findet, wer zu anstrengender Arbeit zu träge oder zu vornehm ist, hält sich immer noch zur Eröffnung eines Cigarrenladens oder eines Spezereigeschäftes oder einer Schankwirthschaft für gut genug. Der Fabrikarbeiter, welcher sich nach jahrelanger Arbeit ein paar Hundert Mark erspart hat, erblickt in der Begründung eines solchen Kleinhandels das Eldorado, in dem er die goldne Selbständigkeit findet, die ihm sein Beruf nicht zu bieten vermag. Der kleine Handwerker, welcher trotz aller Anstrengung es in seinem Berufe nur langsam vorwärts bringt, findet es bequemer, Cigarren rauchend hinterm Ladentisch zu stehen als hobelnd und hämmernd an der Werkbank. Der examenscheue Student, der berufsüberdrüssige Lehrer — sie alle suchen im Handel eine möglichst mühelose Sub-

sistenz. Die ungesunden Kreditverhältnisse, die unreelle Konkurrenz unter den Engros-Geschäften niedern Ranges machen die Etablirung eines Ladengeschäftes diesen Leuten sehr leicht. Ihr Geschäftsbetrieb geht dann freilich nach ein paar Jahren, wenn das geringe Kapital, über welches sie verfügen, durch Unwirthschaftlichkeit und Mangel an jeglichen kaufmännischen Kenntnissen darauf gearbeitet ist, den Weg alles Fleisches; aber das Lokal wird darum nicht leer, es findet sich ein neuer Miether, der nach ein paar Jahren ganz denselben Weg geht wie der alte. Manche Ladenlokale in unseren Vorstädten könnten trübselige Geschichten von einer ganzen Reihe solcher Existenzen erzählen, von denen immer eine die andere ablöst. Gerade dieser Umstand, das Hereindrängen nichtgelernter Kaufleute, scheint mir der Hauptgrund zu sein, weßhalb der wohlthätige Abzug von Arbeitskräften, welcher in andern Berufsarten durch das regelmäßige Selbständigwerden eines Bruchtheils der Gehülfen stattfindet, im Kaufmannsstande ein viel langsamerer ist. Wo jene schiffbrüchigen Existenzen mit Freuden ein neues Detailgeschäft begründen, besinnt sich der fachkundige Kaufmann noch dreimal, weil er die Bedingungen des Erfolges nicht vorhanden glaubt. Nichtsdestoweniger entstehen jene Geschäfte, sie vermehren die Konkurrenz im Detailhandel ins Ungeheuerliche, sie verderben die Kreditverhältnisse und sie sind die Hauptursache jener Unsolidität, welche weithin in den untern Schichten des kommerziellen Lebens herrscht.

So wirkt Alles zusammen, um im Stande der Handlungsgehülfen eine Aufstauung der Arbeitskräfte hervorzubringen: auf der einen Seite immer neues Zuströmen billiger Lehrlings- und Frauenarbeit, auf der andern Seite der Mangel genügenden Abflusses, die Erschwerung des Selbständigwerdens. Die Folge ist fortwährende Herabdrückung des Arbeitslohnes und immer tieferes Sinken der kaufmännischen Durchschnittsbildung. Es ist zwar in der letzten Zeit mehrfach behauptet worden, der tüchtige junge Kaufmann fände noch immer leicht eine Stelle. Es mag

das im Allgemeinen richtig sein, obwohl nach meiner Beobachtung sich auch nicht wenige Kaufleute außer Condition befinden, welche eine Reihe von Jahren zur Zufriedenheit ihrer Chefs in demselben Geschäfte gearbeitet haben. Für verantwortungsvolle Posten wird man überhaupt nur durchgebildete und qualificirte Kräfte wählen; aber in allen anderen Fällen konkurrirt der gründlich Ausgebildete mit dem ungenügend Ausgebildeten; der letztere kann seine Arbeitskraft billiger ausbieten als der erstere, der für seine Ausbildung ein geringeres Kapital verwendet hat. Die Folge ist klar: ein fortwährendes Sinken des Salairs in allen Stellen, für welche nicht qualificirte Arbeit verlangt wird, eine vernichtende Konkurrenz unter den Anbietenden, welche für Viele eine dauernde Stellungslosigkeit zur Folge hat.

Gerade dadurch unterscheidet sich die Arbeitsstockung im Handel von ähnlichen Zuständen im Gewerbe, daß die Lage dort hoffnungslos ist. Während der stellenlose Fabrikarbeiter oder der Handwerksgeselle immer darauf rechnen kann, nach kürzerer oder längerer Frist wieder volle Beschäftigung und besseren Lohn zu finden, während für ihn die Zeiten lebhafter Nachfrage nach Arbeitskräften mit den Perioden stillen Geschäftsganges wechseln, ist im Handelsgewerbe ein ständiger Ueberschuß von Arbeitskräften vorhanden, der sich zumeist darin äußert, daß diejenigen Handlungsgehülfen, welche durch irgend einen Zufall ihre Stelle verloren haben, Jahr und Tag nach einem Platze suchen müssen, wo ihre Arbeitskraft wieder Verwendung finden kann und daß sie sich, wenn sie ans Ziel gelangen wollen, die ungünstigsten Bedingungen gefallen lassen müssen. Sicher ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß in der Zeit des „wirthschaftlichen Aufschwungs", als in allen Zweigen der Erwerbsthätigkeit die Löhne stiegen, als die Arbeiter überall eine Verbesserung ihrer Lebenslage durchsetzten, als auch die Gehälter der Beamten im Staats- und Gemeindedienst eine Erhöhung erfuhren, allein im Handelsgewerbe sich keinerlei Bewegung unter dem Hülfspersonal

zeigte. Von allgemeinen Salairerhöhungen, von Arbeitseinstellungen der Commis, von der Bildung kaufmännischer Coalitionen zur Durchsetzung höherer Ansprüche hat man nirgends etwas vernommen. Die einzige Bewegung dieser Art, welche am Ende der sechziger Jahre sich in Berlin zeigte, hatte sehr eng begrenzte Ziele (Abschaffung der Sonntagsarbeit u. dgl.); aus Mangel an Organisation und an Geldmitteln verlief sie im Sande.

Wie soll hier geholfen werden?

Wenn in einem andern Gewerbe ein Ueberangebot an Arbeitskräften eintritt, so pflegen sich die Ueberschußhände allmählich neuen Beschäftigungen zuzuwenden, und sie können dies um so leichter, je besser sie ausgebildet, je mehr sie an ernste körperliche und geistige Beschäftigung gewöhnt sind, je weniger ihr Erwerb auf beschränkter Routine beruht. Der junge Kaufmann dagegen hat eine viel zu geringe oder viel zu einseitige Ausbildung erlangt, als daß ihm dieser Uebergang leicht würde. Zudem hält Viele ein falscher Ehrgeiz, ein verkehrtes Standesgefühl davon ab, sich der nächstliegenden Beschäftigung zuzuwenden, in welcher die Conjunktur eben günstig ist. In Amerika würde ein solches Abströmen der Ueberschußhände sich leicht vollziehen; dort gibt es keinen Kastengeist, dort schändet keine Arbeit.

Es ist der Vorschlag gemacht worden, ein Theil der überschüssigen Handlungsgehülfen möge nach den überseeischen Handelsemporien auswandern. Bekannt ist ja, daß der deutsche Kaufmann in den mittel- und südamerikanischen Staaten, in der Südsee, in Australien, in China und Japan, in den britischen und niederländischen Kolonien wegen seines Fleißes und seiner Zuverlässigkeit in großem Ansehen steht. Auch an den bedeutenden Handelsplätzen Englands, Hollands, Belgiens, Spaniens 2c. verwendet man vielfach und gern auf den Comptoiren deutsche Arbeitskräfte. Nach den Aussagen Sachkundiger, würde es nicht allzuschwer sein, in diesen Ländern tüchtige und strebsame junge Leute in größerer Anzahl zu placiren als dies bis jetzt der Fall war.

Thatsächlich ist denn auch in den deutschen Seestädten, namentlich in Bremen und Hamburg der sonst allgemeine Nothstand unter den Handlungsgehülfen nicht in demselben Umfange wie im Binnenlande hervorgetreten, da hier die Verbindungen mit dem Auslande und die bequemen Auswanderungsgelegenheiten den Ueberschuß rechtzeitig abführten. Auch unterhalten die Stellenvermittlungs-Bureaux der größeren kaufmännischen Vereine regelmäßige Verbindungen mit den größern außerdeutschen Plätzen. So besetzte das Büreau des kaufmännischen Vereines zu Frankfurt a. M. im Jahre 1878 Stellen in Mailand, Bordeaux, St. Pierre, Nottingham, Lüttich, Basel, Paris, Moskau, Bukarest, Smyrna, Palermo und Rom, während sich Stellesuchende aus Paris, Bordeaux, Marseille, Mailand, Florenz, Rom, Lissabon, Brüssel, Amsterdam, Rotterdam, Kopenhagen, Riga, Stockholm, Malmö, Drontheim an dasselbe wandten und größtentheils placirt wurden. Noch ausgedehnter ist das Geschäftsgebiet des Vereins für Handlungs-Commis in Hamburg. Außer an den verschiedensten Plätzen der europäischen Länder hatte er jenseits des Oceans im Jahre 1881 an folgenden Orten Stellen zu besetzen: Wladiwostock, Hongkong, Apia, Mexico, San Luis Potosi, Amapala, Aux Cayes, Ponce, Maracaibo, Ciudad Bolivar, Valparaiso, Valdivia, Buenos Aires, Pernambuco, Zanzibar, Lagos, Laguna. Es käme nur darauf an, diese Verbindungen zu pflegen, zu erweitern und in eine feste Organisation zu bringen.

Bei dem regen Interesse, welches sich gegenwärtig in Deutschland den Handelsverbindungen mit dem Auslande zugewandt hat, und welches in dem Verein für Handelsgeographie mit seiner Zeitschrift „Export" sowie in der zahlreichen Literatur über die Kolonisationsfrage einen greifbaren Ausdruck findet, kann dies nicht schwer fallen. Es wäre dazu freilich erforderlich, daß die deutschen Konsuln und unsere handeltreibenden Landsleute jenseits des Meeres, etwa Hand in Hand mit dem „Export" oder den größern deutschen Stellenvermittelungs-Bureaux, für die Placirung

junger deutscher Kaufleute an allen größeren Hafenplätzen Organisationen bildeten. Man braucht dabei noch nicht an dauernde Auswanderung zu denken. Im Gegentheil ist zu wünschen, daß derart im Auslande untergebrachte junge Leute nach einer Reihe von Jahren wieder in die Heimat zurückkehren, um mit den in der Fremde gewonnenen Erfahrungen und Geschäftskenntnissen zu helfen, den vielfach noch recht engen Gesichtskreis unseres Handelsstandes zu erweitern und seine Thätigkeit in fruchtbringender Weise auf den Weltmarkt zu richten. Wenn in dieser Weise die Unterbringung deutscher Handlungsgehülfen im Auslande planvoll und nach einheitlichen Grundsätzen überall organisirt würde, so könnte dieselbe zur Entlastung des heimischen Arbeitsmarktes sicher viel beitragen und noch obendrein einen dauernden Nutzen für den deutschen Verkehr mit fremden Ländern zur Folge haben.

Dieser Plan erscheint auf den ersten Blick sehr einleuchtend; allein es stellen sich ihm von vorn herein zwei schwerwiegende Bedenken entgegen. Zunächst steht unsere Militairgesetzgebung der Verwirklichung dieses Gedankens im Wege, und sodann sind jene überschüssigen Kräfte gerade solche, wie sie das Ausland am wenigsten brauchen kann. Junge Leute von gründlicher allgemeiner und ausreichender fachlicher Bildung sind im Inlande noch immer gesucht. Klagen doch die Stellenvermittlungs-Bureaux der kaufmännischen Vereine, trotz der hohen Zahl von Bewerbern, Jahr für Jahr darüber am lautesten, daß es an passenden Leuten mit Sprachkenntnissen fehle und daß nicht wenige ihnen aufgegebene Buchhalter-, Korrespondenten- und Reisenden-Posten aus Mangel an qualificirten Bewerbern nicht haben besetzt werden können. Bevor also an die Verwirklichung jenes schönen Planes gedacht werden kann, ist es durchaus nöthig, daß in diesen Dingen Wandel geschaffen werde, daß die jungen Leute mit einer ausreichenden allgemeinen Bildung die Lehre antreten und daß sie in derselben sich eine allseitige und umfassende Kenntniß ihres Faches zu er-

werden suchen. Aber wir wollen uns nicht täuschen: selbst wenn es gelänge den zeitweiligen Ueberschuß in andere Berufskreise abzuführen, das Uebel würde sich doch immer wieder erneuern, so lange es nicht gelingt, die Ursachen desselben zu beseitigen.

Wie ich oben nachgewiesen habe, sind dieser Ursachen drei: die Ueberproduktion an jungen Kaufleuten durch das fortwährende Anlernen von Lehrlingen, die zunehmende Konkurrenz durch die Frauenarbeit und die Errichtung von Detailgeschäften durch nichtgelernte Kaufleute. Was die zuletzt erwähnte Erscheinung betrifft, so ist dieselbe eine Folge der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse, die eine Menge von Schiffbrüchigen aus andern Gewerben in den vermeintlichen Rettungshafen des Kramladens treibt. An eine unmittelbare Hülfe ist also hier nicht zu denken; doch meine ich, es müßten die meisten dieser Geschäfte von vornherein unmöglich werden, wenn dem leidigen, bisher fast nur in der Theorie bekämpften Borgsystem endlich energisch entgegengearbeitet, und wenn das kaufmännische Auskunftswesen auf eine gesundere Grundlage gestellt würde. Was sodann die Konkurrenz der Frauenarbeit betrifft, so wird kein Vernünftiger dieselbe da verdrängen wollen, wo sie eine innere Berechtigung hat, d. h. wo die Beschäftigung der Lebenssphäre des Weibes nahe liegt und der Konstitution desselben entspricht. Dies ist in einer großen Anzahl von Branchen des Detailgeschäftes der Fall, und in diesen wird die Frauenarbeit wohl auch in Zukunft mit der Männerarbeit erfolgreich konkurriren. Bleibt somit nur noch der dritte Punkt, an welchem die Sache angefaßt werden kann, das Lehrlingswesen. An dieser Stelle aber läßt sich in der That der Hebel mit Aussicht auf Erfolg ansetzen. Dies kann von verschiedenen Seiten geschehen. Zunächst wäre es Sache der Presse, namentlich der kleinen Blätter, über die wirklich trostlosen Aussichten, welche dem angehenden Kaufmann winken, Aufklärung zu verbreiten. Die Eltern und Pfleger der Knaben, welche so leichtsinnig einem

übersetzten Gewerbe anvertraut werden, müssen sich der Verantwortung bewußt werden, welche sie mit der Entscheidung über den Lebensberuf ihrer Pflegebefohlenen übernehmen. Das Gleiche gilt von den Lehrern städtischer Mittelschulen, deren manche in der besten Absicht die Vermittelung für lehrlingsuchende Kaufleute in größerem Umfang betreiben. Endlich wäre zu wünschen, daß die Principale selbst nicht ferner das dem Fabrikwesen entnommene System der „jugendlichen Arbeiter" auf das kaufmännische Gewerbe übertrügen und bei der gegenwärtigen Billigkeit der gelernten Arbeitskräfte das Halten von Lehrlingen möglichst einschränkten, oder wenn sie die billige Lehrlingsarbeit durchaus nicht glauben entbehren zu können, daß sie dann doch nur gehörig vorgebildete junge Leute als Lehrlinge annehmen und ihrer Verpflichtung besser nachkommen, dieselben allseitig und gründlich auszubilden.

Wir wollen uns jedoch nicht verhehlen, daß alle diese Rathschläge mehr oder minder den Charakter frommer Wünsche behalten werden, wenn nicht von betheiligter Seite bestimmte positive Mittel ergriffen werden. Und hier, glaube ich, haben die kaufmännischen Vereine eine sehr wichtige und sehr ernste Aufgabe. Denn sie sind die einzige Organisation, welche die Interessen der ganzen Gehülfenschaft vertritt; sie haben sich seither bereits die Pflege der Fortbildung und der Geselligkeit unter ihren Mitgliedern angelegen sein lassen, mögen sie ein Weiteres thun und ihren Aufgaben auch die hinzufügen: Vertretung und Förderung der wirthschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder. Mit der bloßen Stellenvermittlung, namentlich wenn sie vorwiegend als Geschäft wegen des Geldgewinnes für die Vereinskasse betrieben wird, dürfen sie sich nicht begnügen; sie müssen die Regelung und Vermittlung des gesammten Arbeitsangebots in ihre Hände zu bekommen suchen und dieselbe in einheitlicher Weise in allen Vereinen bewirken. So viel ich weiß, besteht bereits unter den kaufmännischen Vereinen Deutschlands ein Verband zu dem Zwecke das Vortragswesen zu organisiren.

Dieser Verband ließe sich gewiß den weitesten Zwecken entsprechend umgestalten und zu einer engen nationalen Vereinigung machen, ähnlich den englischen Trade-Unions oder dem deutschen Verbande der Buchdrucker.

Seine Aufgaben wären:

1. Regelung und Ueberwachung des Lehrlingswesens,
2. Verminderung des Arbeitsangebots,
3. einheitliche Handhabung der Stellenvermittlung,
4. Unterstützung der Konditionslosen, Errichtung von Kranken- und Sterbekassen, sowie von Altersversorgungskassen.

Was zunächst das Lehrlingswesen betrifft, so sollten die Vereine jedem jungen Menschen ihre Hülfe versagen, welcher eine ungenügende Vorbildung hat; sie sollten aber auch keinem Lehrherrn dienstbar sein, bevor sie sich überzeugt hätten, daß er seine Pflichten gewissenhaft erfüllt und sich die Ausbildung der jungen Leute angelegen sein läßt. Geschäfte, bei denen die Verwendung jugendlicher Arbeiter Regel ist, sollten schlechterdings von der Zuweisung von Lehrlingen ausgeschlossen sein. Um die Rechte des Lehrlings zu wahren, wäre ein einheitliches Formular für den Lehrkontrakt zu führen und für die gewissenhafte Erfüllung der Verträge Sorge zu tragen. Dies würde am besten in der Weise geschehen, daß die kaufmännischen Vereine mit den Handelskammern in Verbindung träten und darauf hinwirkten, daß eine gemischte Kommission aus Vertretern der Handelskammer und Delegirten des kaufm. Vereins jedes größeren Platzes gebildet würde, welcher die Ueberwachung des Lehrlingswesens, die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Lehrherrn und Lehrling u. s. w. zufielen. Diese gemischte Kommission würde sich mit den Lehrern der Schulen und mit den Eltern in Verbindung setzen und durch die Presse darauf hinwirken müssen, daß die Besetzung von Lehrlingsstellen nur durch ihre Vermittlung erfolgte.

Die Verminderung des Arbeitsangebots würde so

zu bewirken sein, daß die Stellenvermittlung am Ort nur für Mitglieder des Vereines erfolgte und daß bei der Aufnahme alle diejenigen zurückgewiesen würden, welche als absolut untüchtig notorisch wären. Die letzteren würden dann wohl nothgedrungen zu anderen Gewerben übergehen. Für die Mitglieder müßte dann aber auch der Verein in jeder Hinsicht Sorge tragen. Es müßte eine Hülfskasse bestehen, welche bei unverschuldetem Verlust der Stelle Tagegelder und eventuell Reisekosten zu zahlen hätte. Die Kassen der Einzel-Vereine müßten untereinander in Kartellverhältnisse treten, so daß die an einem Orte erworbenen Ansprüche leicht auf einen andern übertragen werden könnten.

Endlich sollten die Vereine periodische Berichte über den Stand des kaufmännischen Arbeitsmarktes, die Durchschnittshöhe des Salairs, die Anzahl und Art der offenen Stellen, bezw. die Zahl der Stellesuchenden und der Konditionslosen aufstellen und behufs möglichster Ausgleichung des Bedarfs und Angebots einander zusenden, wie dies bereits jetzt einzelne mittel- und süddeutsche Vereine eingeführt haben. Die Stellenvermittlung müßte überhaupt das seitherige Zersplitterungssystem aufgeben. Schon jetzt bestehen Verbände zur Stellenvermittlung für eine ganze Landschaft von einem Centralpunkt aus (für die schlesischen kaufmännischen Vereine in Breslau, für die württembergischen in Stuttgart); diese Einrichtung ließe sich leicht verallgemeinern und dadurch gewiß eine bedeutende Ersparniß erzielen.

Um bei den Principalen Vertrauen zu erwecken, müßten die Vereine eine gewisse moralische Garantie für die durch sie vermittelten Personen übernehmen. Die russischen Arbeiter-Vereinigungen (sog. Artelle) übernehmen selbst eine finanzielle Garantie für ihre Mitglieder und genießen in Folge dessen ein sehr großes Vertrauen. Warum sollte in Deutschland bei Kaufleuten unmöglich sein, was in Rußland bei gewöhnlichen Arbeitern möglich ist?

Denn das wird sich doch nicht ableugnen lassen, daß die

jetzige Art der Stellenvermittlung durch Bureaux oder durch die Presse eine große Zeit- und Kraftverschwendung darstellt und zu mannichfachen Täuschungen führt. Das Entscheidende sind hier die Zeugnisse für die frühere Thätigkeit; wer aber übernimmt die Garantie für die Aussteller der Zeugnisse? Wer bürgt dafür, daß sie den Inhaber nicht in zu günstigem oder, was auch vorkommen soll, in zu ungünstigem Lichte dargestellt haben? Alles dies würde wegfallen, wenn ein uninteressirter, über ganz Deutschland verbreiteter Verband, der zugleich den Charakter eines weitverzweigten persönlichen Auskunftsbureaus trüge, die Stellenvermittlung leitete und mit seiner Garantie deckte.

Dies sind, in flüchtigen Strichen skizzirt, die Grundzüge des Planes, dessen Ausführung im Einzelnen schwerlich große Schwierigkeiten bieten würde, wenn man sich einmal im Princip geeinigt hätte. Die Aufgabe, welche damit den kaufmännischen Vereinen gestellt wird, ist groß, aber auch schön. Ihre Erfüllung würde ohne Zweifel diesen Vereinen selbst zu Gute kommen, indem sie ihre Thätigkeit auf ein Gebiet konzentrirte, welches die Mitglieder viel energischer in das Interesse der Gemeinschaft ziehen, das innere Leben der Vereine viel fruchtbarer gestalten würde als der größte Theil der Aufgaben, welchem bis jetzt ihre Kräfte gewidmet gewesen sind. Denn das wird doch kein Einsichtiger leugnen wollen, daß die rhetorischen Klubs, die Lesekränzchen, Gesangvereine, und namentlich die von wissenschaftlichen Reisepredigern gehaltenen Vorträge, denen seither der größte Theil der Vereinskräfte und Mittel zugeflossen ist, die wirthschaftlichen Interessen der Mitglieder kaum an der Peripherie berühren, ja daß man an den Fragen ihrer materiellen Existenz und socialen Stellung fast immer ziemlich scheu vorübergegangen ist. Die Klage über eine stets zunehmende Theilnahmlosigkeit der Mitglieder gegenüber den Vereinszwecken, die jetzt eine stehende Rubrik fast aller Jahresberichte bilden, würde sofort verschwinden, sowie die Vereine die Vertre-

tung und Pflege der wirthschaftlichen Interessen zu ihrer Hauptaufgabe machten. Denn so wenig auch der Kaufmann die geistigen Güter in ihrem hohen Werthe unterschätzen darf (weist ihn doch sein dem Materiellen einseitig zugewandter Beruf von selbst auf Verstärkung dieses Gegengewichtes hin), eben so wenig sollte er verkennen, daß die Pflege jenes Elementes auf die Dauer nur in solchen Gemeinschaften möglich ist, die auch durch das Band eines gleichen Interesses zusammengehalten werden.

Nachwort.

Die vorstehenden Ausführungen verdanken einem Vortrage ihre Entstehung, welchen ich kurz nach der Berliner Gehülfenbewegung vor einem Vereine junger Kaufleute gehalten habe. Der Druck derselben hat sich ohne meine Schuld bis jetzt verzögert. Ich kann dies nur aus dem einem Grunde bedauern, daß meine Uebersiedelung nach Dorpat mir es unmöglich gemacht hat, die Statistik der Stellenvermittelung bis auf das Jahr 1882 herabzuführen Im Uebrigen dürften sich die betr. Verhältnisse seit der Berliner Bewegung nicht wesentlich geändert haben, und allem Anscheine nach wird auch die kaufmännische Arbeiterfrage sobald nicht aufhören, eine zwar nicht weltbewegende, aber Viele doch recht nah berührende „Zeitfrage" zu bilden. Vielleicht, daß die auf diesen Blättern gebotenen knappen Erörterungen den Anstoß geben zu einer gründlicheren Diskussion derselben, als sie m. W. bis jetzt stattgefunden hat.

Dorpat, im April 1883. Prof. Dr. **Bücher.**

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(203)

JUN 29 1883

Ueber

Wesen und Zweck

des

wissenschaftlichen Studiums.

Rede gehalten am Jahresfeste der Universität Basel

von

Prof. Dr. H. Siebeck.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

An einen Jahresfeste wie das unsrige, an welchem der Vertreter der Universität nicht bloß zu seinen Collegen und deren Schülern zu sprechen hat, sondern zu dem hochachtbaren Kreise aller derjenigen, welche für die Fragen des höheren Bildungswesens Interesse und Befähigung besitzen, kann demselben nichts näher und mehr am Herzen liegen als demjenigen Ausdruck zu verleihen, was sich ihm hinsichtlich der obersten und allgemeinsten Fragen der wissenschaftlichen Bildung aus Erfahrung und eigenem Nachdenken als seine Ueberzeugung herausgestellt hat. Er sei mir daher gestattet, zum Gegenstand meiner heutigen Rede das Wesen und die Aufgabe dieser Bildung selbst zu nehmen. Theilt doch derselbe mit allen echten Bildungsfragen den schönen Vorzug einer ewigen Jugend, sofern er in jedem Zeitalter den neuen socialen und ethischen Problemen gemäß auch neue Seiten der Betrachtung in sich aufschließt. Und gerade den Lehrern und Vertretern der Hochschule legt er damit die Pflicht auf, je und je sich und andere über Inhalt und Stand dieser Frage, die nie zur Ruhe kommen kann und soll, von neuem zu orientiren.

Daß wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliches Leben zu den wirklichen Lebensgütern gehört, die keine Zeit und kein Gemeinwesen ohne die empfindlichste Einbuße an geistiger und sittlicher Kraft vernachlässigen darf, das gehört jetzt zu den unbestrittenen Inhalten der allgemeinen Ueberzeugung. Worin aber das Wesen desselben

eigentlich bestehe, und wie seine Grenzen nach verschiedenen anderen berechtigten Interessen und Lebensgebieten hin zu ziehen sind, das bedarf immer wieder der erneuerten Untersuchung. Die Empfänglichkeit für eine solche darf in unserer Zeit um so leichter voraus gesetzt werden. Das moderne Leben ist ja wesentlich mit dadurch bezeichnet, daß hier in allen Gebieten geistiger Thätigkeit zu jedem Thun und Wirken, sei es des Einzelnen oder der Gesammtheit, die bewußte Reflexion über Wesen und Werth dieses Wirkens hinzuzutreten pflegt, mit einer Geflissentlichkeit, wie sie in dieser Allgemeinheit kaum je in einer früheren Periode sich wird nachweisen lassen. Unsere Dichter und Künstler dichten und schaffen nicht bloß, sondern sie reflectiren über den geistigen Proceß und das Wesen ihrer Kunst selbst; die verschiedenen Klassen des bürgerlichen und überhaupt der socialen Gemeinschaft leben und wirken nicht allein als Glieder ihres Standes und Berufes, sondern sie suchen und verlangen Belehrung über Bedeutung und Werth desselben innerhalb des großen öffentlichen gemeinschaftlichen Lebens. Wohin wir blicken, sehen wir neben dem Wirken die Reflexion hervortreten auf und über das Wesen dieser Wirksamkeit selbst. Die Wissenschaft, die ja ihr Wesen in der Reflexion selbst hat, wird sich angesichts dessen der nämlichen Aufgabe in Betreff ihres eigenen Berufes um so weniger entziehen können.

I.

Man ist im Allgemeinen darüber einverstanden, daß Wissenschaft nicht bloß Wissen und Erkenntniß, sondern eine Bestimmtheit des persönlichen geistigen Lebens mit einem bestimmbaren ethischen Werthe sein soll. Den letzteren bezeichnet man wohl im Gegensatz gegen das s. g. todte Wissen als den idealen Sinn den sie groß zu ziehen habe. In dem Streite der Parteien um die Förderung und Ausgestaltung des theoretischen öffentlichen Lebens ist der wissenschaftliche Idealismus sogar ein Anspruch der entgegengesetzte-

sten Standpunkte geworden, und ziemlich ebenso allgemein wird der wissenschaftliche Materialismus als der Gegenpol dieser normalen Gesinnung verkündigt. Wenn uns nun in Veranlassung dessen an einer genauen und zuverlässigen Festsetzung liegt was wir hiervon zu halten und überhaupt unter wissenschaftlichem Sinn und seinem Gegensatze zu verstehen haben, so vermögen wir das aus dem umgebenden Geräusch der Stimmen freilich nicht leicht herauszuhören; wohl aber sind wir hier wie so oft in der günstigen Lage, durch den vergleichenden Blick auf einige Erscheinungen, die bereits der Geschichte angehören, die sehr wünschenswerthe Auskunft zu gewinnen.

Klar und scharf tritt die Frage, um die es sich hier handelt, zum ersten Male in der Kulturgeschichte des hellenischen Volkes hervor an dem Zeitpunkte, wo die systematische wissenschaftliche Thätigkeit aus dem lebendigen Bedürfniß eines hochbegabten Volksstammes zuerst sich herausbildete, in der Blüthezeit namentlich des athenischen Kultur- und Volkslebens. Diese ging, wie man weiß, Hand in Hand mit dem Erwachen des subjectiv-kritischen Bewußtseins gegenüber der objectiv-traditionellen Hingabe an die Eindrücke der Außenwelt, wie sich dieselben im Mythos und dem von den Vätern her überlieferten Ethos befestigt hatte. Im Zusammenhange damit brachte sie zugleich die ersten mit dem Bedürfniß nach Methode unternommenen Versuche wissenschaftlicher Gliederung des Erkenntnißstoffes auf dem Grunde empirisch beobachtender und die Beobachtung durch Hypothesen vervollständigender Forschung. Nachdem die erkenntniß-theoretische Kritik von Seiten eines Sokrates und nicht minder der älteren Sophisten die Bedeutung und Berechtigung metaphysischer Abschlüsse und Voraussnahmen im Princip in Zweifel gestellt hat, wendet man sich zum Ersatz dafür zu der Beantwortung von Fragen, wie sie zunächst getrennt auf den verschiedenen Wissensgebieten entspringen, und sucht ihnen auf dem Wege anthropologischer Beobachtungen und Annahmen beizukommen. Um dem Gegner aber auch da gewachsen zu

sein, wo es der sachlichen Beweise ermangelt, nimmt das jugendlich aufstrebende Bildungsbedürfniß seine Zuflucht zu einer spitzfindig ausgeklügelten dialektischen Widerlegungsmethode, die jenen wo man nicht überzeugen kann, wenigstens zum Schweigen bringen und im Nothfalle durch logische Fechterkünste von dem unbequemen sachlichen Fragepunkte ablenken hilft. Nach der anderen Seite, nämlich nach der Menge derjenigen hin, die lediglich ein Bedürfniß nach allgemeiner Bildung haben, zimmert man jene blendende Technik der Ueberredungskunst, die selbst da wo sie in Wirklichkeit nichts Positives zu bieten vermag, wenigstens den schönen Schein von Belehrung durch den Zauber wohlgefügter Rede zu erwecken versteht. Unter dem Schutze dieser methodisch-praktischen Vorkehrungen, die in einer Zeit wurzeln, in der die wissenschaftliche Discussion weniger in Büchern und Schriften, als in persönlichem Gegenübertreten durch die Kraft mündlicher Rede sich vollzog, ist nun aber die ernsthafte Arbeit der Forschung auf Wissen keineswegs vernachlässigt, vielmehr bis zu einer gewissen Höhe der Anfänge erheblich gefördert werden. Nicht bloß Logik und Rhetorik verdanken dieser Periode grundlegende Anregungen, sondern auch die wissenschaftliche Medicin, ferner die Forschung nach dem Ursprung von Recht und Gesetz, von Sprache und Sitte, von Grammatik, von Mathematik und Astronomie, kurz, die specialwissenschaftliche Arbeit gelangt hier so zu sagen zu ihrem Selbstbewußtsein.

Dieser jugendlich aufstrebenden Richtung fehlte, um auf die Dauer lebensfähig zu sein, nur eines, und eben dieses Eine ist es, was den größten Philosophen des Alterthums, Plato, zu jener unermüdlichen scharfen Kritik des wissenschaftlichen Lebens seiner Zeit veranlaßte, und ihm auch abgesehen von dem tieferen Sinne und Gehalt seiner eigenen positiven Speculation, immer die rückschauende Beachtung und Werthschätzung aller Freunde wahrer Bildung sichern wird. Die wissenschaftliche Specialarbeit der Hellenen, die bei dem Mangel an Forschungsmitteln technischer wie intellectueller Art sich überall ziemlich bald auf einen engen

Kreis von Beobachtungen und Theorien beschränkt sah, zeigte sich durchaus unzugänglich dem Bewußtsein von der inneren Verwandtschaft und einheitlichen psychologischen wie sachlichen Grundlage der verschiedenen Wissensgebiete. Die Verbindung zwischen ihnen stellte sich auf die äußerlichste Weise her vermittelst des flüssigen Elementes der Rhetorik, die über alles gleichmäßig ihren Firniß brachte, außerdem höchstens, (innerhalb der Sophistik nämlich) noch in der Ueberzeugung, daß ein hoch begabter Mensch einfach alles zu wissen (und demgemäß auch zu wirken) vermöge; die Verbindung der wissenschaftlichen Probleme sowie das Bewußtsein ihrer Solidarität war also bloß formaler Natur. Darin liegt auch der Grund weßhalb die Sophistik die einzige aber weittragende Entdeckung welche sie in der Erkenntnißtheorie machte, nicht zu verwerthen wußte. Aus der Einsicht nämlich in die subjective Bedingtheit aller menschlichen Erkenntniß vermochte sie kein anderes Ergebniß abzuleiten als den absoluten Skepticismus; denn es entgingen ihr die tieferen Aufschlüsse über den objectiven Charakter des Wissens, auf welche nur derjenige aufmerksam wird, der mit Bewußtsein den Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften in's Auge faßt. Und hier ist es nun der Platonismus, der die Unentbehrlichkeit einer abgeschlossenen Weltanschauung hervorhebt, in welcher sich die Einzelgebiete zur gegenseitigen Ergänzung zusammen zu finden, und von wo sie durch den Blick auf die aus dem Zusammenhange selbst entspringenden Aufgaben ihren tieferen Sinn und die eigentliche Sicherheit ihres Inhalts wie ihrer Methode abzuleiten hätten.

Die speciellen Theorien haben für Plato nur Werth, sofern sie nicht mit rhetorischem Schmuck umkleidete Dogmen, sondern zu dialectischer Arbeit anregende Probleme sind, von denen aus sich der Blick auf den Zusammenhang eröffnet, der für die verschiedenen Wissensgebiete und Erkenntnißaufgaben in einer gewissen Tiefe immer besteht. Daraus folgt für ihn, daß jedes abgegrenzte Forschungsgebiet nur in der inhaltlichen und formalen Beschaffen-

heit Geltung hat, in welcher es im Zusammenhang erscheint mit den allgemeinsten und höchsten Voraussetzungen über das Wesen der Dinge. Darum bestreitet Plato der damaligen Gelehrsamkeit sogar den Werth ihres sichersten Besitztums, der selbständigen empirischen Forschung und Beobachtung nämlich, und ersetzt dieses (was sich später an der Philosophie hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Einzel-Wissenschaften empfindlich gerächt hat) durch zum Theil unzulängliche, wenn auch immer geistvolle metaphysische Anticipationen. Aber von großer Tragweite ist und bleibt seine Ansicht, daß der Methode und dem Erkenntnißinhalte ein eigner Werth nur insofern zukommt, als sie den Sinn wecken und den Blick schärfen für den Zusammenhang mit dem Grunde, in dem schließlich alle Wissenschaft ihre Wurzel haben soll, d. h. mit den tiefsten Fragen alles Wissens, die für alle Wissenschaften gemeinsam sind. Selbst Sprache und Schrift, wie er ausführlich entwickelt, haben keinen Werth, sofern sie nur dazu dienen, todten Gedächtnißstoff zu häufen und die lebendige Spannkraft des Geistes, die mehr werth ist als alles Lernen, zu untergraben. In diesem Sinne verlangt Plato die gemeinsame empirische Begründung von Rhetorik und Grammatik, Ethik und Staatswissenschaft auf Psychologie, um sie von da aus den speculativen Gesichtspuncten seiner Ideenlehre zu unterwerfen.

Plato wird nicht müde, diese Art und Methode der wissenschaftlichen Bildung als die Ausübung einer künstlerischen Thätigkeit zu bezeichnen, die in den Geist des Zöglings Gestaltung und Harmonie hineinbilde und andrerseits die Vielheit der Einzelwissenschaften selbst betrachten lehre als eine harmonisch sich zusammenschließende Einheit, deren Glieder aus einer gemeinsamen Wurzel hervorwachsen. Der wesentliche Trieb zu aller höheren geistigen Bildung, der „Eros", ist ihm die Einheit des wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens. Nicht das Kennen, sondern das Können ist Aufgabe und letztes Ziel der Bildung; nicht das bloße Sehen

und Beobachten, sondern das Schauen im Sinne der zusammenfassenden Intuition.[1])

Es ist nun von großem Interesse zu bemerken, wie dieser Gegensatz der Auffassungen und das in der klassischen Zeit griechischer Kultur hervorgetretene Ideal der wissenschaftlichen Bildung auch unter modernen Verhältnissen angesichts der gleichen Bedürfnisse in der gleichen Weise sich zur Geltung bringt. Als es sich im Anfang unseres Jahrhunderts um die Begründung einer modernen Hochschule, der Universität Berlin, handelte, sah sich der bedeutendste Denker damaliger Zeit, Joh. Gottl. Fichte veranlaßt, die tiefste Aufgabe wissenschaftlicher Bildung namentlich in ihrem Verhältniß zu den gelehrten Fachstudien von neuem in Erwägung zu ziehen. Was nun sein „Deducierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“[2]) zur Sache beibringt, öffnet uns ganz denselben Blick in das Wesen der Bildung und ihr Verhältniß zur Gelehrsamkeit. Seine Betrachtung im Hinblick auf moderne Einrichtungen geht aus von dem Gegensatze des in Büchern niedergelegten Materials an Wissen zu der lebendigen Thätigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Gegenüber dem Vorhandensein zureichender Lehrbücher erscheint, wie er ausführt, die persönliche Lehrthätigkeit überflüßig, wenn ihr nicht eine ganz eigenartige Aufgabe für die geistige Bildung zugewiesen werden kann. Von dieser Einsicht aus tritt ihm dann das wahre Wesen wissenschaftlicher Anregung und des dadurch bedingten Wirkens von selbst unter den Gesichtspunct der künstlerischen Thätigkeit. Nicht bloß zum Lernenden soll der Jünger der Wissenschaft gebildet werden, sondern zu einem Künstler im Lernen (§ 5); nicht eine Anstalt bloß des Wissens soll die Universität sein, sondern eine Schule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, die die Fertigkeit entwickelt ins Unendliche fort nach Belieben leicht und sicher alles Andere zu lernen. Aber auch letzteres nicht im Sinne eines todten Wissens und werthloser Anhäufung von Erkenntnißstoff, die höchstens bis zur historischen Niederlegung in einem Buche sich ausbilden kann, sondern im Sinne der wissen-

schaftlichen Kunst, deren Jünger nicht zu erschrecken oder sich zu verwirren brauchen vor der allmälig bis zur Unermeßlichkeit angewachsenen Fülle des gelehrten Stoffes. Denn diese Kunst bringt zunächst durch ihre Methode Ordnung in den jugendlichen Geist, den sie gewöhnt von einem bestimmten abgegrenzten Gebiete aus sich Gliederung und methodische Gesichtspuncte seines Objekts anzueignen. In Folge dessen findet alles was überhaupt von außen an den Geist herankommen mag, in demselben seine angemessene Stätte, in der es mit dem Gleichartigen und Verwandten von selbst zusammenwächst, so daß der erworbene Schatz von Wissen nie aufhört, ein wohlgegliedertes, mit der Persönlichkeit verwachsenes Ganze zu bilden. Damit wird auch die Gefahr ferne bleiben, daß Vertiefung in Einseitigkeit und Vielseitigkeit in Oberflächlichkeit ausarte, und es wird überall nicht das Wissen um des Wissens allein willen, sondern als Ferment in dem inneren Leben der Persönlichkeit zur Verwendung kommen. Durch solche künstlerische Bethätigung des wissenschaftlichen Geistes wird die Persönlichkeit des Lernenden nie das Gefühl der Freiheit und zweckmäßigen Regsamkeit, sowie des Wachstums dieser Freiheit verlieren (§ 11), so daß aus und an den gelehrten Uebungen selbst dem Lehrling das liebe- und freudenvollste persönliche Leben emporwächst. Diese Kunst der wissenschaftlichen Künstlerbildung in Absicht ihrer Fortdauer und ihres Erwachsens zu höherer Vollkommenheit nicht dem blinden Ohngefähr zu überlassen, sind die Universitäten berufen (§ 12), die sonach in Fichte's Sinne die Aufgabe haben, Kunstschulen des wissenschaftlichen Lebens zu sein. Es sollten daher nach seiner Ansicht diejenigen Studirenden, denen es um wirkliche geistige Durchbildung in dem angegebenen Sinne, und nicht um äußere Zwecke zu thun ist, in eine Art von engerem Gemeinwesen zusammentreten, mit welchem der Lehrkörper der Anstalt in ein möglichst inniges erzieherisches Wechselverhältniß zu treten habe. Hiernach scheide sich das studirende Publikum in regulares und socii (§ 30), m. a. W. in wissenschaftlich Interessirte und bloß

Lernende, eine Einteilung, die sich, wie man sieht, mit der jetzt üblichen von Immatriculirten und Hospitanten keineswegs deckt. Der akademische Lehrer selbst aber muß, wie Fichte ausführt, als seine Aufgabe die Kunst betrachten, den wissenschaftlichen Künstler selber zu bilden. Er muß sich also im Besitz der Wissenschaft, und zwar in dem vorhin angegebenen Sinn befinden, „als freier Künstler, so daß er sie zu jedem gegebenen Zwecke anzuwenden und in jede mögliche Gestalt hinüber zu bilden vermöge. Aber auch diese Kunstfertigkeit muß ihn nicht etwa mechanisch leiten und bloß als natürliches Talent und Gabe ihm beiwohnen, sondern er muß auch sie wiederum mit klarem Bewußtsein durchdrungen haben, bis zur Erkenntniß im Allgemeinen sowohl, als in den besonderen individuellen Bestimmungen, die sie bei Einzelnen annimmt, indem er ja jeden Schüler dieser Kunst soll beobachten, beurteilen und leiten können." (§ 11.)

Ich habe beide, jene antike und diese moderne Auffassung des Wesens der wissenschaftlichen Bildung vorgeführt, nicht zu dem Zwecke um von da aus etwa die gemeinsamen Beziehungen zwischen der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit weiter zu verfolgen, sondern um auf die Thatsache hinzuweisen, wie die denkende Betrachtung jenes Gegenstandes auf der Höhe der alten wie der neuen Kultur zu demselben Resultate gelangt: der wahre Werth wissenschaftlicher Thätigkeit besteht darin daß sie die denkende Phantasie in Anregung versetzt, die nicht umhin kann aus der Erforschung des gegebenen Einzelnen heraus immer den Blick gerichtet zu halten auf den Zusammenhang des Ganzen. Es wäre nicht allzuschwer, dies auch aus dem Wesen der Wissenschaft im Allgemeinen zu deduciren, sofern diese zugestandener Maßen auf Erkenntniß und nicht lediglich auf Befriedigung stumpfer Neugierde gerichtet ist. Erkenntniß ist überall nur da wo das Einzelne betrachtet und verstanden wird als Glied eines Ganzen, dem es an seiner Stelle wieder dazu verhilft, in Wesen und Leistungen begriffen zu werden. Wenn dies aber der Fall

iſt, ſo iſt wiſſenſchaftliche Bildung als perſönliches Beſitzthum nicht das bloße Haben von Wiſſensinhalten, ſondern die Bethätigung einer lebendigen Kraft. Nicht die Ausgedehntheit der Kenntniſſe iſt dabei das Maßgebende, ſondern die Einheitlichkeit der Erkenntniß, die nur gemeſſen werden kann in ihrer Wirkung auf den theoretiſchen und praktiſchen Inhalt des perſönlichen Characters. Schon der unmittelbar einleuchtende Zweck wiſſenſchaftlicher Studien und Veranſtaltungen, der des gemeinnützigen Wiſſens, der praktiſchen Reſultate, kann ohne eine derartige Triebfeder nicht zur Geltung kommen. Die unbeſtreitbare praktiſche Nützlichkeit der Wiſſenſchaft ſetzt voraus, daß das Studium Charaktere erzeugt, die den Trieb in ſich haben, durch den erlangten Reichthum an Wiſſen ihrer Perſönlichkeit einen allgemeinen Werth zu verleihen. Aber auch wenn wir von dieſer Seite hier abſehend, das rein Theoretiſche betrachten, und darauf beſtehen, daß Wiſſenſchaft rein auf Grund ihrer Erkenntnißinhalte da ſein und gepflegt werden ſolle, können wir ihr Beſtehen und ihre ſtetige Lebenskraft nicht anders für geſichert halten als dadurch daß ſie ſich im Geiſte des Lernenden und Forſchenden als eine Art des künſtleriſchen Triebes bethätigt, der die unabſehbare Vielheit des immer neu zuſtrömenden Materials im letzten Grunde als nichts anderes zu betrachten vermag, denn als Anregung für das Streben, alle Erkenntniß als eine Einheit faſſen zu lernen. Wiſſenſchaftlichen Sinn beſitzt hienach derjenige welchem über der gewiſſenhaften Arbeit an den Spezialfächern und den beſonderen Problemen die Richtung des Blickes auf jene Einheitlichkeit nicht verloren geht. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß alle Ergebniſſe der Forſchung voreilig im Sinne einer vorausgenommenen allgemeinen metaphyſiſchen oder ſonſt wie beſchaffenen Grund-Anſicht ausgedeutet werden müßten; wohl aber ſoll der alte platoniſche Ausſpruch Geltung behalten: *ὁ συνοπτικὸς διαλεκτικός*: wer mit dem zuſammenfaſſenden Blick arbeitet, iſt ein wiſſenſchaftlicher Geiſt[3]). In dieſem Sinne darf man behaupten, daß alle ſpecifiſch-wiſſenſchaftliche Arbeit

philosophischer Natur sein müsse. Die Geschichte der Wissenschaften liefert dazu den Beweis durch Namen wie Aristoteles, Galen, Newton, Descartes, Leibniz, Böckh, Schleiermacher, J. Müller, Darwin und viele andere, die beweisen, daß die bahnbrechenden special-wissenschaftlichen Leistungen immer ausgegangen sind von solchen im echten Sinne des Wortes philosophischen Persönlichkeiten.

Wenn nun hieraus erhellt, daß der Trieb auf ein letztes Wissen die Seele aller, auch der vereinzelten wissenschaftlichen Forschung ist, so ist weiter die Einsicht in der Nähe, daß das Bestehen der exacten wissenschaftlichen Forschung selbst auf die Dauer lediglich durch ihre Führung in jenem Geiste gesichert bleiben kann. Manche zwar sehen wir, die lediglich in der Untersuchung des Speciellsten ihre Befriedigung finden, scheinbar als ob es kein allgemeines wissenschaftliches Interesse und keinen großen inneren Zusammenhang alles Wissens, mit einem Worte, keine Einheit dieses Interesses und dieser Inhalte gebe. Aber sehen wir näher zu: Woher haben sie denn diese besonderen Aufgaben überhaupt erhalten, an denen sie ihre Kraft bethätigen dürfen? Würden diese in abgegrenzten Arbeitsfeldern überhaupt existiren ohne die tiefgehende Anregung, welche von jenen herstammt, die auf den Höhen der Erkenntniß stehend den Blick auf die einzelnen Aufgaben mit dem verbunden haben, der auf den Zusammenhang alles Einzelnen in der Tiefe des Daseins und der Dinge gerichtet ist? Ihre Arbeit ist im Wesentlichen nichts geringeres als eine entferntere Fortleitung und Uebertragung der geistigen Bewegung, welche von jenen wissenschaftlichen Kraftcentren ausgegangen ist, und würde mit dem Erlöschen jener Kraft mit der Zeit von selbst ihrerseits zum Stillstande kommen.

Daß neuerdings die Wissenschaft sowie auch ihre obersten Pflegestätten, die Universitäten, sich mehr und mehr einer scheinbar immer unübersehbarerer Vielheit von Specialarbeiten hat hingeben müssen, darf uns daher nicht darüber täuschen, daß die Forderung

der Einheitlichkeit und Solidarität aller wissenschaftlichen Thätigkeit im Grunde der Sache noch heute so gut besteht, wie in den Zeiten, wo ein beschränkteres Gebiet des Wissensstoffes es dem überschauenden Blicke leichter machte, ihn auf seine Einheitlichkeit und innere Zusammengehörigkeit hin anzusehen. Ist es aber so, dann muß es eine Hauptaufgabe der Universitäten sein, innerhalb und an der Hand der Specialforschung zu der sie anleiten, den eben gezeichneten künstlerischen wissenschaftlichen Sinn lebendig zu erhalten. Es ist nöthig, diese Aufgabe zunächst im negativen Sinn zu bestimmen. Es kann nämlich damit nicht das gemeint sein, als hätte der akademische Lehrer die Pflicht, seine Zöglinge immer möglichst bald aus der Vertiefung in die Spezialarbeit, der seine Thätigkeit gewidmet ist, wieder herauszubringen und sie an ein oberflächliches Hantiren innerhalb der verschiedenen Bereiche zu gewöhnen. Nichts wäre geeigneter, den allgemeinen Zweck, auf den es uns hier ankommt, verfehlen zu lassen; denn der innere Zusammenhang der verschiedenen Fragen des Wissens kann nirgends auf der Oberfläche geschaut und verstanden werden, sondern erschließt sich immer nur dem in die Tiefe der Sache gehenden Blicke. Jedes Spezialgebiet wissenschaftlicher Arbeit läßt, wie jeder Kundige weiß, diejenigen Fragen, welche über dasselbe hinaus auf seinen Zusammenhang mit anderen Problemen und Gebieten hinleiten, immer erst an derjenigen Stelle auftreten, wo es der Forschung gelungen ist, bis auf den jeweiligen Grund, in das eigentliche Innere ihrer Aufgabe hineinzugelangen. Dasjenige Problem z. B., welches heutzutage als das allen Fachwissenschaften gemeinsame bezeichnet werden kann, die Frage nach dem eigentlichen Wesen dessen was wir Entwickelung nennen, hat sein Interesse, Bedeutung und die bis jetzt erreichten Resultate ja durch nichts Anderes gewonnen, als durch die eingehendste Vertiefung der fachwissenschaftlichen Arbeit in Geschichte, in Sozialwissenschaft, sowie nicht zum mindesten in den verschiedenen Gebieten der naturkundlichen Forschung. Die Frage, die uns hier beschäftigt, geht also

darauf, wie mit der ungetheiltesten wissenschaftlichen Spezialarbeit und gerade aus dieser heraus doch das Interesse für die Fragen nach dem Zusammenhang der Dinge und des Wissens in dem studirenden Zögling angeregt und lebendig erhalten werden kann, mit anderen Worten, wie die Spezialarbeit selbst das Interesse an derselben über sich selbst hinauszuführen vermöge. Die positive Antwort auf diese Frage ist nun meines Erachtens folgende: In dem Zöglinge der Wissenschaft muß die Ueberzeugung sich eingewöhnen, daß der Zweck dieser Arbeit nicht in erster Linie neue Dinge und Factoren sind, sondern neue Probleme; nicht fertige Antworten, sondern immer neue vertiefte Fragen, und das Wesen der geistigen Thätigkeit, welche dadurch geschaffen werden soll, in letzter Instanz nicht Erkennen sondern Denken.

Ein bekannter Ausspruch Lessings stellt angesichts des Wesens menschlicher Erkenntniß-Fähigkeit das unermüdliche wenn auch vielleicht immer irrende Suchen nach der Wahrheit dem Werthe nach höher als den vollendeten Besitz der Wahrheit selbst. Das Richtige, was dieses geistreiche Paradoxon enthält, giebt den Ausdruck einer psychologischen Thatsache, welche für unseren Gegenstand maßgebende Bedeutung hat: Gäbe es ein Erkennen, welches so beschaffen wäre, daß wir daran ein Letztes hätten, an welches sich keine neuen Aussichten und sonach auch keine neuen Probleme und Fragen anschlössen, so hätten wir keinen vernünftigen Grund, nach dieser letzten Erkenntniß der Dinge zu streben, sondern müßten uns vielmehr vor ihr fürchten, da mit ihr die lebendige geistige Kraft zum Stillstand käme. Allerdings hat jedes Denken den Zweck der Erkenntniß, aber nur dasjenige Erkennen hat einen Werth, welches Anregung enthält zu erneutem Denken. Dasselbe bestätigt die Geschichte der Wissenschaft. Wo immer eine neue Erkenntniß und Entdeckung gemacht worden ist, hat sie ihre Bedeutung und ihren Werth für die Kultur nicht so sehr in demjenigen gezeigt, was sie an unbestreitbarem Inhalte hervorbrachte, als viel mehr in der Fülle neuer und tieferer Probleme, die sie zu Tage för-

berte. Wenn das richtig ist, so ist damit für die methodische Arbeit an den Hochschulen der Wissenschaft der Fingerzeig gegeben, daß sie nicht den wissenschaftlichen Sinn zu pflegen hat um des Wissens- und Erkenntnißstoffes willen, sondern das Wissen, das sie vermittelt, hervorzubringen im Interesse des wissenschaftlichen Sinnes. Bewahren wir also vor allen Dingen unsere Studenten gerade indem wir sie mit ganzem Ernst in die Methode und den Inhalt der Spezialgebiete und Detail-Untersuchungen hineinführen, vor der Befriedigung an dem Resultate als solchem. Sehen wir den letzten Zweck jener Arbeiten immer in der Erkenntniß, wie ein Einzelproblem das andere hervortreibt und wie schließlich der Zusammenhang der einen Wissenschaft den Blick von selbst auf die Inhalte und Aufgaben der anderen hinleitet. Lassen wir ihnen die Einsicht aufgehen, daß es nicht sowohl darauf ankommt viel zu wissen, als vielmehr vielen Problemen deutlich in's Gesicht zu sehen. Ist doch hiemit schon dafür gesorgt, daß das Wissen an sich nicht verkümmere; denn Probleme sehen kann in Wirklichkeit nur der welcher auf bestimmten Gebieten sachlich viel gelernt hat. In der Aufgabe nämlich, die Probleme wirklich zu erblicken, liegen im Besonderen drei Forderungen: Das Problem muß eindeutig im Sinne der betreffenden Specialwissenschaft bestimmt sein; es muß ferner genau unterschieden werden, wo und aus welchen Motiven es anhebt, und es muß endlich hervortreten, in welchem Zusammenhang es mit anderen steht und wie weit die Kette der auf diese Weise sich aneinanderreihenden Aufgaben thatsächlich reicht. Daß diesen Forderungen eben nur die eindringendste Arbeit und genaueste Kenntniß der fachwissenschaftlichen Thatsachen Genüge leisten kann, brauche ich an dieser Stelle nicht weiter auszuführen. Im Sinne dieser Methode ist zu verlangen, daß z. B. der Mediciner und Naturforscher nicht bloß Kenntniß und praktische Fertigkeit habe, sondern denken lerne über die Probleme des Organismus und des Lebens; der Theologe nicht bloß eine bestimmte Dogmatik oder Richtung erlerne, sondern auch denken über das

Wesen der Religion, soweit es noch über historisch gegebene Unterschiede innerhalb derselben hinausreicht; daß für den Mathematiker der Differenzialquotient nicht bloß eine Rechenformel sei wie andere auch, für den Philologen die homerische Frage nicht lediglich ein sinnreicher Streit verschiedener Ansichten und eine Gelegenheit zur Entwickelung von kritischem Scharfsinn. Vielmehr soll an der Hand solcher und anderer Erörterungen und Untersuchungen jede dieser Disciplinen den wissenschaftlichen Blick der Zöglinge soweit verschärfen, daß er von ihrer Seite aus bis in diejenige Tiefe zu dringen vermag, in welcher die wissenschaftliche Frage für alle Gebiete im Grunde nur noch eine und dieselbe ist.

Zu diesem Zwecke kommt es namentlich darauf an, den angehenden Zögling in die Bedeutung der Thatsache einzuführen, daß alles Seiende und aller Erkenntnißinhalt ein Gewordenes ist, und zwar ein Gewordenes sowohl als Realität und Thatsache, wie auch als erkanntes Objekt. Darin liegt entsprechend den beiden herausgehobenen Seiten zweierlei, was demselben immer gegenwärtig bleiben muß. Erstens: Es giebt keine Wissenschaft, die berechtigt wäre, ihren Inhalt als von Ewigkeit her bestehend und in alle Ewigkeit so bestehend als Thatsache hinzustellen. Dies gilt z. B. auch für das unzweideutig in die Augen springende naturwissenschaftliche Factum, sofern dieses als das was es in Wirklichkeit ist, nur erkannt wird durch das was es im Zusammenhang und für den Zusammenhang der gleichartigen Erscheinungen bedeutet. Es gilt nicht minder auch für das historisch ermittelte Ergebniß, sofern dessen Wesen und Erkenntnißwerth erst in der Beurtheilung der Bedingungen liegt, auf die es zurück-, sowie der Folgen, denen es vorausdeutet. Zweitens: Es giebt keinen Erkenntnißinhalt, der lediglich einen objektiven Character hätte; jeder derartige Inhalt ist vielmehr in dem, als was er sich darstellt, bedingt durch die auffassende und begreifende Thätigkeit des erkennenden Bewußtseins und somit nicht nur durch die Individualität der erkennenden und forschenden Per-

sönlichkeit, sondern auch durch den allgemeinen geistigen Standpunkt und die Auffassungsweise des jeweiligen Zeitalters. Denn das Bewußtsein sowohl des Individuums wie des Zeitalters ist nicht lediglich ein Spiegel der Dinge, sondern hinsichtlich des Wesens der Dinge und Ereignisse, das heißt hinsichtlich dessen was sie bedeuten ein maßgebender und schöpferischer Faktor[4]). Das im wahren Sinne Thatsächliche an jeder Erscheinung ist daher nicht das was es, wie man zu sagen pflegt, „an sich" ist; denn dieses „an sich" ist selbst immer schon subjektiv bedingt, sofern es auf Grund des Erkenntnißprocesses den Inhalt eines persönlichen Bewußtseins ausmacht. Nur wenn er auf Grund dieser Ueberzeugung steht, wird der Jünger der Wissenschaft den Thatsachen und ihren Deutungen gegenüber sich die wahre geistige Freiheit behaupten, indem er auch die jeweilig herrschenden Principien, Kategorien und Werthbestimmungen in derjenigen Relativität erkennt, die nun einmal allem Wissensinhalte anhaftet auf Grund des Umstandes daß die Wesensbestimmung desselben jeder Zeit mit bedingt ist sowohl durch das individuelle als auch durch das gattungsmäßige Bewußtsein, welches denselben zur Erkenntniß und Anerkennung hervorarbeitet. Wer es nicht dahin bringt, lernt immer nur Namen und Sachen statt der Dinge und Zusammenhänge. Denn „weder kennt er den Sinn und Werth grundlegender Kategorien, mit denen wir die Natur und das Leben des Geistes beobachten, noch das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Gebiete, noch auch vermag er über die Oberfläche hinausdringend eine Vorstellung davon zu gewinnen, als wie zusammengesetzt ein Weltbild, das sich im Bewußtsein der Völker erzeugt, schon in seinen innersten Theilen sich darstellt und wie sehr seine letzten Fäden bereits von dem Geiste der Geschichte bedingt sind, den wir vom ersten Athemzuge an ungeprüft in uns aufnehmen; das aber heißt: es fehlt ihm die Einsicht in das Wesen und die Beschaffenheit des Wissens"[5]).

Die wissenschaftliche Leitung des Studiums schließt nach all'

dem im Allgemeinen dreierlei Anforderungen in sich: Zunächst die Auffassung der Probleme nicht als Einzelnes, sondern als Theile eines zusammenhängenden Ganzen, dessen Fäden über die betreffende Specialwissenschaft hinausreichen; sodann das Streben, dem historisch vorliegenden Entwicklungsgang der Probleme im Einzelnen wie im gegenseitigen Zusammenhange nachzukommen, um sie in ihrer gegenwärtigen Gegebenheit nach Gestalt und Sinn als eine solche Entwicklungsstufe zu begreifen; überhaupt aber endlich die Forderung, nicht zu forschen um zu lernen, sondern zu lernen um derjenigen Forschung willen, die oft im engsten Raume doch gerade den tiefsten Einblick in das Wesen des Einzelnen erschließt, weil sie die intellectuellen Bedürfnisse aufdeckt, aus denen seine Entwickelung, sowie die Bestimmung seines Inhalts hervorgegangen ist. Nur wo das wissenschaftliche Studium in diesem Sinne getrieben und geleitet wird, kann man der immer zunehmenden Anhäufung und Zersplitterung des wissenschaftlichen Stoffes mit Ruhe und Befriedigung gegenüberstehen. Würden dagegen unter dem Drucke dieses Umstandes jene allgemeinsten und nothwendigsten aller methodischen Forderungen in Vergessenheit kommen, so vermöchten wir in dem beständigen Anschwellen und unaufhörlichen Zertheilen des Stoffes wenig mehr zu erkennen, als einen Proceß des Zerfalles und der Verwesung, angesichts dessen schließlich das jetzt so erfreuliche allgemeine Interesse an der wissenschaftlichen Arbeit Muth und Freudigkeit verlieren würde. Dadurch aber müßte das normale Verhältniß zwischen der Arbeit des Verstandes und den unzerstörbaren Bedürfnissen des Gemüths auf die Dauer eine Beeinträchtigung erleiden, die weder der theoretischen Wissenschaft, noch dem ethischen Kulturfortschritte zu Gute kommen könnte.

II.

Daß nun die Beschaffenheit und das ganze wissenschaftliche Leben an unseren Hochschulen dem gezeichneten Ideale durchweg entsprechen, läßt sich nicht in jeder Hinsicht behaupten. In ihren

Einrichtungen gehen vielmehr die Rücksichten auf das rein fachwissenschaftliche mit denen auf das allgemein wissenschaftliche Streben durcheinander ohne daß sie bis jetzt mit vollem Bewußtsein in ein organisches Verhältniß gebracht worden wären. Was wir in dieser Beziehung vor uns haben, ist ein Resultat aus dem zufälligen abwechselnden Vorwiegen der einen oder der anderen Tendenz. Den Studenten wird im Allgemeinen bei Beginn und gelegentlich im Fortgang ihrer Studien der Rath gegeben, nicht bloß „Brotstudien" zu treiben und ihnen zugleich durch den nahen Ausblick auf ein zu bestehendes Examen, welches man u. U. vielleicht schon in die Mitte des Triennium verlegt, die Nothwendigkeit, sich der Wissenschaft in jenem eigentlichen Sinne stetig hinzugeben von vornherein mehr oder weniger aus den Augen gerückt. Der Professor, dem der strebende Geist des Anfängers die Freiheit des wissenschaftlichen Aus- und Einblicks zu verdanken haben soll, ist in der Regel zugleich derjenige, welcher ihm durch Abnahme der Fachprüfung die Thür zur ersehnten Versorgung öffnen muß. Beide, Lehrer wie Schüler, sind sonach darauf angewiesen, über der stetigen Verfolgung dieses zweiten Zieles das erste mehr oder weniger aus dem Auge zu verlieren. Neben Vorlesungen und Uebungen, welche der rein wissenschaftlichen Methode dienen, stehen unentbehrliche Kurse und Praktika, die auf die begrenzten Gebiete fachwissenschaftlicher Ansprüche berechnet sind. Dies alles ist unverfänglich, so lange nicht der Student in die Anschauung geräth, überall dieses zweite für das eigentliche Wesen am wissenschaftlichen Studium, und jenes erste für einen Luxus zu halten, dessen sich ein haushälterischer Geist besser zu entschlagen hätte, und daß in dieser Beziehung aller Orten viel zu wünschen übrig bleibt, wird jeder Lehrer an einer Hochschule aus eigenen Erfahrungen bestätigen können. Die Ursache davon liegt allerdings in viel geringerem Maße bei der Universität selbst, als bei den neuerdings in immer steigendem Grade mit den höheren Lehranstalten rein äußerlich in Verbindung gebrachten Einrichtungen des staatlichen

Berechtigungwesens. Dadurch ist es bedingt, daß von vornherein schon den Massen derjenigen welche den Hochschulen zuströmen die normale Anschauung von dem Wesen und Zwecke derselben verdunkelt wird zu Gunsten der Meinung, sie sei wesentlich dazu da, dem Staate seine gebildeten Bürger und Unterthanen numeriren und klassificiren zu helfen. In Folge dessen wird ferner die Menge und Mannigfaltigkeit des wissenschaftlichen Bildungsstoffes, den die Hochschule zu bieten hat, in seiner Gliederung und Bedeutung nicht aller Orten durch sachliche Ordnung und Zusammenhang bestimmt, sondern durch äußerliche Rücksichten, die oft Heterogenes in eine künstliche Einheit zusammenkitten. Daraus geht weiter hervor, daß sehr viele zum „Studiren", wie man das nennt, veranlaßt werden, die sich zur wirklichen, wissenschaftlichen Ausbildung gar nicht die Zeit nehmen wollen und können und denen die Rücksichtnahme auf das wahre Wesen wissenschaftlichen Studiums nicht blos fern liegt, sondern für die Zwecke, um deren willen sie auf die Universität geschickt werden, nachtheilig ist.

Wie die öffentlichen Verhältnisse einmal liegen, steht eine Abhülfe dieser und anderer Uebelstände nur zum geringsten Theile in der Macht der Hochschulen selbst. So wenig es für die Schulen im Allgemeinen möglich ist, angesichts ihres engen Zusammenhangs mit sozialen und politischen Verhältnissen sich rein und ganz nach den Forderungen und Idealen der wissenschaftlichen Pädagogik auszugestalten, ebenso wenig vermag die Universität alles dasjenige von sich abzuthun, was ihrem eigentlichen Ziel im Wege zu stehen scheint. Wir dürfen glücklicher Weise hinzufügen, daß sie dies auch nicht einmal nöthig hat, so lange nur dafür gesorgt ist, daß im Geiste ihres Lehrkörpers das eigentliche Ideal wissenschaftlicher Bildung klar und unverrückt im Auge behalten wird. Haben doch, wenn wir billig urtheilen, jene staatlichen Zumuthungen und Anforderungen andererseits den außerordentlichen Vortheil gebracht, eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von höheren und höchsten Unterrichtsanstalten hervorzurufen, ein Umstand, in

Folge deſſen durch Decentraliſation des höheren Bildungsweſens die Intereſſen an wiſſenſchaftlicher Thätigkeit in räumlich begrenzten Gebieten um ſo intenſiver zur Wirkſamkeit kommen. Außerdem wird dadurch für die Menge derjenigen, in welchen das Verlangen nach methodiſcher Forſchungsarbeit vorherrſchend iſt, in erleichtertem Maße Gelegenheit gegeben, demſelben, ſei es lehrend oder lernend, Genüge zu leiſten. Angeſichts dieſes Umſtandes haben wir zu Gunſten der Sache die wir hier führen namentlich zweierlei zu befürworten: Nach der Seite des öffentlichen Gemeinweſens richtet ſich von Seiten der Hochſchule der Wunſch, daß dem Lehrer an derſelben es ermöglicht werde, ſein Intereſſe an wiſſenſchaftlicher Forſchung mit der nöthigen Elaſticität des Geiſtes zu verfolgen; die Vereinigung der Thätigkeit des Lehrens und des Forſchens muß ihm nicht bloß als gelegentliche Vergünſtigung ſondern als Aufgabe ſchon von jener Seite her zugemuthet, und dieſer Geſichtspunkt für die Organiſation der Bildungsanſtalten ſelbſt als weſentlich immer mit in's Auge gefaßt werden. An den Docenten ſelbſt aber ergeht von hier aus der Anſpruch, in keinem Punkt ſeiner Lehrthätigkeit dem Studenten gegenüber die Verpflichtung zu vergeſſen, daß er ſich ihm noch als etwas mehr zu geben habe, denn als Vermittler des überlieferten wiſſenſchaftlichen Materials. Dazu gehört namentlich, daß dem Schüler, der ſeine Vorleſung hört, von Seiten des Lehrers der Stoff derſelben immer in einer ſelbſtſtändigen, individuell geſtimmten und bedingten Durchdringung, Anordnung und Behandlung entgegengebracht werde, daß er in dem Lehrer nirgends bloß den Docenten, ſondern eine Perſönlichkeit wahrnehme, und die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nirgends bloß als Material erhalte, ſondern als Mittel, um in das eigentliche Weſen der wiſſenſchaftlichen Einſicht im Allgemeinen einzudringen. Die Ergebniſſe eigener Forſchung und Ueberlegung gehören daher, wo ſie bei Gelegenheit des Lehrvortrags ſich von ſelbſt nahe legen, eben ſo gut auf das Katheder, wie in die wiſſenſchaftlichen Publicationen, und Vorleſungen die

nur eine geschickte Zusammenstellung und Beibringung der gegebenen wissenschaftlichen Thatsachen sind dienen dem obersten Zwecke der Hochschule nicht in vollem Maße. Sehr zu begrüßen ist daher die Ueberhandnahme der Einrichtung von Seminarien und Sozietäten, in welchen die wissenschaftliche Discussion zwischen Lehrer und Schüler und die direkte Handweisung für die Methode an speziellen abgegrenzten Gegenständen zu ihrem Rechte kommt. Ein Seminar in diesem Sinn erfüllt seine Aufgabe nur dann und in so weit, als etwas von der Selbständigkeit der Forschungsarbeit, welche in dem Lehrer leben soll, an einem oder einigen fachwissenschaftlichen Materien auf den Schüler selbst übergeht und schon während seiner Studienzeit mit Erfolg von ihm an den Tag gelegt wird. Es wäre daher kein Schaden, wenn in den Seminarien nach dieser Seite hin noch mehr individualisirt würde, als es vielfach bisher geschieht; ja die Seminare brauchten gar nicht in der Lage zu sein, schon zu Anfang des Semesters bekannt zu geben, auf welch spezielles Gebiet der betreffenden Fachwissenschaft sie die Thätigkeit ihrer Mitglieder hinzuleiten gedenken. Letzteres könnte seine Anknüpfungspunkte an denjenigen Interessen finden, welche die einzelnen Theilnehmer von ihren bisherigen Arbeiten bereits mit bringen. Dazu würde freilich gehören, daß immer nur solche, die schon eine Zeit lang studirt haben, zu den Seminarien zugelassen würden. Wenn die Letzteren in dieser Weise unter gegenseitiger Rücksichtnahme auf Vertheilung des Materials und gegenseitige Ergänzung arbeiteten, so könnte manches Facheramen, welches den Eintritt in eine bürgerliche Berufsstellung zum Zwecke hat, der Universität abgenommen und von ihrer Seite her durch Zeugnisse über die aus der Seminararbeit gewonnene wissenschaftliche Befähigung ersetzt werden. Ist doch dem Wesen der Universität im strengen Sinne kein anderes Examen angemessen, als die lediglich dem wissenschaftlichen Ausweise um seiner selbst willen gewidmete Doctorprüfung. Man ist neuerdings mehr und mehr dahin gekommen, die früher

von staatlicher Seite geforderten sogenannten Zwangskollegien abzuschaffen. Man hat aber dieselben, nachdem sie de jure beseitigt waren, de facto, und noch da zu oft in erhöhtem Maße wieder eingeführt durch die Einrichtung, daß der Student seine Staatsexamina ganz oder theilweise an der Universität selbst und vor den Professoren derselben abzulegen hat. Ersprießlicher wäre es, wie mir scheinen will, wenn die Hochschulen den Examenzwang in weniger ausgedehntem Maße auszuüben und dafür wenigstens für die ersten zwei oder drei Semester des Triennium in jeder Fakultät eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen obligatorisch zu machen in der Lage wären, unter der Voraussetzung, daß deren Zusammenstellung nach den Grundsätzen rein wissenschaftlicher Methodik zu geschehen hätte.

Die vorstehenden Ausführungen und Vorschläge sollen übrigens gar nicht den Schein erwecken, als läge es in der Aufgabe der Universität, alle ihre Zöglinge zu wissenschaftlichen Forschern und Denkern in dem oben bezeichneten Sinne heranzubilden. Dies liegt, wie man ohne Schwierigkeit einsieht, weder in den Grenzen der Möglichkeit, noch im Interesse des öffentlichen Gemeinwesens. Sehr wesentlich ist es aber für das Letztere, daß womöglich keiner der eine Hochschule besucht hat ohne den richtigen Einblick bleibt in das worauf es für das Wesen und die Zwecke der Wissenschaft und wissenschaftlichen Methode ankommt. Nur in diesem Falle nämlich würde dann die ganze Zahl derjenigen welche sich den praktischen Berufskreisen in Staat und Gemeinden wieder zuzuwenden haben in der Lage sein, durch ihren Einfluß auf die öffentliche Discussion und Beschlußnahme über Organisation und Fortbildung des Unterrichtswesens in allen seinen Stufen diejenigen Wege und Maßnahmen in Anregung und Ausführung zu bringen, welche den Interessen der Wissenschaft wie der Volksbildung gleichmäßig förderlich und angemessen sind.

Eines etwas idealeren Anscheines als die Richtung auf das Brotstudium, erfreut sich besonders in der Gegenwart eine andere

Tendenz in dem Rahmen des Universitätswesens, die ebenfalls von außen in dasselbe hineingetragen wird. Man setzt mit Recht voraus, daß die geistigen Einflüsse aus dieser Periode des Lebens für die Meisten auf die Dauer maßgebend bleiben, und daß es sich sonach hiebei in der Regel in entscheidender Weise um die Richtung handelt, nach welcher hin das jugendliche Gemüth in Hinsicht seiner allgemeinsten Interessen gelenkt werden kann. Darum ist wie die Schule so auch die Hochschule den Bemühungen der verschiedenen wissenschaftlichen, politischen, religiösen Richtungen und Parteien um maßgebenden Einfluß auf die Denk- und Gefühlsweise der Gebildeten in hervorragender Weise offen gestellt. Die Thatsache selbst kann man vom Standpunkt des wissenschaftlichen Interesses aus nur willkommen heißen. Es gehört allerdings mit zu den Aufgaben der Bildung, ihre Jünger in den Stand zu setzen, von der Grundlage wissenschaftlicher Ansichten aus sich selbstständig ein Urtheil zu bilden über Wesen und Bedeutung der verschiedenen und vielfach entgegengesetzten Strömungen, in welche nun einmal dem Wesen der menschlichen Natur gemäß der Sinn und Inhalt der Wahrheit in den mannigfaltigen Gebieten menschlichen Geisteslebens sich zu besonderen und zu verzweigen nicht umhin kann.[6]) Hierin liegt gerade einer der bedeutendsten Beiträge welche das akademische Leben zur Charakterbildung heranzubringen vermag. Aber die Würde sowohl wie die Höhe der wissenschaftlichen Aufgaben mahnt zugleich daran, daß solche Selbstständigkeit von ihrer Seite ausgeübt und gefördert werde im Sinne der geistigen und sittlichen Freiheit, die der Ausbildung des Charakters vorarbeitet durch Ausbildung des Wissens und Klarlegung der höchsten wie der tiefsten Gesichtspunkte, die nach den verschiedenen Seiten hin in Betracht kommen, sowie namentlich durch Vertiefung der Einsicht in die historische Entstehung und Bedingtheit jedes der in Frage kommenden Standpunkte. Ihre Arbeit steht daher, wenn sie im rechten Sinne geleitet ist, im Dienste aller aus dem normalen Wesen menschlicher Natur entspringenden

Richtungs- und Parteieninteressen, ohne einer derselben ausschließlich anzugehören. Darum wird jeder Hochschullehrer, gleichviel in welcher Weise er selbst persönlich gestimmt und gerichtet ist, denjenigen wissenschaftlichen und historischen Sinn bethätigen, daß er, die Arbeit an der Hand rein wissenschaftlicher Methode über alles stellend, den Blick seiner Zöglinge immer zugleich nach verschiedenen Seiten aufschließt. Das Bewußtsein dieser Verpflichtung wird in ihm um so lebendiger sein, je mehr von äußeren Factoren her die Bemühung sich herandrängt, gerade in der Universität das Hauptmittel zu erblicken, um die studirende Jugend mit sicherem Erfolg für eine bestimmte wissenschaftliche oder ethische Parteirichtung zu schulen, und eine dadurch bedingte Verengerung des rein wissenschaftlichen Horizontes sich mitunter selbst hinsichtlich der Organisation, Besetzung und Ausstattung der Hochschulen fühlbar zu machen nicht umhin kann.

Zu den unmittelbar nothwendigen Aufgaben und Leistungen der Universitätslehrer ist in den letzten Jahrzehnten im gesteigerten Maße noch die Aufgabe getreten, außer dem fachwissenschaftlichen Unterricht der Studenten auch die allgemeine Volksbildung, namentlich so weit sie die wissenschaftlichen Interessen des gebildeten Publikums im weitern Sinn betrifft, mit ins Auge zu fassen und zwar nicht bloß durch Zulassung von Hospitanten zu den sozusagen esoterischen Vorlesungen selbst, sondern auch durch eine besondere auf populär-wissenschaftliche Belehrung gerichtete Wirksamkeit. An unserer hiesigen kantonalen, im Grunde genommen städtischen Universität hat dieser Zweck im Wortlaute des Universitätsgesetzes noch eine besondere Sanktion erhalten durch das Verlangen der „Förderung der Wissenschaft selbst und ihrer Verbreitung in weiteren Kreisen" (§ 1); ihre Ausführung wesentlich in der Betheiligung des Lehrerpersonals an populären Vorträgen und auf die Theilnahme weiterer Kreise eingerichteten Vorlesungs-Cyklen außerhalb des Rahmens der Universität. Daß diese Ansprüche unter den obwaltenden Verhältnissen ihre volle Berech-

tigung haben, ist unzweifelhaft; es ist auch gar nicht zu leugnen, daß für die Lehrthätigkeit oder vielmehr Lehrfähigkeit des akademischen Docenten die von dort entspringende Nöthigung einen nicht zu unterschätzenden Vortheil hat. Jeder von uns, der sich zu populären Darstellungen bestimmter wissenschaftlicher Zusammenhänge veranlaßt gesehen hat, weiß aus Erfahrung, wie dadurch das methodische Geschick und die Durchsichtigkeit der Darstellung auch für die eigentlich akademischen Vorlesungen wesentlich gefördert wird. Es mag hierin eine Kompensation gefunden werden für den Umstand daß andererseits die Hinzunahme dieser Aufgabe zu den vorhin bezeichneten Interessen und Anforderungen des specifisch wissenschaftlichen Studiums nicht ohne Schwierigkeit und Anstrengung gelingt. Weniger unbedingt erscheint dagegen der Werth dieser Einrichtung hinsichtlich des hörenden Publikums selbst. Nicht mit Unrecht hat man neuerdings vielfach die gewöhnliche Weise des populären Vortrags angefochten und sie eher als eine Beeinträchtigung denn als eine Förderung des echten wissenschaftlichen Sinnes bezeichnet. In der That vermögen kurze Einzelvorträge, deren Thema mit dem Glockenschlage abreißt, um für das nächste Mal einem anderen oft ganz heterogenen Platz zu machen, in der Regel weder eine Ahnung zu geben von dem Wesen eines wissenschaftlichen Problems noch von dem Zusammenhange bestimmter wissenschaftlicher Fragen. In dieser Weise dienen sie nicht sowohl den Interessen wirklicher Belehrung, als desjenigen dessen Wesen und Werth hinlänglich charakterisirt ist durch den Ausdruck der wissenschaftlichen Unterhaltung. Sie verleiten dadurch leicht in weiteren Kreisen zu der eben gekennzeichneten Anschauung, als wäre Wissenschaft etwa eine Anhäufung von mehr oder weniger unterhaltenden Kenntnissen, über deren gegenseitige Bedingtheit, Tragweite und Bildungswerth man sich keinen weiteren Erwägungen hinzugeben nöthig habe. Für eine Hochschule, die wie die unsrige unmittelbar auf die Interessen und Anschauungen der umgebenden Bürgerschaft angewiesen und von ihnen direct ab-

hängig ist, würde die Verbreitung einer derartigen Ueberzeugung auf die Dauer nichts weniger als günstig wirken. Ein Grund mehr für uns Docenten, auch die ganze Einrichtung des populären Unterrichts beständig von unserer Seite aus unter der Direktive des höchsten wissenschaftlichen Gesichtspunktes zu erhalten. Kein derartiger Vortrag sollte von vorneherein den Zweck einer bloß wissenschaftlichen Unterhaltung haben, sondern darauf ausgehen, im engen Rahmen und größtmöglicher Verständlichkeit den Zuhörern ein bestimmtes Problem vorzuführen und die Fragestellung zu erleuchten, aus der es entspringt, sowie den sachlichen Zusammenhang aufzudecken, innerhalb dessen es seinen Werth und Sinn gewinnt. Keiner sollte auch dahin streben, die Zuhörerschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes befriedigt und gesättigt zu entlassen, vielmehr immer darauf ausgehen, ihr jenen heilsamen Stachel der Unbefriedigung einzudrücken, die aus einer bestimmten wissenschaftlichen Einsicht die Unruhe neuer Fragen geschöpft hat, das sokratische Bewußtsein des Nichtwissens, das dem Wesen der menschlichen Natur gemäß allein geeignet ist, das wissenschaftliche Interesse zu vertiefen und vor Abstumpfung und Verflachung zu behüten. Etwas von der Ruhelosigkeit der Arbeit und dem beständigen Gefühl des Mangels an abschließender Befriedigung, wie es bei aller Schaffensfreudigkeit doch den wirklichen Forscher keinen Augenblick verlassen kann und darf, soll auch aus diesen Belehrungen auf den aufmerksamen Zuhörer übergehen. Für weitergehende Interessen wäre statt der Vorträge über vereinzelte Gegenstände eine noch größere Berücksichtigung von mehr oder weniger ausgedehnten, zusammenhängenden Kursen zu empfehlen, welche den Einblick in das Wesen wissenschaftlicher Arbeit an einem größeren Gebiete aufzuschließen in der Lage sind.

Zum Abschluß unserer Betrachtung haben wir ein Interesse daran, von der hier dargelegten Auffassung über Wesen und Aufgabe der wissenschaftlichen Bildung einige allgemeine Gesichts-

punkte heranzubringen zu dem gegenwärtig so lebendigen Meinungsaustausch über die rechte Aus- und Umgestaltung der höheren Schulen als der Vorbereitungsanstalten für das Studium auf den Universitäten. Können doch die Letzteren mit ihren eigenen Maßnahmen und Einrichtungen ihr eigentliches Ziel nur erreichen, sofern ihnen von dort her in der entsprechenden Weise vorgearbeitet ist. Sofern das eigentliche Ziel jener Anstalten am letzten Ende dasselbe ist, wie das des Hochschulunterrichts, den sie als ihre Fortsetzung und Ergänzung betrachten, muß auch ihnen gegenüber der Anspruch Geltung besitzen, daß sie das Wesentliche ihrer Aufgabe nicht erblicken in der möglichst großen Anhäufung fachwissenschaftlicher Vorkenntnisse, sondern in der Anregung des jugendlichen Geistes und Gemüthes für die Interessen wissenschaftlich-methodischer Forschung, selbst unter der Voraussetzung, daß nur der geringste Theil ihrer Zöglinge dereinst selbst auf die Dauer zu solcher selbständigen Forschungs-Arbeit gelangt.

Dabei läßt sich nun nicht verkennen, daß die frühere Praxis der Gymnasien für den obersten Zweck wissenschaftlicher Bildung einen wesentlichen Vorzug hatte in dem Umstande, daß sie an einer beschränkten Anzahl von Lehrfächern wesentlich die Vertiefung in ein beschränktes Gebiet des Wissens und auf Grund dessen die Anregung und Elasticität der geistigen Bethätigung im Vorzuge vor der Ausbreitung des Wissens über eine möglichst große Anzahl von Wissensgebieten, wie sie gegenwärtig angestrebt wird, zur Durchführung brachte. Wenn wir gerecht sind, müssen wir allerdings zugleich anerkennen, daß in den letzten Jahrzehnten auch an diesen Schulen die außerordentlich gesteigerte Rücksichtnahme auf didaktische Anforderungen hinsichtlich der Technik und Methodik des Unterrichts es ermöglicht hat, für das was der sogenannten klassischen Bildung durch Beschränkung des Umfanges verloren zu gehen schien, zu einem guten Theil durch die Modifikationen ihrer methodischen Behandlung auch neben allem demjenigen was an neuen Lehrgegenständen zugleich hinzugetreten ist, Ersatz zu bieten.

Immerhin dürfen namentlich zwei Uebelstände in dem gegenwärtigen Stande des höheren Schulwesens nicht aus dem Auge verloren werden.

Zunächst nämlich hat die Zunahme der mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit neben dem Gymnasium emporwachsenden Realschulen die Ansicht nahe gelegt, es sei die hier einschlagende pädagogische Frage nur zu lösen durch eine Theilung der Arbeit nach den Gebieten des Historischen und Altklassischen einerseits und andrerseits des Naturwissenschaftlichen und Modernen. Daß dieser Gesichtspunkt im ganzen und vollen Ernst genommen das Gegentheil dessen sein würde, was im Interesse der Universitätsbildung liegt, wird sofort einleuchtend, wenn man bedenkt, daß er in allen seinen Consequenzen durchgeführt den Charakter der Hochschule als einer universitas litterarum aufheben und nicht bloß Disciplin und Methodik an derselben in zwei beziehungslose Heerlager spalten, sondern überhaupt die Möglichkeit, wissenschaftliche Köpfe im wahren Sinne des Wortes zu bilden, vernichten würde. Denn zur Lösung dieser Aufgabe gehört, wie schon hervorgehoben wurde, die Vereinigung des historischen Sinnes mit der Befähigung zur Arbeit an gegebenen gegenwärtigen Problemen der betreffenden Wissenschaft nothwendig zusammen. In richtiger Erkenntniß dessen sind daher auch humanistische wie realistische Anstalten fast überall bestrebt gewesen, eine bestimmte Anzahl gemeinschaftlicher Lehrfächer zu behalten, für welche sie sich nur hinsichtlich der Intensität ihrer Behandlung sowie hinsichtlich der damit gegebenen methodischen Modifikationen unterscheiden. Aber gerade diese Rücksichtnahme auf möglichst gemeinsames Material des Unterrichts hat in Verbindung mit den durch die verbesserte Methodik gesteigerten Anforderungen an den Schüler an vielen Orten zu dem Uebelstande theilweiser Ueberbürdung der Schüler geführt, der keineswegs bloß dem äußern Anschein nach vorhanden ist. Er beruht namentlich darauf, daß die strengeren Anforderungen der Methode in Bezug

auf Klassenunterricht wie häusliche Arbeit jetzt in allen Schulen auch für solche Fächer zur exacten Durchführung gebracht werden, welche früher vor den sogenannten Hauptfächern mehr in den Schatten traten, und für die gesammte Beurtheilung der Leistungen wenig in Betracht kamen; eine zweite Ursache desselben liegt in dem Umstande daß man besonders auf realistischer Seite die Interessen der allgemein wissenschaftlichen Vorbildungsanstalten mit denen specieller Fachschulen zusammengeschmolzen hat. Wäre dies nicht der Fall, so läge für beide Arten von Schulen das Mittel der Abhülfe vielleicht nicht so weit ab. Man hat vor Zeiten, und zwar mit Fug und Recht, die Verbesserung der Unterrichtsmethode zu Hilfe genommen zu dem Zweck, um in der gleichen Zeit wie früher eine größere Menge von Unterrichtsstoff in den Lehrplan aufnehmen zu können. Der Ueberbürdungsfrage gegenüber sollte man sich jetzt auf die andere pädagogische Wahrheit besinnen, daß die rechte Methode es auch erlaubt und ermöglicht, von dem Zuviel des Aufgenommenen manches ohne Schädigung der eigentlichen Interessen wissenschaftlicher Vorbildung wieder fallen zu lassen, immer unter der Voraussetzung, daß man den Verlust an Extension des Stoffes zu ersetzen habe durch intensive Arbeit an demjenigen was man beibehält. Denn nicht auf das Mitbringen möglichst ausgedehnter Specialkenntnisse in allen möglichen Disciplinen kann es ankommen, sondern auf den Erwerb der Fähigkeit und Freudigkeit, sich alles was an wissenschaftlicher Anregung dem Geiste seiner individuellen Anlage nach oder aus den Forderungen der Umstände heraus gegenüber tritt, in ungehemmtem Fortgang der Arbeit anzueignen. Darum soll auf der Schule dem Gedächtniß zwar möglichst viel Inhalt zugeführt werden, aber wo möglich nichts, was nicht aus der eingehenden Durchnahme und selbstständigen Mitwirkung des Schülers von selbst schon ihm sich eingeprägt hat; der Schüler, dürfte man sagen, soll nichts *erlernen*, aber möglichst viel *erarbeiten* und die häusliche Arbeit ihm dann nur die Veranlassung geben, das so

Erarbeitete in freier Weise zu combiniren, um des Wachsthums seiner Kräfte daran froh zu werden, nicht aber um es als nachgeschleppte Last auch außerhalb der Schulzeit zu empfinden. Alles was unter diesem Gesichtspunkt außerhalb der Möglichkeit des Schulunterrichtes liegt, dürfte man getrost vom Lehrplan und vom Schulpensum entfallen lassen. Denn die Forderung systematischer Vollständigkeit gilt auf dieser Stufe für die verschiedenen Lehrfächer in sehr verschiedenem Grade; für die einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen z. B., deren Stoffe immer nur in einem bestimmten Zusammenhang wirklichen Bildungswerth haben, in höherem Maße als für die historischen, die noch viel mehr als jene im Stande sind an einigen typischen und bedeutenden Erscheinungen wesentliche Seiten und Gesichtspunkte der Entwickelung genügend zur Anschauung zu bringen. Aber auch für jene Seite soll man bedenken, daß nicht Abrundung des Materials der Zweck des Schulunterrichts sein muß, sondern Anregung und Entwickelung aller zum Bereich der Bildung gehörigen Interessen. Darum muß es für die Gymnasien nicht auf die Menge der einzelnen Sprachen, für die Realschulen nicht auf die Vollständigkeit der Anzahl der naturwissenschaftlichen Fächer ankommen, sondern darauf daß die gewählten und nebeneinander behandelten gleichartigen Disciplinen hinlänglich sind, um die Kraft und das Verständniß des Zöglinges für dereinstige weitere Studien in dieser Richtung zu wecken. Von demselben Gesichtspunkt aus sind die immer hervortretenden Discussionen und Erwägungen zu beurtheilen über die Frage, ob man besonders durchgeführte Kurse in Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte, philosophischer Propädeutik und anderem einzuführen oder abzulehnen habe. Der Kursus selbst, und wenn er noch so vollständig ist, vermag der pädagogischen Aufgabe nicht zu genügen, wenn er über dem Material an Notizen es zur richtigen Vertiefung in einzelne Originalwerke nicht kommen läßt. Wo das aber der Fall ist, soll man die Zeit nicht bedauern, die darüber für die Vollständigkeit

der Ueberſicht oder der Syſtematik verloren geht. Insbeſondere wird die philoſophiſche Propaedeutik viel angemeſſener an der eingehenden Lectüre einer Schillerſchen oder Leſſingſchen Abhandlung, eines platoniſchen Dialogs, oder einer Schrift von Cicero geleiſtet, als an der Hand eines Leitfadens der Logik oder der ſogenannten empiriſchen Pſychologie, der in der Regel nur dem Schüler verdeckte und unverſtandene Probleme vor Augen ſtellt, während die Hineinführung in die philoſophiſche Gedankenarbeit, das Miterleben derſelben an einer beſtimmten Stelle und an einem einzigen aber möglichſt gründlich erörterten Probleme den philoſophiſchen Sinn dauernd und nachhaltig zu bilden und für weiteres empfänglich zu machen im Stande iſt. Hätte man in dem angedeuteten Sinne den wirklichen Geſichtspunkt des wiſſenſchaftlichen Intereſſes überall feſt im Auge behalten, ſo würde man, wie ich glaube, von dem höchſt wünſchenswerthen Ideal der Einheitsſchule als Vorbereitungsanſtalt für die verſchiedenen Gebiete des Univerſitätsſtudiums nicht in der nachtheiligen Weiſe mehr und mehr abgekommen ſein, wie der gegenwärtige Stand des höheren Schulweſens es aller Orten aufweiſt. Dann würde auch der Streit über den größeren Werth der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Vorbildung längſt ſeine unverhältnißmäßige Heftigkeit abgelegt haben. Denn wie überall hätte man auch hier zu bedenken, daß nicht der Stoff das Ausſchlaggebende iſt, ſondern der Geiſt. Diejenige Gattung von Schulen wird für die Univerſität am beſten vorbereiten, welche den wiſſenſchaftlichen Forſchungsſinn und das Verſtändniß für die Arbeit an wiſſenſchaftlichen Problemen in Verbindung mit dem richtigen hiſtoriſchen Sinn am beſten zu erwecken verſteht und durch den Inhalt ihres Lehrplans und die Eigenthümlichkeit ihrer Methode die genügende Kraft giebt, ſich beliebig dereinſt in jeder beſonderen Richtung wiſſenſchaftlicher Thätigkeit zu bewegen. Allerdings waren und ſind unter dieſem Geſichtspunkt die Gymnaſien bisher noch im Vortheil, nicht weil es gerade Latein und Griechiſch iſt, was ſie bevorzugen, ſondern

weil ihr Lehrplan, wie er sich geschichtlich gestaltet hat, den Schüler immer noch mehr zu wissenschaftlicher Selbstthätigkeit veranlaßt als zur massenhaften Aufnahme von Lernstoff; weil sie, wie schon ihr Name sagt, im Stande sind, mehr auf Gymnastik des Geistes hinzuwirken als auf Anhäufung von Realitäten. Aber es giebt keine Ursache welche die realistischen Anstalten hindern würde sich von ihren Interessen und Eigenthümlichkeiten aus auf dasselbe Ziel zu richten, und noch weniger ist ein Grund vorhanden, welcher der Organisation einer gemeinsamen Vorbildungsanstalt für die Universität im Wege stünde, sofern dieselbe nur eben nicht den Anspruch erhebt, den Bedürfnissen dieser oder jener Fachschule, sondern den einer wissenschaftlichen Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes zu dienen.

Das Gebiet der Wissenschaft gleicht einem weiten Meere, dessen Uferbegrenzung noch keinem völlig gelungen ist. Groß ist die Zahl derjenigen welche die Reise auf demselben unternehmen, und verschieden sind ihre Ziele wie ihre Erfolge. Den Einen liegt es im Sinne, nach kürzerer oder längerer Fahrt dauernd an einer geeigneten Stelle des Ufers zu landen; andere werfen ihre Netze aus nach den bekannten und unbekannten Schätzen der Tiefe, um sie heimzubringen zu Nutz und Frommen der Bewohner des umgebenden Landes. Für andere wieder ist es die Kenntniß des Meeres selbst, seiner Tiefen und Untiefen, seiner Ausdehnung und Gestaltung, welche sie zu ermitteln suchen mit Steuer und Kompaß. Die wissenschaftlichen Hochschulen sind dazu bestimmt, diese alle mit der Befähigung zu ihrer Fahrt und deren Zwecken auszurüsten. Sie können und sollen sonach nicht alle für dasselbe Ziel geschickt machen, dennoch aber soll der oberste, methodische Gesichtspunkt für sie einzig und allein in der Beschaffenheit des Gebiets gesucht werden, welches sie bearbeiten und nicht in der Rücksicht auf die Verschiedenheit jener Ziele. Wenn es für die wissenschaftliche Bildung auch eine ethische Aufgabe gibt, so kann diese in nichts Anderem liegen, als in der Erweckung des wissenschaftlichen Idealismus.

Die ideale Gesinnung aber wächst überall nur hervor aus der Einsicht, daß die Sache, um die es sich handelt, einen Werth in sich selbst hat, der unabhängig ist von den weiteren und engeren Aussichten und Rücksichten, zu welchen sie nach außerhalb noch Veranlassung geben mag, und diese Gesinnung selbst kann nur gepflegt werden durch eine möglichst intensive Einführung in das Wesen der Sache selbst. Mögen daher die Ansprüche, mit denen die Jünger der Wissenschaft die Universität aufsuchen, verschieden sein: die Aufgabe besteht für alle, daß keiner von ihnen entlassen werde ohne ein Stück von dieser Einsicht und von dem Gefühl ihres eigenthümlichen Werthes. Der Unterricht an der Universität hat daher darnach zu trachten, daß sie alle sich ansehen lernen als Gleichstrebende und als solche die zu der Höhe eines einheitlichen gemeinsamen Zieles aufzuschauen haben. Nur auf diese Weise kann auch der ethische Werth der Wissenschaft im concreten Leben der Persönlichkeiten seine Verwirklichung finden, die in nichts anderem bestehen soll als in der Heranbildung zur geistigen und sittlichen Freiheit, welche im Denken wie im Wirken gleichmäßig bewahrt bleibt vor leichtfertiger Ueberhebung, wie vor engherziger Verzagtheit. Im Sinne dieser Pflicht geleitet werden unsere Schüler dann nicht bloß Gelehrte sein sondern Gebildete, nicht bloß Berufstreibende sondern Persönlichkeiten, nicht bloß Wissende sondern Charaktere. Eine Universität wie die hiesige, der es vergönnt ist, in so unmittelbarem Wechselverkehr mit einem Gemeinwesen zu stehen, das ihren Aufgaben ein seit Jahrhunderten eingepflanztes Verständniß entgegenbringt, mag sich dieser Gunst der Verhältnisse vor allen um deswillen freuen, weil sie darin die sicherste Bürgschaft besitzt, daß sie jenes höchsten und einzigen Zieles wissenschaftlicher Bethätigung sich immer in gebührender Weise bewußt bleibt.

Anmerkungen.

1) s. Zeller, die Philosophie der Griechen, 2. Aufl. II a, S. 384 f., Siebeck, Geschichte der Psychologie (Gotha 1880) I, 1 S. 195 f.

2) s. J. G. Fichte's Sämmtliche Werke, 8. Bd. (Berlin 1846) S. 97 ff.

3) vgl. Paulsen, Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Wissenschaft, Vierteljahrschrift f. wissensch. Philos. (Lpz. 1876) Bd. I. S. 45 f.

4) s. Windelband, Ueber die Gewißheit der Erkenntniß (Lpz. 1873) S. 41 ff.

5) G. Glogau, Empirismus und Wissenschaftslehre, Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft (Berlin 1882) Bd. XIII S. 359.

6) vgl. J. Bona Meyer, Philosophische Zeitfragen (Bonn 1870) S. 11 f.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Die

Schul-Ueberbürdungsfrage

sachlich beleuchtet.

von

Dr. Heinrich Lacher.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Vorbemerkung.

Da die folgende Arbeit bereits im Frühjahr vorigen Jahres fertiggestellt war, so ist es mir unmöglich gewesen, an die vortreffliche, ebenfalls in den „Zeit- und Streit-Fragen“ (171/172. 1882) veröffentlichte Schrift von H. Keferstein: „Die Verantwortlichkeit der Schule nach Seiten der gesundheitlichen Volksinteressen. (Ein Beitrag zur Frage der Entlastung unserer Jugend)“ Anschluß zu nehmen. Der Leser wird bei einen Vergleiche der beiden Schriften finden, daß die vorliegende einen Theil, und wie ich glaube, den bedeutsamsten, des von Keferstein behandelten Gebietes einer eingehenden Untersuchung unterwirft. Während Keferstein's Abhandlung sich über alle Seiten des Schullebens, die eine die Gesundheit der Jugend gefährdende Wirkung entfalten können, verbreitet: beschäftigt sich diese ausschließlich mit der Frage, auf welchem Wege die an **höheren Knabenschulen bestehende geistige Ueberbürdung** beseitigt werden kann. Ich hoffe, daß die scharfe Beleuchtung dieses beschränkteren Gebietes im Stande sein wird, dem Leser auch nach der Lektüre der Keferstein'schen Schrift eine Reihe von neuen Gesichtspunkten hinsichtlich der Entstehung und Lösung der Ueberbürdungs-Frage zu bieten.

In den letzten Jahren hat eine den öffentlichen Unterricht betreffende Frage das Interesse der gebildeten Kreise in ganz Deutschland in hervorragendem Maße in Anspruch genommen: es ist die Ueberbürdungsfrage. Es giebt kaum ein nennenswertes allgemein-wissenschaftliches Journal, das nicht mehrere Artikel über diese Frage aus mehr oder weniger kompetenter Feder gebracht hätte. In den pädagogischen Fachzeitschriften taucht sie nahezu in jeder Nummer auf. In dieser Ueberbürdungs-Litteratur drängen sich dem kundigen Beobachter zwei Erscheinungen auf, die dem behandelten Gegenstande nicht zum Vortheil gereichen. Einerseits rühren diejenigen Artikel, welche gegen die Ueberbürdung als ein unbestreitbares Faktum ankämpfen, meist von Laien her, die ihre Kompetenz auf weiter nichts als auf die Erfahrungen gründen, die sie selbst einmal als Schüler einer höheren Schule gemacht haben oder an ihren eigenen und fremden Kindern noch machen. Andererseits beschäftigen sich die von Fachmännern ausgehenden Erörterungen zu häufig damit, das Faktum der Ueberbürdung entweder zu bestreiten oder doch herabzumildern. Auf diesem Wege kann nun aber die Sache unmöglich sehr gefördert werden. Die Laien, und speziell die Aerzte sind ja zweifellos kompetent, auf Grund der gesundheitlichen Erscheinungen, welche in ihrer Praxis an einer Reihe von höheren Schülern zu Tage treten, das Faktum der Ueberbürdung festzustellen. Sie können die Symptome des Krankseins nachweisen — sobald sie sich aber daran begeben, die Ursachen der Ueberbürdungs-Krankheit aufzudecken — und ohne die Kenntniß seiner Ursachen ist ja kein Uebel zu heben — machen sie oft die seltsamsten Mißgriffe. Ein

Mißgriff ist es, wenn man die Ueberbürdung allein der Initiative der Regierungen schuld giebt und meint, daß sie durch ein einfaches ministerielles Reskript aus der Welt geschafft werden könnte. Ein ebenso großer Mißgriff ist es — und er kommt sehr häufig vor — wenn man die an den höheren Schulen geübte Unterrichtsmethode dafür verantwortlich macht und so thut, als ob die Lehrer lauter gedankenlose Pedanten wären, die aus dem gewohnten Gleise einer verrotteten Lehrweise nun und nimmer hinauskommen könnten. Und wenn man dann den Vorschlag macht, man müßte an die Stelle der bisherigen Methode eine neue setzen — die meist nur in sehr nebelhaften Umrissen angedeutet wird — so haben wir für dieses Heilverfahren nur ein Lächeln.

Die Ursachen der Ueberbürdung liegen viel tiefer und ihre Beseitigung ist viel schwieriger, als man in vielen dieser Laien-Artikel annimmt, die Ueberbürdung ist eine im Laufe eines halben Jahrhunderts eingewurzelte schwere Krankheit an unserm Unterrichts-, ja an unserm National-Organismus, deren Heilung darum nur eine sehr allmähliche, langwierige sein kann. Am wenigsten wird sie befördert werden durch jene einseitigen, kenntnißlosen Deklamationen und durch die sie begleitenden extravaganten Besserungs-Vorschläge, die ohne Zusammenhang mit der Basis unseres heutigen Unterrichtswesens haltlos in der Luft schweben. Die kulturelle Entwickelung, die Geschichte läßt sich eben nicht zwingen; sie geht nach einem unabänderlichen Naturgesetz langsam vorwärts. Und wenn es einmal wirklich gelingt, das Gebäude einer durch Jahrzehnte, Jahrhunderte des Bestehens gefestigten Einrichtung mit einem Schlage über den Haufen zu werfen, so erhebt es sich in Kurzem von neuem — das lehrt die Geschichte an vielen Beispielen. Denn jenes Gebäude war nicht von ungefähr, durch eine Laune des Schicksals dahin gesetzt worden, wo es stand. Es war vielmehr das Produkt einer langsamen, bewußten Arbeit von Menschengeschlechtern, und eine bestimmte Idee, unter deren Antrieb sie alle arbeiteten, war Baumeister. Stürzt

nun das Gebäude, so stirbt damit nicht der Geist zugleich, der es gebaut; er lebt fort und wirkt von neuem. Gegen das Gesetz der Kausalität kann, wie in der Natur, so in der Geschichte keine Menschenmacht ankämpfen.

Diese Erwägung sollte alle, die sich aus Beruf oder Neigung mit der vorliegenden, nicht allein in das geistige Leben unserer Nation tief einschneidenden Frage beschäftigen, zur Mäßigung und ruhigen Besonnenheit bestimmen. Denn wie wir alle, von welcher Stelle aus wir uns auch an der Kulturarbeit betheiligen, zu dem Zustande des öffentlichen Unterrichts, der die Ueberbürdung des jugendlichen Geistes im Gefolge gehabt hat, mitgewirkt haben, so können wir diesen Zustand auch nur in gemeinsamem, gegenseitig vertrauensvollem Wirken beseitigen.

Was den Verfasser zu den folgenden Ausführungen veranlaßt hat, ist vor allem die Ueberzeugung, daß an der Lösung der Ueberbürdungsfrage zum großen Theile das Glück der deutschen Jugend hängt. Es ist ferner der Gedanke, daß einer, der seine Erfahrungen nicht bloß in seiner Schulzeit, sondern auch in einer längeren Wirksamkeit als Lehrer gesammelt hat, eher als mancher andere berufen ist, die Ursachen des Uebels zu erkennen und ein Urtheil über die Möglichkeit seiner Heilung abzugeben.

Meine Stellung als Schulmann zeichnet mir den Standpunkt, den ich dieser Frage gegenüber einzunehmen habe, vor. Er kann nur ein rein sachlicher sein. Es gilt, einerseits mich von allen Uebertreibungen und ungerechten Anschuldigungen fern zu halten, andererseits das Uebel, wie es thatsächlich besteht, nicht zu verhüllen, nicht zu beschönigen, sondern anzuerkennen. Es gilt dann weiter, diejenigen Vorschläge zu machen, welche, auf das Fundament unseres heutigen Schulwesens sich stützend, die Möglichkeit der Ausführbarkeit in sich tragen. Denn Vorschläge, deren Verwirklichung einen totalen Umsturz unseres gesammten Unterrichts-Systems zur Voraussetzung haben, sind der Natur der Dinge nach unausführbar, nichtig.

Symptome der Ueberbürdung.

Ein ganz untrügliches Symptom dafür, daß die Jugend unserer höheren Schulen mit Arbeiten überlastet ist, ist das noch von keiner Seite bestrittene Faktum, daß der Prozentsatz der Kurzsichtigen mit der Höhe der Klasse zunimmt. Dieses Faktum bezeichnet ja eben, daß der Gesichtssinn durch anhaltendes, über das natürliche Maaß hinausgehendes Arbeiten frühzeitig geschwächt wird. Das nun aber bloß die Augen, und nichts anderes, durch die geistigen Anstrengungen geschwächt werden, wird niemand behaupten wollen: es leidet eben, wie die Augen, das ganze Nervensystem, der ganze Körper[1]).

Ein viel weniger sicheres Symptom sind die geistigen Erkrankungen, die bei Schülern höherer Anstalten oder solchen, die es gewesen sind, auftreten. Nach einem Bericht des Königl. Preußischen statistischen Büreaus in der „Statistischen Korrespondenz" befanden sich im Jahre 1879 unter den 13,365 Geisteskranken der preußischen Irrenhäuser 803 studierte Leute. Es kam also 1 Gelehrter auf 16 Ungelehrte. Das ist gewiß ein starker Prozentsatz, aber er ist nicht beweisend. Denn es ist nicht nachweisbar gewesen, ob die Ueberbürdung mit Schularbeiten die Veranlassung zur Geistesstörung gewesen ist.

Das Gebiet der Geistesstörung wird überhaupt schwerlich beweiskräftig für die Ueberbürdungsfrage zu verwerthen sein. Dagegen wohl eine andere viel unbedeutendere, aber auch um so allgemeiner verbreitete Art geistiger Erkrankung, an der wir fast alle leiden: die Nervosität unserer Zeit[2]). Es wäre gewiß thöricht, wenn man für diese Krankheitserscheinung die Schule allein oder auch nur hervorragend verantwortlich machen wollte. Es ist vielmehr klar, daß die durch zahlreiche, großartige Erfindungen umgestaltete Art unseres heutigen Lebens, das rastlose Ringen und Arbeiten, die ganze Schwere unseres Existenzkampfes die Haupt-

schuld daran trägt. Aber ein gewisser Teil der Schuld fällt auch auf unsere Schulen, insofern sie die Jünglinge nicht mehr frisch in diesen entnervenden Kampf hineinschicken.

Und wie ist es mit den unausgesetzten Klagen der Eltern darüber, daß die in oberen Klassen sitzenden Kinder den ganzen Tag bis zum Schlafengehen arbeiten müssen, Klagen, die nun freilich, seitdem die Ueberbürdungsfrage zur öffentlichen Debatte gestellt ist, mit besonderer Lebhaftigkeit auftreten? Ich bin überzeugt, daß manche dieser Klagen grundlos sind und mitunter dazu dienen sollen, das Söhnchen dem bisherigen Urtheil des Lehrers gegenüber in ein besseres Licht zu stellen. Mir wenigstens sind solche Klagen häufig von Eltern begegnet, deren Söhne, wenn man ihre Anlagen mit ihren Leistungen verglich, sich das Leben unmöglich schwer machen konnten. Vielfach sind auch die Eltern unfähig, über die Art des Arbeitens zu urtheilen, worauf ja ungemein viel ankommt. Wenn z. B. ein Knabe von Natur so unglücklich disponiert ist, daß er auf einen bestimmten Gegenstand seine Aufmerksamkeit niemals längere Zeit und ungetheilt zu richten vermag — eine Erscheinung, die ja allerdings selten ist — so giebt es eine höhere Bildung, die seinen Geistes-Verhältnissen entsprechend gemacht werden könnte, überhaupt nicht. Oder wenn Schüler nicht die gehörige Ausdauer und Energie beim Arbeiten bethätigen, wenn sie öfters ihre Arbeit unterbrechen, um ein halbes Stündchen mit ihren kleineren Geschwistern zu spielen, um ein wenig mit der Laubsäge zu hantieren, um heimlich einen äußerst spannenden Roman zu beendigen, um ihre ermatteten Lebensgeister durch einen neuen Strauß'schen Walzer zu erfrischen — so hat die Schule natürlich nichts damit zu thun, wenn diese nicht durch Schularbeiten, sondern durch Nebenbeschäftigungen überbürdeten Schüler mitunter bis 11 oder 12 Uhr zu arbeiten haben. Alle Klagen aber als unbegründet und übertrieben zurückzuweisen, dazu hat — und davon bin ich ebenfalls fest überzeugt — heutzutage kein Lehrer mehr eine Berechtigung, wenn die eigentlich kompetenten

Beurteiler dieser Seite der Frage, die Aerzte, mit vollkommener Einstimmigkeit erklären, daß der allgemeine Gesundheits-Zustand der höheren Jugend unter der Last der Schularbeiten leidet. Und welcher Lehrer kann auftreten und sagen, daß die geistige Frische und Spannkraft in den oberen Klassen eine derartige ist, wie er sie für seinen Unterricht, für seine eigenen Leistungen wünschen muß?

Ich glaube, wir brauchen uns garnicht nach Symptomen der Ueberbürdung umzusehen, wir brauchen uns nur an das Faktum zu halten, daß ein Schüler oberer Klassen neben einer sechsstündigen Schulzeit zu einer vierstündigen häuslichen Arbeitszeit verpflichtet ist. Eine zehnstündige geistige Arbeit ist für jeden Menschen, besonders aber für einen Menschen im heranwachsenden Alter zuviel. Keine geschäftliche Thätigkeit, die nicht eine rein mechanische, sondern mit geistiger Anstrengung verbunden ist, erstreckt sich über 10 Stunden. Der Kontorist, der Techniker, der Lehrer, der Jurist, ja — ich glaube sogar die Herren Pastoren würden sehr ungehalten sein, wenn ihre Berufsgeschäfte sie täglich 10 Stunden in Anspruch nähmen. Und mit Recht; denn was sollte aus dem Familienleben, aus der Erziehung der Kinder, was aus der wissenschaftlichen Fortbildung der gelehrten Stände, was aus der Arbeitskraft und Berufsfreudigkeit bei einer derartigen Belastung werden? — Sollen wir nun, was uns selbst zuviel wäre, für unsere Kinder für richtig und angemessen halten? Ist etwa ihre Arbeit so besonders leicht, daß eine derartige Dauer derselben ihnen nicht gefährlich werden kann? Keineswegs, sondern im Gegentheil: sie ist *ihnen* viel schwieriger als *uns* unsere immer wiederkehrenden Berufsgeschäfte sind. Ihre Arbeit ist allerdings vorzugsweise rezeptiver Natur, aber diese Art der Rezeptivität ist eine recht anstrengende. Sie sollen, was ihnen in der Schule vorgetragen wird, nicht bloß hören und verstehen, sondern ihrem Wissensschatze womöglich dauernd einverleiben; und um dahin zu gelangen, muß neben einer angespannten Aufmerksamkeit in der Schule die Haupt-

masse der häuslichen Aufgaben eine schwere Gedächtnißarbeit sein. Daneben sind sie aber auch produktiv: die Interpretation eines schwierigen fremdsprachlichen Schriftstellers, die Anfertigung von Exerzitien und Aufsätzen, die Lösung mathematischer Aufgaben ist Produktion.

Wenn man nun dennoch nicht eine zehnstündige Arbeit solcher Natur für einen jungen Menschen für zuviel hält, so finde ich dafür nur eine Erklärung: es ist die Macht der Gewohnheit. Man hat sich daran gewöhnt, die älteren Söhne und Töchter den ganzen Tag arbeiten zu sehen; der höhere Unterricht hat in dieser Form eine Reihe von Jahren bestanden, in deren Verlauf die Ansprüche sämmtlicher Anstalten sich unmerklich, aber fort und fort gesteigert haben; man sieht, daß eine solche Art des Schülerlebens möglich ist, und hält sie schließlich für ganz natürlich — sie ist es ja auch jedenfalls insofern, als sie auf ganz natürlichem Wege zum Faktum geworden ist.

Aber man sehe sich das tägliche Leben eines Primaners einmal genauer an. Der Unterricht schließt um 4 Uhr. Die Schule wünscht, daß die zweistündige Mittagspause nicht zum Arbeiten benutzt werde; sie wünscht ferner, daß dem Beginn der häuslichen Arbeiten ein Spaziergang vorausgehe. Beides ist für die Gesundheit der Schüler durchaus nothwendig, und diejenigen Eltern versündigen sich an dem Wohl ihrer Kinder, die nicht streng darauf halten, daß die Mittagspause eine wirkliche Ruhezeit sei, und daß täglich eine Bewegung in frischer Luft stattfinde. Wird nun dieses gesundheitlich offenbar zuträglichste Tages-Programm eingehalten, dann beginnen die häuslichen Arbeiten etwa um 1/26 und endigen mit Einschluß einer halbstündigen Abendbrodpause um 10. Man kann hier einwenden, das geschehe nur an 4 Tagen wöchentlich, an zweien sei der Nachmittag frei und der Sonntag sei ganz frei. Dem ist entgegenzuhalten, daß in diese freie Zeit zweimaliges Turnen fällt; daß außer den laufenden Arbeiten im Laufe eines Monats 3 größere Arbeiten zu liefern sind — im Gymnasium

ein deutscher, ein lateinischer, ein mathematischer Aufsatz, in der Realschule ein deutscher, ein französischer[3]) und ein mathematischer Aufsatz; daß außerdem neben der unerläßlichen deutschen Lektüre noch eine bestimmte Summe fremdsprachlicher Privat-Lektüre gefordert wird. Wir wissen alle aus eigner Erfahrung, wie oft wir den Sonntag zur Anfertigung der Aufsätze verwandt haben.

Wir fragen nun: ist dieses dasjenige Leben, welches den Ansprüchen des herrlichen, nie wiederkehrenden Jünglings-Alters gerecht wird — jenes Alters, in dem alle inneren Kräfte die Schwingen regen und nach Entfaltung streben? Sind die von der Schule ausgehenden Anregungen die einzigen, die diesem Alter dienlich sind? — Gewiß nicht; denn der Jüngling soll nicht für einen gelehrten Beruf allein, sondern für das Leben erzogen werden. In einem solchen Leben aber kommt kaum die Familie zu ihrem Recht, das sie doch offenbar an jedem der Ihrigen hat, geschweige die Gesellschaft. Und es ist doch thatsächlich nothwendig, daß die jungen Leute feine Geselligkeit kennen lernen, daß sie Besuche machen und empfangen, daß sie Theater und Konzerte besuchen. Es ist doch auch in einer liberalen Erziehung wünschenswerth, daß spezielle Anlagen, z. B. die musikalische, ausgebildet werden. Es ist für die männliche Entwickelung durchaus erforderlich, daß der Körper gekräftigt, der Muth entwickelt werde durch den Sport. Es ist jedenfalls eine defektive Erziehung, die den jungen Leuten nicht die Zeit gewährt, um schwimmen, tanzen, fechten, wenn möglich auch reiten zu lernen; die sie verhindert, durch Gymnastik, Rudern, Schlittschuhlaufen ihre Kraft zu stählen. — Und im Sommer! Wo bleibt das Schweifen in Wald und Flur, das die Sinne erfrischt und das Herz fröhlich macht? Wie sollen sie die Schönheit und Zaubermacht unserer herrlichen Mutter Erde kennen lernen, die mit einem Lächeln allen Schmerz zu lindern, alle pessimistischen Grillen zu verscheuchen vermag, die uns im Alter jung zu bleiben lehrt? — Wo bleibt der Naturgenuß?

Die Schule **darf** die Befriedigung all dieser natürlichen, ge-

rechten Ansprüche nicht verhindern, und sie kann es auch nicht trotz der 10 stündigen Arbeitszeit. Freilich kann die Befriedigung immer nur eine kümmerliche sein und nicht stattfinden ohne eine Kollision mit den Schulpflichten. Denn mit diesen ist ja jede Stunde des Tages besetzt, und besucht der Schüler eine Gesellschaft, macht er eine Vergnügungs-Tour, so muß die Nacht zu Hilfe genommen werden, um die verlorene Zeit einzubringen, oder die Arbeiten werden ganz flüchtig, vielleicht garnicht gemacht. Das ist der große Uebelstand des herrschenden Systems, daß die Schulpflichten mit den anderen Forderungen einer guten Erziehung kollidieren.

Die Folgen, welche dieses Verhältniß für die Schüler hat, sind natürlich keine glücklichen. Der treue Arbeiter, die nicht robuste Natur leidet körperlich und seelisch darunter. Der Leichtfertige hat Gelegenheit, diesen Fehler auszubilden: er prangt in fremden Federn, mit denen er geschickt seine Blößen verdeckt, er lernt, sich durchzuwinden. Die Luft und Liebe zur Arbeit, die Freude an der Pflichterfüllung kann durch dieses Verhältniß auch nicht groß gezogen werden. Den Schüler beherrscht in Arbeit und Genuß eine fieberhafte Hast, die die Arbeit entwerthet, die Freude verkümmert; es bemächtigt sich seiner die ganze nervöse Ruhelosigkeit unserer Zeit, die er weiß Gott! früh genug kennen lernt, wenn er einmal mitten im Leben steht.

So kann ich denn in meiner persönlichen Ueberzeugung nicht umhin, denen Recht zu geben, welche in einer längeren Fortdauer dieser Zustände eine Schwächung der besten Kräfte unseres Volkes, eine nationale Gefahr erblicken; die eine Verringerung der Ansprüche, welche die heutige höhere Erziehung an die Geistes- und Körperkraft der Schüler stellt, für eine der dringensten Aufgaben unserer Zeit halten.

Ursachen der Ueberbürdung.

Ich habe oben gesagt, für diejenigen Laien-Artikel, welche die Ursache der Ueberbürdung in der an den höheren Schulen angewandten **Methode** sehen und eine Heilung des Uebels von der Einführung einer neuen Methode erwarten, hätten wir Lehrer nur ein Lächeln. Denken wir uns einmal, ein Laie stellte an einen Arzt die Forderung, er sollte von nun ab die Cholera nach einem Verfahren behandeln, das sie auch wirklich in allen Fällen heilte — so würden wir einen solchen Menschen für einen kindischen Ignoranten halten. Nun, das an uns Lehrer gestellte Ansinnen, wir möchten unsere Methode mit Beginn des nächsten Schuljahres in der Weise ändern, daß die Kinder die bisherige Summe des Wissens mit weit geringerer Arbeit erreichten, ist von ganz derselben Qualität.

Wie die Therapeutik die praktische Verwerthung der von der Wissenschaft der Medizin entdeckten Wahrheiten ist, wie sie sich nicht von heute auf morgen ändern, sondern nur allmählich in vollständiger Abhängigkeit von den Fortschritten jener Wissenschaft sich vervollkommnen kann: so ist die in den Schulen geübte Methode weiter nichts als die in Praxis umgesetzte Theorie der Wissenschaft der Pädagogik. Die Pädagogik aber führt dasselbe selbständige Leben, sie unterliegt denselben Gesetzen der Freiheit und Beschränkung, wie jede andere Wissenschaft: sie ist unendlich vervollkommnungsfähig, aber doch zu jeder bestimmten Zeit in gewisse Grenzen eingeschränkt, die sie später einmal überschreiten wird, über die sie aber vor der Hand nicht hinauskann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die pädagogischen Anschauungen nach hundert Jahren ganz andere sein werden als heute. Es ist auch sehr möglich, daß die Unterrichtsmethode nach Jahrzehnten schon, vielleicht in Folge von bedeutend vervollkommneten Unterrichtsmitteln, eine bessere sein wird als die heutige, eine Methode, die mit weniger

Kraft- und Zeitaufwand zum Ziele führt. Jedenfalls aber wird man sich nach dieser Richtung hin keinen überschwänglichen Hoffnungen hingeben dürfen: denn die Erreichung eines bestimmten Unterrichtszieles wird immer nur durch die Bewältigung einer gewissen Arbeitslast zu bewerkstelligen sein; und die Masse dieser Arbeitslast wird immer nur zu einem geringen Theile von der angewandten Methode, vorzugsweise aber von der Weite des gesteckten Zieles bestimmt werden. Sicher ist, daß wir nicht heute einer sehr unvollkommenen Methode folgen, und morgen eine höchst vollkommene an ihre Stelle setzen können.

Diese Deklamationen gegen die Methode könnten nur dann einen Sinn haben, wenn der höhere Unterricht in einer althergebrachten Form erstarrt wäre; wenn an der Verbesserung der Methode seit langer Zeit nicht gearbeitet worden wäre, das ist aber durchaus nicht der Fall, in diesem ganzen Jahrhundert ist niemals eine derartige Stagnation eingetreten, die Unterrichts-Methode hat vielmehr gewaltige Fortschritte gemacht, und gerade in jetziger Zeit ist das Arbeiten an der Methodik außerordentlich rege.

Wenn einmal die Angriffe auf die Methode aus ihrer verschwommenen Allgemeinheit sich zu einer bestimmten Formulierung verdichten, so richten sie sich gewöhnlich gegen den Sprachunterricht, der nicht formal-grammatisch, sondern empirisch betrieben werden sollte, auf dem empierisch-mechanischen Wege könnte man in kürzerer Zeit mehr erreichen. Und es sind ja allerdings sogar in Fachzeitschriften Vorschläge gemacht worden, die Grammatik ganz bei Seite zu lassen, gleich mit der Lektüre und Uebersetzung eines fremdsprachlichen Schriftstellers und daran geknüpften Sprechübungen zu beginnen, und erst später, wenn die Schüler die Sprache — beherrschten! ja, so stand's geschrieben, in der Schule beherrschten! — einen summarischen Ueberblick über die grammatischen Gesetze zu geben — so also, möchten wir hinzufügen, den rohen, äußerlichen französischen und englischen Anstrich mit einer dünnen Schicht wissenschaftlichen Firnisses zu verdecken. —

Glückliche Methode, bei der alle häuslichen Vorbereitungs- und Uebungsarbeiten wegfallen können! — —

Nun, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen wir allerdings zugeben, daß in einzelnen Fällen noch heute, mehr aber vor zehn oder zwanzig Jahren, die grammatische Seite des Sprachunterrichts in ungebührlicher Weise in den Vordergrund getreten ist auf Kosten der Lektüre, des geistigen Gehalts der Litteratur-Produkte, daß also das untergeordnetere Ziel zum Hauptziel gemacht worden ist — woraus aber keineswegs folgt, daß ein vorzugsweise auf grammatische Schulung bedachter Lehrer die Schüler mehr mit Arbeiten belasten müßte als ein in dieser Beziehung einsichtigerer. Wir wollen auch zugeben, daß auf dem empirisch-mechanischen Wege quantitativ mehr gelesen werden könnte, daß die Schüler eine größere Parlier-Fertigkeit erreichen könnten, als es jetzt auf unseren höheren Schulen geschieht. Daß sie aber mit dieser Methode in den Stand gesetzt werden könnten, einen Monolog von Sophokles oder Shakespeare der poetischen Intention nach bis ins Einzelne zu erfassen und wiederzugeben, in die Tiefe eines philosophischen Gedankens einzudringen oder gar den Gedankenbau eines platonischen Dialogs nachzubilden — daß überhaupt so gebildete Schüler einmal befähigt sein sollten, gerade die höchsten Leistungen des Menschengeistes mit aller ihnen innewohnenden, gedankenzeugenden Kraft auf sich wirken zu lassen, muß durchaus bestritten werden. Diese Fähigkeit kann nur entwickelt werden durch die formale Methode, die den oberflächlichen flüchtigen Geist der Jugend immerfort mit Strenge auf die Form und Bedeutung des Wortes herniederhält, was ohne grammatische Schulung unmöglich ist. — Auf jenem Wege wird den Schülern das oberflächliche Verständniß von Schriften eines gewissen Niveaus angewöhnt, ebenso wie ihnen durch rein mechanische Sprechübungen ohne grammatische Basis das Parlieren angewöhnt wird. Und dabei wollen wir nicht vergessen, daß ein Kellner, der auf demselben mechanischen Wege das Französische

in Frankreich sich angewöhnt, nach einem oder zwei Jahren sehr viel weiter darin kommen wird als der Schüler einer höheren Anstalt nach neun. Dagegen werden sie geistig durch die so erworbene Fertigkeit, der Primaner wie der Kellner, gleich wenig gewonnen haben. — Wir wollen hoffen, daß die grammatisch-formale Methode nie aus unseren höheren Schulen verdrängt werden wird. Denn man darf sagen: Das, was den Mann höherer Bildung in der Art des Auffassens, Denkens und der geistigen Äußerung von dem weniger Gebildeten unterscheidet; das, was unser Volk zu dem wissenschaftlich leistungsfähigsten der Welt gemacht hat, verdanken wir zu einem großen Theile der formalen Sprachbildung.

Ebenso ungerecht, wie es ist, die Ursachen der Ueberbürdung in der angewandten Methode zu suchen, ebenso gedankenlos ist es sie der Ungeschicklichkeit einzelner Lehrer zuzuschreiben, auf welche in manchen Artikeln ein in der That ungebührliches Gewicht gelegt wird.

Es muß ja gewiß zugegeben werden, daß die von der Universität frisch eintretenden Lehrkräfte nicht sofort Meister ihres Faches sind, daß jüngere Lehrer manches als häusliche Aufgabe stellen, was erfahrenere in der Schule abmachen würden. Daß aber dieser Uebelstand in einer die gesammte Jugend wirklich bedrückenden Weise auftreten könnte, muß durchaus bestritten werden. Gerade auf die jüngeren Lehrer richtet sich die Haupt-Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten, sie können am wenigsten thun, was sie wollen, und würden selbst den größten Schaden davon haben, wenn sie längere Zeit bei einem verkehrten System beharren sollten.

Es muß auch zugegeben werden, daß andere, ebenfalls meist jüngere Lehrer, das falsche Streben haben mögen, etwas ganz Besonders zu leisten, was sie dann, ebenso rücksichtslos gegen die beschränkte Kraft ihrer Zöglinge wie gegen die berechtigten Ansprüche ihrer Kollegen, durch gehäufte häusliche Aufgaben zu erreichen suchen. Man hat aber gewiß eine viel zu geringe und

gänzlich falsche Meinung von unserem Stande, wenn man glauben sollte, daß diese allerdings verderbliche Streberei häufig aufträte, daß es viele Dirigenten gäbe, die sie nicht bemerkten, oder gar wissentlich gewähren ließen. Wenn es Lehrer giebt, die ihre Schüler statt der gewöhnlichen 30 bis 40 Vokabeln 100 lernen lassen, die nicht ein, sondern zwei wöchentliche Exerzitien von ihnen verlangen, und denen ihr Avancementseifer thatsächlich die Ausdauer giebt, diese Masse öder Korrekturen zu bewältigen — so gehören diese Fälle in die Kategorie einzelner Ausschreitungen, wie sie in jedem Stande vorkommen und einem einzelnen nicht zur Last fallen können.

Es scheint fast, als ob jener Falk'sche Erlaß, der sich vorzugsweise gegen solche Art der Ueberbürdung richtete, wie sie von Lehrern ausgehen kann, dem Publikum die Meinung beigebracht hätte, daß solche Fälle häufig vorkämen. Der Erlaß hat übrigens die sehr segensreiche Wirkung gehabt, daß man Mittel gefunden hat, solche Vorkommnisse nahezu unmöglich zu machen. Es ist nämlich an vielen Schulen die Einrichtung getroffen worden, daß die vorgeschriebene Arbeitszeit auf die einzelnen Lektionen vertheilt wird, sodaß also jeder Lehrer für jede einzelne Stunde eine Maximal-Arbeitszeit hat, die er nicht überschreiten darf. Er muß nun im Klassenbuch neben der Aufgabe die Zeit, welche die Anfertigung derselben voraussichtlich in Anspruch nehmen wird, notieren, und der Ordinarius hat die Kontrolle darüber, daß die für jede Klasse ausgesetzte tägliche Arbeitszeit nicht überschritten wird. Diese sehr nützliche Einrichtung beweist, wie streng gegenwärtig in den Schulen darauf gesehen wird, daß die Schüler mit häuslichen Arbeiten nicht über das vorgeschriebene Maß belastet werden.

Gegen eine dritte mögliche Art der Zuvielleistung, die allerdings ganz vereinzelt ist, richtet sich der Erlaß des preußischen Kultus-Ministeriums vom vorigen Jahre. Es heißt darin (Lehrpläne für die höheren Schulen. Berlin W. Hertz. 1882 S. 6): „Bei den

lateinlosen höheren Bürgerschulen ist hier und da das Streben nach einer Steigerung der Lehrziele ersichtlich geworden; diesen an sich aus schätzbaren Motiven hervorgehenden Bestrebungen muß vorgebeugt werden." Wir können diesen Theil des Erlasses — neben anderen — alle mit Freuden begrüßen. Denn da ja allseitig feststeht, daß die gesetzlichen Anforderungen an die Schulen bereits das äußerste Maß des Ausführbaren erreicht haben, so ist es ein großer Mißbrauch, über diese noch hinauszugehen.

Auch das Fachlehrerthum oder Spezialistenthum der Lehrer erkennt die Cirkularverfügung vom 31. März 1882 als Ursache einer wirklichen Ueberbürdung an — in einzelnen Fällen. Besonders jüngere Lehrer, die von der Universität in die Schulstube treten, können leicht in die Versuchung gerathen, den Schülern von ihren dort erworbenen Spezialkenntnissen mehr mitzutheilen, als sie verdauen können; und wenn dann die Stunde damit verbracht wird, bei Gelegenheit der griechischen Grammatik die Sanskrit-Stämme durch ältere und neuere Sprachen zu verfolgen, die Entstehung der neufranzösischen Formen aus dem Lateinischen durch das Medium des Altfranzösischen darzulegen, eine eingehende Darstellung der Resultate prähistorischer Forschung zu geben, so würden gehäufte häusliche Aufgaben die in der Schule verlorene Zeit wieder einbringen müssen. Daß aber solche pädagogischen Abwege heute von der Mehrzahl der Lehrer beschritten werden, können nur Laien glauben, die nicht wissen, daß für jede Klasse in jedem Fache der Lernstoff ganz genau vorgeschrieben ist und daß solche Ausschreitungen, sobald sie dem Dirigenten zu Ohren kommen, sofort unterdrückt werden. Es ist ein großes Unrecht, wenn man auf Grund einzelner derartiger Vorkommnisse dem gesammten höheren Lehrerstande den pädagogischen Takt absprechen will. Im Uebrigen — und das mögen die Eiferer gegen das Spezialistenthum der Lehrer in jener Cirkularverfügung auch nachlesen — kann detaillierteste Fachkenntniß des Lehrers nur den

Vortheil haben, dem Schüler die Lernaufgabe möglichst zu erleichtern.

Von derjenigen Seite, welche eine bestehende Ueberbürdung nicht anerkennen will, wird die Ursache der betreffenden Klagen vielfach in dem Faktum gefunden, daß eine Anzahl von Knaben die höheren Schulen besuchen, deren **Anlagen** zu der Bewältigung der ihnen gestellten Aufgabe keineswegs ausreichen, die also gar nicht in diese Schulen hineingehören. Das Faktum ist nicht zu bestreiten; aber ich fürchte, daß unser höheres Schulwesen immer damit zu rechnen haben wird, so lange die gegenwärtige Vielgestaltigkeit der Unterrichtsziele und der an sie geknüpften Berechtigungen herrschend ist. Denn man wird es den Eltern, die ja meist außer Stande sind, die wissenschaftliche Befähigung ihres Knaben zu beurtheilen, schwerlich verwehren können, denselben in diejenige Schule zu schicken, welche die meisten Vortheile für seine Zukunft zu bieten scheint — und das ist ohne Zweifel das Gymnasium. Seine Ueberfüllung hat wohl nur diesen Grund. Es scheint uns daher ein bedeutender Schritt zur Abstellung dieses Uebelstandes zu sein, wenn man dem Realgymnasium eine erweiterte Universitäts-Berechtigung gewährte und damit für Knaben, die voraussichtlich nicht klassische Philologie studieren werden, die Nöthigung, dennoch das Gymnasium zu besuchen, beseitigte. Das Gymnasium würde dadurch einen großen Theil der Schüler verlieren, die für dieses Ballast, für die Realschule treffliches Material sind[4]).

Aber das Faktum der ungenügenden Begabung vieler Schüler kann unmöglich für ausreichend erachtet werden, um die allgemeine Klage über Ueberbürdung der Jugend erschöpfend zu erklären. Dann müßten ja nur die Schüler der Gymnasien und Realgymnasium davon betroffen werden; man hört diese Klagen aber über alle Schulen, auch über höhere Töchterschulen. Ich habe deshalb bei der Darstellung der Ueberbürdung absichtlich das Bei-

spiel eines Gymnasial- oder Realschul-Primaners gewählt, weil ja hier die unzureichende Begabung nicht mehr in Betracht kommen kann. Der Ballast wird ja schon in der Sekunda über Bord geworfen, in der Prima ist der Prozentsatz derer, die zum Studium durchaus nicht befähigt sind, naturgemäß verschwindend. Die Ueberbürdung beruht eben keineswegs in der persönlichen Unfähigkeit mancher Schüler, sondern in dem Faktum, daß der befähigte Schüler höherer Schulen auf unteren Klassen 7—8 Stunden, auf mittleren 8—9, und auf oberen bis 10 Stunden täglich zu arbeiten hat.

Dafür aber, daß diese Ueberbürdung zu Stande gekommen ist, sind nicht die Lehrer, nicht die Methode, nicht die Unterrichtsbehörde einseitig verantwortlich zu machen; wir Alle, die wir uns zu den gebildeten Klassen rechnen und uns ein Urtheil über Werth und Zweckmäßigkeit der Bildung erlauben dürfen, sei es nun daß wir als Laien in Wort oder Schrift über vorzunehmende Reformen des höheren Unterrichts unsere Ansicht geäußert, sei es daß wir als Lehrer zeitgemäß scheinende Forderungen zur Hebung unserer Schulen aufgestellt haben, sei es endlich, daß wir als Unterrichtsbehörden die Forderungen des gebildeten Publikums als berechtigt erkannt und erfüllt haben — wir alle haben dazu mitgewirkt.

Es scheint mir gleich ungerechtfertigt, wenn einerseits die Laien ihre Vorwürfe gegen die Vertreter des höheren Schulwesens richten, andrerseits die letzteren durch ihre Stellung sich verpflichtet fühlen, die Form der Entwickelung, zu der das Schulwesen gegenwärtig gelangt ist, unter allen Umständen zu vertreten. Wir haben eben alle eine gemeinsame Adresse, an die wir unsere Vorwürfe richten mögen: das ist der **Zeitgeist**, der freilich unser aller eigner Geist ist.

Der Zustand der Hypertrophie, in welchem sich das heutige höhere Bildungswesen befindet, ist hervorgerufen worden durch die Entstehung einer neuen Art der höheren Bildung neben der althergebrachten, durch den Kampf dieser beiden Bildungsarten und durch ihren Wetteifer, sich an Leistungen zu überbieten. Weil zu den alten Bildungselementen eine Menge neuer hinzutraten, ohne daß der Umfang und die Bedeutung jener wesentlich beschränkt worden wäre, so mußte als nothwendiges Resultat dieses Prozesses die Ueberlastung der höheren Schuljugend mit Arbeiten eintreten.

Machen wir uns den Gang der Entwickelung in kurzem klar! — Daß das alte Gymnasium, die absolute Philologenschule, mit beschränktem mathematischen, ohne naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Unterricht an Ueberbürdung gelitten haben sollte, ist undenkbar. Die beiden klassischen Sprachen, deren Kenntniß früher für eine ausreichende Vorbildung zu sämmtlichen gelehrten Studien galt und es auch war, erhielten im Anfang dieses Jahrhunderts zwei gefährliche Rivalen in den frisch und mächtig aufblühenden Disziplinen der neusprachlichen Philologie und der Naturwissenschaft. Nachdem der Beweis geliefert war, daß die modernen Sprachen nicht bloß sprachmeisterlich, sondern auch philologisch, wissenschaftlich behandelt werden konnten, stellte sich für die Schule, welche die Bildung der geistig und gesellschaftlich höchststehenden Kreise zur Aufgabe hatte, naturgemäß das Bedürfniß ein, wenigstens eine dieser Sprachen in ihren Lehrplan aufzunehmen: es war das Französische. Die reißende Entwickelung der exakten Wissenschaften ließ es ferner zeitgemäß erscheinen, dem mathematischen Unterricht einen größeren Spielraum zu geben. Als nun im Laufe der Zeit die Naturwissenschaften zeigten, daß sie im Stande waren, mit ihren Entdeckungen und Erfindungen die Welt umzugestalten, der Kultur einen gewaltigen Stoß vorwärts zu geben, wäre es unthunlich gewesen, dieselben von dem

Lehrplan der vornehmsten Bildungsanstalt vollständig auszuschließen: so fanden die beschreibenden Naturwissenschaften, die Physik und selbst die Chemie, freilich in sehr beschränktem Maße, Aufnahme. Und schließlich ist auch die englische Sprache nicht ganz vergessen worden. An einzelnen Gymnasien — in Hannover an allen — wird sie obligatorisch gelehrt. Wäre nun der Zeitgeist im Laufe dieser Entwickelung fähig gewesen, in sich zu gehen, so hätte er sich fragen müssen, was aus einer solchen Häufung des Unterrichtsstoffes endlich werden sollte. Die große Masse der Gebildeten glaubte aber ganz naiverweise, daß diese mannigfachen Gegenstände nöthig zu wissen wären und daß sie deshalb — ein recht seltsamer Schluß! — auch alle von der Jugend gelernt werden müßten. Und in dem letzten Jahrzehnt[5]) erst fängt man allmählich an einzusehen, daß wir auf diesem Wege an der Grenze des Unmöglichen angelangt sind.

Diese Entwickelung der Gymnasien ging nun Hand in Hand und wurde wesentlich beschleunigt durch die Entwickelung der Realschulen, welche diese neuen mit dem wirklichen Leben im engen Zusammenhange stehenden Disziplinen zum Mittelpunkte ihres Unterrichts machten. Daß diese Art von Schulen dem gebildeten Bürgerstande in hohem Grade zusagten — die ursprünglichen höheren Bürgerschulen sind fast alle von den Kommunen gegründet — war nicht zu verwunderu. Aber man erkannte bald, daß diesen Disziplinen ein höherer Bildungsgehalt innewohnte, als er für die Bedürfnisse der gewerblichen Klassen allein ausreichend ist; daß die auf die neueren Sprachen und Naturwissenschaften basierende Bildung nicht als eine niedere zu betrachten, sondern jener älteren gleichberechtigt an die Seite zu stellen sei. Freilich hätte die Realschule nach der Meinung der auf Gymnasien gebildeten gelehrten Stände nie zu dieser Stellung gelangen können, wenn sie nicht wenigstens *eine* ältere Sprache in ihren Lehrplan aufnahm. So wurde denn in der 1859er Organisation der preußi-

schen Realschulen das Latein zu einem ihrer Hauptfächer gemacht. Nur mit diesem klassischen Elemente glaubte man und glaubt man heute noch, daß sie im Stande sein kann, für gelehrte Studien vorzubereiten. Auch in dieser Organisation ist die Frage nach dem, was nützlich und wünschenswerth ist, maßgebender gewesen als die Frage nach dem, was möglich ist.

Und fasse man einmal den Wetteifer dieser beiden Schularten, den Stolz beider Anstalten auf ihre spezielle Bildung und die aus diesem Verhältniß entspringenden Folgen ins Auge. Das Gymnasium blickt auf eine lange, glänzende Vergangenheit zurück, der Werth seiner Bildung ist erprobt; es kann den Gedanken nicht fassen, daß sie jemals durch eine andere ersetzt werden könnte: die alte klassische Bildung soll in ihm in voller Macht und Bedeutung fortbestehen. Aber es *kann* sich dem Zeitgeiste nicht verschließen, der dringend auch neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Unterricht verlangt, und es *will* auch nicht diese Gebiete exklusiv der gefährlich emporkeimenden Realschule als etwas ihr ganz Eigenthümliches, als einen offenbaren Vortheil überlassen. Das Gymnasium vermißt sich, auf diesen Gebieten auch etwas zu leisten, während die alte Unterrichts-Basis unangetastet bleibt. — Noch heute wird ja der Gedanke, diese zu beschränken[6]), von einem Theil der Gymnasial-Pädagogen aufs lebhafteste bekämpft. — Es bescheidet sich nicht einmal bei der Aufnahme des Französischen und Englischen, die Schüler bloß in das Verständniß der betreffenden Litteraturwerke einzuführen; es überträgt die an den alten Sprachen geübte philologische Behandlungsweise auf die neueren und verlangt bei einer sehr geringen Stundenzahl von seinen Schülern auch in diesen selbständige philologische Leistungen. Das ist relativ — im Hinblick auf die ursprünglichen Leistungen der Gymnasien — eine gewaltige *Mehrbelastung*, absolut — *Ueberbürdung*.

Und die aus unserm Volksgeist heraus erzeugte neue Bil-

bungsform, die sich ihre Gleichberechtigung mit der alten erringen will, wohin wird sie gebracht durch dieses Verhalten der Gymnasien? — Die Realschule übernimmt zunächst die erprobte philologische Behandlungsweise für beide neueren Sprachen — wie könnte sie anders, wenn sie nicht weit hinter dem Gymnasium zurückbleiben will — sie erweitert den mathematischen Unterricht, sie gewährt eine vortreffliche naturwissenschaftliche Bildung; sie muß, um mit dem Gymnasium konkurriren zu können, auch das Lateinische aufnehmen, natürlich — wenn überhaupt an ihrem lateinischen Unterricht ein gutes Haar gelassen werden soll — mit philologischer Behandlungsweise. Das Lateinische absorbierte in dem 9jährigen Realschul-Kursus 1800 Schulstunden, nach der neuesten Reform sogar 2160, d. h. etwa den 5. Theil der gesammten Unterrichtszeit. Scharen ihrer Anhänger seufzen darüber, aber es ist nicht zu ändern, sie muß das alles auf sich nehmen; sie steht im Vordertreffen des Kampfes der beiden Bildungsarten, sie muß schwer gewaffnet sein, sie kann anders Erfolge nicht erringen. — Und wieder ist das im Hinblick auf die alten höheren Bürgerschulen relativ gewaltige Mehrbelastung, absolut Ueberbürdung.

Und diese Zustände sind nicht von eifersüchtigen Lehrern und Direktoren, nicht von den Unterrichtsbehörden hervorgerufen, sie sind begründet in unser aller Anschauung über höhere Bildungsverhältnisse. Wer will denn das Gymnasium für eine den modernen Ansprüchen gerecht werdende Bildungsanstalt halten mit beschränkterem mathematischen, ohne französischen und ohne wenigstens jenen Anflug von naturwissenschaftlichem Unterricht? — Niemand. — Wer will denn die Realschulen heutzutage für fähig erklären, für Universitätsstudien vorzubereiten ohne das Lateinische? — Ich fürchte, die Leute mit dieser Anschauung sind bedeutend in der Minorität. — Wer aber hält es von diesen letzteren für möglich, daß die Realschule heutzutage ihre Universitäts-Berechtigun-

gen bewahren und neue erringen könnte ohne Latein? — Sicherlich Niemand. — Die größere Masse der Gebildeten hängt noch an der alten Bildungsform, aus keinem anderen Grunde, als weil sie diese kennen, die neue nur zu kennen vermeinen. Eine große Masse verehrt die neue Form, ohne sich von der alten radikal trennen zu können; sie wollen das Realgymnasium, wie es ist. Und nur eine geringe Minorität ist ausschließlich, rein und ganz begeistert von der neuen Bildungsform, wie sie zur prägnanten Darstellung gekommen ist in den Realschulen ohne Latein mit neunjährigem Kursus. — So ungünstig sind die Meinungen heute noch getheilt.

Und wie thatsächlich die Hitze des Kampfes diese enormen Wissensrüstungen, dieses Starren in Geisteswaffen verursacht hat, so wird der Beginn normaler Verhältnisse auch erst eintreten können mit dem Friedensschlusse, d. h. mit der Gleichberechtigung beider Bildungsarten. Ist sie endlich erfolgt, dann werden beide Anstalten abrüsten, das Zuviel, das Hinderliche, oder sagen wir mit einem Envogue-Ausdruck, das „Stillose" entfernen können, ohne ein Triumphgeschrei von gegnerischer Seite befürchten zu dürfen.

Ohne eine fortgesetzte, direkte Mitwirkung des Zeitgeistes — gegen ihn — hätte eine solche, keineswegs glückliche Entwickelung garnicht Platz greifen können. — Wir leben in einer Blüthezeit der Wissenschaften; in keinem Jahrhunderte, auch nicht im sechzehnten, haben sie so ungemessene Erfolge fast auf jedem Gebiete zu verzeichnen wie in dem unsrigen. Der Niedrigste der Sterblichen ist heute von dem materiellen Werthe des Wissens überzeugt; jeder strebt, für sich und die Seinigen soviel davon zu erhaschen, als ihm seine Kräfte zu erreichen gestatten. Die Schulen sollten diesen allseitigen Wissensdrang befriedigen; sie hätten diesem Geiste der Zeit, selbst wenn sie nicht selbst unter seiner Herrschaft gestanden hätten, garnicht widerstehen können.

Von ihnen wurde geradezu alles verlangt. Was hat man nicht für — mitunter geradezu unsinnige — Forderungen an den höheren Unterricht gestellt: er sollte Gesetzeskunde verbreiten, er sollte die Anfangsgründe der Staatslehre beibringen, er sollte nicht bloß persönliche Wirthschaftslehre, sondern Nationalökonomie lehren, er sollte womöglich den ganzen „gesunden und kranken" Bock den Schülern als geistiges Eigenthum mit auf den Lebensweg geben; ja ich habe mit meinen eigenen Augen einen Passus gelesen, in dem von den Töchterschulen verlangt wurde, daß sie die größeren Schülerinnen in der Pflege und Behandlung kleiner Kinder praktisch unterrichten und sie so zu tüchtigen Müttern ausbilden sollten. — Nun, das sind doch wohl Symptome eines geradezu krankhaften Bildungsstrebens. Der uralte gesunde pädagogische Grundsatz — wenn man viel lernen wolle, müsse man nicht vielerlei auf einmal lernen; denn das wäre eben wenig — ist seit langer Zeit außer Gebrauch gesetzt worden. Das kranke Vielerlei überwuchert das gesunde Viel überall.

Diese Wahrheit ist ebenso wenig allgemein verkannt als sie neu ist. Sie hat nur kürzlich an einer hervorragenden und maßgebenden Stelle einen vortrefflichen Ausdruck erhalten. „In früherer Zeit", sagt der sächsische Kultusminister, Herr von Gerber, in der Kammersitzung vom 11. Januar 1882, „betrachtete man die Bildung auf dem Gymnasium als eine einfache wissenschaftliche Vorbereitung, zu dem Zweck, die allgemeine geistige Befähigung zu entwickeln, damit der junge Mann dann, wenn er zur Universität übertrat, fähig wäre, nunmehr sein Fachstudium zu ergreifen. .... Ich glaube, daß in dieser Beziehung ein Umschwung der Ansichten eingetreten ist; so wie ich die Dinge beurtheile, hat man die Meinung, daß man vom Lernen aus dem Leben nichts mehr erwarten, daß vielmehr die Schule schon alles bringen solle. Die Schule soll alles antizipieren; was der Mensch irgend einmal wissen, was er irgend einmal lernen muß, soll er schon in

der Schule lernen, womöglich soll man aus der Universität schon als fertiger Regierungsrath heraustreten, mit einem Wort, als ein fertiger Mann, der nichts mehr zu lernen hat. . . . . Auch auf den Gymnasien hat man, wie ich glaube, sich vielfach falschen Vorstelluugen hingegeben, als sollte das Ziel derselben sein, eine ganz fertige allgemeine Bildung zu geben. Eine fertige allgemeine Bildung ist da noch nicht zu erreichen; viele Menschen erreichen sie niemals im Leben; aber wer sie erreicht, der wird auch sagen, daß das beste, was er hat, erst später durch das Lernen im Leben erworben worden ist[7])".

Das Beste, was wir gegen die Ueberbürdung zunächst thun können, ist, daß wir alle die verderbliche Richtung des Zeitgeistes, die zu diesen ungesunden Verhältnissen geführt hat, einsehen; Die Heilung wird dann allmählich wie von selbst eintreten. Denn es kommt ja nur darauf an, daß wir alle geneigt sind, den Mißbrauch einer 8- bis 10stündigen täglichen Arbeitszeit für Knaben und Jünglinge abzustellen; so müssen sich die Mittel dazu finden lassen. Und wahrlich! es ist Zeit, daß hierin etwas Durchgreifendes geschieht: Die Kosten dieses Zustandes zahlt unsere Jugend, und das ist die Zukunft unseres Vaterlandes.

Mittel gegen die Ueberbürdung.

Ich komme nun zum schwierigsten Theile dieser Arbeit: es gilt jetzt, Mittel zu finden, ausführbare, wirksame Mittel, die dem Uebel steuern.

Dier erste Bedingung des Erfolges ist hier, daß wir das im vorigen Abschnitte geschilderte Uebergangsstadium in der Entwickelung unseres höheren Schulwesens, in dem wir die hauptsächliche Ursache der Ueberbürdung erkannt haben, in seiner historischen Berechtigung als Thatsache anerkennen, und daß demgemäß alle

zu machenden Besserungsvorschläge sich direkt auf dem Fundament dieser Thatsache aufbauen. Ich halte daher Vorschläge, wie sie gemacht worden sind, die alten Sprachen aus den Lehrplänen zu streichen, d. h. also das Gymnasium abzuschaffen, für praktisch werthlos. Das Gymnasium steht in voller Kraft und Blüthe da, und wir alle sind machtlos, ihm sein Leben zu rauben. Die klassischen Sprachen werden noch lange als Bildungsmittel angesehen sein, und die Realschulen werden noch lange das Lateinische mit größtem Pflichteifer kultivieren müssen. — Ich kann mir auch wenig Heil versprechen von so ganz allgemeinen Vorschlägen, wie sie so häufig gemacht werden, und denen immer das Wichtigste, nämlich der Nachweis ihrer Ausführbarkeit im Einzelnen fehlt. Deshalb halte ich es gerade für wichtig, daß Schulmänner, welche die Ueberbürdung anerkennen, Vorschläge zu ihrer Beseitigung machen. Indem wir also Thesen wie: „Der Gedächtnißkram muß beschränkt werden" — „es muß mehr in der Schule geleistet werden, damit die Schüler weniger zu Hause zu thun haben" — „die Unterrichtszeit ist zu beschränken und dafür der körperlichen Ausbildung eine größere Zahl von Stunden zu gewähren" — als recht gut und schön anerkennen, wollen wir doch lieber in das Einzelne unser Unterrichts-Organisation, unserer Schul-Pädagogik eingehen, und bei vollkommener Berücksichtigung der heute maßgebenden Anschauungen über das auf höheren Schulen zu erreichende Wissen festzustellen suchen, welche häuslichen Arbeiten abgeschafft werden können, an welchem Theile einzelne Unterrichtsfächer beschnitten werden können. Wir wollen uns dagegen jedes Vorschlages zur vollständigen Beseitigung eines Unterrichtsfaches enthalten, denn der Ausspruch eines solchen Wunsches ist ebenso billig wie nutzlos. Dieser Standpunkt wird vielleicht manchem zu wenig radikal vorkommen, ist aber doch der einzige von dem aus man den Weg zur Besserung beschreiten kann.

Am wenigsten kann zur Beseitigung der Ueberbürdung, wie schon oben entwickelt, von seiten der Methode, der Unterrichtsweise der Lehrer geschehen. Die Arbeiten in der Schule und zu Hause sind sämmtlich nach den von den Behörden vorgeschriebenen Leistungen eingerichtet. Wenn z. B. von dem Abiturienten irgend einer Anstalt die freie Uebersetzung eines fremdsprachlichen Schriftstellers von einer bestimmten Schwierigkeit verlangt wird, so muß er, um diesem Anspruch genügen zu können, in der selbständigen Interpretation in einer vorgeschriebenen Anzahl von Stunden geübt sein, und für eine selbständige Interpretation ist eine häusliche sorgfältige Präparation unerläßlich. Diese Präparation muß der Lehrer jedem Schüler, gleichviel ob er sprachlich gut oder schlecht beanlagt ist, ob er eine halbe oder ganze Stunde dazu braucht, aufgeben. Es könnte hier nur die Einzelerscheinung auftreten, daß gewisse Lehrer besonders viel zu präparieren aufgäben. — Wenn ferner in einem Examen die selbständige Lösung einer mathematischen Aufgabe von einem bestimmten Niveau gefordert wird, so muß der mathematische Lehrer die Schüler durch die entsprechenden häuslichen Leistungen darin üben; er weiß sehr wohl, daß mancher für Mathematik schlecht begabte Schüler vielleicht eine Stunde vergeblich sich an der Lösung einer Aufgabe den Kopf zerbrechen wird, er kann sie diesem darum doch nicht erlassen. Es könnte hier nur höchstens hin und wieder der Fall eintreten, daß ein Lehrer z. B. eine algebraische Aufgabe stellte, die er nicht selbst vorher durchgerechnet hätte, und die auch dem Besten unüberwindliche Schwierigkeiten verursachte. Diese Fälle sind aber selbstverständlich so vereinzelt, daß sie für die Allgemeinheit nicht ins Gewicht fallen.

Indessen, da wir Lehrer uns keineswegs — wie man uns öfters sehr ungerechterweise nachsagt — für vollkommen halten, so können wir auch zugeben, daß einzelne Kleinigkeiten an manchen Anstalten zu Gunsten einer Minderbelastung der Schüler sich

wohl noch korrigieren lassen. Und die allergeringste Erleichterung ist hier von Werth; vielleicht kommt nicht, wenn wir so verschiedene Geringfügigkeiten zusammennehmen, doch noch in jeder Woche ein mehrstündiger Spaziergang für den Schüler heraus.

Es kommt vor, daß fleißige Schüler besonders oberer Klassen sich von schwierigen Schriftstellern schriftliche Uebersetzungen anlegen; es kommt auch wohl vor, daß einzelne Lehrer schwierige oder bedeutsame Stellen von allen Schülern schriftlich übersetzen lassen. Diese Uebungen sind gewiß außerordentlich förderlich, aber sie sind entbehrlich — denn der Schüler muß zu seiner mündlichen Uebersetzungsfertigkeit durch mündliche Uebungen allein gelangen können — außerdem sind sie zeitraubend, und deshalb durchaus zu untersagen. Wenn dagegen der deutsche Lehrer eine fremdsprachliche Uebersetzung als deutsche Stilübung öfter an Stelle eines Aufsatzes giebt, so macht er sich dadurch allseitig verdient. Er bereitet dem Schüler eine tüchtige Denkarbeit — denn es erfordert das schärfste Nachdenken, die Gedanken und Empfindungen eines fremdsprachlichen Philosophen oder Dichters womöglich in kongruenter Form deutsch wiederzugeben, und ohne klares Denken giebt es keinen guten Stil — die nachfolgende Besprechung gerade einer solchen Arbeit muß für den Schüler äußerst anregend und bildend sein; die Anfertigung derselben erfordert jedenfalls eine geringere Zeit als ein Aufsatz; und schließlich ist sie eine Unterstützung des fremdsprachlichen Unterrichts. Ich glaube daher, daß im deutschen Unterricht auf diese Uebersetzungen schwieriger und bedeutender Stellen aus Musterschriftstellern mehr Gewicht gelegt werden könnte, als es im allgemeinen geschieht.

Es kommt mitunter vor, daß die deutschen Stücke, welche in der Schule mündlich in die fremde Sprache übersetzt werden sollen, ganz oder zum Theil von den Schülern zu Hause schriftlich übersetzt werden. Der Nutzen dieser Arbeit ist nicht zu leugnen,

aber sie ist zu zeitraubend. Nothwendig sind solche schriftlichen Versionen nur auf den unteren Klassen (inkl. Tertia für das Griechische und Englische), wo der Schüler die Orthographie der fremden Sprache zu lernen hat. In den oberen Klassen muß darauf gehalten werden, daß zu diesen Stücken, wie zu fremdsprachlichen, immer nur eine Vokabel-Präparation stattfinde. Und von den Schulen sollte darauf gesehen werden, daß nur Uebungsbücher, in denen hinten eine Präparation, wenn auch in Gestalt eines kleinen Lexikons, enthalten ist, gebraucht werden. Denn Studien in großen deutsch-fremdsprachlichen Wörterbüchern sind ebenso zeitraubend, wie nutzlos; sie bieten dem Schüler eine Masse von Ausdrücken, aus denen er gewöhnlich unfähig ist, den richtigen zu wählen. Es ist ein geradezu unbilliges Verlangen, daß ein Schüler mittlerer Klassen ein deutsches Stück mit einem derartigen Hilfsmittel präpariren soll; diese Lexika sollten nur hin und wieder von den Schülern der alleroberſten Stufe, und zwar nur bei Anfertigung ganz freier Kompositionen zur Hand genommen werden.

Es existirt eine häusliche Arbeit, die man Exerzitium nennt. Sie besteht in der schriftlichen Uebersetzung eines deutschen Uebungsstückes gewöhnlich aus dem im Gebrauch befindlichen Lehrbuche. Ich glaube, daß diese Arbeit, die an fast allen Schulen in mittleren und unteren Klassen wöchentlich oder vierzehntägig gefordert wird, aus verschiedenen Gründen abzuschaffen ist.

Die Uebersetzung muß erst ins Unreine gearbeitet und dann in ein besonderes Heft eingeschrieben werden, in welchem sie der Lehrer korrigirt. Die Arbeit belastet die Woche durchschnittlich mindestens mit 1 Stunde, und diese Stunde wird ziemlich nutzlos verwandt. Wenige Schüler haben Vortheil von ihr, für die meisten ist sie weiter nichts als eine Aufforderung zur Unselbständigkeit. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß die Leistungen in

den Exerzitien in der Mehrzahl der Fälle dem Wissen der Schüler keineswegs entsprechen, und es müßte ein sehr unerfahrener Lehrer sein, der die sprachlichen Leistungen eines Knaben nach seinen häuslichen Exerzitien beurtheilen wollte; in vielen Fällen sprechen daraus die Leistungen der verschiedensten verwandtschaftlichen Grade, vom Bruder Primaner bis zu dem an den kümmerlichen Resten einer einst glänzenden klassischen Bildung zehrenden Großpapa Medizinalrath, von der Schwester Töchterschülerin bis zur unverheiratheten Großtante, die vor 60 Jahren in einem der renommirtesten Pensionate französisch parliren lernte — nur nicht die des Knaben selbst, der die Arbeit abgiebt. Viele gestehen denn auch ohne Weiteres dieses Plagiat aus dem Thesaurus der Familien-Philologie ein, andere werden noch obendrein zum Leugnen verführt. Einen Zweck scheinen mir diese Exerzitien nur auf der Elementarstufe zu haben, und zwar nicht in der Form scheinbar selbständiger Leistungen, sondern als einfache Abschriften zur Einübung der fremdsprachlichen Orthographie. Wenn dann der Schüler zu dem Selbstbewußtsein gekommen ist, daß er sich schämt, das gewöhnlich auch nicht mehr ausreichende Familienwissen in Anspruch zu nehmen — also auf den oberen Stufen — dann mögen hin und wieder an Stelle der vierwöchentlichen Aufsätze schwierigere Versionen treten. — Da nun diese Art von Arbeiten keineswegs vorgeschrieben sind, sondern nur wöchentliche vom Lehrer zu korrigirende Skripta, so sehe ich nicht ein, weshalb man sich mit den in der Schule angefertigten Extemporalien nicht begnügen will.

Mitunter wird nun der deutsche Text zu diesen Exerzitien noch in der Schule diktirt. Damit wird eine halbe Stunde dem Unterricht nutzlos geraubt und die Zeit für andere nothwendigere Aufgaben verkürzt. Und wie die verschiedenen Beschäftigungen in und außerhalb der Schule alle organisch in einander greifen, so folgt aus dieser Verminderung der Arbeitszeit in der Schule

eine wenn auch geringe Vermehrung der häuslichen Arbeitszeit: was in dieser halben Stunde in der Schule hätte abgethan werden können, wird nun eben Gegenstand einer häuslichen Aufgabe. In demselben Sinne ist es auch wünschenswerth, daß der deutsche Text zu den Extemporalien ebenfalls nicht diktirt, sondern mündlich gegeben wird. Es wird dadurch auch an der Gesammtmasse der Schul- und häuslichen Arbeitszeit wöchentlich eine halbe Stunde gespart.

Hinsichtlich der Präparation fremdsprachlicher Schriftsteller könnten die Schüler im allgemeinen wohl auch um ein Geringes entlastet werden. Nach meiner Erfahrung wird es gewöhnlich so gehalten, daß der Schüler zu der Lektüre diejenige Masse des Lesestoffs präpariren muß, die voraussichtlich in einer Stunde bewältigt werden wird, und diese Masse ist je nach dem Standpunkt des Schülers, nach der Schwierigkeit des zu lesenden Schriftstellers, nach der Art, wie der Lehrer die Lektüre betreibt, ob cursorisch oder statarisch, sehr verschieden. Es dürfte sich daher empfehlen das Maximum des zu präparirenden Stoffes fest zu normiren, und zwar am besten nach Zeilen. Es scheint mir vollkommen ausreichend, wenn ein Schüler der Tertia 20, ein Sekundaner 40, ein Primaner 80 Zeilen präparirt (resp. 1/2, 1, 2 Seiten). Da dieses Pensum, besonders bei leichteren Schriftstellern, die Stunde nicht ausfüllt, so wird dem Schüler zugleich die Gelegenheit geboten, sich im freien Uebersetzen zu üben, einer Fertigkeit, auf die im Abiturienten-Examen alles ankommt, die aber bisher dennoch nicht in entsprechender Weise ausgebildet wird.

Damit ist nun aber auch die Aufzählung dessen, was von Seiten der Lehrer zur Erleichterung der Schüler geschehen kann, beendet. Es ist in der That geringfügig, es handelt sich im besten Falle um ein paar Stunden häuslicher Arbeitszeit, die den Schülern erspart werden können, und zwar nur auf sprachlichem Gebiete, das ja allerdings in allen Schulen die meiste Zeit in An-

spruch nimmt. Daß wir die anderen Fächer nach dieser Richtung hin in Kontribution setzen könnten, scheint mir sehr zweifelhaft: in Religion und Geschichte ist seit Jahrzehnten gegen übermäßige mechanische Gedächtnißarbeit angekämpft worden, und ich glaube kaum, daß diese Fächer jetzt hinsichtlich der Ueberbürdung zu Klagen die geringste Veranlassung geben. Ebenso wenig ist an der Arbeitszeit für Mathematik, so verschieden sie je nach der Anlage des Schülers sich berechnet, etwas zu ändern; und die für die naturwissenschaftlichen Lehrstunden erforderliche Arbeitszeit wird heutzutage wohl von Niemandem als die Schüler in unberechtigter Weise belastend empfunden werden.

Alles, was weiter geschehen soll, bedarf der Genehmigung der Behörden oder ist der Initiative der Regierungen überlassen[8]).

Wir wollen zunächst zwei Punkte behandeln, in denen sich ohne weiteres, d. h. ohne irgend eine Aenderung der bestehenden Organisation Abhülfe schaffen ließe.

Alle Studien, alle Fortschritte in der Unterrichts-Methodik laufen im Grunde auf ein Ziel hinaus: möglichst viel in der Schule zu leisten, möglichst wenig dem häuslichen Fleiße der Schüler zu überlassen. Das ist denn auch dasjenige Ziel, nach dem der pädagogische Anfänger sein gesammtes Streben hinzulenken hat: es muß ihm darauf ankommen, daß seine Unerfahrenheit, Ungeschicklichkeit nicht die Ursache zu einer fühlbaren Mehrbelastung der Schüler werde. Es ist oben bereits bemerkt worden, daß von einem allgemein empfundenen, drückenden Uebelstande in dieser Hinsicht nicht die Rede sein kann, da eben die Probe-Kandidaten nicht ohne Aufsicht sind. Andererseits aber steht es fest — und es ist das auch ein permanentes Thema der Fachzeitschriften — daß die Einführung und Einweihung der Schulamts-Kandidaten in ihre schweren Berufspflichten nicht eine derartig geregelte, gründliche ist, wie es im Interesse der Schulen, der Schüler und in ihrem persönlichen Interesse wünschenswerth wäre.

Bisher ist es Gebrauch, daß der Dirigent einer Anstalt allein die Probe-Kandidaten zu beaufsichtigen und ihnen am Schluß des Probejahres ein Zeugniß über ihre pädagogischen Leistungen auszustellen hat. Nun ist aber die Zeit, welche dem Dirigenten zur Erfüllung dieser Pflicht bleibt, eine sehr beschränkte; daß er, wenn z. B. mehrere Probe-Kandidaten an seiner Schule sind, jedem etwa eine Stunde wöchentlich widmen könnte, daran ist garnicht zu denken. Worum es sich im wesentlichen bei seiner Kontrolle handelt, ist die Ertheilung allgemeiner Verhaltungsmaßregeln, die Unterstützung in der Aufrechterhaltung der Disziplin, und die Beurtheilung der Endresultate einer einjährigen lehrerischen Wirksamkeit. Von einem eigentlichen Unterricht des Kandidaten im Unterrichten ist nicht die Rede. In den meisten Fällen könnte das der Dirigent auch garnicht, da er ja selbst immer nur einige Fächer technisch beherrscht: von welchem Nutzen kann denn ein Dirigent, der Mathematiker oder Naturwissenschafter ist und niemals Sprachstunden gegeben hat, einem jungen Philologen sein? — Worauf es vor allen Dingen ankommt, ist, daß der Kandidat möglichst bald — um mich eines zwar sehr banausischen, aber bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen — die Handgriffe seines Fachunterrichts kennen lernt, und dazu kann ihm nur ein Fachkollege verhelfen. Bisher hat er sie nur aus Büchern, aus gelegentlichen Unterhaltungen mit Kollegen, vorzugsweise aber aus sich selbst, aus seiner eigenen Erfahrung, d. h. also sehr allmählich lernen können. Bei dem bisherigen System ist es klar, daß ein Probe-Kandidat bei einem wöchentlich 6stündigen Unterricht nach Verlauf eines Jahres in der Kunst des Unterrichtens unmöglich bedeutende Fortschritte gemacht haben kann.

Dieser Uebelstand ist, wie gesagt, seit lange Gegenstand lebhafter Erörterungen und es wäre nun an der Zeit, daß etwas Definitives zu seiner Beseitigung geschähe. Man findet häufig die Einrichtung von Uebungsschulen an Universitäten empfohlen, die

also bereits den Studenten Gelegenheit gäben, die praktische Seite ihres späteren Berufes kennen zu lernen. Eine solche Einrichtung würde allerdings manche Vortheile haben, sie hat aber doch thatsächlich ihre großen Schattenseiten. Was die zu Uebenden durch sie gewinnen, das verlieren die Schüler, an denen die Uebungen vorgenommen werden; es ist gewiß kein wünschenswerthes Loos, so ein Experimental-Schüler zu sein. Bei der Masse von Studenten, die an diesen Uebungen theilnähmen, würde immer nur sehr wenig Praxis auf den einzelnen kommen. Außerdem ist es sicher nicht rathsam, dem Studenten neben seinen schwierigen Fachstudien noch eine zweite bedeutende Aufgabe aufzubürden; die geistige Zersplitterung würde dadurch nur noch größere Dimensionen annehmen, als sie nach den gegenwärtig geltenden Vorschriften für die Prüfung pro facultate docendi heute schon haben muß. Und schließlich, wozu eine ganz neue Einrichtung von zweifelhaftem Werthe schaffen, wenn die vorhandenen Einrichtungen eine gründliche Beseitigung des Uebelstandes in der bequemsten Weise ermöglichen?

Wir wünschten, daß die pädagogische Unterweisung der Kandidaten mit dem Antritt ihres Amtes beginnen und von einem älteren Fachkollegen — sei es der Direktor selbst oder ein von ihm bestimmter Oberlehrer — geleitet werden möchte, und zwar in der Weise, daß er wöchentlich eine oder zwei Stunden bei dem Kandidaten hospitirt und in anderen Stunden diesen bei sich hospitiren läßt. Diese eine oder zwei Stunden, die selbstredend von der pflichtmäßigen Stundenzahl der betreffenden Herren abzuziehen sind, werden genügen, um den jungen Lehrer vor groben Verstößen, über die er heute häufig zu spät, nämlich erst durch die zu Tage tretenden Mißerfolge, belehrt wird, zu bewahren und die Schüler vor Mehrbelastung mit häuslichen Arbeiten zu schützen.

Wir wünschten ferner, daß diese Probezeit abgeschlossen werden möchte durch eine Prüfung der erzielten Resultate, die doch wohl nur von einem Königlichen Kommissar vorgenommen wer-

den könnte. Der Erfolg dieser Prüfung würde dann über die Anstellungsfähigkeit des Kandidaten entscheiden.

Eine nicht unbedeutende Entlastung der Schüler könnte herbeigeführt werden durch die Abschaffung der fremdsprachlichen und mathematischen Aufsätze, die bisher vorgeschrieben waren. Wenn wir die Arbeitszeit für einen solchen Aufsatz durchschnittlich auf 6 Stunden veranschlagen — ein geringes Maß für eine fremdsprachliche Komposition — so würde die Anfertigung der vierwöchentlichen lateinischen oder französischen und mathematischen Arbeiten, auf 24 Schultage vertheilt gedacht, täglich ½ Stunde in Anspruch nehmen — thatsächlich kosten ehrliche, selbständige Arbeiten mehr Zeit. — Es fragt sich nun, ob die Erfolge dieser Kategorie von Arbeiten der darauf verwandten Zeit wenigstens annähernd entsprechen?

Der lateinische Aufsatz der Gymnasien ist schon seit lange Gegenstand lebhafter Kontroversen. Zu einer Zeit, als die lateinische Sprache die Universal-Gelehrtensprache war, war der lateinische Aufsatz in der einzigen Gelehrtenschule berechtigt. Heute hat er einen praktischen Zweck durchaus nicht mehr — es müßte denn jemand die Forderung aufstellen wollen, daß die künftigen Philologen für die Anfertigung lateinischer Dissertationen bereits auf der Schule vorgeübt werden sollten. Das wäre allerdings ein Standpunkt, dessen Konsequenzen, auf andere Fächer übertragen, auf dem allerkürzesten Wege zur Absurdität führen würden. Einen praktischen Zweck haben die lateinischen Aufsätze nicht mehr; es könnte sich also nur darum handeln, daß die formale Seite der Sprachbildung durch sie wesentlich gefördert würde. Ist das der Fall?

Machen wir uns die Art der Anfertigung fremdsprachlicher Aufsätze klar. — Es müßte ein sehr rücksichtsloser Lehrer sein, der einem Sekundaner zu seinem ersten lateinischen Aufsatze weiter nichts als das Thema stellte und ihn im übrigen sich selbst über-

ließe. Der Schüler ist ja noch ganz ungeübt in der Struktur und Verbindung der Sätze, es fehlen ihm eine Menge von Ausdrücken und Redensarten; und das beste deutsch-lateinische Lexikon kann seine mangelnde Sprachkenntniß nicht ersetzen, denn er müßte an den ihm dort gebotenen Ausdrücken immerfort eine Kritik üben, zu der ihn doch nur eine umfangreiche Sprachkenntniß befähigen könnte. Er braucht nothwendig eine Anleitung. So wird denn der Aufsatz in der Klasse durchgesprochen d. h. der Text wird in möglichst guter deutscher Form festgestellt und von den Schülern mündlich ins Lateinische übersetzt, wobei sie die ihnen fehlenden Ausdrücke sich notiren dürfen. Der Nutzen eines solchen Aufsatzes ist also quantitativ von dem eines Exerzitiums nicht verschieden, er ist weiter nichts als ein Exerzitium, zu dem der Text freilich nur im Gedächtniß des Schülers geschrieben steht — allerdings ein langes und je nach der Gedächtnißkraft des einzelnen mehr oder weniger zeitraubendes Exerzitium.

Auf der obersten Stufe, wo der Aufsatzstoff nicht in der Klasse präparirt wird, wird der Charakter der Arbeit ein anderer. Der Primaner hat mit der Sammlung und Disponirung des Stoffes dieselbe Arbeit wie beim deutschen Aufsatz; die Ausführung ist natürlich viel schwieriger. Hier giebt es zwei Wege. Entweder stützt sich der Schüler vorzugsweise auf sein eigenes Sprachwissen — das ist offenbar der richtigere Weg: dann wird er seine deutsch gedachten Gedanken so abzuwandeln streben, daß sie in das Gewand der ihm bekannten lateinischen Wendungen gekleidet werden können; er wird freilich auch manchen Satz, der an sich unwesentlich ist oder garnichts mit dem Thema zu thun hat, hinschreiben, weil ihm die betreffende lateinische Wendung einfiel, manche Phrase, weil er sie eben wußte; und manchen guten Gedanken wird er auslassen, weil er außer Stande war, ihn lateinisch wiederzugeben. Die auf diesem Wege zu Stande kommenden Aufsätze mögen erträgliches Latein enthalten, aber stoff-

lich werden sie häufig so unbedeutend sein, daß man sie als deutsche Aufsätze mit „ungenügend" zensiren müßte. Eine Bereicherung des sprachlichen Wissens ist von dieser Art von Arbeit nicht zu erwarten, da jeder Schüler bestrebt sein wird, sich seine Aufgabe so leicht wie möglich zu machen. — Den anderen Weg schlagen häufig energische, tüchtige Schüler ein, die sich vor der Arbeit nicht fürchten und nur von dem Gedanken beseelt sind, alles aufs beste zu machen. Ihnen ist der Gehalt des Aufsatzes die Hauptsache — und wer wollte sie darum tadeln? — jene Kompromisse zwischen Gedanken und Ausdruck verschmähen sie, sie schlagen sich mit dem Lexikon bis zum möglichst vollendeten Ausdruck ihrer Gedanken durch, und der Erfolg dieses anerkennenswerthen Eifers, dieser wirklich schweren Arbeit ist gewöhnlich — barbarisches Latein. Es besitzt eben kein Schüler auf diesem Standpunkte hinreichende Sprachkenntniß, um Gedanken, die aus allen möglichen Gebieten des Lebens und Wissens hergeholt sind, im fremden Idiom korrekt darstellen zu können. Um einen wirklich guten, stofflich und sprachlich guten, lateinischen Aufsatz herstellen zu können, muß man ein gewiegter Latinist sein. Man sollte den Schülern die Veranlassung zu diesen ebenso mühseligen wie erfolglosen Arbeiten durchaus nehmen. — Was nun jene anderen nach dem sprachlichen Wissen des einzelnen temperirten Stilleistungen betrifft, so liegt es auf der Hand, daß die Uebersetzung entsprechender deutscher Texte schwieriger und fördernder ist als die Anfertigung so beschaffener Aufsätze. — Der Unterschied zwischen lateinischen Aufsätzen und Uebersetzungen ins Lateinische ist also praeter propter der, daß jene nicht viel nützen und sehr zeitraubend sind; diese aber für die Erreichung der vorgeschriebenen philologischen Fertigkeit unerläßlich sind und weit geringere Zeit beanspruchen.

Nicht um ein Haar breit ist es anders mit den französischen Aufsätzen der Realschule, die ich als einen von den Gymnasien

herübergenommenen Zopf bezeichnen möchte. Ihr praktischer und formaler Nutzen ist gleich gering. Wieviele Realschüler kommen denn jemals in die Lage, eine französische Abhandlung zu schreiben? Nur die, welche neuere Sprachen studiren, und dann auch nur bei Gelegenheit des Oberlehrer-Examens und ihrer ersten Programm-Arbeit; die zweite sind sie meist schon verständig genug deutsch zu schreiben. Außerdem aber — und es sind ja besonders in der gelehrten Litteratur Fälle denkbar, wo es wichtig ist, die betreffende fremde Nation auf ein neu erscheinendes Werk in dieser direkten Weise aufmerksam zu machen — sind diejenigen Deutschen, die wirklich mustergültige Arbeiten in französischer oder englischer Sprache veröffentlicht haben, unendlich vereinzelt.

Ich kann nicht recht begreifen, weshalb wir Deutschen mehr danach streben sollten, unsere Gedanken in ein fremdes Gewand kleiden zu können, als die Franzosen oder Engländer es thun. Es steckt dahinter eine Art kosmopolitischer Eitelkeit, die von den fremden Nationen mit um so mehr Recht belächelt wird, als in den meisten Fällen dem Streben die Kraft nicht entspricht. Es ist ein Mangel an Nationalbewußtsein, das uns sagen müßte: Was ein Deutscher schreibt, soll deutsch sein. Und wenn die Herren Franzosen wissen wollen, was in Deutschland geschrieben wird, so mögen sie deutsch lernen oder sich die Werke übersetzen lassen. Die einzige schriftliche Leistung in einer fremden Sprache, zu der uns das spätere Leben mitunter veranlaßt, ist der Brief. Möge man also die Schüler mit der Form und Einrichtung französischer und englischer Briefe bekannt machen; was den Briefstoff betrifft, der ja wie das Leben unendlich mannigfaltig ist, so wird die Schule die Fertigkeit, jeden beliebigen Gegenstand in fremder Sprache zu behandeln, niemals übermitteln können[9]).

Was nun schließlich die vierwöchentlichen mathematischen Ausarbeitungen betrifft, so habe ich mich lange bemüht, ihren Zweck zu erkennen, aber — ich muß gestehen — ohne rechten Erfolg.

Das ist zwar durchaus nothwendig, daß der mathematische Lehrer neben den mündlichen Leistungen des Schülers auch einmal eine schriftliche zu sehen bekommt. Denn die schriftliche Ausarbeitung ist ein Consommé der mathematischen Leistungsfähigkeit des Schülers; Fehler, die bei der mündlichen Lösung von Aufgaben weniger kraß hervortreten und auch thatsächlich nicht so schwer ins Gewicht fallen können, werden sich hier, in einer Reihe von Arbeiten vielleicht als Gebrechen erweisen, die auf mangelhafter Ausbildung oder Anlage beruhen. Denn hier, wo dem Schüler die Zeit zur Ueberlegung nicht, wie in der Stunde, fehlt, kann er zeigen, ob er im Stande ist, auf dem direktesten Wege, ohne Umschweife in der Behandlung wie im Stil, und mit der klarsten, saubersten Verbildlichung dieses Weges in der geometrischen Figur zur Lösung der gestellten Aufgabe zu gelangen oder nicht. — Daß aber zu diesem Zwecke vierwöchentliche größere Ausarbeitungen, die außerhalb der normalen Arbeitszeit liegen, nöthig sein sollen, das ist mir nicht begreiflich. Weshalb soll der Schüler von den Aufgaben, die er regelmäßig in der Kladde zu lösen hat, nicht eine wöchentlich ins Reine arbeiten? und weshalb soll diese Arbeit nicht in die Kategorie der gewöhnlichen häuslichen Arbeiten fallen und in die vorgeschriebene Arbeitszeit verrechnet werden?

Durch die Abschaffung aller nur irgendwie entbehrlichen Arbeiten, durch eine strenge Kontrolle in Betreff des Maßes der häuslichen Arbeiten, die besonders bei jungen Lehrern zu üben ist, durch die Beseitigung sämmtlicher größerer Ausarbeitungen — den deutschen Aufsatz allein ausgenommen — läßt sich unseren Schülern eine fühlbare Erleichterung schaffen — die Ueberbürdung als solche ist damit noch nicht überwunden. Hierzu bedarf es weitergehender Reformen der Lehrpläne. Diese Reformen — machen wir uns darüber keine Illusionen — werden sobald noch nicht vollbracht werden. Denn die Herrschaft jenes Zeitgeistes,

der alles Wissensheil von der Schule erwartet und dadurch die Ueberbürdung herbeigeführt hat, ist heute vielleicht ein wenig erschüttert, noch lange nicht gestürzt. Noch immer sind die Meinungen über das, was in der Schule zu lernen ist, in einer solchen Reformen sehr ungünstigen Weise getheilt. Es giebt heute noch Lehrer, denen der lateinische Aufsatz als das A und O der klassischen Bildung erscheint, wie es entgegengesetzt Männer giebt, die eine bedeutende Beschränkung, ja eine gänzliche Beseitigung des altsprachlichen Unterrichts für wünschenswerth halten. Was für uns alle zunächst zu thun bleibt, ist zu erkennen, daß das bisher für die Organisation des höheren Unterrichts maßgebende Prinzip, insofern hierdurch die Ueberbürdung geschaffen worden ist, ein falsches gewesen ist; dafür ein besseres Prinzip aufzustellen und zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Bisher ist die Hauptfrage, die man für die Ordnung der Lehrpläne gestellt hat, gewesen: Was ist nützlich und wünschenswerth zu lernen? Die Frage, ob es auch möglich wäre, ob auch die Zeit vorhanden wäre, alles, was man für nützlich und wünschenswerth hielt, in der Schule zu lernen, ist jener gegenüber für untergeordnet gehalten worden. Das heißt: man hat die Hauptsache zur Nebensache gemacht. Die Kardinalfrage mußte im Gegentheil sein: **Wie lange kann ein Knabe in einem bestimmten Alter täglich geistig arbeiten?**[10]) Und nach dieser vorher festgestellten Arbeitszeit mußte man das Maß des für ihn Leistungsmöglichen bestimmen.

Diese Kardinalfrage ist nun durchaus nicht schwer zu beantworten. Wenn wir Vertreter der gelehrten Berufsklassen als vollkräftige Männer durchschnittlich — und der Durchschnitt ist ein reichlicher — eine 8stündige geistige Arbeit täglich zu bewältigen haben, so werden wir unseren halberwachsenen Söhnen und Töchtern nicht mehr zumuthen wollen — ich wäre wenigstens gespannt, wie man eine solche Zumuthung logisch rechtfertigen wollte. Ein

Schüler oberer Klassen kann also **allerhöchstens** täglich 8 Stunden geistig arbeiten. Daraus ergiebt sich die Maximal-Arbeitszeit von höchstens 7 Stunden für einen Schüler mittlerer und von höchstens 6 Stunden für einen Schüler unterer Klassen.

Daß nun bei einer so weit heruntergesetzten Arbeitszeit die bisher für die Abschlußprüfungen vorgeschriebenen Leistungen erreicht werden könnten; daß z. B. ein Realgymnasial-Abiturient dann noch im Stande sein sollte, neben einem deutschen Aufsatz, einer mathematischen Arbeit, einem französischen Skriptum auch einen französischen Aufsatz und ein englisches Skriptum zu liefern, ist natürlich undenkbar. Die bisherigen Anforderungen müssen von Seiten der Regierungen wesentlich ermäßigt werden, und es fragt sich nun, nach welcher Seite hin diese Ermäßigungen gewährt werden sollen. Bevor wir die Beantwortung dieser Frage versuchen, wollen wir uns noch einmal den Standpunkt vergegenwärtigen, von dem aus uns die Heilung der Ueberbürdung allein naturgemäß, historisch möglich erschien. Danach sollte die Reform nicht in einem radikalen Umsturz der heute bestehenden Unterrichts-Organisation zu erstreben sein, sondern sich auf der Basis des gegenwärtig herrschenden Systems und aus ihm heraus entwickeln. Wür müssen als thatsächliche, nicht aus der Welt zu schaffende Voraussetzungen der vorzunehmenden Reform anerkennen: 1) das aktuelle Bedürfniß nach verschiedenen Bildungsformen, 2) die aktuelle Nothwendigkeit der Beibehaltung sämmtlicher Disziplinen, aus denen sich der Unterricht der verschiedenen höheren Schulen zusammensetzt. Wir müssen von Vorschlägen, welche die Beseitigung von heute vorhandenen Schulgattungen, oder auch nur Unterrichtsfächern zum Gegenstande haben, absehen, weil sie bei den heute geltenden, sehr mannigfachen Ansichten über die Erfordernisse einer höheren Bildung keine Aussicht auf Verwirklichung

haben. Es kann sich also nur — um es mit einem Worte zu sagen — um die Beschneidung einzelner Fächer handeln.

Sehen wir uns hierauf hin die einzelnen Fächer an. Was zunächst die Religion anbetrifft, so dürfte es in Deutschland wenige Gebildete geben, welche die für dieses Fach ausgesetzte Stundenzahl beschränkt zu sehen wünschen würden. Wir werden alle, soviel Freiheit der einzelne auch für die Entwickelung seiner religiösen Ueberzeugung beanspruchen mag und darf, gerade in heutiger Zeit froh sein, daß der Religion für die deutsche Jugenderziehung eine größere Bedeutung zugewiesen wird, als sie z. B. in Frankreich gegenwärtig hat. Nur die Frage könnte hier vielleicht aufgeworfen werden, ob der Religionsunterricht in der obersten Klasse der höheren Lehranstalten, nach der Konfirmation der Schüler zu beschränken oder aufzugeben sei. Ich fühle mich indessen keineswegs kompetent, in dieser Frage eine bestimmte Ansicht auszusprechen.

Der deutsche Unterricht darf unter keinen Umständen eine Herabsetzung erfahren; im Gegentheil, für die Gymnasien müßte die ihm gewidmete Stundenzahl vermehrt werden. Die unerläßliche geschichtliche und geographische Bildung kann in der für sie bestimmten Stundenzahl nur knapp erreicht werden. Eine Reduktion der naturwissenschaftlichen Lehrstunden wird von den meisten Mitlebenden für unzulässig gehalten werden. Eine Beschränkung des mathematischen Pensums könnte doch nur für Realschulen eintreten und sehr geringfügig gegenüber der vorliegenden Frage sein. Der Gesangunterricht läßt sich an allen höheren Schulen auf eine Stunde wöchentlich beschränken. Zeichnen und Schreiben wird mit der jetzigen Stundenzahl bestehen bleiben müssen.

Es bleibt also thatsächlich nur der **fremdsprachliche Unterricht**, an den wir den Hebel zur Beseitigung der Ueberbürdung — d. h. zu einer Reduktion der täglichen Ar-

beitszeit um mindestens 2 Stunden — ansetzen können, und zwar — um das gleich vorweg zu nehmen — dergestalt, daß wir die philologische Behandlungsweise nicht auf alle Sprachen gleichmäßig ausdehnen, sondern auf eine beschränken. Wenn wir nicht verschiedene Sprachen von unsern Lehrplänen streichen wollen, so scheint uns nur diese eine Möglichkeit vorhanden zu sein, um dem Uebel zu steuern. Gestehen wir es uns nur: diese auf alle Sprachen übertragene philologische Behandlungsweise, dieses Streben, die fremde Sprache nicht bloß zu verstehen, ihre Gesetze nicht bloß zu kennen, sondern dieselben auch anwenden, unsere Gedanken in der fremden Sprache auch ausdrücken zu können, nimmt eine Hauptmasse der gesammten Arbeitszeit in Anspruch; ein Zeitkapital, das doch nur für die allerwenigsten, für die späteren Philologen, nutzbringend angelegt wird. Wir finden für dieses ganze Streben keinen besseren Ausdruck als „philologische Behandlungsweise", der nicht sehr zutreffend ist; denn man kann eine Sprache immer noch philologisch behandeln, ohne daß man in ihr Exerzitien, Extemporalien und Aufsätze schreiben läßt, ohne daß man eine Anzahl von Stunden wöchentlich auf die mündliche Uebertragung deutscher Stücke verwendet. Und dagegen müssen wir uns von vornherein ausdrücklich verwahren, als ob wir statt der bisherigen wissenschaftlichen Methode eine unwissenschaftliche, mechanische empfehlen wollten. Mechanisch darf nichts auf unseren höheren Schulen behandelt werden. — Auf der Universität betreibt man die Sprachen bekanntlich auch nicht mechanisch, ohne doch jemals gothische, angelsächsische oder altfranzösische Exerzitien schreiben zu lassen.

Wir haben für die Art, wie die Mehrzahl der fremden Sprachen betrieben werden sollte, ein Beispiel in der Behandlung des Hebräischen an Gymnasien. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Behandlung eine unwissenschaftliche wäre, und doch denkt niemand daran, auch nur einen Satz aus dem Deutschen ins He-

bräiſche überſetzen zu laſſen. Das einzige Ziel des hebräiſchen Unterrichts iſt das wiſſenſchaftliche Verſtändniß des alten Teſtaments, d. i. ein Verſtändniß, das ſich auf die Bekanntſchaft mit allen formalen und ſyntaktiſchen Eigenthümlichkeiten der Sprache ſtützt. Die „Wortliebe" kommt hierbei ſo ſehr zur Geltung, daß der Schüler über Form und Entſtehung jedes einzelnen Wortes Auskunft zu geben im Stande ſein muß; im Abiturienten-Examen wird weiter nichts als eine ins Einzelne gehende Interpretation und Ueberſetzung eines Abſchnittes mit Hülfe eines Lexikons verlangt, und das iſt in Anbetracht der bedeutenden Schwierigkeiten der Sprache und der geringen auf ſie verwandten Zeit[11]) ein höchſt befriedigender Erfolg.

Weshalb betreibt man nun das Griechiſche und Franzöſiſche auf Gymnaſien nicht ganz in derſelben Weiſe? Dadurch würde von Quinta aufwärts eine Maſſe von Schulſtunden und häuslicher Arbeitszeit geſpart werden können. Und denkt man ſich nun hinzu den Wegfall des lateiniſchen und mathematiſchen Aufſatzes, eine geringe Beſchränkung der lateiniſchen Stundenzahl, ſo könnte für dieſe Schule die Ueberbürdung vollkommen beſeitigt werden.

Die fehlerhafte Entwickelung des Gymnaſiums beſteht eben darin, daß dieſe urſprünglich reine Philologenſchule auch nach der Aufnahme verſchiedener moderner Elemente ihre alte philologiſche Bedeutung nicht hat einſchränken, ſondern trotzdem — man möchte ſagen — in krampfhafter Weiſe noch erhöhen wollen; denn in dem älteren Gymnaſium hat es ein griechiſches und franzöſiſches Skriptum nicht gegeben. Und gerade durch dieſe philologiſchen Maſſenleiſtungen iſt das allgemeine Niveau ſeiner philologiſchen Leiſtungen geſunken. Denn philologiſche Leiſtungen ſind ſchwer und auch von dem begabten Schüler nur durch ſtramme, anſtrengende Arbeit zu erreichen; um aber nennenswerthe Erfolge auch

nur in einer der verschiedenen Sprachen zu erringen, dafür fehlt unseren heutigen Schülern einfach schon die geistige Frische.

Sobald die Realschule als Rivalin des Gymnasiums auftrat, mußte sie wohl oder übel die Betonung der philologischen Seite des Sprachunterrichts mit hinübernehmen, und in dem zu krankhaften Dimensionen angewachsenen Latein-Unterricht steckt recht eigentlich die Ursache ihrer Ueberbürdung. Wir werden überhaupt dieses Leiden nie und nimmer beseitigen können, wenn wir nicht allesammt zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Bedeutung, welche die exakten Wissenschaften heutzutage in der Jugenderziehung unbestritten haben, eine wesentliche Einschränkung der philologischen Leistungen nöthig macht. — Womit will man denn die Nothwendigkeit lateinisch-stilistischer Uebungen begründen für einen, der später doch nur im Stande sein soll, einen lateinischen Schriftsteller zu verstehen? Wir haben eben nicht die Zeit, unsere formal-philologische Schulung an zwei verschiedenen Sprachen zu erwerben, und das eine philologische Bildungsmittel ist für Realschulen naturgemäß das Französische, dessen formaler Gehalt dem des Latein mindestens gewachsen ist. Diejenigen lateinischen Kenntnisse, die für das Verständniß von Schriftstellern erforderlich sind, kann ein Realschüler sehr wohl in einem 3stündigen Unterricht von Tertia bis Prima erwerben[12]). Denken wir uns zu dieser Ermäßigung, welche die Gesammtarbeitszeit in allen Klassen durchschnittlich um ca. 1 Stunde täglich verkürzt, eine durch den Verzicht auf stilistische Uebungen möglich gewordene Beschränkung der englischen Stundenzahl, die Beseitigung des französischen und mathematischen Aufsatzes, so ist auch hier die Ueberbürdung vollkommen gehoben.

Am günstigsten stehen der Ueberbürdungsfrage gegenüber die lateinlosen Realschulen, besonders die mit 9jährigem Kursus. Sie können jetzt schon mit einer kürzeren häuslichen Arbeitszeit das ihnen vorgeschriebene Pensum absolviren. Es handelt sich

für sie nur um Beseitigung des fremdsprachlichen Aufsatzes und um Reduktion der englischen und eine geringe Beschränkung der französischen Stundenzahl; hier wird aber auch am ehesten das mathematische Pensum herabgedrückt werden können.

Durch die Verringerung der Stundenzahl wird für die zwei oder vielleicht auch drei obersten Jahreskurse neunjähriger Unterrichtsanstalten eine Arbeitstheilung ermöglicht, welche die Leistungen in den einzelnen Fächern auf einer angemessenen Höhe erhält und die Verwerthung der frei werdenden Kraft im Lehrerpersonal zuläßt. — Es bedarf nur einer geringen pädagogischen Erfahrung, um zu erkennen, daß gänzliche Unfähigkeit einerseits und gleichmäßig gute Begabung für sämmtliche Disziplinen andererseits unter den Schülern eine seltene Erscheinung ist; die große Masse derselben ist einseitig begabt, d. h. entweder für die historischen oder für die exakten Wissenschaften. Dem guten Philologen wird die Lösung schwieriger mathematischer Aufgaben gewöhnlich schwer, dem analytischen Sinn des für Naturbeobachtung begabten Schülers verursacht die Anfertigung fremdsprachlicher Exerzitien häufig großes Kopfzerbrechen. Der erstere wird nie daran denken, Mathematik zu studiren, dem letzteren wird es nie in den Sinn kommen, auf der Universität philologischen Studien obzuliegen. Da nun niemals ein Abiturient von der ihm durch das Examen verliehenen Berechtigung, alle Wissenschaften zu studiren, Gebrauch macht, so ist nicht einzusehen, weshalb er sich dennoch diese Berechtigung erwerben soll; weshalb der tüchtige Philologe in der Mathematik die gleiche Leistungsfähigkeit wie der befähigte Mathematiker erreichen, weshalb er auf ein Fach, das er nach dem Examen nicht mehr kultiviren wird, eine große Masse von Zeit nutzlos verwenden soll. Man kann hiergegen allerdings einwenden, daß die spezielle Richtung der Begabung auch auf den oberen Stufen nicht immer zu erkennen ist. Das kann indessen nur für vereinzelte Fälle zugegeben werden, und vereinzelte Fälle

können kein Gewicht haben gegenüber dem unschätzbaren Vortheile, welchen die Gesammtheit der die oberen Klassen besuchenden Schüler von einer Arbeitstheilung gewinnen würde. Außerdem wird von dem für einen gelehrten Beruf bestimmten Schüler, wenn er sich schon in der Sekunda entweder für die exakten oder die historischen Wissenschaften zu entscheiden hat, nicht mehr verlangt als von der überwiegenden Mehrheit seiner Altersgenossen, die ja alle in dieser Zeit ihren Beruf wählen müssen.

Ich glaube daher, daß bei einer Beschränkung der Universitäts-Berechtigung für den einzelnen die schon heute im Abiturienten-Examen geübte Kompensation der Leistungen eine viel weitergehende sein könnte. Demjenigen, welcher nur die Berechtigung für das Studium der historischen Wissenschaften — Geschichte, Philologie, Theologie, Jurisprudenz — erstrebt, kann man die Lösung schwieriger mathematischer und physikalischer Aufgaben erlassen; derjenige, welcher die exakten Wissenschaften — Mathematik, Naturwissenschaften, Medizin — gewählt hat, kann von der Anfertigung fremdsprachlicher Aufsätze und Extemporalien befreit werden. Für alle genügt in den Fächern, die sie nicht zu ihrem Studium machen werden, der Nachweis einer entsprechenden allgemeinen Bildung durch ein mündliches Examen: für den Philologen der Nachweis, daß er in der elementaren Mathematik und Physik Bescheid weiß, für den Mathematiker, daß er in drei fremden Sprachen einen Schriftsteller von mittlerer Schwierigkeit verstehen kann. Um dieses Ziel zu erreichen, sind in der Ober-Sekunda und Prima für jenen nur wenige Stunden zur Befestigung seiner mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die er mit der exakten Abtheilung zusammen haben kann, nöthig; für diesen wenige Lektürestunden, die er ebenfalls mit der philologischen Abtheilung zusammen betreiben kann. Der Unterricht in Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie würde nach wie vor gemeinsam sein. Die so frei werdende Zeit könnte dann

um so ausgiebiger für die Ausbildung der Schüler in ihrer speziellen Fachwissenschaft benutzt werden. Der für die exakten Wissenschaften sich vorbereitende Schüler würde etwa 6 Sprachstunden weniger haben, die für seine höhere Ausbildung in seinem speziellen Fache verwendet werden würden. Wenn wir also annehmen, daß jeder einzelne Primaner in 30 Stunden wöchentlich unterrichtet würde, so würde doch durch den Sonderunterricht der beiden Abtheilungen die Gesammtstundenzahl der Prima auf 36 erhöht werden.

Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen zu betonen, daß wir uns hier nur mit einem Fehler in der Entwickelung unseres Schulwesens beschäftigt haben. Im übrigen sind wir mit dem eifrigsten Gegner unserer Ansichten der Meinung, daß Deutschland auf sein Schulwesen stolz sein kann. In seiner Rücksichtnahme auf die verschiedenartigsten Bildungsbedürfnisse, in der straffen, diesen verschiedenen Bedürfnissen entsprechenden Organisation seiner Lehrpläne, in seiner altbewährten und doch beständig sich verjüngenden, rein wissenschaftlichen Methode, in der strengen Ueberwachung, die ihm von Seiten der Staatsbehörde hinsichtlich der Erreichung der vorgeschriebenen Unterrichtsziele zu Theil wird, kann das deutsche Schulwesen ein Muster sein für sämmtliche Kulturvölker. Und was diesen Fehler betrifft, so dürfen wir uns damit trösten, daß er nicht auf einer grundverkehrten, nicht auf einer zu beschränkten, sondern auf einer Ueber-Entwickelung beruht. Einem Zuviel aber ist leichter abzuhelfen als einem Zuwenig. Was wir zu thun haben ist die Arbeit eines Gärtners, der einem an sich gesunden, kräftigen Baume die überflüssigen, üppigen Schößlinge abschneidet, damit seine Lebenskraft sich nicht zersplittere, sondern konzentrirt bleibe auf die wesentlichen Theile, auf Stamm und Aeste.

Ob nun das Zuviel sobald entfernt werden wird, ist bei der heute noch keineswegs allgemeinen Anerkennung der Ueberbürdung sehr zweifelhaft. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß dem Uebel nur schrittweise beizukommen sein wird. Es scheint nicht gerathen, von vornherein die strikte Beschränkung des philologischen Unterrichts zu verlangen. Suchen wir nur zuerst eine Etappe nach unserm Ziele hin zu erreichen, streben wir zunächst nach Einführung des Vormittagsunterrichts, in den das Turnen einbegriffen werden muß. Es ist selbstredend, daß das äußerste Maß, das ein solcher Unterricht auch für die ältesten, kräftigsten Schüler nicht überschreiten darf, 5 Stunden ist; daß man einem Schüler mittlerer Klassen nicht an jedem Vormittage der Woche eine fünfstündige geistige Arbeit zumuthen darf, und daß kleinere Knaben niemals mehr als 4 Stunden hinter einander angestrengt werden dürfen. Damit würden die oberen Klassen um 1, die mittleren um $1^1/_2$, die unteren um 2 Stunden täglich entlastet werden. Eine durch die Einführung des Vormittags-Unterrichtes erreichte Beschränkung der Schulzeit würde wahrscheinlich die weitere Erleichterung für die oberen Klassen im Gefolge haben müssen, daß entbehrliche Arbeiten, wie die fremdsprachlichen Aufsätze, abgeschafft würden. Und schließlich mag dann der Kern der Ueberbürdung, die übermäßige Ausdehnung des philologischen Sprachenbetriebes, zerstört werden.

Noch vor dem Druck der Arbeit habe ich die Genugthuung, dem Leser berichten zu können, daß zwei meiner Forderungen inzwischen von autoritativer Seite als berechtigt anerkannt worden sind. Das von mir geforderte Arbeitsmaß für die verschiedenen Altersstufen der Schüler entspricht vollständig demjenigen, welches das Gutachten der medizinischen Sachverständigen-Kommission in Elsaß-Lothringen mittlerweile aufgestellt hat. (S. Anm. 10). Und

die von mir verlangte pädagogische Prüfung der Schulamts-Kandidaten durch die Königliche Behörde ist zwar von der preußischen Regierung, wenn auch in etwas anderer Form, in Aussicht genommen worden — (Denkschrift des Preuß. Unterrichtsministers zu Kap. 118 Tit. 4 des Staatshaushalts-Etats für 1. April 1883/84 betreffend die Bestreitung der Ausgaben der Kommissionen für die praktische Prüfung der Kandidaten des höheren Lehramtes) — aber leider von dem Abgeordnetenhause durch Ablehnung des betreffenden Etatpostens unmöglich gemacht worden.

Anmerkungen.

[1]) Virchow weist in seiner epochemachenden Abhandlung in dem „Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung in Preußen“ (1869 Nr. 6) neben der Zunahme der Kurzsichtigkeit auch das häufige Vorkommen der Kongestionen nach dem Kopfe nach.

[2]) Ich stütze mich hier auf einen Aufsatz über dieses Thema, der vor zwei Jahren in Westermanns Monatsheften erschienen ist. Den genauen Titel wie den Namen des Verfassers bin ich augenblicklich außer Stande anzugeben.

[3]) Nach dem Ministerial-Erlaß vom 31. März 1882 betreffend Abänderungen im Lehrplan der höheren Schulen ist der englische Aufsatz gefallen.

[4]) Als Kuriosum mag hier seine Stelle finden, daß einer der Theilnehmer an der Generalversammlung des liberalen Schulvereins für Rheinland und Westfalen am 20. und 21. Mai 1882 in Bonn nach dem mir vorliegenden Bericht das Zustandekommen der Ueberbürdung erklärte 1) durch Vergnügungen oft schädlicher Natur, 2) durch zu viel Unterhaltungslektüre, 3) 25 Prozent der Ueberbürdung durch Nebenbeschäftigungen (Musik), 4) durch mangelhafte Zucht im Hause. — Für gewöhnlich nimmt man an, daß Schüler, die zu Hause viel lesen, musizieren, häufig das Theater besuchen, dadurch der Ueberbürdung mit Schularbeiten entflöhen. Wenn also die auf der Tagesordnung stehende Frage gelautet hätte, auf welche Weise die Schüler die Ueberbürdung abzuschütteln pflegten, so wäre diese Antwort höchst anerkennenswerth; da man aber festzustellen wünschte, auf welche Weise die Ueberlast auf ihre Schultern käme, so macht diese Antwort, welche statt der Ursachen, sämmtliche unerlaubten Heilmittel der Ueberbürdung zusammenstellt, einen unbeabsichtigt satirischen Eindruck. Die relativ sinnvolle Absicht dieser Erklärung kommt auf die Moral hinaus: „Lest nicht, treibt nicht Musik, geht nicht ins Theater, dann habt ihr bloß — eure 10 Stunden täglich zu arbeiten.“ Mit diesen vielberufenen 10 Stunden stehen wir aber genau am Ausgangspunkte der ganzen Ueberbürdungsfrage; wir dürfen also behaupten, daß die betr. Erklärung die Lösung derselben nicht gerade wesentlich gefördert hat.

5) Die Ueberbürdungsfrage ist zwar so alt wie das Entstehen und Wachsen der Ueberbürdung, das öffentliche Interesse beherrscht sie aber erst seit wenig mehr als zehn Jahren.

6) Das ist nun doch in einem gewissen Maße durch die neueste Cirkularverfügung geschehen.

7) Der Erwähnung werth ist auch die Stelle, in den die Annahme zurückgewiesen wird, daß „die Ueberbürdung bloß in einem Mißbrauch der Lehrer bestände".

8) Hierbei muß erwähnt werden, daß die Cirkularverfügung vom 31. März zwar nur eine unerhebliche und theilweise Verminderung der Stundenzahl, dagegen aber in sehr anerkennenswerther Weise zahlreiche kleine Beschränkungen der Unterrichtsaufgaben eintreten läßt: so ist z. B. für das Gymnasium das griechische Skriptum, für die Realschule der englische Aufsatz gefallen. Dadurch wird natürlich eine Reduktion der häuslichen Arbeitszeit, deren Umfang sich freilich nicht genau berechnen läßt, ermöglicht.

9) Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß gegenüber diesen schriftlichen Leistungen Uebungen im mündlichen Gebrauch der französischen und englischen Sprache nicht bloß berechtigt, sondern geboten sind.

10) Es ist mir eine große Freude gewesen, dieses Prinzip wenige Wochen, nachdem ich es niedergeschrieben, in einer offiziellen Kundgebung von hoher Stelle aus anerkannt zu sehen. In einem Schreiben des Statthalters v. Manteuffel an den Staatsminister Hofmann betreffend eine Aenderung des reichsländischen Unterrichts-Regulativs (vom 11. April 1882) heißt es: „In dem Regulativ vom 10. Juli 1873 ist die Frage nicht genügend zur Geltung gelangt, wie viel Anstrengung des Geistes der Jugend zugemuthet werden darf. Die körperliche Gesundheit und geistige Frische der die Schulen besuchenden Jugend darf nicht gefährdet werden. Wenn es sich darum handelt, welches Maß der Ausdauer und Arbeit von den Schülern auf den verschiedenen Klassenstufen gefordert und namentlich wie hoch die Zahl der Unterrichts- und häuslichen Arbeitsstunden angesetzt werden soll, so ist vorweg die normale Leistungsfähigkeit der entsprechenden Altersstufen festzustellen und erst dann zu berücksichtigen, welche Kenntnisse und Fertigkeiten wünschenswerth sind. Die Frage, welche Bedingungen inne zu halten sind, damit die Pflege der körperlichen Entwicklung der Schüler in den höheren Unterrichtsanstalten nicht gehemmt werde, ist eine wesentlich medizinische Ich halte es deshalb für nöthig, zunächst von einer Kommission von medizinischen Sachverständigen ein motivirtes Gutachten darüber einzuziehen, inwieweit die gegenwärtige Einrichtung des höheren Schulwesens von Elsaß-Lothringen den Grundsätzen entspricht, welche die medizinische Wissenschaft im Interesse der physischen und psychischen Entwicklung unserer Jugend aufzu-

stellen hat, und welche Minimalforderungen auf dem genannten Gebiete zur Erhaltung und Förderung der Wehrbarkeit und der geistigen Frische der Nation von der ärztlichen Wissenschaft erhoben werden "

11) Zwei Stunden wöchentlich vier Jahre hindurch.

12) Statt dieser 18 Wochenstunden hatte die Realschule bisher 44, jetzt sogar 54, und wenn wir die für jede Stunde nöthige häusliche Arbeitszeit im Durchschnitt sehr bescheiden auf 20 Min. normieren, mit dieser Arbeitszeit 72 Stunden, wovon auf jede Klasse wöchentlich 8 kommen.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin

Zur Frauenfrage.

Von

Ernst Laas,
o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Straßburg.

Berlin SW. 1883.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

1883. Sept. 11.
Minot Fund.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Ueber die Frauen, ihre Bestimmung, Erziehung und Lebensstellung ist seit Platons kühnen emanzipatorischen Versuchen von beiden Geschlechtern Unendliches geschrieben worden.

Sehr oft unter dem Bann natürlicher Befangenheiten und traditioneller Vorurtheile.

Die Schriftstellerinnen haben oft in dem verzeihlichen Streben, ihrem Geschlecht so viel Würde als möglich zu erkämpfen, unausführbare Ideale ausgesteckt, ganz abgesehen davon, daß sie, entsprechend einem weit verbreiteten Mangel der weiblichen Begabung, meist die Thatsachen nicht rein auf sich wirken ließen, die Principien nicht tief genug legten, die Begriffe nicht scharf genug faßten, die Unterschiede nicht gehörig festhielten und die Consequenzen nicht weit genug verfolgten.

Die Männer haben ihre Aufstellungen theils durch Egoismus theils durch Romantik beeinträchtigt. Einmal empfehlen sie, um einen treffenden Kantischen Ausdruck zu gebrauchen, mit einer Art von „List" dasjenige als die „Bestimmung" des Weibes, was ihnen selbst am angenehmsten und nützlichsten ist: sie machen sie in groben oder feinen Formen zu ihrer Sclavin; sie soll ihnen dienen und ihnen gefallen. Oder sie verfahren in romantisch affectirter Galanterie nach dem Recept des Diderot, indem sie, sobald sie über die Frauen schreiben, ihre Feder in Regenbogenfarben tauchen und das Geschriebene mit dem Staub von Schmetterlingsflügeln bestreuen; es ist kein Wunder, wenn das Weib unter

dieſer Behandlung ein anbetungswürdiges aber unbrauchbares Idol wird.

Zu dieſen ſozuſagen ſexuellen Vorurtheilen und Mißgriffen kommen all die allgemeineren Verirrungen und Verſtiegenheiten, welche diejenigen Wiſſenſchaften belaſten, in welche die Frage dem Begriffe nach gehört, ich meine vor Allem: die Pſychologie und die Ethik.

Es iſt ſicher nichts Gutes zu erwarten, wenn man die Löſung der hier ſpielenden Probleme von Vorausſetzungen aus verſucht, welche ſelbſt ſchlechterdings unbeweisbar ſind. Zu ſolchen rechne ich vor Allem die unzählige Mal wiederholten Gedanken von einer vorgeblich urſprünglichen — nicht biologiſchen, ſondern ethiſchen — „Beſtimmung" des Weibes, womit weiter die Ideen von einer unverlierbaren Würde und Ehre, von einem Ideal der Vollkommenheit u. ſ. w. zuſammenhängen.

Niemand wird leugnen wollen, daß die Geſchlechtsdifferenz ihre Beſtimmung hat; aber dieſelbe liegt als ſolche noch nicht in der Sphäre der ſittlichen, ſondern nur der natürlichen Ordnung; ſie erwartet, wie andere Data der Natur, ihre Ethiſirung durch den Menſchen. Diejenigen, welche moraliſche Beſtimmungen, die von vornherein gegeben wären, annehmen, gerathen, ſobald ſie dieſelben begründen ſollen, in den Fehler des vitiöſen Cirkels und der petitio principii und ſie gerathen außerdem in Conflict mit denen, die — ebenſo launenhaft wie ſie — dem Weibe andere ſittliche Beſtimmungen ſetzen.

Dieſe „Beſtimmung" kann auch nicht aus einem in vorgeblich inſpirirten Büchern enthaltenen „Willen Gottes" deducirt werden; welche Deduction um ſo kräftiger abzulehnen iſt, wenn ſie das Gebot: Er ſoll dein Herr ſein! aus einer räumlich und zeitlich entfernten ſittlichen Anſchauung in die europäiſche Gegenwart überträgt und etwa ein Ideal und einen Imperativ weiblicher

Selbstbeschränkung, Unterordnung und Leidensgeduld daraus herleitet. — Aber auch die entgegengesetzte Uebertreibung kann nicht frommen. Gewiß wird das weibliche Geschlecht als solches in gewissen Ansprüchen und Ehrbegriffen seine eigenen Lebensbedingungen ausdrücken und wahren, um so zu sagen seine Art, seine weibliche Art zu erhalten; gewiß wird es ein Ideal für die Ausbildung seiner Kräfte geben, das ihm die höchste Glückseligkeit und Befriedigung in Aussicht stellt: aber mit diesen Gesichtspunkten sind keine objectiv gültigen Werthe zu gewinnen. Es kann nicht darauf ankommen, daß das Weib für sich so glücklich werde als möglich, sondern daß es die Gesellschaft, die Nation, die Menschheit werde: unter Anderm auch mit seiner — des Weibes — Hülfe, und es selbst (nach Verdienst) mit eingeschlossen.

Die vorliegende Erörterung erkennt die physiologischen und die psychischen, die quantitativen und die qualitativen Unterschiede der Geschlechter als gegeben an; ob dieselben als absolute Ursprünglichkeiten oder als durch natürliche und künstliche Züchtung und durch Vererbung entstandene Accumulationen zu fassen seien, läßt sie als eine für den vorliegenden Zweck unwesentliche und unergiebige Frage bei Seite. Sie sucht diese gegebenen Differenzen nicht zu unterdrücken oder zu verwischen — wie es in den unteren Schichten der Gesellschaft (namentlich auf dem Lande) aus Noth vielfach geschieht und bei der Einfachheit der beiderseitigen Aufgaben auch am Ende durchführbar ist —, sondern sie hält dafür, daß diese wie andere mehr oder weniger natürlichen Eigenthümlichkeiten als Directiven der gesellschaftlichen Arbeitstheilung zu berücksichtigen und zu benutzen seien. Sie unterscheidet das durchschnittliche, regelmäßige Verhältniß von den Ausnahmen; sie berücksichtigt aber auch letztere, wenn sie einen erheblichen Umfang annehmen. Sie interessirt sich an erster Stelle für die Lage der Dinge in unserer Kulturphase, insbesondere in unserm Volke.

Werthvoll ist für sie, was nützlich, was segensvoll ist; objectiv werthvoll, was der Gesellschaft nützt; den höchsten Werth hat ihr, was der Gesellschaft im Ganzen die größte und im Durchschnitt auch jedem Einzelnen in ihr die seinem socialen Verdienst entsprechende Summe von Glück gewährleistet. Dazu gehört vor Allem die Erhaltung und Förderung gewisser als segensvoll bewährter Ordnungen und Kulturgüter.

Auf solchem Standpunkt liegt die Frage einfach so: Welche normativen und organisatorischen Bestimmungen lassen sich unter dem Gesichtspunkt des höchstmöglichen Gesammtnutzens aus den äußeren und inneren Geschlechtsdifferenzen und den aus ihnen resultirenden durchschnittlichen und typischen Fähigkeiten, Aussichten und Trieben ableiten und praktisch durchsetzen?

Die natürlichste Bestimmung des Weibes ist — in der Regel der Fälle — offenbar die, zu geeigneter Zeit Mutter zu werden; ja: beide Geschlechter treiben von Generation zu Generation mit ihrer natürlichen Entwickelung immer wieder auf dieses Ziel los. Und die Gesellschaft muß nicht blos mit dieser Zielstrebung rechnen, sondern sie ruht sogar mit einem beträchtlichen Theil ihrer Organisation auf der permanenten Voraussetzung, daß der Ausfall von Leben immer wieder durch eine ausreichende Zahl von Geburten gedeckt werde. Nicht als ob damit die Aufgabe des Lebendigen erschöpft wäre, das Leben zu perpetuiren: aber es ist, wie gesagt, die natürliche Voraussetzung und Grundbedingung für alle höheren Aufgaben; und es ist besser, daß Leben als daß kein Leben sei; nur auf dem Lebendigen ruhen Kultur und Glück.

Wollte man nun das Weib, mit dieser ebenso naturbestimmten, wie innerhalb gewisser Grenzen gesellschaftlich nothwendigen Function belastet, mit seiner überdies durchschnittlich schwächeren körperlichen und geistigen Kraft und den periodischen Hemmungen,

die sein Geschlechtsleben herbeiführt, rücksichtslos in den Kampf ums Dasein mit den Männern werfen, so würde es wahrscheinlich trotz der im Ganzen geringeren Ausdehnung, Intensität und Kostspieligkeit seiner Bedürfnisse, trotz aller gelegentlichen Macht der Reize und aller kleinen Pfiffigkeiten und Nothwehren unweigerlich in den Zustand der Dienstbarkeit oder gar Knechtschaft versinken: in welchem es im classischen Alterthum sich befunden hat und in dem wir es noch jetzt bei wilden Völkern antreffen. Fortschreitende Humanität und wachsende Einsicht in den wahren gesellschaftlichen Nutzen haben es diesen Unwürdigkeiten mehr und mehr enthoben. Auch jede weitere Verbesserung seiner Lage ist nicht von trotzigem Anspruch und schmeichlerischer List, sondern nur von weiteren Fortschritten socialpolitischer Erkenntniß und sittlicher Gerechtigkeit zu erwarten: es kann von beiden Geschlechtern in dieser Richtung noch viel gewirkt werden.

Nach allen Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart ist die gesellschaftlich zuträglichste Form der Kindererzielung die monogamische. Die im Durchschnitt gleiche Zahl heirathsfähiger Männer und Frauen ist dieser Eheform von Natur günstig. Nur in diesem Schema ist die Aussicht und Gelegenheit, die natürliche geschlechtliche Ergänzung zu finden, für alle Männer und Frauen am vollkommensten gleichgestellt: in ihm finden beide auf die Dauer die durchschnittlich höchste Befriedigung des häuslichen Lebens. In der Ehe kann auf die physische, moralische und intellektuelle Entwicklung der von einem Paar erzeugten Kinder die dauerndste und nachhaltigste Sorgfalt verwandt werden. Aus dem monogamischen Hause fließt nicht bloß auf seine directen Angehörigen, sondern auch auf Anverwandte, Freunde und Gäste eine unersetzliche Fülle von Freude und Segen ab. Es ist nicht von ungefähr, daß die Kulturvölker in dieser Institution ein hohe Gut verehren und dieselbe durch Sitte und Gesetz zu schützen und

in Respect zu erhalten suchen. Und — was uns hier am nächsten liegt — die Frau findet in der Regel in ihr nicht blos den natürlichsten und gesellschaftlich nützlichsten, sondern auch den würdigsten Wirkungskreis. Das weibliche Naturell besitzt im Durchschnitt eine ausgesprochene Neigung zu demjenigen Maße von Hingabe, Anhänglichkeit und exclusivem Anschluß, das für eine dauerhafte Verbindung mit Einem Manne die wichtigste Vorbedingung und Grundlage ist. Für das Amt des Wartens, Hegens, Pflegens und ersten Erziehens der Kinder haben ferner die Frauen — von Natur — so viel mehr Aufmerksamkeit, Neigung, Sinn für das Kleine, Umsicht u. s. w., daß es fast unmöglich ist, an ihrer Stelle einen Mann, etwa einen Bedienten, zu denken. Andrerseits kann die Frau in der Regel keinen sicherern Schutz und kaum eine geachtetere Stelle im Leben finden, als an der Seite des monogamisch mit ihr verknüpften Mannes. Das Leben eines unverheirathet gebliebenen Weibes hat unter natürlichen Verhältnissen immer einen Hauch von Unvollendung, ja Verkümmerung und Schwermuth über sich; es bedarf der Ehe viel dringlicher als der Mann; selbst die thatkräftigste und gesundeste Natur leidet, wenn sie dieses Ziel verfehlt. Es ist natürlich, daß das weibliche Geschlecht meist mit allen Vorbereitungen und Gedanken daran hängt. „Eine Freigeisterei in diesem Fache", sagt Kant, „müßte von schlimmen Folgen für das ganze weibliche Geschlecht sein, weil dieses zu einem bloßen Mittel zur Befriedigung der Neigung des andern Geschlechts herabsinken würde."

Nehmen wir nun den regulären Fall, daß die Ehefrau Mutter wird, so fallen ihr damit in der Regel eine Reihe weiterer, zwar nicht gleich nothwendigen aber naheliegenden und von ihr durchschnittlich am besten auszuübenden Functionen zu: die Functionen der Amme, Wärterin und ersten Erzieherin. Allerdings kann eine Kinderfrau oder Kindsmagd die Herrin ablösen; und das Säuge-

geschäft braucht nicht einmal von einer gemietheten Amme, es kann durch die Kinderflasche besorgt werden. Aber wie sehr man auch die Mutter von den natürlichen Folgethätigkeiten der Geburt entlasten mag: auf das weibliche Geschlecht als Ganzes fallen sie größtentheils doch. Es muß so oder so nicht bloß für Schwangerschaft und Geburt, sondern auch für die ersten Monate und Jahre der Pflege des Neugeborenen die von der Gesellschaft durch das monogamisch constituirte Haus geforderten Kräfte erstellen. Ein beträchtlicher Bruchtheil des Geschlechts wird auf diese Weise schon ebenso beschäftigt, wie versorgt.

Will, kann und braucht die Hausfrau nur Mutter, nicht aber Amme und Kindsmagd zu sein, so wird ein ansehnlicher Theil der Zeit für andere Lebensfunctionen derselben frei. Die naheliegendste ist die der Wirthschafterin des Hauses. Die monogamische Ehe bildet ja zugleich, was naturalistische Auffassungen früherer Zeit oft übersahen, den einfachsten Wirthschaftsorganismus. Es entspricht ebenso sehr den natürlichen Anlagen wie der ökonomischen Zweckmäßigkeit, daß die Verwaltung von Küche und Keller, von Wäsche und Kleidung der Frau des Hauses zufällt. Der Mann wird durchschnittlich ergiebiger in einem dem öffentlichen Leben zugekehrten Berufe, in einem Handwerk, Gewerbe, Amt, in Wissenschaft, Kunst u. s. w. gesellschaftliche Verwerthung finden; die natürliche Walterin und Ordnerin des häuslichen Lebens ist die Frau. Wird die Hausmutter auch der wirthschaftlichen Sorgen entledigt — in der Regel wird sie freilich mindestens die Oberleitung und Controle in der Hand behalten müssen —, so wird damit das Geschlecht als Ganzes dieser Aufgaben wiederum noch nicht frei; in den meisten Fällen werden die Substitute der Hausfrau mit Rücksicht auf natürliche Begabung und sociale Zweckmäßigkeiten doch wieder weiblichen Geschlechts sein müssen. Dasselbe tritt übrigens mit all diesen häuslichen Funktionen in um-

fassender Weise nach außen hin unter die Tutel und Vertretung der Männer.

Ist die Ehefrau weder Kindspflegerin, noch Wirthschafterin ihres Mannes, so verliert sie für ihn zwar einen Theil des Werthes, den sie überhaupt gewinnen könnte. Sie kann ihm aber gleichwohl noch unersetzlich sein, insofern er nicht bloß den geschlechtlichen Umgang und die Kindererzeugung, sondern auch das Zusammenleben und die psychische Gemeinschaft mit ihr jeder andern vorzieht. Sie kann in diesem Falle eine so hohe Verehrung genießen, daß selbst die etwaige materielle Abhängigkeit ihrer Lage, durch die zartesten und doch dichtesten und undurchsichtigsten Hüllen verdeckt, ihr nie zum Bewußtsein kommt.

Eine Hausfrau, die von allen für die natürliche Geschlechtsbestimmung nicht absolut nothwendigen Funktionen befreit ist, wird — wie jede unverheirathete bemittelte Dame — die offen gelegte Zeit zur Entwickelung und Bethätigung mancher andern weiblichen Formen der Humanität, sei es in der Sphäre der Kunst und Litteratur, sei es in der Geselligkeit, sei es im Interesse der Behütung und Vervollkommnung ihres Geschlechts oder der Pflege und Erziehung mutterloser oder häuslich verwahrloster, vielleicht sogar schon straffällig gewordener Kinder benutzen können. Sollte freilich die schöne Zeit uud außerdem noch vieles schöne Geld nur für die Toilette à la mode und für die Eitelkeiten der Coquetterie verwandt werden, so wäre der Nutzen der monogamischen Ehe in das Gegentheil umgeschlagen; und man müßte wünschen, daß es zum Heil der Gesellschaft und der Frauen keine Männer gäbe, die in blinder Bezauberung und unwürdiger Ohnmacht ihren Frauen solche culturfeindlichen Extravaganzen gestatteten.

Die Männer sind nicht zahlreich, welche die materielle Position und innere Geneigtheit besitzen, an ihre Frau keine weiteren Ansprüche zu erheben, als daß sie ihnen die ausschließliche (oder be-

vorzugte) Gesellschafterin und Geliebte sei. Glücklicher Weise ist das weibliche Naturell in der Regel mit so ausgiebiger Neigung für Kindspflege und Wirthschaftsführung ausgestattet, daß die in die Ehe geführte Freundin es nicht für eine tyrannische Vergewaltigung erachtet, von der sie sich, hätte sie Kraft genug, emanzipiren würde, wenn sie sich neben dem sexuellen und geselligen Verkehr diesen Functionen unterziehen muß. So hat die monogamische Ehe auch unter beschränkteren Verhältnissen die Keime zu gesundester Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts in sich.

Zwar wird man nicht sagen können, daß der sociale Werth der Hausfrau, welche Mutter der Kinder, intimste Freundin, dauerndste Gesellschafterin und Leiterin der Wirthschaft des Mannes ist, demjenigen des Mannes selbst in der Regel gleichkomme. Sie kann dem Begriffe nach nur den Werth des Hauses selbst haben. Wie hoch man aber auch die ethische Würdigung des häuslichen Lebens steigere, hinter dem Gemeinde- und Staatsleben und dem Geschäftsverkehr muß es doch im Ganzen zurückstehen. Aber innerhalb der engeren Sphäre kann sie doch von unberechenbarer, auch gesellschaftlicher Bedeutung werden; ganz abgesehen von den irregulären Fällen, wo die gemeinschaftliche Oekonomie größtentheils auf ihrem pecuniären Beitrag ruht, oder wo des Mannes Arbeit das beste Stück des Erfolges ihrer Hülfe verdankt, oder wo sie den Mann tyrannisirend durch ihn hindurch ihren Willen sogar in das öffentliche Leben selbst hineinströmt. Die Herrin des Hauses ist Quelle und Verwalterin all des Segens, welchen das Haus überhaupt auszugeben vermag.

Wenn sie der Arbeit und Geschäftigkeit des Mannes durch Ernährung und physische wie geistige Erholung den festen Unterbau und einen stärkenden und erheiternden Ruheort bereitet, wenn sie an ihrem Theile nachdenklich und hingebend der Kindererziehung

waltet, wenn sie seinen weitausgreifenden Gedanken die Sorge für die nächstgelegenen Nothwendigkeiten aus dem Wege räumt, wenn sie seinen Berufspflichten Sinn, Verständniß und Mitgefühl entgegenträgt: so wird es auch die Welt spüren und dankbar anerkennen, daß einem so unterstützten Manne ganz besondere Zufriedenheit, Frische und Elasticität des Geistes und Gediegenheit, Ernst und Zuverlässigkeit des Charakters zur Verfügung steht. Und das gut geleitete Haus ist oft ein Sammelpunkt für die mannigfaltigsten, Erfrischung und Unterhaltung suchenden Gäste.

Da die monogamische Ehe nicht bloß den Frauen die natürlichste, würdigste und befriedigendste Art der Beschäftigung und Versorgung bietet, sondern auch den Männern in der geordneten Wirthschaft, in der geregelten und gemäßigten Geschlechtsbefriedigung, in der gemüthlichen Zufriedenheit und geselligen Behaglichkeit sichtbare Vortheile gewährt; da sie ferner auf Mann und Weib eine sittigende und veredelnde Kraft auszuüben im Stande ist, auch eine der Hauptbedingungen und Bestandtheile der socialen Gerechtigkeit und Wohlfahrt ist; da sie vor Allem die vertrauenswürdigste Voraussetzung gesunder und sorgfältiger Nachzucht ist: so sollte von allen Seiten dahin gearbeitet werden, daß Sinn und Neigung für diese vielseitig segenspendende Verbindung immer weiter getragen und immer tiefer gepflanzt werde. Es kann ja gewiß vorkommen, daß ein Mann die Neigung nicht findet, die ihm für ein gedeihliches Zusammenleben auf immer nothwendig scheint; ja, höhere, weitere, hausentfremdende Aufgaben können ihm den Eintritt in die Ehe überhaupt widerrathen; aber er sollte immer das Bedenken in seinen sittlichen Calcül mitaufnehmen, welches gesellschaftlich werthvolle Institut er durch seine Entsagung und Zurückhaltung seines Theiles entwerthet, wie sehr das Umsichgreifen seiner Maxime vor Allem dem weiblichen Geschlechte schädlich werden muß. Jedenfalls darf der Coelibat nicht länger mit den Augen des Mittel-

alters angesehen werden; vielmehr müssen Hagestolzen, mögen sie Kleriker oder Laien sein, mögen sie sich des Geschlechtsverkehrs enthalten oder ihn außerehelich suchen, da sie die Gesammtheit durchschnittlich um einen abschätzbaren Bruchtheil ihrer socialen Pflichten beeinträchtigen, von einem gewissen Alter und Einkommen ab unter eine Steuer genommen werden; dieselbe ist gerade so gerecht, wie die Wehrsteuer. Weder kann hier die Ehre Soldat zu sein noch dort das Behagen des Hauses für die mannigfachen Opfer, die beiderseits der allgemeinen Wohlfahrt gebracht werden, als volles Aequivalent angesehen werden.

Jedenfalls ist es wichtiger mit der nothwendigen Aufrechterhaltung des Familiensinnes bei den Männern einzusetzen, als des naiven Glaubens zu leben, der Familie würde ihre sociale Bedeutung gewahrt, wenn man nur den Frauen Häuslichkeit predigt und die Mädchen ausschließlich für die Ehe erzieht.

Väter *unehelicher Kinder* sind überall zur Erhaltung und zur Fürsorge für die ordentliche Erziehung derselben gesetzlich heranzuziehen. Die Last darf nicht wie unter Völkern primitivster Cultur ausschließlich auf die Mutter oder auf die Gesellschaft fallen. Der napoleonische Grundsatz: La recherche de la paternité est interdite, ruht auf der einseitigen ja rohen Interessenverrechnung einer Landsknechtsnatur. Aber allerdings: nuptiae patrem demonstrant; nur ein durchgekämpfter Ehebruchsproceß darf diese nützliche Präsumtion aufheben.

Einer der triftigsten Gründe, der außerhalb religiös-ascetischer Gelübde heirathsfähige Männer ernsteren Charakters von der Eheschließung zurückhält, ist die *Schwer-* ja zum Theil *Unlösbarkeit* dieses Verhältnisses. Anstatt sich auf das Risiko einer völligen Mesalliance einzulassen, heirathen sie lieber gar nicht. Eine gesellschaftlich zweckmäßige *Erleichterung der Ehescheidung* bei erwiesenem schweren Mißgriff ist ebenso geeignet, Männer in

größerer Zahl zum Heirathen zu veranlassen, wie Männer und Frauen aus unwürdigen Dienstbarkeiten und gesundheits- und lebensgefährlichen Zerwürfnissen zu befreien. Die Ehe ist eine höchst werthvolle und alles Schutzes werthe Institution und der Eintritt in sie eine ernste Handlung von großer Tragweite; aber ihr den Charakter eines Sakraments und der Unauflöslichkeit zu geben und bei factischer und gar bei rechtlich sanctionirter Trennung die Wiederverheirathung absolut auszuschließen: das kann nur dazu beitragen, die Zahl der Ehen selbst herabzusetzen und die geschlechtliche Libertinage zu begünstigen. Schon die Jünger Jesu bemerkten den einschränkenden Bestimmungen ihres Meisters gegenüber (Matth. 19, 10): Si ita est causa hominis cum uxore, non expedit nubere. Und die Kirche ist in der Erschwerung der Trennung bekanntlich noch sehr viel weiter gegangen als ihr Stifter.

Daß sie der wilden Begierde, lästig gewordene Ehefesseln wieder abzuschütteln, einen Damm entgegen geworfen hat, war gewiß für den Fortgang der Kultur einst von großer Bedeutung. Aber doch nur von temporärer und relativer. Die römische Kirche beweist in ihrer fortgesetzten Anpreisung der Askese und des Coelibats und in der ganz eigenthümlichen Verehrung, welche die bloße Virginität bei ihr genießt, daß sie für die entscheidenden Triebkräfte der modernen Welt, ich will nicht sagen kein Verständniß, aber keine Neigung besitzt. Weder die Jungfräulichkeit noch die Ehe sind als solche von Werth, sondern nur um der gesellschaftlichen Folgen willen; und Askese mag als Disciplin und Correctiv gut sein; prinzipiell ist sie werthlos, ja zumeist geradezu schädlich; die Lehre vom Coelibat aber ist ein sichtbarer Schutz und Hinterhalt derjenigen Weltlichen, welche aus schnödem Egoismus und fauler Bequemlichkeit nicht heirathen. Die öffentliche Meinung hätte dieselben gewiß schon längst übler angesehen, wenn es keinen

priesterlichen Coelibat und keine Möncherei gäbe. Ehen sind irdische, aus natürlichen, menschlichen Motiven hervorgehende Verbindungen; man kann sie nur in einem sehr elastischen oder metaphorischen Sinn als göttliche Ordnungen bezeichnen. Und die Frage der Ehescheidung ist jedenfalls nur von weltlichen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Die Einmischung jenseitiger Rücksichten und vermeintlicher Offenbarungen ist hier nur geeignet, die irdische Wohlfahrt der Gesellschaft zu schädigen und ihre Ordnungen zu stören.

So werthvoll es auch sein mag, daß es möglichst viele monogamische Ehen gibt, und so sehr man es als ein Ideal aussetzen mag, daß Ehen mit dem Gedanken der Unauflöslichkeit und Einzigkeit nicht bloß geschlossen, sondern auch in diesem Sinne festgehalten werden, so kräftig ferner die Gesellschaft einer laxen Auffassung dieses Verhältnisses entgegenhalten muß: so ist doch mit Rücksicht auf die factische Unvollkommenheit der menschlichen Durchschnitts-Charaktere — die duritia cordis, wie die Schrift sagt — in Beziehung auf Scheidung und eventuelle Wiederverheiratung die Frage zu erwägen, wo das kleinere Uebel liegt.

Die Vertheidiger der römisch-kirchlichen Ansicht von der Ehe pflegen, um von der Erleichterung der Ehescheidung abzuschrecken, auf den ungeheuren Procentsatz von Scheidungen in protestantischen Ländern von freierer Gesetzgebung, z. B. in denjenigen Theilen Preußens, die unter dem Landrecht stehen, hinzuweisen. Aber diese Statistiken würden erst dann einen mehr als rhetorischen Werth haben, wenn den Zahlen der Ehescheidungen hier und dort die der unehelichen Geburten, der Kindermorde, der factischen Trennungen und die der Hagestolzen beigefügt würden. Auch diese Erscheinungen sind gesellschaftliche Calamitäten, die mit der Frage zusammenhängen; es kann sich nur um die richtige Abwägung der relativen Werthe handeln. Es mag sein, daß manche Gesetzgebung

in der Erweiterung der Ehescheidungsgründe in einzelnen Punkten über die Grenze des gesellschaftlich Zuträglichen hinaus gegangen ist — das ist eine discutirbare Sache —; aber Gesetze, Sitten und Anschauungen, welche die Ehe zu einem absoluten Gute machen, so zu sagen die bloße „Idee" als solche verehren und die Lösung nicht ebenso wie die Schließung des ehelichen Bandes nach bloßer Rücksicht auf den wahrscheinlicher Weise und in der Regel der Fälle zu erwartenden objectiven Nutzen regeln, ruhen auf überschwänglichen und ungesunden Principien und schädigen in vielen Fällen vor Allem das weibliche Geschlecht. Ebenso unerträglich sind diejenigen Auffassungen, welche die Frage aus der heiligen Schrift entscheiden wollen. Sie führen entweder zu den gewaltsamsten Erweiterungen des Sinns der hier zugelassenen zwei Scheidungsgründe oder bleiben in unverantwortlicher Buchstabenverehrung gegen die Uebelstände und Leiden des Lebens unempfindlich.

Was übrigens das vielgeschmähte Landrecht mit den fast 200 Artikeln, die dem Gegenstande dort gewidmet sind, anbetrifft, so hat es allerdings erstens den Mangel, daß es sichtbar auf dem fehlerhaften in der Anweisung Friedrichs des Großen vom 17. November 1782 enthaltenen Gedanken ruht, daß das socialpolitische Interesse an der Ehe allein in der „Population" liege; und zweitens, daß es Leiden des klagenden Theils, die in gewissen von der andern Seite unverschuldeten, z. B. in physischen Uebeln begründet sind, fast gerade so behandelt, wie solche, die aus schweren sittlichen Verschuldungen hervorgehen. Gegen seinen durchaus auf den öffentlichen Nutzen gerichteten Grundgedanken finden wir aber nichts einzuwenden.

Da die Scheidungsgesetzgebung natürlich darauf zu halten hat, daß über der Begünstigung der Aufhebung verfahrener Verhältnisse nicht das Institut der Ehe selbst Schaden leide, so muß nicht bloß durch zweckmäßige Formalitäten und Auf-

enthalte die Ueberstürzung und Frivolität zurückgedrängt und der Ernst der Selbstbesinnung geweckt werden, sondern es wird auch von dem Mittel versuchsweiser und vorläufiger Trennung auf bestimmte Zeit ein ausgiebigerer Gebrauch gemacht werden müssen. Unabwendbar gewordenen und zur gesetzlichen Perfection gelangten Scheidungen nachträglich noch wieder directe oder indirecte, offene oder verdeckte sociale Rügen und Mißstimmungen anzuhängen, dürfte niemals im wohlverstandenen öffentlichen Interesse liegen.

Der einfachste und am wenigsten zu gesellschaftlichen Widerständen berechtigende Fall ist der des gemeinschaftlichen Antrags auf Scheidung seitens kinderloser Eheleute.

Daß Menschen verschiedenen Geschlechts trotz beiden bekannter Aussicht auf Kinderlosigkeit, mag dieselbe auf Unfruchtbarkeit der Frau oder Impotenz des Mannes beruhen, in die Ehe treten, dagegen ist nichts zu erinnern. Denn man kann auch aus bloßen Geselligkeits- und Wirthschaftsinteressen die Ehe erwählen. Kommen jene Verhältnisse — wie zumeist — erst in der Ehe selbst an den Tag und die Entdeckung stört das wirthschaftlich-kameradschaftliche Einvernehmen nicht, so wird wiederum nichts zu erinnern sein: zumal wenn das Ehepaar sich dazu versteht, die Lücke durch Adoption oder Versorgung verwaister und verwahrloster Kinder auszufüllen, und es auch so erst den socialen Aufgaben des Hauses voll genügt. Stellen sich aber aus diesen oder aus andern Gründen (z. B. auf Grund geschlechtlicher Untreue des einen und heftiger Eifersucht des andern Theils) in kinderlosen Ehen Differenzen ein, welche beiden die Gemeinschaft als eine Last, die Trennung als eine Erlösung erscheinen lassen, so dürfte nicht bloß für den Staat sondern auch für die öffentliche Meinung keine Veranlassung vorliegen, dem gemeinschaftlichen Wunsche und Abkommen auf Trennung erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn die beiden nach vorgängiger offizieller Vermahnung und

nach Ablauf einer mäßigen Frist bei ihrem Entschluß beharren, so mag ihm gesetzliche Folge gegeben werden: vorausgesetzt, daß sie ihre Vermögensverhältnisse rechtsgültig geregelt haben. Etwa entstehende Differenzen in letzterer Beziehung dürften, falls beide sich dem gesetzlichen Richterspruche hierüber von vornherein unterwerfen, auch keinen Aufenthalt bereiten. Die Bestimmung des Gesetzes würde es nach Möglichkeit zu verhüten haben, daß die geschiedene Frau sofort in Hülfslosigkeit versinkt.

Unfruchtbare Frauen aus der Ehe austreten zu sehen, kann im allgemeinen Interesse kaum beklagt werden. Im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß solche Frauen nach anderen Richtungen hin dem Leben viel nützlicher werden können, als in der Ehewirthschaft. Einige der bedeutendsten Schriftstellerinnen z. B. waren nie Mütter und konnten es nicht werden. Und sollten sie Talent zur Krankenpflege haben, so dürften sie häufig noch segensreicher zu verwenden sein.

Ernstlichere Schwierigkeiten erwachsen und erhöhte Veranlassung zu Cautelen liegt vor, wenn nur der eine Theil klagt und auf Scheidung dringt, und wenn Kinder vorhanden sind, resp. erwartet werden.

Führen schwere Enttäuschungen in kindergesegneten Ehen zu unüberwindlichen Zerwürfnissen, und beide Theile sind über die Auflösung des Verhältnisses einig, haben auch die Erziehung der gemeinschaftlichen Kinder auf eine die Interessen dieser und der Gesellschaft befriedigende Weise geregelt, so liegt auch hier, wenn die officiellen Begütigungs- und Wiedervereinigungsversuche fehlgeschlagen und die gesetzlichen Fristen — dieselben werden länger sein dürfen, als im ersten Falle — abgelaufen sind, kein Grund mehr vor, eine Ehe zusammenzuhalten, die ihre sittigende Kraft und ökonomische Fruchtbarkeit verloren hat. Meist ist es in diesen Fällen auch für die Kinder besser, wenn sie in friedlichere Verhältnisse übertreten, besser sogar, daß sie getrennt werden oder

selbst in fremde Hände kommen, als daß sie bei einander bleiben und der Eltern Zwietracht und Haß ihr Herz vergiftet.

Die gegenseitige freie Uebereinstimmung und das den gesellschaftlichen Anforderungen an die relative Sicherstellung der Frau und an die Kindererziehung entsprechende gemeinsame Abkommen kann nach Ablauf einer gewissen gesetzlich normirten Zeit der Ehe so sehr zum durchschlagenden Moment bei der Auflösung gemacht werden, daß der Eherichter die Gründe dieses Entschlusses gar nicht zu erfahren braucht. Nur wird es gerathen sein, in diesem Falle noch längere Bedenkzeiten aufzuerlegen. Bleiben beide Theile aber nach Ablauf auch dieser bei ihrem Entschluß, so dürfte es das kleinste Uebel sein, demselben zu willfahren.

Bei einseitigen Anträgen auf Scheidung muß selbst in dem Falle, daß für die Zukunft der Kinder und event. der Frau gesellschaftlich hinlängliche Bürgschaften gegeben werden, falls die Zustimmung des andern Theiles zu diesen Vorschlägen auf loyale Weise nicht zu erlangen ist, zwischen Gründen, die in physischen Mängeln des widerstrebenden Theils liegen, soweit dieselben erst in der Ehe selbst ohne erhebliche Schuld des Betreffenden hervorgetreten sind, und solchen, die auf einer moralischen Verschuldung des Verklagten beruhen, unterschieden werden. Es ist prinzipiell ungehörig, den Ehegatten der durch die Verbindung berechtigten Erwartung auf Hülfe und Theilnahme in der Krankheit berauben zu wollen; das Gesetz hat solchen eigensüchtigen Versuchen im Ganzen entgegenzuhalten.

Ein kürzlich durch die Zeitungen gegangener Entscheid des Schweizer Bundesgerichts hat die unheilbare Erkrankung der Frau, welche Unterbringung ihrer Kinder in Anstalten zur Folge hatte, auch unter Einwilligung derselben nicht als Ehescheidungsmoment gelten lassen, da „Wesen und Zweck der Ehe" vielmehr erforderten, „daß die Ehegatten Glück und Unglück gemeinsam trügen und

daß das eheliche Band durch unverschuldetes Unglück, das einen Ehegatten treffe, nicht gelöst werde." Ganz schön; aber wenn beide Gatten unter solchen Umständen über die Trennung einverstanden sind, ist es doch grausam, von Gesellschaftswegen der Aufhebung der jenen besser und peinlicher bekannten Uebelstände aus abstracten Grundsätzen entgegen zu wirken; es müßte denn sein, daß gegründeter Verdacht vorläge, daß die Zustimmung des Einen Theils nur erschlichen oder erpreßt wäre.

Bei moralischer oder criminalistischer Verschuldung des Verklagten ist zwischen solcher, die direct den Kläger afficirt, und anderweitiger ein Unterschied zu machen. Nicht jede criminalistische Verurtheilung kann zu Scheidungsanträgen berechtigen. Aber „böswillige Verlassung", fortgesetzte Bedrohung des Lebens und der Gesundheit, unwürdige oder gar entehrende Behandlung, geschlechtliche Untreue, Verschwendung, Trunksucht u. s. w. können wohl Gründe zulässiger Scheidungsansprüche werden. In den meisten Fälle dürfte indessen auch hier noch ein Zwischenstadium einzuschieben räthlich sein. Es ist schwerlich an irgend einer Stelle zu billigen, wenn man den an sich möglichen Fall der aufrichtigen Reue und gründlichen Besserung hier rechtlich völlig ausschließt. Es scheint mir insonderheit eine üble Nachwirkung der starren lutherschen Verehrung des Bibelworts sowie der einseitig naturalistischen Auffassung der Ehe zu sein, wenn man ohne Rücksicht auf den ökonomischen und gemüthlichen Segen, der möglich bleibt, demjenigen Theile, der einen sogenannten „Ehebruch" zu rügen hat, das absolute Recht, Scheidung zu fordern, einräumt, ohne wenigstens den Versuch der Reconciliation einzuschalten. Selbst in dem extremsten Falle, nämlich in dem, daß die Frau die Untreue begangen, ja sogar dann, wenn der Fehltritt sichtbare Folgen gehabt hat, kann es für alle Betheiligten wie für die gesellschaftliche Ordnung immer noch das Bessere sein, wenn die Garantie

radicaler Umkehr Verzeihung erwirkt und den Frieden, wohl gar die Freundschaft wiederherstellt.

Der Erleichterung nicht der leichtsinnigen und selbstsüchtigen, aber der wohlüberlegten und allseitig nützlichen Scheidung muß ein geeigneter Modus, sich schon vor der Hochzeit näher kennen zu lernen, zur Ergänzung dienen. Die Gelegenheiten und Formen, unter denen jetzt — wenigstens in den besseren Ständen — die Geschlechter im heirathsfähigen Alter zusammenkommen, geben im Allgemeinen zu geringe Gewähr, daß man an die rechte Stelle gelange. Theils bleibt die Bekanntschaft eine zu enge, um wirkliche Wahl zu gestatten; theils sieht man sich nur in conventionell regulirten Fest- und Feiertagsstunden, Stimmungen und Verkleidungen, die über wirthschaftliche Talente und Kräfte, Gemüthseigenschaften, Grundsätze, Lebensgewohnheiten u. s. w. wenig oder nichts lehren können, und die außerdem dem weiblichen Geschlechte eine künstlich überspannte Bedeutung geben, gegen welche die wirklichen Verhältnisse des Lebens meist einen enttäuschenden Contrast bilden. Sicher hat derjenige im Durchschnitt die gegründetere Aussicht, eine reuelose Wahl zu treffen, den einestheils ausgebreitetere Bekanntschaft vor verfrühten Ausschließlichkeiten bewahrt, und der zugleich das Glück hat, die Mädchen bei der alltäglichen Arbeit und Geselligkeit zu sehen. Nach der sogenannten „Verlobung" hat man ja meist diese Gelegenheit; aber nach unsern traditionellen Anschauungen ist man dann schon so gut wie gebunden; auch ist der Rausch der nunmehr gestatteten Zärtlichkeiten in der Regel wenig mehr geeignet, verständig zu prüfen. —

Sollte der Eifer der Männer, im wohlverstandenen eigenen und im socialen Interesse in eine Heirath einzugehen, auch noch so lebhaft werden, sollten auch einmal alle religiösen zu Gunsten des Coelibats bestehenden Vorurtheile fallen, und sollten die gesellschaftlichen Sitten auch künftig für glückliche, dauerversprechende

Wahlen eine sichere Garantie eröffnen: so wird es ledige Jungfrauen und Frauen immer noch genug geben. Wittwen und geschiedene Frauen kommen auch nicht sofort wieder unter. Und nicht alle Jungfrauen können heirathen. Einige finden bei dem herrschenden Werbungsmodus den liebenden, resp. ehelichenden Mann nicht oder nur einen Krüppel oder einen Unwürdigen, mit dem es nicht rathsam ist, in eheliche Verbindung einzutreten. Andere müssen aus Rücksicht auf ihre eigene Körperconstitution vom ehelichen Leben überhaupt absehen. Selbst ideale Zustände werden daran nichts Wesentliches ändern. Es ist sogar zu hoffen, daß künftig noch mehr als jetzt nur gegründete Aussicht auf befriedigende Eintracht und gesunde Nachkommenschaft zur Ehe leitet.

Nach unsern Erfahrungen und Anschauungen wird es für gesellschaftlich nützlicher gehalten, nicht an den Mann kommende Mädchen in Ehrbarkeit verkümmern zu lassen, als ihnen (etwa durch obrigkeitliche Anordnung) einen Mann zuzuführen. Schwerlich dürfte es den Frauen selbst im Interesse ihres Geschlechts erwünscht scheinen, wenn hier gesellschaftliche Abhülfe geschaffen würde. Allerdings trifft das Schicksal manche Jungfrauen, die ledig bleiben müssen und darüber Gesundheit und Leben einbüßen, grausam genug. Aber es handelt sich bei socialen Organisationen sehr oft nur um die Wahl des durchschnittlich kleineren Uebels, über dessen Linderung demnächst allerdings weiteres Nachdenken zu wünschen bleibt.

Es fragt sich in unserm Falle, wie den ledigen Frauen in dieser freieren, aber auch materiell bedenklicheren Stellung die Lebensexistenz in würdiger und anständiger Weise gesichert werden kann.

Nur wenn diese Frage genügend zu beantworten ist, wird der häßliche, an heranwachsenden Mädchen wie an ihren Eltern oft zu beobachtende Zug verschwinden, alles Dichten und Trachten

ausschließlich auf das Heirathen zu richten und lieber die unpassendste, ja unwürdigste Ehe einzugehen, als mit Ehren ledig zu bleiben.

Die Hauptantwort auf diese Frage liegt in der verständigen Einrichtung der Mädchenerziehung. Dieselbe muß für den Ehefall wie für den Fall der nothwendigen Selbständigkeit gleich ausreichend vorbereiten. Die immer wieder laut werdende Meinung, daß, wenn das Mädchen nur zur Hausfrau und Mutter erzogen sei, es auch, falls es nicht heirathe, brauchbar und glücklich werde, ist nur dann mehr als eine treuherzige Naivetät, wenn es auch für jenen, den normalen Beruf, etwas Ausgiebigeres lernt als Wirthschaftlichkeit, engen Sinn und Selbstbescheidung.

Weder für die Erholung des Mannes noch für die Erziehung der Kinder noch für den Verkehr der Gesellschaft dürfte eine Frau werthvoll und anziehend genug bleiben, die neben ihrer Wirthschaft keine weiteren Interessen und Gesprächsobjecte kennt, als das Wetter, den Putz, die Dienstmädchen, die Neuigkeiten aus der Bekanntschaft, vergangene und projectirte Spaziergänge, Sommerreisen und Gesellschaften und etwa ein wenig Klatsch, Medisance und Coquetterie.

Die Mädchenerziehung ist in unserer Zeit der Gegenstand viel interessirterer, umsichtigerer, einsichts- und liebevollerer Fürsorge geworden, als in allen früheren Jahrhunderten. Aber die Grundgedanken, welche — man muß es anerkennen — auch jetzt schon mehr oder weniger die Organisation und den Betrieb des Mädchenschulwesens leiten, lassen doch vielleicht noch eine consequentere und systematischere Ausgestaltung zu.

Wir unterscheiden hier wie sonst in der Pädagogik allgemeinbildende und Fachschulen und fassen zunächst die ersteren ins Auge.

Das natürlichste und regulärste Centrum des weiblichen Wirkungskreises ist und bleibt nach allem Gesagten immerhin das

Haus. Es erfordert, wie wir sahen, außer und neben der eigentlichen Hausfrau noch soviel Gehülfinnen und Dienerinnen, daß diese Sphäre auch für ein großes Contingent dauernd oder vorübergehend unverheiratheter Mädchen und Frauen eine weite Unterkunftsstätte bietet. Niemand bezweifelt nun wohl heute, daß der häusliche Pflichten- und Thätigkeitsbezirk, so eng er auch sei, eine gewisse schulmäßige Vorbildung wünschenswerth, ja nothwendig macht: mag es sich um die gesunde und schmackhafte Beköstigung der Hausgenossen, um die Ausstattung, Erwärmung, Ventilation und Beleuchtung der Zimmer, um die Mittel, die Reinlichkeit derselben zu erhalten, um die Führung des Wirthschaftsbuches oder um die Aufgaben der Kindspflege und Kindererziehung, der familiären oder socialen Geselligkeit oder gar der häuslichen Krankenpflege handeln. Gewisse für den regulären Beruf jedes Weibes fundamental nothwendige Sach- und Fachkenntnisse und Fertigkeiten müssen daher, soweit nicht in der Regel auf die Aneignung derselben im Hause selbst gerechnet werden kann, integrirende Bestandtheile des allgemeinen weiblichen Schulunterrichts sein.

Die allgemeinbildenden, grundlegenden Lehranstalten für das weibliche Geschlecht sind mit Rücksicht auf die schnellere, von gewissen Jahren ab sehr viel schnellere körperliche (und geistige) Entwickelung desselben, auf die Möglichkeit ferner, daß ein Mädchen schon früh heirathet — in welchem Falle es übrigens unter die vollkommenste, weil persönlichste, liebevollste Erziehung und Belehrung, nämlich seitens ihres eigenen Mannes tritt (doch sollte es nie vor dem 18. Jahre in die Ehe treten) — ferner mit Rücksicht auf den in der Regel engeren Interessenhorizont — es ist eben der des Hauses — in manchen Stücken anders zu organisiren und aufzubauen als die für Knaben und Jünglinge.

Schon die Volksschule zeigt einen Unterschied. Zwar haben die Argumente derer etwas Bestechendes, welche das Aller-

elementarſte, was der Mann und „Staatsbürger“ für ſeine geſellſchaftliche und politiſche Stellung zu wiſſen hat, im allgemeinen Intereſſe auch der Vorſteherin des einfachſten Hausweſens ſchulmäßig zugänglich gemacht wünſchen und darum die völlig gleiche Organiſation dieſer Schulform für beide Geſchlechter fordern. Auch mag es für diejenigen geſellſchaftlichen Sphären, wo die Wirthſchaftsfunctionen von Mann und Weib gar nicht oder faſt gar nicht geſondert ſind, kein Intereſſe haben, die Kinder verſchieden zu unterrichten. Indeſſen abgeſehen von dieſen unvollkommenen Verhältniſſen, die wir ſchon oben bei Seite ſtellten: überall, wo man den Mann mehr dem Leben, die Frau mehr dem Hauſe zuweiſt, iſt auch innerhalb gewiſſer Grenzen verſchiedene Schulorganiſation angezeigt. Man kann weder die Spezialvorbereitungen für den häuslichen Beruf der Frau, mögen ſie nun in gewiſſen Handfertigkeiten oder in theoretiſchen Unterweiſungen beſtehen, aus der Volksſchule herausdrängen, noch um ihretwillen die Mädchen mit längerer Unterrichts- oder gar Schulzeit belaſten. Die Bevölkerungsſchichten, welche die Volksſchulen füllen, können der Mädchen noch ſehr viel ſchwerer als der Knaben längere Zeit im Hauſe entbehren. Und es giebt ſo viel Mütter, welche ihren Töchtern ſelbſt die nothwendigſten Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, die auch der einfachſte Haushalt verlangt, aus Mangel an Zeit oder Sinn nicht beizubringen vermögen, daß es doch noch eine dringlichere Angelegenheit iſt, hier mit allgemeinen Einrichtungen nachzuhelfen, als dem Mädchen die Elementarkenntniſſe des künftigen Staatsbürgers zuzuführen. Heirathet ſie, ſo kann ſie das, was nöthig iſt, um für die öffentlichen Intereſſen des Mannes und des häuslichen Verkehrs das zur Geiſtesgemeinſchaft erforderliche Verſtändniß zu erhalten, immer noch von ihm erfahren; aber ſie würde ſehr übel daran ſein, wenn ſie nicht nähen und ſtricken könnte. Es iſt danach, ſcheint mir, unzweifelhaft, daß die Rückſicht auf

den geordneten Betrieb der Haushaltungen für die niedrigsten Mädchenschulen im allgemeinen Interesse eine Bevorzugung der häuslich verwerthbaren Kenntnisse und Geschicklichkeiten vor den dem Geschäfts- und öffentlichen Leben zugekehrten gebietet.

Ja dieselben werden auch in den Fortbildungsstunden, welche an Sonntagen und Winterabenden den Schulunterricht fortsetzen, die hervorragendste Aufgabe bilden müssen.

Die folgenden Schulformen allgemeinbildenden Charakters werden aus den angegebenen Gründen und Rücksichten je einen resp. zwei Jahrescurse weniger haben dürfen als die parallelen Knabenschulen, so daß das normal fortschreitende Mädchen die Stadt- oder Mittelschule mit 14 Jahren, das weibliche Realgymnasium (unsere höhere Töchterschule) mit 16 Jahren durchgemacht haben kann: was um so leichter möglich sein wird, wenn man wenigstens die höhere Töchterschule von dem Handarbeitsunterricht befreit. Es dürfte naturgemäßer sein, wenn überhaupt die ausschließlich und direct wirthschaftliche und häusliche Seite der weiblichen Ausbildung in den besseren Ständen der Mutter (oder ihrer Vertreterin) zugewiesen bliebe. Die allgemeine Schule kann höchstens einen facultativen Unterricht dafür aussetzen und auch dies nur innerhalb gewisser Grenzen, außergewöhnliche Bedürfnisse an Privatunterricht und Berufsschulen verweisend.

Ueber dem Realgymnasium mag sich zur weiteren Fortbildung für Jungfrauen, wie für Frauen, eine noch höhere, freiere Lehranstalt, sagen wir ein Lyceum, erheben, das in Form von Unterrichtsstunden und Vorträgen allgemeineren Charakters die besten und lernbegierigsten Geister, ohne Altersabgrenzung, in der für den Durchschnitt geeignetsten, mußefreiesten Zeit zu weiterem Umblick über und zu tieferem Einblick in die Thatsachen und Gesetze der Natur, der Geschichte und des Lebens führt. Der Ansicht Fénélons wird ja wohl Niemand mehr sein, der dem weib-

lichen Geschlechte in Beziehung auf die Wissenschaft eine fast ebenso empfindliche Scham (une pudeur presque aussi délicate) wie die, welche das Laster einflößt, anempfehlen zu müssen glaubte. Zwei oder drei Anstalten der Art würden gleichwohl für das ganze deutsche Reich wahrscheinlich genügen. Anderswo müßten wohlorganisirte Vortragscyclen (nicht abgerissene Einzelvorträge) an Sonntagen oder Winterabenden dem höheren weiblichen Bildungsbedürfniß entgegenkommen.

Wie die Auswahl der Lehrobjecte ausfallen müsse, um für jede Schulstufe einen in sich abgeschlossenen und wohlverknüpften Kreis gründlicher und allgemeinbildender Kenntnisse und Fertigkeiten zu gewinnen, ist für Mädchen- wie für Knabeninstitute eine gleich schwierige Angelegenheit, um so schwieriger, als ideale Erwägungen, und wären sie logisch noch so zwingend, nicht sofort auch die Kraft besitzen, um gegen den Wall festgewurzelter Einrichtungen und Ansichten, und wären sie noch so dumm und vorurtheilsreich, etwas Erhebliches oder gar Entscheidendes auszurichten. Das ist ja leicht gesagt, daß alle Unterweisung von dem nach Zeit, Raum, Interesse und socialem Bedürfniß Nächstgelegenen ausgehen und von da aus, entsprechend der für die jedesmalige Schulorganisation und die Regel der Fälle zur Verfügung stehenden Zeit, das System des Mittheilbaren in die Breite und Tiefe führen müsse; und daß man sich nirgends auf bloße Anfänge, die nicht bis zu einem gewissen Abschluß zu bringen seien, einlassen dürfe. Wie weit man aber jeweilig, z. B. in der Aufklärung über die in dem Staats- und Gesellschaftsleben spielenden Potenzen, Motive und Gesetze, in der Zuführung fremder Sprachen und Litteraturen, in der Aufrollung der Vergangenheit, in der Mittheilung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ausgreifen solle, das wird doch sowohl in Beziehung auf die allgemeine Bildung im Ganzen, wie auf die verschiedenen Stufen derselben, und

wird insonderheit für den Unterschied der männlichen und weiblichen Bildung eine hin und her werfbare Frage bleiben.

Hier mag nur Ein Punkt hervorgehoben und betont werden. Es ist Thatsache und auch natürlich, daß die Tendenz der Zeit dahin geht, die Aufklärung und Kenntnißnahme so weit als möglich zu treiben. Es giebt kein wissenschaftliches Gebiet, das nicht von irgend Jemand und oft mit sehr plausiblen Gründen als nothwendiges Ingrediens mindestens der höheren allgemeinen Bildung und auch für Töchterschulen empfohlen würde. Wenn diese wohlgemeinten Bemühungen nicht mit einer völligen Desorganisation des Geistes endigen sollen, so ist erstens innerhalb jedes pädagogisch und sozialpolitisch wichtig befundenen Faches die ernstlichste Beschränkung und Concentration auf diejenigen Elemente zu fordern, welche prinzipielle und allgemeinbildende Bedeutung haben, so daß die behagliche Gewohnheit der Lehrer, ihre Unterweisungen bis ins Kleine und Kleinste auszuspinnen, wie sie z. B. in ihren traditionellen Hauptdomänen, in der Grammatik und Geschichte, auf das üppigste wuchert, grundsätzlich aufgegeben wird; und zweitens kann nicht für jeden Wissenszweig ein ganzer, vielleicht sogar Jahre hindurch sich fortwindender Cursus zugelassen werden.

Neben einem festen Stamm von fundamentalen, allgemein verbindlichen und wohlabgegrenzten Pensen muß erstens in Stunden von freierer Constitution aber doch obligatorischem Charakter — sie werden dem stehenden Sprachgebrauch am entsprechendsten „deutsche" heißen dürfen — (etwa an der Hand eines „Lesebuches") Gelegenheit zu encyclopädischen (aber grundlegenden und knappen) Mittheilungen aus denjenigen Wissensgebieten eröffnet werden, die trotz ihrer allgemein instructiven Bedeutung keine selbständige Behandlung im Schulorganismus finden können. Wenn wir erst angemessen — ich meine universaler und doch

gründlich genug — ausgebildete Lehrer haben werden, dürfte es möglich sein, in Stunden solcher Art nicht bloß die nöthigen litterar- und kunsthistorischen und ästhetischen, sondern auch gewisse fundamentale Mittheilungen nationalökonomischer, socialpolitischer, anatomischer, diätetischer u. s. w. Art den Schülerinnen zuzuführen.

Und zweitens muß für facultative Stunden mehr Raum als bisher geschaffen werden. Nur so ist es möglich, sowohl der größeren Begabung wie der individuellen Neigung einen angemessenen Tummelplatz zu eröffnen. Die Hauptsache aber ist, daß sowohl die Lehrerbildung wie die Werthschätzung und Systematik der Unterrichtsdisziplinen ausschließlicher als bisher nach socialpädagogischen Gesichtspunkten stattfinde; und zweitens, daß Oekonomie und Planmäßigkeit dem Uebelstand der fortschreitenden Belastung des Unterrichts mit incohärentem Vielerlei entgegenwirken.

Die bisherige Bevorzugung der Sprachen und der Religion muß allmählich einer gleichmäßigeren Berücksichtigung der Realien und der natürlichen, menschlichen, irdischen Triebfedern der Moral weichen. Weshalb die Mädchenseele mehr mit modernen Sprachen und mit religiösen Anregungen erfüllt werden muß, als die der Knaben und Jünglinge, ist schlechterdings nicht abzusehen. Und in der Hingabe des weiblichen Gemüths an überwiegend confessionelle Einwirkungen liegt sogar eine Gefahr für die Cultur. Pädagogisch ist es nur eine Frage der Technik und Oekonomie, wie weit die moralische Erziehung überhaupt religiöse, transcendente Motive zu Hilfe zu nehmen hat.

Ueber Grad und Ausdehnung der Zweckmäßigkeit, den weiblichen Unterricht von Lehrerinnen ertheilen zu lassen, wage ich kein abschließendes Urtheil. —

Für diejenigen Mädchen, welche die Nothwendigkeit ins Auge

fassen müssen, außerhalb des elterlichen oder späteren eigenen Hauses in der Fremde, mehr oder weniger selbständig, ihr Brod zu verdienen, stellt sich das Bedürfniß besonderer Berufsschulen ein. Diese Mädchen begeben sich in den allgemeinen Concurrenzkampf; sie müssen für denselben Vorzüge, wohl gar Virtuositäten aufzuweisen haben. Ihre vergleichsweise größere Bedürfnißlosigkeit ist kaum zureichend, die Nachtheile ihrer Kraft zu compensiren, geschweige denn, daß sie im Stande wäre, ihnen einen natürlichen Vorsprung zu gewähren. Sie müssen trotz des geringeren Aufwandes, den ihr Leben erfordert, sich verhältnißmäßig in der Regel doch noch mehr anstrengen und sorgen, wie die Männer, wenn sie sich aus eignen Mitteln anständig über Wasser halten wollen.

Im Ganzen werden auch die weiblichen Berufsschulen die Beziehung auf das Haus zu bevorzugen haben; doch können sie nicht ausschließlich an dasselbe denken. Die Erwerbsmöglichkeiten müssen weiter ausgebreitet werden. An die Volksschule können sich Näh-, Strick- und Stickschulen, Spinn-, Web-, Klöppel- und Flechtschulen, Koch- und Haushaltungsschulen, Schulen für Kinderwärterinnen, Hebammen u. s. w. anschließen.

Andere Specialschulen werden die absolvirte Mittelschule voraussetzen: Schulen für Haushälterinnen, feinere Köchinnen, Gesellschafterinnen, Kinderwärterinnen in vornehmen Häusern, (Bonnen) u. s. w. Dazu kommen weiter Seminare für Erzieherinnen. Dieselben werden zweckmäßig zugleich Lehrerinnen für öffentliche Schulen ausbilden: d. h. für einen Beruf, der die sogenannte natürliche Sphäre des Weibes, das Haus, verläßt. Es wird zu wünschen sein, daß die öffentlichen Lehrerinnen, ebenso wie andre außer dem Hause arbeitende Frauenspersonen — in der Regel — die Anlehnung an eine vertrauenswürdige häusliche Ordnung, für die sie sich auch nützlich und liebenswerth machen, gleichwohl

nicht verlieren. Für ganz isolirte muß die Vereinsthätigkeit der Frauen ein Heim bereiten.

Die Seminare mögen zweistufig sein. Die erste Stufe über der Stadt-, die zweite über der höheren Töchterschule. Die erste Stufe bildet Lehrerinnen für Volksschulen und die unteren Klassen der Stadtschulen, die zweite für die oberen Klassen der Stadtschulen und für die höheren Töchterschulen aus: das Zeugniß bestimmt die Facultäten. Den Lehrerinnen für höhere Töchterschulen würde der weitere Besuch der vorhin erwähnten Lycealvorträge und Uebungen zu empfehlen sein.

Bei der umfänglichen Lebensnoth und aus Rücksicht für die fortschreitende Wohlfahrt und Sicherung des weiblichen Geschlechts muß an die Erschließung noch weiterer ins öffentliche Leben überleitender Berufsschulen gedacht werden.

Besondere Talente werden durch den Besuch von Musik- und Mal-, überhaupt von Kunstschulen ihr Fortkommen vorbereiten. Es wird nichts einzuwenden sein, wenn auch ohne materiellen Nothdrang in geeigneten Fällen junge Damen durch freien Entschluß in diese Institute geführt werden.

Aber die Kunst kann nicht das Einzige sein, was man außerhalb des gewöhnlichen Kreises den Frauen anbieten mag: sie verlangt, wie gesagt, eine besondere Qualifikation; insbesondere auch die Musik. Die jetzt übliche Hingabe der Mädchen der gebildeteren Stände an Klavier und Gesang ist für Viele eine bloße Geld- und Zeitvergeudung. Wo nicht ein besonderes Talent vorhanden ist, ist es unsinnig drei oder noch mehr Stunden des Tages am Piano hinzusitzen. Es ist nicht abzusehen, weshalb man nicht auf den Vorschlag Julie Burows eingehen soll, dem weiblichen Geschlecht gewisse vorzugsweise auf Feinheit, Zartheit und Sorgfalt gestellte Gewerbe, wie das des Uhrmachers, Graveurs u. s. w. zu eröffnen. Delicate Seelen sehen darin das „entsittlichende" Princip

der Emancipation. Gegen solchen Einwurf ist zu erinnern, daß nichts entsittlichender wirkt, als das Bewußtsein, sich von Noth und Erniedrigung nicht emancipiren zu dürfen; daß es dagegen durchaus sittlich ist, sich vor keiner Uebernahme zu scheuen, die dieser Aussicht vorbeugt. Der Betrieb eines Handwerks wäre übrigens für die mittleren Gesellschaftsschichten das natürliche Analogon zu der Fabrikthätigkeit der niedrigsten Frauenklassen.

Eine ausgesprochene Begabung zeigt das weibliche Geschlecht für Krankenpflege. Es ist lebhaft zu wünschen, daß es auch außerhalb des kirchlichen Rahmens in umfassenderer Weise dazu vorgebildet und in Anspruch genommen werde. Es ist vor Allem zu wünschen, daß Töchter gebildeter Eltern sich diesem Berufe widmen, dessen Obliegenheiten soviel sittliche Kraft, Umsicht, Takt und Vorstudium erfordern. In England hat man in dieser Richtung in den letzten Jahrzehnten bemerkenswerthe und zur Nachahmung auffordernde Anfänge gemacht; ich denke vor Allem an Miß Nigthingale und Miß Lees. Was wir bei uns zunächst bedürfen, ist, daß an eins unserer großen Hospitäler eine Schule für Pflegerinnen angeschlossen werde, wie das Nigthingale Home in London mit dem St. Thomas-Hospital verbunden ist. Auch der Comtoirdienst in Handelsgeschäften, auch die ärztliche Thätigkeit (innerhalb des eigenen Geschlechts) ist den weiblichen Gaben nicht verschlossen; entsprechende Vorbereitungsschulen, wie Handelsschulen, weibliche Medizinschulen u. dgl. liegen auf diesem Wege. Was die letzteren anbetrifft, so werden ihrer Anlegung vielleicht weniger Hindernisse entgegentreten, wenn erst unsere jetzigen Universitäten den aus andern Gründen nothwendigen Specialisirungsprozeß so weit durchgemacht haben werden, daß es einige isolirte oder nur mit einer naturwissenschaftlichen verbundene medicinische Facultäten gibt. Es ist nicht abzusehen, weshalb es nicht auf ein Dutzend medicinischer Facultäten für Männer mindestens Eine für Frauen geben sollte.

Eine Vermischung der Geschlechter kann in keiner Schule und Lehre außerhalb der niedrigsten, der Volksschule, die aber auch noch fast ganz jenseits des Bedenklichwerdens der sexuellen Differenz liegt, irgendwo für angemessen gehalten werden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit ist der weiblichen Gesundheitspflege in Schule und Haus zu widmen. In den Mädchenschulen muß das Turnen ebenso geflissentlich geübt werden, wie auf den Knabenschulen. Die Jünglinge machen in ihren Militärjahren einen tüchtigen gymnastischen Cursus durch, der den Jungfrauen fehlt. Diejenigen, welche im Hausdienst sich tummeln, haben Ersatz. Die Andern aber, welche an sitzende Berufsweisen gebunden sind, müssen durch regelmäßiges Spazierengehen, durch Zimmergymnastik, durch Baden und Schlittschuhlaufen dem Verfall der gesunden Funktionen entgegenarbeiten. Hier ist fortschreitende Emancipation von gewissen Prüderien im Interesse dringlicherer Nothwendigkeiten lebhaft zu wünschen.

Dazu gehört auch das Aufgeben jener gefährlichen Verheimlichung der ersten Anfänge von Unregelmäßigkeiten in den Funktionen der Geschlechtsorgane: was um so eher möglich sein wird, wenn künftig mindestens Jungfrauen in der Lage sind, Aerzte ihres Geschlechts consultiren zu können. Die Empfindsamkeit, ja heilige Salbung, mit der die natürlichen Dinge des weiblichen Geschlechtslebens noch immer hie und da behandelt werden, muß einer nüchterneren, gesunderen und nützlicheren Anschauungsweise Platz machen.

Dies führt auf einen andern übrigens verwandten Punkt. Jetzt wird das weibliche Gemüth in so hervorragender Weise auf die Träume der Phantasie und die Wallungen des Gefühls hingelenkt, daß daraus für manche namentlich für die schon von vornherein zur Sentimentalität und Romantik neigenden Naturen die verhängnißvollsten Verbildungen entstehen. Diese Gewohnheit

muß für den Durchschnitt zu Gunsten einer intensiveren Cultur des Verstandes und einer praktischen, auf das prosaisch Nützliche gerichteten Thätigkeit eingeschränkt werden. Nur eine verschwommene Werthschätzung kann an den zum Theil thörichten zum Theil sogar gefährlichen Phantasmen und Gefühlsseligkeiten der Frauen ein größeres Gefallen finden, als an der interessirten Kenntnißnahme und Würdigung des Thatsächlichen, kann den hindämmernden, tändelnden, schwatz- und klatschhaften Müßiggang unserer jungen und vieler alten Damen für angemessener halten, als die geregelte Besorgung des Nützlichen.

Oben ward die bevorzugte Beschäftigung mit Klavier und Gesang als eine vielfach zu leerer Zeitvergeudung führende getadelt. Sie hat aber oft noch schlimmere Folgen. Die allzu häufige Hingabe an die schmelzenden, elegischen und leidenschaftlichen Situationen, wie sie zahlreiche Gesangspiecen unserer Damen voraussetzen, übt auf Viele eine geradezu verführerische Wirkung aus. Da braucht bloß noch eine ausgedehnte lyrische und Romanlektüre dazuzukommen, so wird an der Hand der in dieser Litteratur üblichen isolirten Behandlung des Liebesglücks eine Fülle der verschwommensten Triebe und das ganze hysterisch-romantisch-kokette Elend gewisser Kreise unserer „Gesellschaft" entwickelt.

Ueber social-nützliche Beschäftigung bemittelter Frauen wurde schon oben hie und da eine Bemerkung gemacht. Ich möchte allen denen, welche in dieser Richtung in Verlegenheit sind, die Lectüre der Biographie einer vor einigen Jahren gestorbenen, nicht einmal hervorragend vermöglichen oder rüstigen, aber sorgfältig erzogenen und hilfsbereiten englischen Dame, der Miß Mary Carpenter[1]), empfehlen. Es ist geradezu erstaunlich, was dieselbe auf dem Gebiete der Erziehung der Verkommenen und Verwahrlosten, der besseren Einrichtung der Gefängnisse u. s. w. gearbeitet und geleistet, angeregt und ins Werk gerichtet, und — was die na-

türliche Folge davon ist — welches Ansehen und welchen Einfluß sie sich dadurch zu verschaffen gewußt hat. Am nächsten dürfte den Frauen die associative Thätigkeit zur Hebung des eigenen Geschlechts liegen. Sie müssen nicht Alles von der Gerechtigkeit, Güte oder Noblesse der Männer erwarten. Nach Grundsätzen rationeller Arbeitstheilung müssen sie selbst für die Gründung von Asylen für Prostituirte, von Mägdeherbergen und Lehrerinnenheims, für die Einrichtung lehrreicher Vortragscyclen, für die Constituirung zweckmäßiger Bildungs-Institute das Meiste thun.

Je umfassender die Fürsorge der Einzelnen und der ganzen Gesellschaft für die Aufklärung, Kräftigung und Erwerbsbefähigung des weiblichen Geschlechts sich gestaltet, um so mehr wird dasselbe von dem entwürdigenden Gedanken emancipirt, daß je eher je lieber geheirathet werden müsse. Es kann mit größerer Ruhe den Rechten abwarten. Setzt sich dann noch der Staat (oder seine Delegirten, z. B. die Gemeinden) durch Einführung einer Hagestolzensteuer in den Stand, die im Concurrenzkampfe mit den Männern zu hart benachtheiligten ledigen Frauen nach Würdigkeit aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen, und invalide, krank und siechgewordene hilflos alleinstehende Frauen ganz zu erhalten, und greift die freie Wohlthätigkeit mit Ausstattung von Asylen, Logir- und Kosthäusern für das weibliche Geschlecht noch ausgiebiger als bisher helfend ein: so dürfte der unglücklichen Ehen und der Unbefriedigung, Verkümmerung und Lüderlichkeit allmählich weniger in der Welt werden.

Verheiratheteten oder sonst einem männlich regierten und vertretenen Hauswesen eingegliederten Frauen ein politisches Stimmrecht oder gar ein passives Wahlrecht zu verleihen, kann in einer Gesellschaftsordnung, welche die Freiheit des ehelichen oder sonstigen Anschlusses durch Erhöhung der selbständigen

Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts nach Möglichkeit erweitert, weder von Seiten des öffentlichen Interesses noch der Gerechtigkeit wünschenswerth scheinen. Dasselbe gilt von denjenigen Frauen (wie Männern), die öffentliche Unterstützungen beziehen oder in Wohlthätigkeitsanstalten untergebracht sind. Aber den völlig selbständigen oder wohl gar einen größeren Haushalt oder Geschäftsbetrieb leitenden und vertretenden Frauen sollte wenigstens das active Wahlrecht nicht vorenthalten werden: die Gerechtigkeit erfordert es; und es ist nicht abzusehen, welchen politischen Schaden es haben sollte. Sie mit Männern in communalen und politischen Körperschaften zusammen tagen zu lassen, dürfte in der Regel allerdings mindestens eben so unrathsam sein, wie beide Geschlechter in den Schulen zu mischen. Das passive Wahlrecht daher dürfte den Frauen im allgemeinen Interesse dauernd versagt werden müssen.

Der Spuren ihres Einflusses und ihrer Herrschaft war die öffentliche Welt auch bisher voll; es ist nicht zu befahren, daß derselben künftig wenigere sein werden. Wir wollten unsererseits andeuten, auf welche Weise sie segensvoller ausfallen möchten.

Anmerkung.

1) The Life and Work of M. C., by J. Estlin Carpenter, 2 ed. London, Macmillan and Co., 1881.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Feicht) in Berlin.

(332)

OCT 15 1883

Die religiösen Anschauungen

Friedrich Fröbels.

Von

Johannes Schmeidler,
Prediger an der Jerusalemskirche in Berlin.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Fröbels hat in weiten Kreisen die Aufmerksamkeit wieder auf einen Mann gelenkt, der zwar für seine Person weder dem Nachruhm gelebt hat, noch von seinem Volke jemals ganz vergessen worden ist, dessen Werk aber immer noch derjenigen Förderung und Fortsetzung harrt welche nur allgemeine Theilnahme und das allgemeine Verständniß für seine Bedeutung ihm zu geben vermögen. Fröbels Name ist für alle Zeiten mit dem Worte „Kindergarten" verknüpft; aber diejenigen, welche von ihm nur wissen als von dem Erfinder dieser Anstalten für die früheste Jugenderziehung, ahnen nicht, daß dieses Werk nach seinen Ideen nur das erste Glied ist in der Kette aller der Anstalten bis zur Hochschule hinauf, durch welche der Mensch zum Menschen erzogen werden soll; und diejenigen, welche die Kindergärten nur kennen von ihrer Methode und von den äußeren Apparaten, Spielzeugen und Spielen her, die sie eingeführt haben, und die sie demnach beurtheilen als nützliche Einrichtungen, durch welche theils dem Hause die Last des Kinderlärmes einigermaßen abgenommen, theils die Schule in nicht unpraktischer Weise entlastet wird, indem man sie der Mühe überhebt, einer unwissenden und undisciplinirten Schaar die ersten Elemente des Wissens und der Sitte beizubringen — sie ahnen nicht, daß das Aeußerliche, das sie sehen, nur das Ergebniß und der Ausdruck von Gedanken ist, für welche die Bezeichnung einer eigenartigen und hochidealen Weltanschauung nicht zu viel ist. Alle großen Männer,

die nicht bloß einseitig dem reinen Denken gelebt, sondern die von der Höhe ihrer Erkenntniß aus mit heiliger Liebe der Menschheit zu dienen sich bemüht haben, sie sind, zumal in Zeiten, die irgendwie einen Wendepunkt in der Geschichte bezeichnen, zu der Einsicht gekommen, daß neue Bahnen in der Erziehung des jungen Geschlechtes eingeschlagen werden müßten. Theils der ursprüngliche Trieb ihres Herzens, theils die Kämpfe und Enttäuschungen, denen sie bei ihrer Wirksamkeit unter den Erwachsenen ausgesetzt waren, haben sie zu Pädagogen gemacht, um der nachwachsenden Generation das Erbe an Geistesschätzen zu sichern, welches das lebende Geschlecht zu empfangen sich nicht fähig zeigte. So klingt aus den Anfängen des Christenthums zu uns herüber das Wort des Stifters unserer Religion: lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich; so sah sich Luther genöthigt herabzusteigen und die Sprache der Kinder zu reden, wenn die Güter der Reformation seinem Volke nicht sollten verloren gehen; so bezeichnet auch der Umschwung der Zeiten am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts einen Wendepunkt in den Anschauungen, welche für die Jugenderziehung maßgebend geworden sind, und es erstand eine Reihe von Männern, welche es als ihre Aufgabe erkannten, die Ideen der neuen Zeit der Jugend zu verkünden. Auch Fröbel gehört zu denjenigen, welche, nicht von Anfang an dem Erzieherberuf zugewendet, in umgekehrter Entwicklung zuerst zu einer neuen einheitlichen Lebensanschauung sich hindurchgerungen haben, um dann die Verwirklichung ihrer Ideale bei der Jugend und zuletzt bei den Kleinsten zu versuchen. „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben", mit diesem Wahlspruch tritt er in die letzte Periode seines Lebens ein und begründet diejenige Schöpfung, welche vorläufig allein von allen seinen Unternehmungen bleiben sollte. Er hat auch das Schicksal aller derer getheilt, welche bahnbrechend auf irgend einem Gebiete des Lebens gewirkt haben, er ist bekämpft und angefeindet worden von denen, die an der Ueberlieferung hingen. Wie man

früher seine Bestrebungen als demagogische verdächtigte, so wurden im Jahre 1851 die Fröbel'schen Kindergärten vom Minister v. Raumer für Preußen verboten. Und wenn dieses Verbot im Jahre 1860 wieder aufgehoben, ja vom Minister Falk im Jahre 1876 ausdrücklich die segensreiche Wirksamkeit der Kindergärten anerkannt und ihre organische Verbindung namentlich mit Mädchenschulen zugelassen worden ist, so begegnen dieselben doch heute noch, und vielleicht sogar heute wieder mehr denn je, dem Mißtrauen und dem Widerspruch weiter Kreise von solchen, welche, der herrschenden confessionellen Richtung zugethan, aus religiösen und pädagogischen Gründen die Fröbel'sche Richtung bekämpfen zu müssen meinen.

Man hat in neuester Zeit namentlich die Oberlin-Sache den Fröbel'schen Kindergärten entgegengesetzt. Es mag unerörtert bleiben, ob Oberlin und Fröbel dem Geiste nach Gegner sind, und ob diejenigen, welche sich um Oberlins Namen schaaren, wirklich ein Recht haben, ihn ausschließlich den ihrigen zu nennen. Im Elsaß, der Heimath Oberlins, sind es gerade die liberalkirchlichen Kreise, welche in Oberlin ein Vorbild echt volksthümlich religiöser Wirksamkeit sehen, und andrerseits haben wir bei einem warmen Vertheidiger der Oberlin-Sache von heut gelegentliche Zweifel an der dogmatischen Rechtgläubigkeit Oberlins gefunden. Auch ist Thatsache, daß die Oberlin-Schulen viele von den Fröbel'schen Beschäftigungsspielen einfach aufgenommen haben und ihre Nützlichkeit anerkennen. Der Direktor des Oberlinhauses in Nowawes, J. Fr. Ranke[1]), gesteht zu, daß die Fröbel'schen Spiele und Beschäftigungen bisher von vielen Pädagogen und von ihm selbst zu wenig beachtet worden seien, wenn er auch einerseits bestreitet, daß dieselben auf Fröbel zurückzuführen seien, andererseits unterscheidet zwischen dem Ursprünglichen, Wesentlichen, und späteren erkünstelten und unkindlichen Zuthaten. Aber so wie er gelegentlich Fröbel und Basedow einfach nebeneinander stellt, so sagt E. Baumann in Berlin in einem Vortrag über Oberlin und die Oberlin-Sache vom 16. Mai 1877: „. . . . . vielmehr sind

unsere Absichten hauptsächlich auf die sittlich-religiöse Erziehung der Kinder gerichtet. Wir unterscheiden uns darin von den Fröbelschen Kindergärten, die bei allen ihren anerkennenswerthen Leistungen in Erfindung von Spielen und Beschäftigungen doch an pädagogischer Principlosigkeit und mehr noch an ihrer Religionslosigkeit leiden. Wir polemisiren nicht gegen dieselben, achten und ehren vielmehr ihre edlen humanen Bestrebungen, aber wir sind überzeugt, daß man religiöse Frömmigkeit nicht erst mit dem sechsten, zwölften oder achtzehnten Jahre wie einen Mantel überziehen könne. Wir halten die Religion für die Grundlage aller Erziehung, also auch der Volkserziehung und Kleinkinderschulen. Wir lassen nicht religiösen Memorirstoff massenhaft auswendig lernen, aber wir bringen ihnen die Liebe des himmlischen Vaters in Christo, ihrem Freunde und Heilande, nahe . . . . . Die Kinder lernen beten und ihr tägliches Leben in Beziehung setzen zu dem Gott der Liebe und Gnade. . . . . wir stellen methodisch vorgebildete Kleinkinderlehrerinnen, die die Fröbel'schen Spiele und Beschäftigungsmittel pädagogisch richtig anzuwenden wissen, in unsere Anstalten hinein."

Wenn diese Worte Wahrheit sind, so hatte der Minister v. Raumer vollkommen Recht, die Fröbel'schen Kindergärten zu verbieten. Denn „pädagogische Principlosigkeit" und „Religionslosigkeit" sind allerdings das Schlimmste, was man einer pädagogischen Unternehmung nachsagen kann. Hier ist nicht mehr wie bei Ranke eine Unterscheidung zwischen Ursprünglichem, Wesentlichem und späteren erkünstelten und unkindlichen Zuthaten, sondern hier ist eine Verwerfung der ganzen Sache trotz einzelner anerkennender Worte. Es mag sein, daß sich der Fröbel'schen Kindergärten hier und da auch ein flacher Liberalismus angenommen hat, der, mehr von der Opposition lebend, keinen Sinn hatte für die Tiefen und die Kraft der Religion. Dann wäre es um so mehr Zeit, auf die Gedanken des Meisters selbst zurückzugehen, an ihnen die heutigen Bestrebungen zu messen und zu untersuchen,

welches innere Recht seine Sache auf Erhaltung und Pflege, vielleicht auch auf Reform im Sinne des Stifters habe. Es würde andererseits kein Grund sein, auf Vorwürfe zu antworten, die man Ursache hätte, nur als vereinzelte Stimmen zu betrachten. Aber daß sich in den oben angeführten Worten jenes Vortrages in der That das Urtheil darstellt, welches man in den Kreisen der herrschenden kirchlichen Richtung über Fröbel und seine Sache im allgemeinen hat, das geht klar hervor aus einem Artikel, den die Neue Evang. Kirchenzeitung, das Organ der Partei der positiven Union, im April vorigen Jahres zum hundertjährigen Geburtstag Fröbels gebracht hat. Da wird gesagt, daß in der Pädagogik Fröbels doch der naturalistische und realistische Gedanke überwiege, während der religiöse zurücktritt und der positiv-christliche Gedanke, diese treibende Kraft im Erziehungswerk, ganz fehlt. Der Kindergarten, so räth man, solle sich das christliche Princip der Oberlinschulen zu eigen machen, und die Kindergärtnerinnen sollten ihr Amt an den Kleinen zugleich mit der Weihe christlichen Geistes verwalten, dann werde noch in einem tieferen Sinne, als er es selbst erkannt habe, Fröbels Wahlspruch Wahrheit werden: kommt, laßt uns unsern Kindern leben.

Angesichts dieses die Anschauungen maßgebender kirchlicher Kreise wiederspiegelnden Urtheils muß es erwünscht sein, den religiösen Standpunkt Fröbels selbst zu prüfen, um zu erkennen, ob an jenem Urtheil etwas Wahres ist oder ob es auf Befangenheit oder Unkenntniß beruht.

So viel wird allerdings vor der Untersuchung feststehen, daß Fr. Fröbel ein Gesinnungsgenosse der Orthodoxie nicht gewesen ist. In einer Stelle seiner Selbstbiographie lesen wir: „Ich darf es nicht leugnen, daß, obgleich nach meinem Gefühl und nach meiner Ueberzeugung mir persönlich sich die positiv und kirchlich religiösen Formen leicht in meinem Innern durchleuchteten, aufklärten und belebten, ich dennoch von jeher eine große Scheu trug, Anderen, namentlich Zöglingen und Schülern, diese positiven For-

men auszusprechen. Ich konnte sie nach außen hin nie so klar und lebendig machen für ein einfaches lebensvolles Gemüth, wie sie mir selbst waren. Ich schließe daraus, daß das naturgemäß geleitete Kind keiner positiv-kirchlichen Form bedarf, weil das liebend gepflegte und darum sich stetig und kräftig entwickelnde Menschen- und Menschheitleben, also auch das ungetrübte Kindesleben, an und für sich ein christliches ist. Ich schließe ferner, daß ein Kind, dem die höheren Lebens- oder Religionswahrheiten in strenger positiv-kirchlicher Form gegeben werden, daß diesem jungen Menschen nothwendig ein reines menschliches und menschheitliches Leben zur Seite gehen, umwogen müsse; damit jene bestimmte Form durchleuchtet und belebt werde. Sonst läuft das Kind Gefahr, später sein höheres Leben mit den nicht durchdrungenen positiven und religiösen Formen wegzuwerfen." Es geht aus diesen Worten zweifellos hervor, daß Fröbel zwischen dem Christenthum und dessen positiv-kirchlicher Form bestimmt unterschied, daß er die letztere etwa betrachtete als die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung crystallisirte menschliche Fixirung der christlichen Wahrheit, der gegenüber das Christenthum etwas ewig Lebendiges, unfixirbar Flüssiges ist. Er bestreitet nicht, daß diese Formen wahr sind, aber sie erscheinen ihm werthlos ja gefährlich, sobald sie nicht im Innern des Menschen „durchleuchtet und belebt" sind. Seine Worte schließen nicht aus, daß diese Formen sich so durchleuchten und beleben *lassen*, daß sie dem Menschen auch subjective Wahrheit werden, ja man kann den Gedanken herauslesen, daß es vielleicht das Höchste ist, wenn sich der Inhalt der persönlichen Frömmigkeit mit den geschichtlich herausgebildeten objectiv kirchlichen Formen deckt; in jedem Falle aber hatte für ihn nur die persönlich erlebte, aus dem Innern herausgearbeitete, dann aber auch den ganzen Menschen bestimmende Frömmigkeit den Werth der Religion, und pädagogisch betrachtet schien es ihm ein verkehrter Weg, zuerst die positiv kirchlichen Formen dem Kindergemüth nahezubringen, statt mit der Erweckung einer leben-

digen Frömmigkeit zu beginnen und diese dann zum Verständniß der kirchlichen Formen emporzuleiten. Er wird sich die Möglichkeit nicht verhehlt haben, daß Viele bis zum vollen Einklang mit denselben nicht gelangen und entweder auf halbem Wege stehen bleiben oder sich eine eigenartige, hier und da abweichende religiöse Anschauung bilden werden; aber diese Möglichkeit scheint ihm offenbar ungefährlich im Vergleich zu einem todten Glauben oder einem Wegwerfen des religiösen Lebens.

Fröbel hatte den Weg, den er pädagogisch für den richtigen hielt, selbst gemacht und bot den Kindern Selbsterlebtes dar. Dieser Standpunkt, zumal in Verbindung mit der Pietät gegen die überlieferte Kirchenlehre, ist echt protestantisch. Denn Glaube ist nach biblisch protestantischer Auffassung nicht die Annahme einer von außen an den Menschen herangebrachten Dogmatik, sondern das innere Ergriffensein von, und die Hingebung an Gott und Christus, also ein inneres Leben, aus dem die Bildung einer religiösen Begriffswelt erst als eine seiner Früchte entspringt. Die Frage, ob sich die Mühe verlohnt, dieser religiösen Begriffswelt Fröbels nachzugehen, kann für den nicht zweifelhaft sein, der in Fröbel einen zweifellos bedeutenden Pädagogen, und in den Kindergärten wenigstens so viel Gutes erkennt, daß von ihnen das Wort gilt: verdirb es nicht, es ist ein Segen darin. Für viele Andere aber wird es etwas Erquickendes haben, einen Blick in einen Idealismus zu thun, wie er dem gegenwärtigen Geschlecht fast entschwunden ist. Denn Fröbels Richtung ist weder die der Aufklärung noch die der Romantik, noch weniger materialistisch oder pessimistisch; die geistigen Mächte, welche seine Gesinnung bestimmen, sind die Humanität des classischen Zeitalters, der nationale und religiöse Aufschwung der Freiheitskriege, die Pädagogik eines Pestalozzi, die Philosophie eines C. Chr. Fr. Krause. Hat auch der Idealismus dieser Zeit oft etwas die Wirklichkeit Ueberfliegendes, erwecken auch seine kühnen Constructionen in Philosophie und Politik oft die Ahnung bevorstehender schwerer Kämpfe und Ent-

täuschungen, giebt sich auch nicht selten schon in der Sprache — und dies gilt besonders auch von dem Autodidacten Fröbel — ein Ringen mit den Gedanken kund, welche größer sind als das Wort, so ist es doch immer der Drang nach dem Höchsten, der ihn beseelt, so gilt doch auch von Fröbel allezeit, was von dem Dichter des Idealismus gesagt ist: und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Es ist zum Zweck der Darstellung der religiösen Anschauungen Fröbels nicht nöthig, seine gesammten Schriften durchzugehen. Wenn es sich darum handelt, den Nachweis zu führen, daß der Vorwurf der Religionslosigkeit unbegründet ist, daß seine Anschauungen durchaus christliche sind, und daß er dieselben grundsätzlich schon bei der ersten Kindererziehung geltend gemacht sehen will, so genügt es, sein Hauptwerk, die „Menschenerziehung" vom Jahre 1826 zu Grunde zu legen, welches eben die Erziehung auf der ersten Stufe, bis zum begonnenen Knabenalter, behandelt, und welches zugleich die zusammenhängendste Darstellung seines religiösen und pädagogischen Standpunktes ist.

Die Religion.

Am Anfang des Buches von der Menschenerziehung steht als Widmung das einzige Wort: Ihm, d. i. Gott. Gott ist der Grundton des Buches von Anfang bis zu Ende; in seinem Eingang lesen wir folgende Sätze: „Alles ist hervorgegangen aus dem Göttlichen, aus Gott, und durch das Göttliche, durch Gott einzig bedingt; in Gott ist der einzige Grund aller Dinge. In Allem ruht, wirkt, herrscht Göttliches, Gott. Alles ruht, lebt, besteht in dem Göttlichen, in Gott und durch dasselbe, durch Gott. Alle Dinge sind nur dadurch, daß Göttliches in ihnen wirkt. Das in jedem Dinge wirkende Göttliche ist das Wesen jedes Dinges." (S. 2). Dementsprechend giebt Fröbel später (S. 162) folgende

Begriffsbestimmung von der Religion: „Das Streben, die Ahnung von dem ursprünglichen Einsgewesensein des wahrgenommenen eigenen geistigen Selbstes, des Menschengeistes, mit Gott zum klaren Bewußtsein zu erheben, und in der sich darauf gründenden Einigung mit Gott zu sein, und in dieser Einigung mit Gott in jeder Lage und in jedem Verhältniß des Lebens ungetrübt und ungeschwächt fortzuleben: das ist Religion. Religion ist nicht ein Stehendes, sondern ein ewig fortgehendes Streben, und eben dadurch ein ewig Bestehendes." Diese Definition ist vielumfassend. Scheint es auch, als ob die Religion hier in unbefriedigender Weise vornehmlich als ein Streben aufgefaßt würde und als ob wir uns damit im Fahrwasser eines bloßen Moralismus befänden, so ist das doch nur Schein. Denn das Erste in der Religion ist die Ahnung, d. h. also das Gefühl von dem ursprünglichen Einsgewesensein des Menschengeistes mit Gott; dieses Gefühl durchdringt den Verfasser selbst bei allem, was er schreibt und thut, aus seinen Tiefen schöpft er seine Lebensanschauung und seine Kraft. Aber Religion ist ihm nicht bloß Gefühl, sondern das Streben, dasselbe zum klaren Bewußtsein zu erheben. Das Gefühl ist an sich etwas ewig sich selbst Gleiches, das Ruhende, die Einheit; die Religion im Menschen ist ein Proceß, durch welchen Gott ins Bewußtsein tritt, und sofern das Bewußtsein dabei selbst thätig ist, d. h. denkt, ein Streben nach klarer Erkenntniß des Gefühlten. Das Streben bezeichnet also hier zunächst nichts anderes als die innere Lebendigkeit, mit welcher das endliche Bewußtsein das Unendliche denkend erfaßt. Dann erst tritt als Drittes das Streben hinzu, in dieser Einigung mit Gott zu sein und fortzuleben, d. h. das Moralische, der sittliche Wille, die Religion im Leben zu verwirklichen und zu bethätigen. Die Religion umfaßt also nach Fröbel den ganzen Menschen, das Gefühl, das Denken, das Wollen; und sie umfaßt das ganze Leben, denn der Mensch ist durch sie darauf gerichtet, in der Einigung mit Gott zu sein und in jeder Lage und jedem

Verhältniß des Lebens darin fortzuleben. Wo die Religion in diesem Sinne zur Wirklichkeit, zu einer bleibenden Verfassung des Menschengeistes geworden ist, da ist sie Religiosität, d. h. „inniges Leben in Gott und mit Gott in allen Zuständen und Lagen des Lebens und des menschlichen Gemüthes“ (S. 41).

Wie ernst es Fröbel mit dieser Lebensanschauung nimmt und wie wenig dieselbe aus bloßen Worten besteht, das wird man ermessen, wenn man die Stellung, welche er der Religion in der Erziehung des Kindes überall giebt, mit seinen pädagogischen Prinzipien überhaupt vergleicht. Nichts hält er für verwerflicher, als ein störendes Eingreifen in die Kindesnatur dadurch, daß man Geistesrichtungen, die von Natur in ihr angelegt sind, zurückdrängt und andere dafür aufpfropft (S. 491). Auf das energischste protestirt er gegen die namentlich dem deutschen Volke seit Jahrhunderten anhängende Gewohnheit, fremdartige und darum fremde Kenntnisse und Bildung sich aufzubürden und den Geist und das Gemüth der Kinder mit fremdem Wissen und Können herauszuputzen (S. 290). Nicht „anleimen“ und „ankleben“ soll der Unterricht, sondern organisch entwickeln, was im Innern angelegt ist und zu gegebener Zeit wie ein neues Auge am Weinstock hervorbricht. Von höchster Wichtigkeit ist daher das Beachten des Augenblickes, wo ein neuer Unterrichtsgegenstand wie eine neue Verzweigung einzutreten hat, damit er sich organisch, nicht mechanisch an die anderen anschließt und aus ihnen hervorwächst, damit der Unterrichtsgang nicht ein „Gliedermann“, ein leeres und todtes „Klapperwerk“ sei (S. 326 f.). Die Kindesnatur ist Fröbel etwas Heiliges, Gottgegebenes. Darum muß namentlich die erste Erziehung mehr „leidend, nachgehend (nur behütend und schützend), nicht vorschreibend, bestimmend, eingreifend“ sein. „Pflanzen und Thieren, jungen Pflanzen und Thieren geben wir Raum und Zeit, wissend, daß sie sich dann den in ihnen, in jedem Einzelnen wirkenden Gesetzen gemäß schön entfalten und gut wachsen . . . . aber der junge Mensch ist dem Menschen ein Wachsstück, ein

Thonklumpen, aus dem er kneten kann, was er will" (S. 11). Bei solchen Anschauungen hat zweifellos nur dasjenige in der Erziehung und im Unterricht ein Recht, was in der Seele des Kindes als Gabe und Anlage mit innerer Nothwendigkeit vorhanden ist, was zum Wesen der Menschennatur gehört und darum an irgend einem Punkte von selbst in die Erscheinung tritt oder zur Verwirklichung drängt. Nun aber weist Fröbel der Religion nicht nur im Unterrichtsplan für den ersten Schulunterricht die erste Stelle an, indem er Belebung und Ausbildung des religiösen Sinnes in methodischer Weise fordert und dafür bestimmte Winke giebt (S. 294f.), sondern er führt auch den Ursprung der Religion bis in das allererste Kindesalter zurück und verlangt die Pflege dieser Mitgabe schon beim Säugling und seitens der Mutter. Mit tiefer Innigkeit spricht er sich darüber aus. „Nicht nur für den still und ungesehen Beobachtenden rührend, sondern für das Kind ewig Heil und Segen bringend ist es, wenn die Mutter das schlummernde Kind mit einem innigen seelenvollen Blick zu seinem und ihrem gemeinsamen himmlischen Vater um väterlichen Schutz und liebendes Walten auf sein sanftes sicheres Lager legt. Es ist nicht nur rührend und hocherfreuend, es ist für das ganze jetzige und künftige Leben des Kindes hochwichtig und segensreich, wenn die Mutter das ruhig, freudig und lächelnd erwachte Kind mit freudig und still dankendem Blick zu seinem und ihrem Vater für die geschenkte Ruhe und Stärkung, mit diesen Dank bewegenden Lippen das ihr gleichsam von neuem geschenkte Kind von seinem Lager nimmt, nein! für die ganze Zeit des nun folgenden Zusammenlebens zwischen Kind und Mutter hat dies den hocherfreulichsten Einfluß; darum erlaubt auch die echte Mutter nur ungern einem zweiten, das eingeschlummerte Kind auf sein Lager zu bringen, das erwachte Kind von demselben zu nehmen. Das Kind von der Mutter so gepflegt ist menschlich, irdisch und himmlisch wohl gebettet, Gebet bettet —; durch Gott ruht der Mensch in Gott, dem letzten Beziehungspunkte wie dem ersten Anfangspunkte

alles Erschienenen" (S. 39f.). Die Frage nach dem Ursprung der Religion hat für Fröbel nicht sowohl ein geschichtsphilosophisches als ein pädagogisches Interesse; er giebt nicht eine Hypothese über ihre Entstehung in grauer Vorzeit, sondern er beobachtet als Pädagoge ihr erstes Aufdämmern in dem dunkeln, noch weniger als nebelgrauen Bewußtsein des Kindes. So wie das erste Kindeslächeln, das einen ersten Entwicklungsabschnitt in dem Leben des Kindes anzeigt, ihm nicht bloß das Zeichen ist von einem ersten leiblichen Sichselbstfinden des Kindes, sondern auch von einem ersten, im letzten Grunde geistigen Gemeingefühl mit der Mutter, dann mit Vater und Geschwistern und durch sie mit den Menschen, so ist ihm dieses erste Gemeingefühl, in welchem sich der Mensch erst mit einem Anderen, dann mit immer mehreren in einer höheren geistigen Einigung weiß, der äußerste Keim der Religion, der Einigung mit dem Unendlichen, mit Gott. In dem erwachenden Selbstbewußtsein und Menschenbewußtsein erkennt er zugleich das erwachende Gottesbewußtsein, die erste Umgebung des Kindes ist dessen natürliche Vermittlerin, und so wie es daher seine Forderung ist, daß der Mensch auf dieser ersten Stufe leiblich und geistig nichts Schlechtes und Gemeines einsauge, sondern daß seine Umgebung in jeder Beziehung rein und klar sei, so ist es ihm andererseits gewiß: „echte und wahre, lebendige, sich in den Gefahren und im Kampfe, im Druck und in der Noth, in Lust und Freude bewährende Religion muß dem Menschen als Säugling kommen" (S. 38). Nur auf dieser Grundlage erscheint ihm auch überhaupt Religionsunterricht möglich. „Wenn es möglich wäre, daß ein Mensch ohne Religion sein könnte, so würde es auch unmöglich sein, ihm Religion beizubringen. Dies sollen die leichtsinnigen Eltern bedenken, die ihr Kind bis zur Schülerstufe herauf wachsen lassen, ohne dem Religiösen seines Gemüthes die leiseste Nahrung zu geben" (S. 164).

Angesichts solcher Auslassungen, welche nicht etwa gelegentlich wie einzelne Goldkörner sich finden, sondern welche den Grund-

ton bezeichnen, der durch das ganze Buch von der Menschenerziehung hindurchklingt, darf man billig fragen, ob Jemand Fröbels Buch gelesen haben kann, welcher behauptet, daß der religiöse Gedanke bei ihm gegen den naturalistischen und realistischen zurücktritt, oder ob nicht vielmehr gerade von ihm das eigene Wort der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung gilt: „allerdings ist Friedrich Fröbel mehr genannt als gekannt.“ So hat denn auch die Neue Evangelische Kirchenzeitung nicht umhin gekonnt, bei einer späteren Besprechung der Fröbelfeier in Thüringen anzuerkennen, daß Fröbel sich für „das religiöse Princip in der Erziehung“ ausgesprochen habe, daß durch seine Schriften ein „religiöser Hauch“ wehe, daß ihn durch sein ruheloses Leben „eine gewisse Frömmigkeit“ begleitet habe, wenn sie auch nicht unterlassen kann, vor seinen didactischen und pädagogischen Mißgriffen zu warnen und es ihm vorzuwerfen, daß er mit radikalen Geistern wie Uhlich und Wislicenus Gemeinschaft gepflegt habe.

Gott und Welt.

Die Religion ist eine innermenschliche Thatsache und vollzieht sich innerhalb des Menschengeistes im Fühlen, Denken und Wollen; aber sie ruht auf einer metaphysischen Voraussetzung, auf dem Dasein Gottes und seiner Beziehung zum Menschengeiste. Fröbel spricht in dieser Beziehung von dem ursprünglichen Einsgewesensein des Menschengeistes mit Gott, darauf ruht seine ganze Weltanschauung und seine ganze Pädagogik, und so ist es denn zunächst sein Gottesbegriff und weiter das Verhältniß Gottes zur Welt, die hier in Frage kommen.

Fröbel ist nicht eine von den Naturen, die im zweifelnden Suchen nach Gott sich um Gottesbeweise bemühen. Gott ist vielmehr der Ausgangspunkt seines ganzen Denkens; er sieht sich selbst, die anderen Menschen, die ganze Natur nur in Gott und durch

Gott. Was er von Gottesbeweisen bedarf und hat, steht auf der ersten Seite seines Buches von der Menschenerziehung: er sieht in allem, in Natur und Geist und Leben ein ewiges Gesetz; „diesem allwaltenden Gesetze liegt nothwendig eine allwirkende, sich selbst klare, lebendige, sich selbst wissende, darum ewig seiende Einheit zu Grunde", und diese Einheit ist Gott. Dieser Gott ist der allmächtige ewige Geist; er ist der Urheber eines unwandelbaren Gesetzes auch in der sittlichen Welt, dem der Erzieher wie der Zögling in gleicher Weise unterworfen ist, das sich daher bis ins Kleinste in jeder Forderung des Erziehers aussprechen muß und welches jede Erzieherwillkür ausschließt. Aber dieses Gesetz, so unerbittlich es ist, kann und soll als innere Nothwendigkeit verstanden werden und freie Selbstbestimmung hervorrufen, und nicht die Idee des strengen Gesetzgebers, sondern die des Vaters der Liebe durchzieht und beherrscht das Buch von der Menschenerziehung und sein pädagogisches System.

Was aber das Verhältniß Gottes zur Welt betrifft, so variirt Fröbel in unerschöpflichen Redewendungen den Gedanken, daß Gott in allem ist und alles in und durch Gott, daß jedes Ding nur dadurch ist, daß Gott in ihm wirkt, und daß das in jedem Dinge wirkende Göttliche das Wesen jedes Dinges ist. Der höchste und einzige Zweck auch der Erziehung, kann daher nur der sein, das Göttliche im Menschen, welches sein wahres Wesen ist, zur Erscheinung zu bringen. Gott Eins und Alles, das ist sein Bekenntniß, und darum hat ihm auch der Vorwurf des Pantheismus nicht gefehlt. Aber sein religiöser Standpunkt ist nicht pantheistisch; das ergiebt sich nicht bloß daraus, daß ihm Gott der ewige Geist ist, von dem er alles Aeußere, Vergängliche unterscheidet, und daß ihm nirgends der Begriff der Persönlichkeit Gottes so verschwimmt, daß wir nicht zu ihm beten, ihn nicht als das Du unserem Ich entgegensetzen könnten, sondern auch aus der Art, wie er das Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen beschreibt. Um das ursprüngliche Einsgewesen-

sein des Menschen mit Gott, sein Hervorgehen aus Gott und das Streben, mit ihm wieder eins zu sein, zu veranschaulichen, gebraucht er folgendes Bild. Wenn ein Mensch einen seiner Gedanken in irgend einem Werke außer sich hinstellt, so ist dieser Gedanke ursprünglich eins mit seinem Wesen und trägt die innerste Eigenthümlichkeit dieses Menschen an sich. Könnte sich der so gestaltete Gedanke seiner selbst bewußt werden, so würde er sich als ursprünglich eins mit seinem Urheber fühlen, würde sich im Sinne desselben weiter ausgestalten und sich zu der Ahnung des Grundwesens seines Urhebers erheben können. Jener Mensch ist durch das Herausstellen seines Gedankens aus sich selbst nicht ärmer geworden; er erkennt seinen Gedanken immer gern als den seinigen an und wirkt für dessen Fortbildung; der Denkende und das Gedachte sind von der Wahrheit ihres ursprünglichen Einsgewesenseins durchdrungen, und dennoch ist das Gedachte nicht der Denkende selbst; „so ist das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott" (S. 166). Was Fröbel hiermit lehrt, ist nichts anderes, als was in der Johanneischen Logoslehre enthalten ist. Der Logos (Gedanke, Wort) war im Anfang bei Gott und Gott selbst, durch ihn sind alle Dinge gemacht, er kam in die Welt als Licht und ward zuletzt Fleisch. Es wird sich zeigen, daß Fröbel auch die Person Jesu in diesem Lichte sieht; aber schon jeder einzelne Mensch erscheint ihm in seiner besonderen Eigenthümlichkeit als verkörperter Gedanke Gottes, und nicht Pantheismus, sondern der biblische Logosgedanke oder philosophisch ausgedrückt der Gedanke der Immanenz Gottes ist es, was er lehrt. Er ist erfüllt von dem: in ihm leben weben und sind wir, wir sind seines Geschlechts, und die Quelle dieser Anschauung ist, wenn es nicht bewußterweise die Bibel ist, neben seinem eigenen spekulativen Sinn die Philosophie seiner Zeit, insbesondere die des älteren Krause, dessen ganzes System auf diesen Theismus oder richtiger Panentheismus gebaut ist.

Ebenso bestimmt wird der Pantheismus ausgeschlossen durch

die Art, wie das Verhältniß Gottes zur Natur beschrieben wird. Dem Deismus des vorigen Jahrhunderts war das Bild des Künstlers und des Kunstwerkes geläufig, und auch Fröbel gebraucht dieses Bild. Nur denkt er nicht, wie das gewöhnlich geschah, an das mechanische Kunstwerk, das in einem ganz äußerlichen Verhältniß zu seinem Bildner steht und ganz losgelöst von ihm existirt, sondern an das wirkliche Kunstwerk, welches von dem Geist des Künstlers beseelt ist, so daß dieser in ihm lebt, und aus ihm spricht. So ruht Gottes Geist in der Natur und wirkt in ihr und spricht aus ihr; die Natur ist der Ausdruck des göttlichen Wesens, und doch ist sie nicht der Leib Gottes und Gott wohnt nicht in ihr wie in einem Hause; „wie der Künstler wandellos derselbe bleibt, wenn auch alle seine Werke untergehen, so bleibt auch Gott wandellos derselbe, könnte auch die ganze Natur untergehen" (S. 183). „Siehe, so sagt er einmal (S. 247), die Erscheinungen der Natur bilden eine schönere Leiter zum Himmel und vom Himmel zur Erde als Jakob sahe, nicht eine einseitige, eine allseitige, nicht nach einer, nach allen Richtungen hin; nicht im Traume siehst du sie, sie ist bleibend, überall umgiebt sie dich, sie ist schön, Blumen umranken sie, und Engel schauen mit ihren Kinderaugen daraus, sie ist fest, Festgestalten bildet sie und auf einer Krystallwelt ruht sie, der gottbegeisterte Sänger der Natur, David, singt ihr Wesen." Wir haben hiermit einen Standpunkt vor uns, in dem ebenso sehr die Unabhängigkeit und Erhabenheit Gottes über die Welt, seine Transscendenz, als sein Wohnen in der Welt, sein Durchdringen der Welt, sein Offenbaren durch die Welt, d. i. seine Immanenz gewahrt ist; das aber ist der biblische und christliche Begriff des Theismus. Von jedem Punkte aus führt ihm ein Weg zu Gott, in jedem Aeußeren sieht er das Innere, auch in dem Kleinsten erkennt er den Schöpfer und sein ewiges, nicht mechanisches, sondern geistiges Gesetz. Auf diesem Standpunkte ist alles, auch das Kleinste, ein Wunder, sofern uns Gottes

Herrlichkeit daraus entgegenstrahlt, und wiederum ist nichts ein Wunder, sofern alles eingeordnet ist in den ewigen Zusammenhang und die ewige Ordnung der Dinge. Fröbel polemisirt nie gegen die altkirchliche Wundervorstellung, er spricht überhaupt nicht von ihr; aber in seiner religiösen Weltanschauung hat sie allerdings keine Stelle, und darum ist er unserer heutigen Orthodoxie mit Recht verdächtig.

Der Mensch.

„Jeder Mensch soll seinem ewigen unsterblichen Wesen, seiner Seele, seinem Geiste nach als das erscheinende und erschienene Göttliche in menschlicher Gestalt erkannt und gepflegt werden; als ein Unterpfand der Liebe, der Nähe, der Gnade Gottes, als eine Gottesgabe, wie auch die ersten Christen ihre Kinder wirklich erkannten, was die Namen bezeugen, welche sie ihnen gaben" (S. 24). So sieht Fröbel das Wesen des Menschen an bei seinem Eintritt in die Welt. Es ist in seiner Sprache dasselbe, was er anderwärts mit der Bibel als das göttliche Ebenbild im Menschen bezeichnet. Der Mensch eine Gottesgabe, eine Erscheinung des Göttlichen in menschlicher Gestalt, das ist die einzige Voraussetzung, von der er ausgeht.

In diesem Satze liegt von vornherein, daß sich dieses Göttliche auch in seinem Bewußtsein geltend machen, daß er von Anfang an ein Organ haben wird, dasselbe zu empfinden und zu erkennen. Dieses Organ ist das Gemüth, und seine Function ist in fortschreitender Entwicklung ein Ahnen, ein Glauben, ein Schauen des Göttlichen. Wie in der ersten Regung des Gemeingefühls im Kinde die Ahnung eines Höheren liegt, mit dem es eins ist, so ist dies Ahnen, Hoffen und Glauben des Kindes höchste Kraft, wenn es die Schule betritt; denn die ehrfürchtige Ahnung, daß ihm hier etwas geboten wird für Herz und Geist, was es

sonst nicht haben kann, macht es empfänglich für den Unterricht selbst des beschränktesten Lehrers. Selbst da, „wo ein Schneider als Schulmeister auf seinem Tische wie auf einem Throne sitzt und die Schulkinder unter ihm ihr a — be, ab, und ihre Hauptsumma aller Lehre hersingen, und dort, wo ein alter Holzmacher in dunkler eingerußter Stube im Winter die Erklärung des kleinen Lutherschen Katechismus wie seine Keile zum Holzspalten zubeilt" (S. 152), selbst da werden durch die Ahnung und den Glauben des Kindes, seien sie auch noch so nebelgrau, auch die Steine, welche ihnen gereicht werden, zur Speise, wenn nicht für den Kopf, so doch fürs Herz (S. 153), und die hohe geistige Verdauungskraft des Kindes zieht Nahrung aus Holz und Stroh (S. 154); wie viel mehr, wenn in freundlichen hellen Schulstuben unterrichtet wird und der Lehrer wirklich Schulmeister ist. Und so wird auch später dem Menschen das in allem wirkende Göttliche klar, sei es daß ihn vom Gemüth und Glauben aus die Nothwendigkeit durchdringt, daß es gar nicht anders sein kann, oder daß er mit klarem ruhigen Geistesauge in dem Aeußeren das Innere schaut (S. 1).

Diese Ausstattung des Menschen mit einem Sinn für die Wahrnehmung des Göttlichen ist zunächst eine formale. Sie befähigt ihn zu jeder menschenwürdigen Erkenntniß überhaupt, da alle Dinge in Gott ruhen. Durch sie vermag er die Dinge in ihrer Einheit, als Einzelheiten und als Mannigfaltigkeit zu erkennen; sie erschließt dem Menschen seine Innenwelt und die ihn umgebende Außenwelt und befähigt ihn zur Sprache als der Vermittlung zwischen beiden; es ergiebt sich aus dieser Anlage des menschlichen Geschlechtes als Aufgabe der Entwicklung und des Unterrichts Selbsterkenntniß und Naturerkenntniß, in beiden Gotteserkenntniß und damit übereinstimmendes sittliches Handeln. Mit liebevollster Beobachtung verfolgt Fröbel die erste Entwicklung eines normalen Kindes unter der Leitung einer rechten Mutter, das stufenweise Erwecken und Erwachen der einzelnen Geisteskräfte

bis zum Eintritt in die Schule; manch köstliches Geheimniß hat er, der selbst keine Kinder hatte, der Kinderstube abgelauscht.

Fröbel sieht diesen normalen Zustand des Menschen im kindlichen Alter nicht bloß als ein verlorenes Paradies und nicht bloß als ein Ideal der Zukunft an, sondern er findet ihn „da und dort“ (S. 139) noch in der Wirklichkeit, wo nämlich eine der Menschennatur angemessene Erziehung herrscht. Er verschließt sich aber natürlich nicht der Thatsache, daß es „in der Mehrzahl“ der Fälle (S. 140) ganz anders steht, daß schon bei den Kindern Eigensinn, Trotz, Bequemlichkeit, Geistes- und Körper-Trägheit und Faulheit, Sinnen- und Gaumendienst, Eitelkeit und Eigendünkel, Rechthaberei und Herrschsucht, Unbrüderlichkeit und Unkindlichkeit, Leerheit und Oberflächlichkeit, Arbeits- ja sogar Spielscheu, Ungehorsam und Gottvergessenheit ꝛc. sich zeigt. Er kennt die früh hervortretende Verletztheit der menschlichen Natur (S. 13) und fordert ihr gegenüber eine „vorschreibende“ Erziehungsweise in ihrer ganzen Strenge. Es fragt sich daher, welche Anschauungen Fröbel von der Sünde hat. Ist der Mensch eine Erscheinung des Göttlichen, so ist er an sich gut, denn das Wirken des Göttlichen in seiner Ungestörtheit kann gar nicht anders als gut sein. Fröbel nennt es einen Verrath an der Menschheit und am Menschen, wenn man das Wesen des Menschen an und für sich als indifferent, und noch mehr, wenn man es an und für sich als schlecht oder böse bezeichnet; denn man vernichtet damit das Göttliche im Menschen und bringt die Lüge in die Welt, das erste Böse das es giebt, und das einzige, was an sich böse genannt werden könnte, wenn es nicht an sich schon ein Nichtseiendes und der Vernichtung Anheimfallendes wäre. Wie kommt nun aber das Böse in die Welt? oder vielmehr, so fragt der Pädagoge, der nicht philosophisch spekuliren sondern die Kindesnatur verstehen will: wie ist das Böse in dem Kinde zu erklären und aus welchen Quellen ist es abzuleiten? In der Bestimmung des Menschen zum Bewußtsein, zur Vernunft und Freiheit liegt an sich die Möglich-

keit, daß er, anstatt das Göttliche und Ewige mit Selbstbestimmung und Freiheit zu thun, auch das Irdische und Endliche thun kann. Diese Möglichkeit, ohne die es gar nichts wahrhaft Gutes geben könnte, kann an sich ebensowenig böse sein als das Körperliche und Vergängliche als solches, in dem sich das Ewige kundthut. Was uns als böse in dem Kinde entgegentritt, das erklärt sich entweder aus einer von Anfang an unterlassenen Entwicklung einzelner Seiten des reinen Menschenwesens, wie denn z. B. der Mangel an brüderlichem Sinn, an kindlicher Frömmigkeit in dem von frühe an nicht geweckten, vielleicht vernichteten Gemeingefühl zwischen Eltern und Kindern seinen Grund hat, oder aus einem willkürlichen gesetzlosen Eingreifen in den gesetzmäßigen Entwicklungsgang des Menschen, wodurch Verdrehungen der ursprünglich guten Kräfte und frühe fehlerhafte Richtungen entstehen. Aller Fehlerhaftigkeit im Menschen liegt ursprünglich „eine zerdrückte oder verrückte gute Eigenschaft, ein gutes Streben, nur zurückgedrängt, mißverstanden oder mißgeleitet, verleitet, zum Grunde." Die Gewohnheit verfestigt diesen Zustand, und das einzige aber auch sichere Mittel zu helfen ist das, im mühsamen Kampfe gegen sie an die auch jetzt noch, wenn auch noch so schwach vorhandene gute Seite des menschlichen Wesens anzuknüpfen und sie auf jede Weise zu pflegen und zu stärken. Dieser Betrachtung gegenüber und noch mehr angesichts der Thatsache, daß sehr oft nur die Uebereilung und Gedankenlosigkeit, das Handeln nach einem blinden, an sich unschuldigen und wohl gar lobenswerthen Triebe, der die Folgen nicht übersah, das Kind zum Unrecht führt, ist es doppelt verfehlt, wenn viele geneigt sind, all dem, was von Seiten des Kindes verfehlt wird, eine böse Absicht zu Grunde zu legen und in den Kindern „kleine boshafte, tückische, lauernde Teufelchen" zu sehen. „Solche Unglücksvögel, besonders als Erzieher, machen den wenn auch nicht ganz unschuldigen, doch schuldlosen Menschen, und ein solches Kind erst schuldvoll, denn sie setzen Gesinnungen, Handlungen in ihn, die ihm noch fremd sind, sie machen

ihn, wenn auch zunächst nicht willens- so doch thatschlecht, sie schlagen ihn geistig todt". Die Verkennung des Kindes, die Bestrafung desselben wegen Fehlern, die es früher vielleicht sogar von Eltern und Erziehern erst bekommen hat, die Wortstrafen namentlich, welche oft den Kindern erst Kunde von Fehlern bringen, die sie gar nicht kannten, das alles vereinigt sich nach Fröbel, um das von ihm keineswegs leichtgenommene Böse zu erklären als ein „Truggewand", das der Mensch sogleich von sich abwerfen würde, wenn er zur reinen und klaren Erkenntniß seines Wesens kommen könnte, als ein „gestörtes Verhältniß dieser beiden Seiten des Menschen: seiner Natur, dem Gewordenen, und seinem Wesen, dem Seienden in ihm." Er hält daran fest, daß der Mensch trotz aller Verwöhnung und Schwächung lieber das Rechte als das Schlechte will, und er sieht namentlich in dem Gemüthe des Kindes ungebrochen den tiefen ahnenden sehnenden Sinn, der es zu Gott zieht und der all sein Handeln zu einem symbolischen macht (S. 139—149).

Unzweifelhaft ist diese Anschauungsweise eine andere als die einer Pädagogik, welche die Erziehung zur Frömmigkeit damit beginnen will, daß die Kinder sich als Sünder fühlen und Gott zuerst fürchten lernen (Ranke S. 59f.), und in dieser Grundanschauung vom Menschen tritt wohl der Gegensatz Fröbels zur Orthodoxie am schärfsten zu Tage. Zur richtigen Würdigung seiner Anschauungen erwäge man Folgendes. Erstens geht Fröbel auch hier nicht von einer fertigen dogmatischen Theorie aus, sondern es spricht auch hier überall der sinnende Pädagoge, der aus der liebendsten und hingebendsten Beobachtung der Kindesnatur seine Rückschlüsse macht, und dem an der Theorie nur so weit gelegen ist, als es nöthig ist pädagogische Mißgriffe zu verhüten. Dann aber sehe man sich auch seinen Standpunkt genauer an und prüfe, ob derselbe irgend etwas von dem vermissen läßt, was uns als Christen unerläßlich scheint. Von dem Ernst der Sünde ist Fröbel wahrlich tief genug durchdrungen, um sie mit allen

Mitteln der Liebe und des Ernstes, mit aller Macht eines von Gott erfüllten Gemüthes zu bekämpfen; aber wenn er sie nicht zum Wesen der menschlichen Natur rechnet, sondern sie nur als etwas thatsächlich Gewordenes betrachtet, so ist das doch nichts anderes, als wenn auch die reformatorische Theologie die Lehre verwarf, daß die sogenannte Erbsünde die Substanz des Menschen sei. Allerdings betrachtet Fröbel jeden einzelnen Menschen für sich als einen solchen, in dem unter normalen Verhältnissen das Göttliche sich rein und ohne Trübung, nicht gehemmt durch eine schon mitgebrachte Schwäche entwickeln könne; aber seine Anschauung ist doch keineswegs atomistisch, denn in dem Organismus der Menschheit ist ihm die Sünde das Product des Wirkens der Menschen auf die Menschen, eine schlimme Complication, unter deren Einfluß der Einzelne unentrinnbar tritt und von dem er sich selbst nicht befreien kann. Man mag es dahingestellt sein lassen, inwieweit diese geistige Gesammtschuld ihre Begründungauch in dem leiblichen Zusammenhange der Menschen findet, und inwieweit auch auf die Neigung zum Sündigen und auf einzelne Fehler die Lehre von der Vererbung angewendet werden kann, die man ja bei natürlichen Anlagen und Gaben innerhalb einzelner Geschlechter mindestens erfahrungsmäßig gelten läßt und die der Darwinismus zu einem alles beherrschenden Gesetz erhebt; aber mit Fröbel werden wir doch dagegen immer protestiren müssen, daß das Leibliche selbst als etwas Sündiges angesehen und die Sünde materialistisch aus einer geistigen That in leibliche Vererbung umgesetzt werde. Auch nach Fröbel bedarf es schlechterdings der von außen an den Menschen herantretenden reinen und heiligen Liebe, um in dem Kinde das Göttliche zu entwickeln, das Sündige zu hemmen und von dem Sündigen zu erlösen — wie könnte Jemand Pädagoge sein, der die Leitungsbedürftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen bestreitet, der da meint, daß jedes Kind durch sich selbst gut werden würde! aber wenn er auf das Energischste betont, daß diese erlösende Liebe durchaus ihre Anknüpfungspunkte in dem

menschlichen Geiste hat in einem unverlierbaren Zuge zu Gott und in einem ursprünglichen Wohlgefallen am Guten, so ist das zuletzt doch nichts anderes als das Festhalten an der Erlösungsfähigkeit der menschlichen Natur trotz aller Verdorbenheit, ohne welche die wirkliche Erlösung aus dem Rahmen der menschlichen Erfahrung überhaupt herausfällt und zu einer rein jenseitigen übernatürlichen göttlichen Action wird. Man übersehe vor allem nicht, daß Fröbels ganzer Standpunkt bei allem Ernst und aller Strenge der sittlichen Gesinnung nicht der vorchristliche des Gesetzes sondern der des Evangeliums ist, daß seine Pädagogik zur Voraussetzung hat die thatsächliche Erfahrung der Liebe und Gnade Gottes, die Erscheinung Jesu Christi auf Erden, die reale Macht seines Geistes in der Welt, daß daher, wenn er in der Menschheit Liebes- und Geisteskräfte voraussetzt, und in dem Kinde natürliche Empfänglichkeit dafür, dies bei ihm gewiß nicht ein oberflächliches Uebersehen der Tiefen der Sünde ist, sondern die freudige Glaubensgewißheit von dem Vorhandensein einer siegreichen Geistesmacht, welche die Finsterniß überwindet und das ursprüngliche Wesen der Menschennatur wieder zur Erscheinung bringt. Mag es sein, daß dieser edle Optimismus zum Theil auf die Rechnung seiner idealistischen Zeit zu stellen und daß davon Einiges in Abzug zu bringen ist; mag es sein, daß auch Fröbel zu denjenigen gehört, welche im Christenthum sich mehr von dem Pol der Gnade als dem der Sünde angezogen fühlten, und daß er in einer späteren Zeit, welche den Materialismus, den Pessimismus, die neue Orthodoxie, die Socialdemokratie, den Nihilismus und die Judenhetze erzeugte, in manchen Stücken über die menschliche Natur anders geurtheilt haben würde; aber einerseits hat wahrlich auch Fröbel von den Leiden und Kämpfen des Lebens von Jugend auf genug zu erfahren gehabt, um sich nicht in Illusionen zu wiegen, und andererseits wird man es auch heute noch getrost der Erfahrung anheimstellen können, welche Pädagogik bessere Früchte bringt, die, welche die Kinder von Anfang als Sünder

betrachtet und behandelt, oder die, welche an die edlen Instincte der menschlichen Natur appellirt und bei aller Einsicht in die thatsächlich vorhandenen tiefen Schäden doch an das in den Kindern vorhandene Gute anknüpft. In der Praxis werden das ja verständige Pädagogen, auch wenn sie auf orthodoxem Standpunkt stehen, niemals unterlassen, wie ebendasselbe ja zuletzt auch das Geheimniß Jesu gewesen ist, mit dem er das Verlorene gefunden hat; je früher die Kinder unter den Einfluß dieses Geistes gestellt sind und je länger sie demselben unterworfen bleiben, desto mehr werden sie davor bewahrt bleiben, einmal mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen zu müssen, desto gewisser kann auch ihre Entwicklung sich vollziehen nach dem Wort: das Kind nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Christus und die Christusreligion.

Wenn Viele bereit sind, die allgemeine religiöse Grundlage der Pädagogik Fröbels zuzugestehen, so halten sie doch daran fest, daß sein Standpunkt kein positiv christlicher sei, und darum ist es nothwendig, seine Anschauungen auch darauf hin zu betrachten, zumal sich eben zeigte, daß auch seine Ansicht vom Menschen und von der Sünde nur recht gewürdigt werden kann, wenn man seinen Standpunkt auf der Basis des Christenthums nimmt.

Die Erkenntniß des Göttlichen, das ein jeder Mensch in sich zur Darstellung zu bringen hat, und die Anwendung dieser Erkenntniß zu einem berufstreuen reinen heiligen Leben ist die wahre Weisheit (S. 4). Diese Weisheit begann mit dem ersten Erscheinen der Einzelmenschen auf der Erde, und sie war da mit dem ersten Erscheinen des vollendeten Selbstbewußtseins des Einzelwesens (S. 5). Dies die erste Hindeutung auf Jesus in Fröbels Menschenerziehung. In Jesus ist also das vollendete Selbstbewußtsein des Menschen zuerst erschienen, d. h. das vollendete Bewußtsein von dem Einssein des Menschen mit Gott, und die vollendete

Darstellung des Göttlichen im persönlichen Leben. „Das höchste vollendetste Musterleben, welches wir als Christen in Jesu sehen und welches die Menschheit nur kennt, ist dasjenige, welches den ursprünglichen und uranfänglichen Grund seines Seins, seines Erscheinens und Lebens klar und lebendig in sich erkannte, welches selbstthätig und selbständig durch ewige Bedingung, nach dem ewigen Gesetze, aus dem ewig Lebenden, ewig Schaffenden hervorging" (S. 17).

Diese wenigen Sätze zeigen von Anfang an, daß die Person Jesu eine centrale Stellung in der Lebensanschauung Fröbels einnimmt. Sie zeigen ferner, daß Fröbel seinen Glauben an Christus sein Christusbild nicht zuerst herausgearbeitet hat aus der Geschichtsforschung, — denn eine Wissenschaft vom Leben Jesu gab es damals noch nicht, und einzelne Worte Jesu werden von ihm sehr selten, einzelne Geschichten gar nicht benutzt. Ebensowenig hat er sein Christusbild der kirchlichen Dogmatik entnommen, zu der er, wie wir im Anfang sahen, eine durchaus freie Stellung einnahm. Sondern er bildete sich seine Christologie nach seinen speculativ-philosophischen Grundideen vom Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen; diese waren die Form, in welche er den Gesammteindruck von der Person Jesu, wie er ihn aus der biblischen Geschichte ohne besondere Kritik entnahm, hineingoß. Sein Gesammteindruck von Jesu entsprach den höchsten Ideen, welche er von der Vollendung des Menschenwesens hatte; und, so müssen wir hinzufügen, seine höchste Idee, welche sein ganzes Denken und Thun schlechthin beherrscht, paßt ebenso vollkommen zu dem Gesammtinhalt des Lebens Jesu, denn es ist die höchste Idee des Christenthums selbst, die Idee der Einheit Gottes und des Menschen, die Idee der Gottessohnschaft. In vollkommener Freiheit, angeregt durch die Philosophie seiner Zeit und immer zugleich unter pädagogischen Gesichtspunkten, bildet er seinen Christusglauben aus; in dieser individuellen Darstellung aber finden wir das specifisch Christliche voll und ganz wieder.

Seinen Hauptgedanken, daß Gott alles durchdringt und in allem wirkt, und daß auch der Mensch eine Erscheinung des Göttlichen ist und keine höhere Aufgabe hat als die, das Göttliche in seinem Leben darzustellen, diesen Hauptgedanken findet Fröbel in keinem menschlichen Bilde erschöpfender und wahrer ausgesprochen als in dem Bilde des Verhältnisses von Vater und Sohn, wenn dasselbe nur nicht bloß äußerlich angeschaut sondern seinem inneren geistigen Wesen nach beachtet wird. Sohn wird das Kind nicht allein durch die Abstammung, sondern im vollen Sinne erst dadurch, daß es das Wesen des Vaters in sich entwickelt und sich zum Bewußtsein bringt, daß es des Vaters Gesinnungen zum Beweggrund seines Handelns macht und die Uebereinstimmung mit dem in seiner hohen Würde erkannten Vater für seinen schönsten Beruf, für die Quelle des Friedens und der Freude seines Lebens achtet. Das Wort Sohn in seiner ganzen Bedeutung setzt ein ursprüngliches Bewußtsein und ein völliges Bewußtgewordensein der Gesinnung des Vaters und eine wesentliche geistige Uebereinstimmung mit ihm voraus. Dies vorausschickend sagt Fröbel von Jesus: „er ist Gottes eingeborener Sohn, er ist Gottes lieber Sohn; denn er ist unter allen Mensch- und Erdgeborenen, unter allen Himmelsgeborenen der erste, der von seinem kindlichen Verhältniß zu Gott, von Gottes väterlichem Verhältniß zu ihm in seiner Erkenntniß und Einsicht, in seinem Denken, Gesinnungen und Handeln gleich tief und gleich lebendig durchdrungen war; darum ist er Gottes Erstgeborener, der Erstgeborene aller Geschöpfe". In diesem seinen Verhältniß zu Gott hat er wie Gott selbst das wahrhaft ewige Leben, und jeder, der an ihn glaubt, d. h. der dies sein Einssein mit Gott ahnt und erkennt und durch dieses in Gesinnung, Wort und That sich offenbarende Einssein Jesu mit Gott sich zu demselben Verhältniß des Sohnes zum Vater erhebt, der empfängt durch ihn dasselbe ewige Leben.

Daher bestimmt Fröbel die Christusreligion in dreifacher, in sich gleicher, d. i. trinitarischer Weise. Sie ist zuerst an und

für sich betrachtet das Bewußtsein des Hervorgegangenseins des Menschen aus Gott, seiner steten Abhängigkeit von Gott und der steten Gemeinschaft mit Gott und ein dem entsprechendes Leben, in welchem der Mensch sein Heil, seine Bestimmung, sein wahres Leben findet, d. h. sie ist das Verhältniß, in welchem der Mensch Gott als Vater und sich selbst als Kind fühlt. Hier ist das rein menschliche, elterliche und kindliche Verhältniß der Schlüssel zum Verständniß des Himmlischen: je klarer wir das rein geistig menschliche Verhältniß von Vater und Kind verstehen, desto klarer werden wir zum vollendeten Erkennen des göttlich menschlichen Verhältnisses gelangen; je bessere Väter und Kinder wir wären, desto besser würden wir das Verhältniß des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen verstehen; auf rein elterlich kindlichen Verhältnissen ruht der Segen, der sich bis ins tausendste Glied vererbt, daß die Menschen durchdrungen werden von dem wahrhaft göttlich menschlichen Verhältniß. — Denselben Inhalt hat es, wenn gesagt wird: die Christusreligion ist die Anerkennung des Verhältnisses, in welchem Jesus zu Gott stand, die Aneignung dieses Verhältnisses durch den Glauben und seine Darstellung in einem rein menschlichen Leben. Und wiederum denselben Inhalt hat es, wenn die Christusreligion bestimmt wird als die ewige Ueberzeugung, daß diese in Jesus erschienene Wahrheit, dieser eine Geist überall walte, und daß, wenn des Menschen geistiges Auge diesen Geist überall in aller Mannigfaltigkeit schaut, ihm dann aus diesem Geist der Trost und der Beistand hervorgeht, den er zur Darstellung dieser einen Wahrheit in seinem Leben braucht. Indem zuletzt Fröbel diese dreifache Bestimmung zusammenfaßt, sagt er: „Christusreligion ist darum die klare, von jedem Truge ferne, in sich selbst fest und ewig gegründete Einsicht und Ueberzeugung, und ein mit dieser Ueberzeugung und Erkenntniß in völliger Uebereinstimmung und in reinem Einklang stehendes Leben und Handeln, daß das Kundthun und die Offenbarung des einigen ewigen, lebendigen, in sich selbst klaren Seins — Gottes — nothwendig eben als Offenbarung eine dreifache sein müsse:

betrachtet und behandelt, oder die, welche an die edlen Instincte der menschlichen Natur appellirt und bei aller Einsicht in die thatsächlich vorhandenen tiefen Schäden doch an das in den Kindern vorhandene Gute anknüpft. In der Praxis werden das ja verständige Pädagogen, auch wenn sie auf orthodoxem Standpunkt stehen, niemals unterlassen, wie ebendasselbe ja zuletzt auch das Geheimniß Jesu gewesen ist, mit dem er das Verlorene gefunden hat; je früher die Kinder unter den Einfluß dieses Geistes gestellt sind und je länger sie demselben unterworfen bleiben, desto mehr werden sie davor bewahrt bleiben, einmal mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen zu müssen, desto gewisser kann auch ihre Entwicklung sich vollziehen nach dem Wort: das Kind nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Christus und die Christusreligion.

Wenn Viele bereit sind, die allgemeine religiöse Grundlage der Pädagogik Fröbels zuzugestehen, so halten sie doch daran fest, daß sein Standpunkt kein positiv christlicher sei, und darum ist es nothwendig, seine Anschauungen auch darauf hin zu betrachten, zumal sich eben zeigte, daß auch seine Ansicht vom Menschen und von der Sünde nur recht gewürdigt werden kann, wenn man seinen Standpunkt auf der Basis des Christenthums nimmt.

Die Erkenntniß des Göttlichen, das ein jeder Mensch in sich zur Darstellung zu bringen hat, und die Anwendung dieser Erkenntniß zu einem berufstreuen reinen heiligen Leben ist die wahre Weisheit (S. 4). Diese Weisheit begann mit dem ersten Erscheinen der Einzelmenschen auf der Erde, und sie war da mit dem ersten Erscheinen des vollendeten Selbstbewußtseins des Einzelwesens (S. 5). Dies die erste Hindeutung auf Jesus in Fröbels Menschenerziehung. In Jesus ist also das vollendete Selbstbewußtsein des Menschen zuerst erschienen, d. h. das vollendete Bewußtsein von dem Einssein des Menschen mit Gott, und die vollendete

Darstellung des Göttlichen im persönlichen Leben. „Das höchste vollendetste Musterleben, welches wir als Christen in Jesu sehen und welches die Menschheit nur kennt, ist dasjenige, welches den ursprünglichen und uranfänglichen Grund seines Seins, seines Erscheinens und Lebens klar und lebendig in sich erkannte, welches selbstthätig und selbständig durch ewige Bedingung, nach dem ewigen Gesetze, aus dem ewig Lebenden, ewig Schaffenden hervorging" (S. 17).

Diese wenigen Sätze zeigen von Anfang an, daß die Person Jesu eine centrale Stellung in der Lebensanschauung Fröbels einnimmt. Sie zeigen ferner, daß Fröbel seinen Glauben an Christus sein Christusbild nicht zuerst herausgearbeitet hat aus der Geschichtsforschung, — denn eine Wissenschaft vom Leben Jesu gab es damals noch nicht, und einzelne Worte Jesu werden von ihm sehr selten, einzelne Geschichten gar nicht benutzt. Ebensowenig hat er sein Christusbild der kirchlichen Dogmatik entnommen, zu der er, wie wir im Anfang sahen, eine durchaus freie Stellung einnahm. Sondern er bildete sich seine Christologie nach seinen speculativ-philosophischen Grundideen vom Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen; diese waren die Form, in welche er den Gesammteindruck von der Person Jesu, wie er ihn aus der biblischen Geschichte ohne besondere Kritik entnahm, hineingoß. Sein Gesammteindruck von Jesu entsprach den höchsten Ideen, welche er von der Vollendung des Menschenwesens hatte; und, so müssen wir hinzufügen, seine höchste Idee, welche sein ganzes Denken und Thun schlechthin beherrscht, paßt ebenso vollkommen zu dem Gesammtinhalt des Lebens Jesu, denn es ist die höchste Idee des Christenthums selbst, die Idee der Einheit Gottes und des Menschen, die Idee der Gottessohnschaft. In vollkommener Freiheit, angeregt durch die Philosophie seiner Zeit und immer zugleich unter pädagogischen Gesichtspunkten, bildet er seinen Christusglauben aus; in dieser individuellen Darstellung aber finden wir das specifisch Christliche voll und ganz wieder.

Seinen Hauptgedanken, daß Gott alles durchdringt und in allem wirkt, und daß auch der Mensch eine Erscheinung des Göttlichen ist und keine höhere Aufgabe hat als die, das Göttliche in seinem Leben darzustellen, diesen Hauptgedanken findet Fröbel in keinem menschlichen Bilde erschöpfender und wahrer ausgesprochen als in dem Bilde des Verhältnisses von Vater und Sohn, wenn dasselbe nur nicht bloß äußerlich angeschaut sondern seinem inneren geistigen Wesen nach beachtet wird. Sohn wird das Kind nicht allein durch die Abstammung, sondern im vollen Sinne erst dadurch, daß es das Wesen des Vaters in sich entwickelt und sich zum Bewußtsein bringt, daß es des Vaters Gesinnungen zum Beweggrund seines Handelns macht und die Uebereinstimmung mit dem in seiner hohen Würde erkannten Vater für seinen schönsten Beruf, für die Quelle des Friedens und der Freude seines Lebens achtet. Das Wort Sohn in seiner ganzen Bedeutung setzt ein ursprüngliches Bewußtsein und ein völliges Bewußtgewordensein der Gesinnung des Vaters und eine wesentliche geistige Uebereinstimmung mit ihm voraus. Dies vorausschickend sagt Fröbel von Jesus: „er ist Gottes eingeborener Sohn, er ist Gottes lieber Sohn; denn er ist unter allen Mensch- und Erdgeborenen, unter allen Himmelsgeborenen der erste, der von seinem kindlichen Verhältniß zu Gott, von Gottes väterlichem Verhältniß zu ihm in seiner Erkenntniß und Einsicht, in seinem Denken, Gesinnungen und Handeln gleich tief und gleich lebendig durchdrungen war; darum ist er Gottes Erstgeborener, der Erstgeborene aller Geschöpfe". In diesem seinen Verhältniß zu Gott hat er wie Gott selbst das wahrhaft ewige Leben, und jeder, der an ihn glaubt, d. h. der dies sein Einssein mit Gott ahnt und erkennt und durch dieses in Gesinnung, Wort und That sich offenbarende Einssein Jesu mit Gott sich zu demselben Verhältniß des Sohnes zum Vater erhebt, der empfängt durch ihn dasselbe ewige Leben.

Daher bestimmt Fröbel die Christusreligion in dreifacher, in sich gleicher, d. i. trinitarischer Weise. Sie ist zuerst an und

für sich betrachtet das Bewußtsein des Hervorgegangenseins des Menschen aus Gott, seiner steten Abhängigkeit von Gott und der steten Gemeinschaft mit Gott und ein dem entsprechendes Leben, in welchem der Mensch sein Heil, seine Bestimmung, sein wahres Leben findet, d. h. sie ist das Verhältniß, in welchem der Mensch Gott als Vater und sich selbst als Kind fühlt. Hier ist das rein menschliche, elterliche und kindliche Verhältniß der Schlüssel zum Verständniß des Himmlischen: je klarer wir das rein geistig menschliche Verhältniß von Vater und Kind verstehen, desto klarer werden wir zum vollendeten Erkennen des göttlich menschlichen Verhältnisses gelangen; je bessere Väter und Kinder wir wären, desto besser würden wir das Verhältniß des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen verstehen; auf rein elterlich kindlichen Verhältnissen ruht der Segen, der sich bis ins tausendste Glied vererbt, daß die Menschen durchdrungen werden von dem wahrhaft göttlich menschlichen Verhältniß. — Denselben Inhalt hat es, wenn gesagt wird: die Christusreligion ist die Anerkennung des Verhältnisses, in welchem Jesus zu Gott stand, die Aneignung dieses Verhältnisses durch den Glauben und seine Darstellung in einem rein menschlichen Leben. Und wiederum denselben Inhalt hat es, wenn die Christusreligion bestimmt wird als die ewige Ueberzeugung, daß diese in Jesus erschienene Wahrheit, dieser eine Geist überall walte, und daß, wenn des Menschen geistiges Auge diesen Geist überall in aller Mannigfaltigkeit schaut, ihm dann aus diesem Geist der Trost und der Beistand hervorgeht, den er zur Darstellung dieser einen Wahrheit in seinem Leben braucht. Indem zuletzt Fröbel diese dreifache Bestimmung zusammenfaßt, sagt er: „Christusreligion ist darum die klare, von jedem Truge ferne, in sich selbst fest und ewig gegründete Einsicht und Ueberzeugung, und ein mit dieser Ueberzeugung und Erkenntniß in völliger Uebereinstimmung und in reinem Einklang stehendes Leben und Handeln, daß das Kundthun und die Offenbarung des einigen ewigen, lebendigen, in sich selbst klaren Seins — Gottes — nothwendig eben als Offenbarung eine dreifache sein müsse:

daß sich Gott kundthue und offenbare in seiner Einheit, als Schöpfer, Erhalter, Regierer, als Vater aller Dinge; daß er sich kundthue und offenbare, kundgethan und offenbart habe in einem und durch ein sein ganzes Wesen in sich aufgenommen habendes Wesen, in einem einzigen Wesen höchster Vollkommenheit und Vollendung, und darum seinem Sohne, seinem eingeborenen und erstgeborenen Sohne; daß er sich kundgethan und geoffenbart habe und noch ununterbrochen kundthue und offenbare in aller Mannigfaltigkeit, in allem Erscheinenden, in allem Daseienden, in dem Wirkenden, in dem Leben, in dem Geist aller Dinge, als dem nur einen Leben und Geiste, Gottes Geiste; und dies immer als der einige und lebendige Gott." (S. 168 — 174).

In diese trinitarische Spitze läuft Fröbels religiöse Anschauung zuletzt aus. Ist es nicht die orthodoxe Kirchensprache, ist es nicht eine metaphysische sondern eine Offenbarungstrinität, die er hier lehrt, so ists doch die Bibelsprache und die Summe des Evangeliums, außer der wir nichts weiter brauchen zum Erweise seiner Christlichkeit. Die biblischen, zumeist johanneischen Gedanken treten uns hier entgegen in dem Gewande der ihm eigenthümlichen Kategorien der Einheit, Einzelheit und Mannigfaltigkeit; in dieser dreigeeinten Weise offenbart sich Gott, in ebenderselben muß sich auch jedes Einzelwesen kundthun, wenn es seine Bestimmung erreichen will (S. 175). In dieser einen ewigen Wahrheit der Christusreligion erkennt er das Princip aller und jeder Erkenntniß, alles Handelns, alles Unterrichts, der ganzen Natur, des ganzen Lebens, der ganzen Erziehung. So versteht er den Missionsbefehl Jesu Matth. 28 und fordert zuletzt auf Grund dieses Missionsbefehls: „Darum soll die Schule Christusreligion, christliche Religion unter allem zuerst lehren, darum soll sie in Christus-, in christlicher Religion unter und vor allem zuerst unterrichten; überall und unter allen Zonen soll die Schule für sie und in ihr unterrichten" (S. 176. 177).

Religion und Arbeit.

Wer die Fröbel'ſche Erziehungsmethode verſtehen und ihre Bedeutung würdigen will, der muß dieſen religiöſen Unterbau ſeines Werkes kennen und darf ihn nicht bei Seite laſſen. Nur von ihm aus ergiebt ſich das rechte Verſtändniß dafür, was Fröbel mit ſeinem Kindergarten eigentlich will; nur von ihm aus verſteht man, daß der Kindergarten nur der allererſte Anfang zu einer Art der Erziehung iſt, welche, wenn conſequent fortgeſetzt, auch unſer Schulweſen mannigfach umgeſtalten muß; nur wenn man dieſe ſeine Grundprincipien feſthält, wird man aber auch bewahrt bleiben vor jeder Veräußerlichung und Verflachung ſeines Werkes, vor der Gefahr, daß das Fröbel'ſche Spiel zur Spielerei und die erſtrebte allſeitige Ausbildung aller einzelnen in dem Kinde angelegten Gaben zur Abrichtung wird. Nur wenige orientirende Bemerkungen über das Verhältniß von Religion und Arbeit, über die Art, wie aus ſeinen religiöſen Anſchauungen ſeine pädagogiſchen Principien herauswachſen, ſeien noch geſtattet.

Wir ſahen, wie nach ſeiner echt chriſtlichen Auffaſſung die Religion den ganzen Menſchen umfaßt, wie ſie niemals bloß das Ahnen, Erkennen und Schauen des Göttlichen iſt, ſondern immer zugleich auch das dieſer Einſicht und Ueberzeugung entſprechende Leben. In ſeiner religiöſen Anſchauung liegen mithin auch die Principien ſeiner Ethik. Iſt der Menſch eine Erſcheinung des Göttlichen, ſo hat er die Aufgabe, das Göttliche in ſeinem Leben und Daſein darzuſtellen. Das geſchieht, um es kurz auszudrücken, nach dem Geſetz der Entwicklung und der Individualität, ähnlich wie bei Leibnitz, Leſſing und Schleiermacher. Die Menſchheit, in welche der Einzelne als Glied eintritt, iſt nicht fertig abgeſchloſſen, ſo daß jeder neue Menſch nur ein todtes Abbild der vorhandenen wäre, ſondern jeder iſt eine neue Modification des menſchlichen Weſens, und ſoll als ſolcher auf jeder Stufe ſeiner Entwicklung wieder lebendiges Vorbild ſein. Als Kind ſeiner Eltern hat er

das Wesen Beider in sich auszubilden, als ein Kind Gottes und der Natur, als ein Glied der Familie, als ein Glied der Menschheit hat er dieselbe Aufgabe, und das kann nur geschehen durch vollendete Entwicklung seines eigenthümlichsten und persönlichsten Wesens auf jeder Stufe seines Lebens in trinitarischer Weise, in Einheit, am Einzelnen, in Mannigfaltigkeit (S. 28 f.); als Knabe, als Jüngling, als Mann soll der Mensch ganz sein was er sein kann, und zwar ohne Ueberspringen in stetiger Entwicklung (S. 42 f.). Auch das schlechthin vorbildliche und mustergiltige Leben Jesu ist nicht äußerlich mustergiltig, denn dann würde es zur geistigen Knechtschaft führen; die Form, in der sich das Göttliche im einzelnen Menschen darstellt, ist individuell und bleibt frei, mit Freiheit muß der Mensch aus sich selbst heraustreten (S. 16 f.). Daher handelt es sich von Jugend auf um eine freie und allseitige Ausbildung und Uebung jeder Kraft, doch so, daß zugleich der Mittel- und Beziehungspunkt aller Kräfte stets festgehalten wird. Das peripherische Spiel und die Entfaltung der einzelnen Kräfte muß bezogen sein auf die centrale Aufgabe der Persönlichkeit, das Göttliche darzustellen. Der Mensch ist demnach zur Arbeit bestimmt, aber die rechte Arbeit ist ein Abbild von Gottes Schaffen. „Der Geist Gottes schwebte über und auf dem Ungeformten und Ungestalteten, und bewegte es, und Steine und Gewächse, Thiere und Menschen bekamen Form, Gestalt, Dasein und Leben. Gott schuf den Menschen, ein Abbild seiner selbst, zum Bilde Gottes schuf er ihn: darum soll der Mensch schaffen und wirken gleich Gott; sein Geist, der Menschen Geist soll auf und über dem Ungeformten, Ungestalteten schweben, und es bewegen, daß Gestalt und Form, daß Wesen- und Leben- in sich Tragendes hervorgehe." (S. 49). Erniedrigend ist der Begriff der Arbeit für die bloße Erhaltung des äußeren Lebens. Jesus sagt: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, d. i. nach Darstellung des Göttlichen in eurem Leben, und er sagt: das ist meine Speise, daß ich den Willen Gottes thue. So stellen auch die Lilien des Feldes

und die Vögel des Himmels dar, was Gott in sie gelegt hat an Geist und Leben, und darum erhält sie Gott; so soll der Mensch das in ihn gelegte Wesen äußerlich kundthun auf jede Weise, wie Ort und Zeit, Stellung und Beruf es eben fordert, und Gott wird ihn auch erhalten; denn mindestens ein Weg wird sich aufthun, und mehr bedarf es ja nicht, wo er auch seine irdischen Bedürfnisse befriedigen kann. Und käme wirklich Mangel, so forderte das nur die zweite Seite seiner Geisteskraft heraus, das Entsagen und Ertragen, und eine um so erhöhtere Thätigkeit, um den Mangel schwinden zu machen. Unterlassene Arbeit in dem rechten Sinne rächt sich zu irgend einer Zeit, bringt zu irgend einer Zeit leiblich oder geistig Mangel; darum ist die Erziehung des Menschen zur Arbeit, zur Hervorbringung äußerer Werke von der ungeheuersten Wichtigkeit, damit nicht unsägliche Menschenkraft unentwickelt bleibe und verloren gehe. Das Innere und das Aeußere muß im Menschen immer ineinander sein: Religion einerseits und Arbeitsamkeit verbunden mit Entsagung und Mäßigkeit andrerseits. Religion ohne Arbeit wird leere Träumerei, nichtige Schwärmerei; Arbeit ohne Religion macht den Menschen zum Lastthier, zur Maschine. „Arbeit und Religion sind ein Gleichzeitiges, wie Gott, der Ewige, von Ewigkeit schuf.“ (S. 56).

Ist nun dies das Ziel des Menschen und das Ideal der Menschenbildung: die allseitige Ausbildung der dem Individuum gegebenen Kräfte zu voller Gebrauchsfähigkeit, und dazu der Geist der Christusreligion, um durch diese Kräfte und an denselben das Göttliche in einem berufstreuen, reinen, heiligen Leben darzustellen, so ist es nöthig, die Menschenerziehung vom ersten Eintritt des Menschen in das Dasein an darauf einzurichten. In der allerersten Lebenszeit kann man nicht mehr thun, als alles von einem Kinde fernhalten, was seinem Wohlbefinden nachtheilig ist, und durchaus reine Eindrücke körperlich und geistig ihm zuführen; ist in dieser Beziehung alles gethan, dessen das

Kind bedarf, dann überlasse man es auch sich selbst, damit es nicht durch Eigensinn der Tyrann seiner Umgebung werde. Wie wir schon sahen, muß von dem zartesten Alter an das Gemeingefühl des Kindes, durch welches es die Ahnung eines Höheren hat, mit dem es eins ist, gepflegt werden als der äußerste Keim der Religion. Dazu aber muß gleichzeitig jeder Altersstufe entsprechend die Ausbildung der zur Entfaltung drängenden Gaben und Kräfte treten, damit das Kind auf jeder Stufe in normaler Weise Herr seines Körpers und Geistes sei und keine Menschenkraft verloren gehe. Das ist die Bedeutung des Spiels auf der Altersstufe des Kindergartens. Denn das Spiel ist die Arbeit des Kindes. Sein Zweck ist nicht die Unterhaltung, die Hinbringung der Zeit, das Unschädlichmachen des Kindes für die Erwachsenen, sondern die Uebung und Entfaltung der kindlichen Kraft in dem seinem kindlichen Ahnen entsprechenden Geiste der Christusreligion, damit es den späteren so viel höheren Anforderungen an seine sittliche Kraft gewachsen sei.

Es leuchtet ein, daß diese Auffassung der Menschenerziehung, in welcher Fröbel den Gedanken Pestalozzis, daß der Unterricht auf Anschauung sich gründen müsse, ergänzte durch die Forderung, daß die Erziehung von der ersten Stufe an Erziehung zur Arbeit sein müsse, von der eminentesten Bedeutung ist für das sociale Leben und für die Lösung so mancher heutzutage brennenden Frage.

Aber wenn Frau von Marenholtz-Bülow, eine der begeistertsten Verehrerinnen Fröbels, in ihrem Buche über die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode ausdrücklich darauf verzichtet, die religiöse Seite in den Anschauungen Fröbels zur Darstellung zu bringen, wenn sie sich grundsätzlich darauf beschränkt, das Methodische und Practische und die dadurch erzielte höhere Ausbildung und Tüchtigkeit zu beleuchten, so trennt sie, was nach Fröbels Sinne absolut nicht zu trennen ist, so verfährt sie nicht im Sinne des Meisters und leistet der Meinung Vorschub, daß

wir es bei den Fröbel'schen Kindergärten allerdings mit Religionslosigkeit und pädagogischer Principlosigkeit zu thun haben.

Es leuchtet ferner ein, daß in Fröbels Sinne die Erziehung zur Thätigkeit, die liebevolle Beobachtung, Leitung und Ausbildung jedes in der Kindesnatur hervorbrechenden Triebes absolut nicht abgeschlossen sein kann mit dem Kindergarten, sondern daß in stetiger Entwicklung die Schule anknüpfen muß an das dort Begonnene, daß sie in beständiger Einheit und Einigkeit mit dem Haus und der Familie organisch weiter arbeiten muß an der Bildung eines alle seine Gaben und Kräfte beherrschenden, im Geiste der Christusreligion sie verwerthenden Menschen. Wenn heutzutage dieser Zusammenschluß von Schule und Kindergarten noch nicht erfolgt ist und die Schule noch ihre bisherigen Wege geht, wenn der Uebergang eines Kindes von dem Kindergarten zur Schule noch mit Uebelständen verknüpft ist und als ein Abbruch der bisherigen Erziehungsweise und Uebergang zu einer anderen erscheint, wenn die Schule im Ganzen mit einem gewissen Vorurtheil auf die aus Kindergärten in sie eintretenden Kinder sieht und die Freunde des Kindergartens mit einigem Bedenken die bisherige Schulmethode betrachten: — so mag sich auf der einen Seite allerdings die Schule prüfen, ob sie nicht vielleicht durch ihre Methode so manche in dem Kinde schon entwickelte oder zur Entwicklung drängende Kraft brach liegen läßt, ob es nicht ganz besonders in der heutigen, rastlose Arbeit fordernden Zeit geboten sei, die bisherige Art und Weise der Schulerziehung zu revidiren und von den Ideen Fröbels, wie von einem Salz durchdringen zu lassen. Man klagt heutzutage über die Ueberbürdung der Schüler höherer Schulen und über die daraus hervorgehenden Krankheits-Erscheinungen. Vielleicht liegt der Schaden auch daran, daß in dem jungen Geschlecht zu viel Arbeitskraft unentwickelt geblieben ist, daß es in Folge der Schulmethode, die es vielfach zu rein passivem Verhalten verurtheilt, nicht vollkommen genug Herr seiner Kräfte geworden ist, um den massenhaft andringenden

Stoff zu bewältigen. Andererseits aber möge sich auch der Kindergarten von heute prüfen, ob er die Ausbildung zur Thätigkeit bei den Kindern so gleichartig mit der Pflege des sittlich religiösen Geistes im Sinne der Christusreligion verbunden habe, daß die Schuld nicht auch auf seiner Seite liegt; ob die aus ihm kommenden Kinder wirklich mit jenem Ahnen und Glauben eines Höheren, mit jener Ehrfurcht und Demuth, mit jenem entwickelten Gemeingefühl in die Schule entlassen werden, welches sie zum Gehorsam und zur gesammelten Aufmerksamkeit auch bei neuen Formen des Unterrichts befähigt, welches ihnen die geistige Verdauungskraft giebt, auch aus Holz und Stroh Nahrung zu ziehen, welches sie bewahrt vor dem tändelnden, zerstreuten und vielgeschäftigen Wesen, das man an ihnen oft beobachten will und welches seinen Grund in nichts anderem haben kann, als in einer peripherischen Ausbildung der Kräfte ohne die stete Beziehung derselben auf das eine Centrum der sittlich religiösen Persönlichkeit!

Vermögen diese Ausführungen auch nur eine Andeutung zu geben von den Fragen, die hier ins Spiel kommen und von den hohen Gedanken Fröbels, die zum großen Theil der Ausführung noch harren, so dürften sie doch einerseits hinreichen zu zeigen, daß der rechtverstandene Fröbel jener Christianisirung nicht bedarf, die ihm von gewisser Seite angesonnen wird; andererseits wird vielleicht Mancher von dem edlen Bilde dieses Mannes scheiden mit neuem Verständniß für sein Wort: kommt, laßt uns unsern Kindern leben!

Anmerkung.

1) Die Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in den Kleinkinderschulen und Familien. Elberfeld 1879. S. 101 f. 92 f.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Der Spiritismus,

die Narrheit unſeres Zeitalters.

Von

Lic. Dr. Friedrich Kirchner.
(Berlin).

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Historischer Rückblick	7
A. Die spiritistischen Phänomene	13
I. Physikalische:	
1. Mechanische	15
2. Chemische	28
3. Musikalische	31
4. Materialisationen	35
II. Intellektuelle:	
1. das Geisterklopfen	45
2. der Psychograph	47
3. die Schreibmedien	50
4. die Sprechmedien	52
5. das Geisterschreiben	56
Spiritistischer Theaterzettel	59
B. Kritik der spiritistischen Phänomene	60
a) Es ist Alles Humbug	61
b) Wirkung unbekannter Naturkräfte	71
c) Wirkung der Geister	81
C. Die spiritistische Dogmatik	81
1) Einwände aus ihr selbst	85
2) Logische Einwände	87
D. Nutzen des Spiritismus	91
Schluß	92
Anmerkungen	94

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Sehnsucht nach dem Uebernatürlichen gehört zu den Grundtrieben der menschlichen Natur. Wie sich das Kind an den Märchen, so erfreut sich der Erwachsene an Spukgeschichten. Beide empfinden ein süßes Grauen, wenn ihnen von einer Welt erzählt wird, die sie nicht sehen und doch glauben. Denn wenn es sich auch nicht schickt als Aufgeklärter es öffentlich einzugestehen, insgeheim glaubt man doch an Wunder und Weissagung, Ahnung und Sympathie, gute und böse Geister. Findet doch dadurch unsere Phantasie Nahrung und Beschäftigung. Man beachte nur, wie eifrig sie unsre Umgebung, unsre Vergangenheit und Zukunft mit ihrem magischen Zauber umkleidet. Alles Große, Neue, Unbekannte fordert sie besonders heraus.

Dieser mystische Trieb findet nun vor allem an der Religion seine Befriedigung. Denn sie bietet dem Menschen Aufschluß über den geheimnißvollen Ursprung und Zusammenhang der Dinge, sie gewährt ihm durch mystische Handlungen Zugang zu Gott, der sich selbst durch Wunder und Inspiration offenbart hat; sie verheißt ihm ein besseres Jenseits, das ihre Anhänger durch Glauben und Werke verdienen können. Wenn aber die Wissenschaft, welche nur das anerkennt, was sie begreift, den Einfluß der grade herrschenden Religion mehr und mehr untergräbt; wenn Begriff, Urtheil und Schluß an die Stelle übernatürlicher Offenbarung — kontrolirbarer Kausalzusammenhang an die Stelle der Wunder; Philosophie, Geschichts- und Naturforschung an die Stelle der Theologie gesetzt wird, so werfen die sog. Gebildeten mit der Schale oft auch den Kern, mit den Formeln des Kirchenglaubens zugleich die Religion weg.

Aber die Natur läßt sich nicht austreiben; die Lust am Geheimnißvollen, die Sehnsucht nach dem Uebernatürlichen nicht unterdrücken. Je mehr der Glaube schwindet, desto mächtiger wird der Aberglaube. Dies wird durch die Geschichte bewiesen. Als die antike Philosophie den Gebildeten den Polytheismus verleidete und sie entweder für den tugendstolzen Pantheismus der Stoa oder für den seichten Lebensgenuß Epikurs gewonnen hatte, als durch oberflächliche Halbbildung blasirte Gleichgültigkeit gegen Moral und Religion um sich griff — da suchte die abergläubische Masse bei den Zauberern, Propheten und Wunderthätern ihr Heil, welche in Folge der Religionsmengerei aus dem Orient nach Italien einwanderten. Und während sich die Einen in einer theoretisch und praktisch unfruchtbaren Skepsis verzehrten, nahmen Andere freudig das Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Gotte an, Andere wieder fanden im Neuplatonismus ihre Seelenruhe, welcher durch Erhebung ins Absolute Religion und Philosophie versöhnte, und die Ekstase als die Harmonie von Erkenntniß, Lust und Tugend pries. Seine Physik löst sich in Magie, seine Ethik in Askese, seine Kosmologie in Dämonenlehre auf. Wie unser ganzes Leben dem Prophyrios als Bezauberung gilt, so denkt er sich die Welt von Geistern bevölkert, welche unsichtbar, aber luftartig, nicht ewig und daher nahrungsbedürftig sind. Wir können sie durch Zauberei beeinflussen, wie die Geister der Verstorbenen durch Nekromantie[1]). Proklos gelangte nicht nur zum Schauen des Absoluten, sondern konnte auch Wunder thun. Sein Gebet heilte; durch magische Formeln führte er Regen herbei und beseitigte er Erdbeben; denn er gehörte zur hermetischen Kette und war die Inkarnation des Pythagoreers Nikomachos[2]). Derselben Richtung entsprang auch das Leben des Apollonios von Tyana, dessen Wunder und Weissagungen, Träume und Lehren begeisterte Leser fanden[3]).

Unser Zeitalter hat mit dem des verfallenden Heidenthums eine unheimliche Aehnlichkeit. Dieselbe Halbbildung, Blasirtheit und Frivolität, wie damals. Auch jetzt hat die geltende Religion ihre Herrschaft über die Massen, besonders die Gebildeten, eingebüßt. Der Verfall der spekulativen Philosophie, historische und naturwissenschaftliche Studien, gewaltige Entdeckungen und politisch-

ſociale Ereigniſſe haben unſre Zeit auf das Sichtbare, Praktiſche hingewendet. Materielle Intereſſen finden mehr Begeiſterung als ideale Beſtrebungen. Theologie und Metaphyſik treten weit hinter die Naturwiſſenſchaften zurück, welche, wenigſtens durch den Mund ihrer unberufenen Vertreter, die Exiſtenz von Gott und Geiſt leugnen und das Leben des Menſchen wie das der Natur als ein zweckloſes Spiel von Stofftheilchen ſchildern. Aber auch jetzt reagirt die Sehnſucht des Menſchen nach dem Uebernatürlichen — „wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel!"

Unſre moderne Weltanſchauung, der Stolz jedes Denkenden, das Werk dreier Jahrhunderte, läßt ſich mit wenigen Sätzen ſkizziren. Seit Kopernikus haben uns die exakten Wiſſenſchaften gelehrt, daß die Welt kein mechaniſches Uhrwerk iſt, daß von einem draußenſtehenden Gotte geſchaffen iſt und in Gang erhalten wird, ſondern ein unendlicher Organismus, in welchem alle Theile nach ewigen, unabänderlichen Geſetzen zweckmäßig beſtimmt werden. Gott und Welt, Kraft und Stoff, Geiſt und Körper ſind nur verſchiedene Ausdrücke derſelben Sache. Es giebt daher weder todte Materie noch unmateriellen Geiſt, überall iſt Leben, Thätigkeit und Wechſelwirken. Die Erde kann nicht mehr als Mittelpunkt des Weltalls oder als einziger Zweck der ganzen Schöpfung gelten, ſondern nur als ein Glied in der unendlichen Entwickelungsreihe, welche fortwährend vom Niederen zum Höheren, vom Einfachen zum Komplizirteren emporſteigt. Die Natur macht keinen Sprung. Zu den Organismen, deren höchſte Erſcheinung der Menſch iſt, finden wir ſchon in der anorganiſchen Welt Analogien und Anſätze. Im unendlichen Raume bleibt die Summe des vorhandenen Stoffes wie der wirkenden Kraft dieſelbe, ſie zentrirt ſich nur in immer anderen und anderen Erſcheinungen. Die Vernunft, welches alles Einzelne trägt und erhält, iſt Gott; er bezeugt ſich durch die Naturgeſetze nicht minder als durch die Geſetze der Logik und der Moral. Seine Freiheit iſt die Nothwendigkeit; er kann und will daher nicht in den Kauſalzuſammenhang der Natur eingreifen, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen, d. h. unvernünftig zu handeln. Wunder alſo, in dem Sinne von außer- oder übernatürlichen Handlungen Gottes, giebts nicht. Ebenſowenig Engel oder Dämonen, d. h.

Mittelwesen, deren er zur Weltregierung bedürfte. Denn die Gesetze, welchen der Weltlauf folgt, sind ja Gott selbst. — Der Mensch, die Krone der Schöpfung, ist nicht absolut, sondern nur graduell von den andern Organismen verschieden. Dieselben Kräfte (Schwere, Magnetismus, Chemismus u. s. f.), welche in den andern Naturwesen wirken, beherrschen auch ihn mit derselben Nothwendigkeit. Der Zweck seines Daseins ist ebenso wie bei jenen, sich auszuleben, d. h. im Dienste des Ganzen thätig zu sein. Nur darin unterscheidet er sich von allen übrigen Wesen, daß er Bewußtsein, und infolge dessen Sprache und Verantwortlichkeit hat; daß er, der Mikrokosmos, seine Stellung im Makrokosmos begreift und demgemäß entweder denken und handeln kann oder nicht. Diese Stellung aber ist, wie ihn die Vernunft lehrt, die, daß er die Nothwendigkeit der physischen, logischen und moralischen Gesetze (d. h. Gott) erkenne und anerkenne; daß er mittelst dieser Einsicht die Natur zum Organ und Symbol seines Geistes erheben soll. Darin allein beruht seine Freiheit, seine Tugend und sein Glück[4]).

Diese, wie gesagt, mühsam errungene Weltanschauung wird plötzlich durch den Spiritualismus (oder Spiritismus) in Frage gestellt, welcher, alle bisherigen Religionen und Philosophien verwerfend, die Vereinigung der wahren Religion und Philosophie, ja die Wahrheit selbst sein will. Gestützt auf Experimente, wie es sich für unser Zeitalter geziemt, behauptet der Spiritismus die Existenz des Teufels und guter wie böser Dämonen, er zitirt und befragt sie, da sie sich durch Klopfen, Musiziren, Reden und Schreiben, ja durch materielle Erscheinung manifestiren; er weiß Vergangenheit und Zukunft, er beherrscht durch ihre magische Hülfe die ganze Natur. Die bisher für unabänderlich angesehenen Naturgesetze werden beliebig aufgehoben, die Schwere, Undurchdringlichkeit, die mechanischen und chemischen Eigenschaften der Körper, die Beschränktheit des Menschen in Zeit und Raum gelten nicht mehr — mit einem Wort, wir sind wieder im gelobten Mittelalter. Nicht die Wissenschaft mit ihrer Induktion und Deduktion, sondern die Zauberei mit ihrem Hokuspokus führt uns zur Wahrheit; nicht die stille, aber mühsame Forschung unserer Gelehrten nützt uns, sondern die Ekstase und die Materiali-

sation der Medien; nicht der kalte, unpoetische Verstand logischer Köpfe, sondern die phantastische Clairvoyance und Clairaudience krankhafter Individuen. Wir wollen nicht mehr wissen, was wir nach bester Einsicht, durch das Zeugniß unserer Sinne oder unserer Logik begreifen, sondern wir glauben blindlings was uns Tische, Schieferstifte, Planchetten (Psychographen), Medien und Gespenster lehren, mag es noch so absurd sein; ja je absurder, übernatürlicher, desto wahrscheinlicher ist es.

Und daß wir es hier nicht etwa mit einer flüchtig vorübergehenden Marotte sonderbarer Schwärmer zu thun haben, beweist die Dauer und der Umfang der spiritistischen Bewegung. Seit 1848 im Gange, zählt sie jetzt 8—11 Millionen Anhänger, besonders unter den besseren Ständen, welche ihre Ansichten in mehr als 300 Büchern und ungefähr 25 periodischen Zeitschriften wiederfinden[5]). Solcher gradezu unheimlichen Modekrankheit gegenüber wäre es Leichtsinn, wollte man sie achselzuckend ignoriren oder mit leichtem Spotte bekämpfen. Nein, wer irgend dazu befähigt ist, muß ihn eifrig studiren, um ihn gründlich zu widerlegen. „Eine vornehmthuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist fast noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit" (A. v. Humboldt). Aber „ehe die Erfahrung mit Erfolg angewendet werden kann, ist zuvor ein einziger Schritt zu thun, der ganz von uns selbst abhängt, und dieser ist: die absolute Befreiung und Klärung des Geistes von allem Vorurtheil und der Entschluß mit direktem Appell an die Thatsachen erster Instanz und an die streng logischen Folgerungen aus jenen in zweiter, zu stehen und zu fallen" (Sir John Herschel).

Wir wollen daher in folgenden Zeilen zunächst einen kurzen historischen Rückblick auf die spiritistische Bewegung werfen; sodann die Phänomene, auf welche sie sich stützt, vorführen und kritisiren, um endlich die spiritistische Lehre einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen.

Historischer Rückblick.

Die spiritistischen Phänomene sind so alt wie die Menschheit. Phantastik, Mystik, Nervosität, Selbsttäuschung und Betrug

haben seit undenklichen Zeiten zu ihrer Entstehung zusammengewirkt. So ist das Tischrücken bei den Indianern von Jowa etwas ganz gewöhnliches[6]). Die Chinesen gebrauchen Tische zum Schreiben, die Lamas der Mongolen und Buräten bringen Tischchen zum Fliegen, um dadurch gestohlene Sachen aufzufinden[7]). Die Geschichte der Mystik berichtet uns zahlreiche Fälle von Verminderung der Schwere, ekstatischem Schweben, Lichterscheinungen, Fernsehen, Fernwirken und Heilungswundern[8]). Lebende, Sterbende und Verstorbene sollen oft erschienen sein; wir erinnern nur an die Geschichte des Simonides, Ambrosius, Pietro Apone, Dr. Faust, an die weiße Frau u. dgl.[9]).

Der moderne Spiritismus aber, der sich von dem Aberglauben früherer Jahrhunderte dadurch unterscheiden will, daß er sich auf gewissenhaft geprüfte Experimente stützt, beginnt im Jahre 1848. Damals ließen sich zu Hydesville bei New York im Hause Familie der Fox Klopflaute hören, welche auf Befragen durch die neunjährige Kate Fox von dem Geiste des vor 5 Jahren daselbst ermordeten Raye herrührten. Als man, seiner Weisung folgend im Keller nachgrub, fand man die Reste einer Leiche, die, wie amtliche Nachforschungen ergaben, allerdings einem dort ermordeten Handelsmann zugehörte. Drei von der Behörde eingesetzte Komités erklärten sich nach peinlicher Untersuchung für unfähig, die Ursache aufzufinden, wohl aber für überzeugt, daß die Klopflaute von intelligenten Wesen herrühren müßten, denn sie erfolgten ganz pünktlich, wenn man Fragen an sie stellte[10]). Zu einem dieser Komités gehörte auch Fenimore Cooper, der selbst ein Medium wurde! Obgleich die öffentliche Meinung die Spiritisten als Narren und Betrüger brandmarkte, breiteten sie sich doch schnell über Amerika aus. Schon 1850 gab es ca. 30000 Medien, d. h. zum Verkehr mit den Geistern besonders geeignete Individuen, nnd in Philadelphia allein 205 „magnetische Zirkel". Nachdem Andrew Jackson Davis als Prophet der neuen Lehre und als Reformator der Menschheit aufgestanden war[11]), wandten sich ihr viele berühmte Männer der Wissenschaft und Kunst, der Diplomatie und Aristokratie zu. Manche von ihnen, wie der Richter Edmonds, erst nach langem Sträuben. Er wurde nach 200 Zusammenkünften, über die er ca. 1600 Ma-

nuſkriptſeiten aufzeichnete, gewonnen. Denn, berichtet er[12]), im verdunkelten Zimmer ſah er phosphorartige Flammen, leuchtende Wolken, Sterne, Kryſtalle; Möbel bewegten ſich hin und her, ein Cello, eine Violine und Klingeln wurden von unſichtbaren Händen in Bewegung geſetzt; ja Fragen, die er nur in Gedanken ſtellte, wurden ihm richtig beantwortet. — Dr. med. George Sexton, Magiſter der freien Künſte und Doktor beider Rechte, bekehrte ſich, nachdem er 20 Jahre lang dem Spiritismus ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. Ihn überzeugten beſonders die erſtaunlichen Experimente der Gebrüder Davenport, welchen ihr Rock ausgezogen wurde, obgleich ſie in ſeinem Hauſe gebunden, ihre Füße auf Papier geſtellt und mit Bleiſtiftlinien umzogen, ihnen kleine Geldſtücke auf die Zehen gelegt und die Stricke geſiegelt waren. Auch wurden dem Dr. Sexton viele Thatſachen von verſtorbenen Anverwandten und Freunden mitgetheilt[13]). Rob. Hare, der berühmte amerikaniſche Chemiker und Erfinder des Löthrohrs († 1858), hat ſich erſt dann dem Spiritismus zugewandt, nachdem ihm Tiſche, die er ſelbſt ſo konſtruirt hatte, daß ſie nicht von den Medien willkürlich geleitet werden konnten, allerlei Geheimniſſe mitgetheilt hatten[14]).

Allmählich drang die „neue Religion" auch nach Europa. In Frankreich wurde ſie durch Napoleon III. protegirt, der in ihren phantaſtiſchen Schilderungen vom Jenſeits ein willkommenes Mittel ſah, die unzufriedenen Maſſen zu zügeln. Der livländiſche Baron L. v. Güldenſtubbe gewann beſonders die Ariſtokratie, während Allan Kardec (eigentlich Hippol. Leo Deniſard Rivail) die Maſſen begeiſterte. Dieſer erneuerte in ſeiner Lehre von der „Reïnkarnation" die alte Seelenwanderung, wogegen jener proteſtirte[15]). Ihre Anhänger ſpalteten ſich, Güldenſtubbe vertrat den Spiritualismus, Kardec den Spiritismus. Eine andere Spaltung hatten die Olkottiſten erregt, welche ſich vom Seher Davis losſagten, als Colonel Henry S. Olcott, Präſident der „theoſophiſchen Geſellſchaft", auftrat und den Spiritismus mit dem Buddhismus verſchmolz. Sein „buddhiſtiſcher Katechismus", der ſogar die Billigung des Buddhiſten-Oberprieſters von Ceylon fand, lehrt weiße und ſchwarze Magie, theurgiſche Einwirkung, Beſchwörungen und anderes ſinnloſes Zeug.

Während sich der Spiritismus (so wollen wir ihn immer nennen, um ihn von der philosophischen Schule der Spiritualisten zu unterscheiden) von Frankreich über Belgien, die Schweiz, Rußland, ja bis in die Türkei verbreitete, haben sich nur in England und Deutschland exakte Forscher in der Absicht mit ihm beschäftigt, den „Betrug" zu entlarven.

In England, wo schon 1860 das berühmte Medium Dan. Home auftrat, bildete sich eine „progressive spiritualistische Gesellschaft" mit zwei Monatsschriften, deren eine (von Wilkinson redigirt) die Bibel als Norm anerkannte, die andere (unter Burns) sie verwarf. Aug. de Morgan, Professor an der Londoner Universität erklärte öffentlich, sog. geistige Dinge gehört und gesehen zu haben, welche von keinem vernunftbegabten Wesen durch irgend welchen Betrug, Zufall oder Irrthum erklärbar seien[16]). Und als 1868 Home als Taschenspieler und Betrüger in London angeklagt wurde, beeideten Dr. jur. R. Chambers, der Elektriker Cromwell F. Varley, Dr. med. Gully, S. C. Hall, V. M. Wilkinson, Geo. Massey u. a., daß sie ihn für einen ehrlichen Mann hielten. Dasselbe bezeugte Prof. Butlerow in Petersburg. Am eifrigsten aber traten zwei berühmte Gelehrte für den Spiritismus ein: der Chemiker W. Crookes, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Mitbegründer der Darwinschen Theorie Alfr. Russel Wallace. Jener hat sich eingehend mit Home und dann vier Jahre lang mit Miß Cook beschäftigt und die wunderbarsten Phänomene geschaut, auf die wir bald zurückkommen werden. Dieser schließt sein Buch „Die wissenschaftliche Betrachtung des Uebernatürlichen" mit folgenden Sätzen[17]): „Alles, was ich beanspruche, ist, eine der Erforschung würdige Sache aufgezeigt und bewiesen zu haben, daß sie kein Gegenstand ist, welcher noch länger irgendwie verächtlich bespöttelt werden kann. Ich fühle mich selbst so zuversichtlichen Glaubens an die Wahrheit und objektive Wirklichkeit vieler der hier erzählten Thatsachen, daß ich die ganze Frage der Prüfung jedes wissenschaftlichen Mannes, welcher zur Wahrheit zu gelangen trachtet, ruhig anheimgeben würde, sofern derselbe nur 2—3 Stunden wöchentlich einige Monate lang einer Prüfung der Erscheinungen widmen wollte, ehe er eine bestimmte Meinung über dieselben ausspricht.

Ich behaupte daher schließlich, daß, ob wir die ungeheure Zahl und den hohen Charakter ihrer Anhänger, die unermeßliche Anhäufung und Authentizität ihrer Thatsachen, oder die edle Lehre, die sie über unsern künftigen Zustand ausarbeitet, betrachten —: daß das in den Erscheinungen des thierischen Magnetismus, Hellsehens und modernen Spiritualismus entwickelte sog. Uebernatürliche eine Experimentalwissenschaft ist, welche gewaltig beitragen muß zu unserer Kenntniß vom Menschen und seinen höchsten Interessen und daher eine ehrliche und durchgehende Prüfung erheischt!" —

In Deutschland waren schon verschiedene Theorien verbreitet, welche den übernatürlichen Einfluß mancher Menschen auf die andern behaupteten. So lehrte schon Ennemoser († 1851), die magnetische Kraftwirkung des Menschen erstrecke sich auf alle Menschen, auf Thiere, Pflanzen und organische Körper. Er unterschied Magnetiseure, Somnambulen und Autosomnambulen (die Objekt und Subjekt des Einflusses zugleich sind). Er war ein Anhänger Mesmers († 1815), des „zweiten Plato", der durch Berührung, durch Worte, ja blos durch seinen Blick bedeutende Kuren machte. Er fand großen Zulauf und selbst bei Fichte, Schleiermacher, Hegel, Krause und Schopenhauer Beifall. An ihn schlossen sich dann Kieser, der als eine neue Kraft den Siderismus, und K. v. Reichenbach an, welcher das Od aufstellte. Daneben wurden die den spiritistischen ähnlichen Phänomene auf den von Braid 1841 entwickelten Hypnotismus zurückgeführt[18]). Trotzdem fristete der Spiritismus in Deutschland nur ein kümmerliches Leben, von einem gewissen Hornung und dem Magnetiseur Hahn getragen[19]). Erst 1867 begann der russische Staatsrath Al. Aksákow eine systematische Propaganda, indem er in Leipzig (bei O. Mutze) eine „Bibliothek des Spiritualismus für Deutschland" begründete, worin die wichtigsten Parteischriften übersetzt erscheinen. Derselbe rief auch die „Psychischen Studien" (ebenda) ins Leben. Leipzig ist überhaupt die Burg des deutschen Spiritismus. Aber auch da herrscht Zwietracht; denn der von Kasprovicz und Graf Poninsky gegründete „Verein für spiritistische Studien" hängt Kardec, dagegen der „Verein für harmonische Philosophie" des Wilh. Besser dem Davis an. Geradezu

grotesk hat Kardec's Theorie in Deutschland fortgebildet die Gräfin Adelma Vay, geb. Wurmbrandt, welche behauptet, schon im 14. Jahrhundert als Tochter eines Raubritters gelebt zu haben und als Hexe verbrannt worden zu sein. Unter dem Einfluß ihrer „Leiter" Buddha, Laurentius und Maria hat sie den blühendsten Unsinn zu Tage gefördert[20]). Als aber 1877 Aksákow das große Medium Slade aus Amerika kommen und durch Europas Hauptstädte reisen ließ, so brachte Professor Dr. Zöllner in Leipzig den Spiritismus wieder in Schwung. Denn nachdem der berühmte Astrophysiker, der schon bei Crookes die Wunder der Florence Cook geschaut hatte, mit Mr. Slade in Gegenwart mehrerer Professoren komplizirte Experimente angestellt hatte, trat er eifrig für die objektive Realität der spiritistischen Phänomene ein, welche er durch die Hypothese einer vierten Raumdimension erklärte[21]). Hieran knüpfte sich eine lebhafte litterarische Discussion, indem Ulrici, J. H. Fichte, Frz. Hoffmann u. a. für den Spiritismus, W. Wundt, H. W. Vogel, Th. Fechner, Al. Wießner u. a. dagegen auftraten[22]).

Unser Standpunkt ist zunächst der, daß der Spirtismus allerdings eine wissenschaftliche Frage sei, d. h., daß es sowohl das Recht als auch die Pflicht jedes die Wahrheit liebenden oder erforschenden Mannes ist, den Spiritismus einer objektiven Kritik zu unterwerfen. Mit Ignoriren ist jetzt, nachdem er eine solche Zahl von Anhängern und grade unter den Gebildeten, gefunden hat, nichts mehr gethan. Nicht mit Unrecht beschuldigen sonst die Spiritisten die Vertreter der Wissenschaft, daß sie aus Furcht vor der Lächerlichkeit oder aus Voreingenommenheit eine Sache verwerfen, die sie nicht kennen. Die Wissenschaft allein ist dazu berufen und befähigt zu untersuchen, ob der Spiritismus Wahn oder Wahrheit ist; sie allein vermag durch Aufklärung des Publikums die trüben Nebel des Aberglaubens zu verscheuchen, welche sich immer tiefer auf die Häupter unserer Zeitgenossen herabsenken. Gewiß, eigentlich und zunächst wären unsere Akademien verpflichtet, durch wissenschaftliche Commissionen die spiritistischen Phänomene zu prüfen, wie es die (private) „dialektische Gesellschaft" zu London gethan hat. Da aber unsere gelehrten Körperschaften keine Lust dazu verspüren, muß der Ein-

zelne auf eigene Hand das logische Messer brauchen: mag er unter dem Wuste der fabelhaften Erscheinungen Wahrheit finden oder nicht, seine Arbeit wird keine ganz vergebliche sein.

B. Die spiritistischen Phänomene.

Zunächst wollen wir uns einen Ueberblick darüber verschaffen, um sie dann an einzelnen Beispielen zu beleuchten.

Alle Phänomene lassen sich in zwei Hauptklassen theilen, in I. physikalische, bei denen auf materielle Objekte eingewirkt wird, und II. intellektuelle, wo sich höhere Geisteskräfte beweisen.

I. Die physikalischen zerfallen wieder in 1. mechanische Phänomene, 2. chemische, 3. musikalische, 4. Materialisationen und Geisterphotographien.

II. Die intellektuellen sind: 1. Das Geisterklopfen. 2. Das Schreiben der Planchette. 3. Das Schreiben und 4. das Reden der Medien. 5. Das Schreiben der Geister.

Eine Illustration hierzu ist der Bericht der „dialektischen Gesellschaft" zu London, den ihr Komité nach zweijähriger Untersuchung erstattete[23]); dasselbe hatte 15 Zusammenkünfte gehalten, wobei 33 Personen ihre Erfahrungen mündlich, 31 andere schriftlich geschildert hatten. Obgleich fast alle Mitglieder Skeptiker waren, einigten sie sich doch über folgende Sätze:

1. Daß Töne von sehr verschiedenem Charakter, welche augenscheinlich von Möbeln, Fußböden und Zimmerwänden ausgehen — und deren sie begleitende Vibrationen oft deutlich fürs Gefühl wahrnehmbar sind — auf eine Weise entstehen, welche von keiner Muskelthätigkeit noch von mechanischer Erfindungskunst herstammen.

2. Daß Bewegungen schwerer Körper stattfinden, ohne mechanische Kräfte irgend einer Art oder entsprechende Anstrengung von Muskelkraft seitens der Anwesenden und häufig ohne alle Berührung oder Verbindung von irgend einer Person.

3. Daß diese Töne und Bewegungen oft stattfinden zu einer Zeit und auf eine Weise, welche von den anwesenden Personen gewünscht wird, und daß dieselben vermittelst einer einfachen Reihe

von Zeichen Fragen beantworten und zusammenhängende Mittheilungen hervorbuchstabiren.

4. Daß auf diese Weise erhaltene Antworten und Mittheilungen größtentheils von einem Gemeinplätze enthaltenden Charakter sind; daß aber auch zuweilen richtige Thatsachen angegeben werden, welche nur einer der anwesenden Personen bekannt sind.

5. Daß die Umstände, unter denen die Erscheinungen stattfinden, veränderlich sind, wobei die hervorragende Thatsache die ist, daß die Gegenwart gewisser Personen für ihr Vorkommen nothwendig erscheint, diejenige anderer gewöhnlich hinderlich ist; daß jedoch dieser Unterschied keineswegs vom Glauben oder Unglauben an diese Erscheinungen abzuhängen scheint.

6. Daß trotzdem das Auftreten der Erscheinungen nicht gesichert ist durch die Gegenwart oder Abwesenheit derartiger Personen.

Beweise:

a) 13 Personen bestätigen, daß sie schwere Körper (in einigen Fällen sogar Menschen) sich langsam in die Luft erheben und daselbst ohne irgend welche sichtbare und fühlbare Unterstützung einige Zeit haben verweilen sehen.

b) 14 Zeugen bekunden, Hände oder Gestalten, die keinem menschlichen Wesen angehörten, wohl aber an Ansehn und Beweglichkeit lebensähnlich waren, wahrgenommen zu haben, ja daß sie dieselben zuweilen berührten oder selbst ergriffen, und daß sie infolge dessen überzeugt wurden, dieselben seien kein Resultat des Betruges oder der Einbildung.

c) 5 Zeugen behaupten, daß sie von einer unsichtbaren Kraft an verschiedenen Theilen des Körpers und zwar oft an Stellen, wo sie es besonders wünschten, berührt worden seien, während die Hände der Anwesenden genau beobachtet wurden.

d) 13 Zeugen erklären, daß sie auf Instrumenten, welche von keiner zu ermittelnden Kraft gehandhabt wurden, gut gespielte Musikstücke vernommen haben.

e) 5 Zeugen bestätigen, daß sie rothglühende Kohlen auf den Händen oder Köpfen mehrerer Personen gelegt gesehen haben, ohne denselben Schmerz oder Brandwunden zu verursachen;

und 3 Zeugen, daß dieselbe Probe an ihnen selbst mit gleicher Unverletzlichkeit angewendet worden sei!

f) 8 Zeugen bekunden, daß sie detaillirte Nachrichten erhalten haben durch Klopfen, Schreiben oder auf andere Weise, deren Zuverlässigkeit ihnen selbst oder den anwesenden Personen zur Zeit noch unbekannt war, und welche bei der darauf folgenden Nachforschung als richtig erfunden wurden.

g) Ein Junge erklärte, daß er eine genaue und detaillirte Darstellung erhielt, die sich dessen ungeachtet als ganz irrthümlich erwiesen habe.

h) 3 Zeugen bekunden zugegen gewesen zu sein, als Zeichnungen, sowohl in Bleistift als auch in Farben unter solchen Umständen entstanden, daß sie jede menschliche Einwirkung unmöglich machten.

i) 6 Zeugen erklären, daß sie Auskunft über zukünftige Ereignisse erhalten haben, und daß ihnen in einigen Fällen sogar die Stunde und die Minute, Tage und Wochen zuvor genau vorhergesagt seien.

Außerdem seien Beweise anzuführen von verzücktem Sprechen, von Heilungen, von automatischem Schreiben, von Blumen und Früchten, die ins Zimmer hineingezaubert wurden, von Stimmen in der Luft, von Visionen in Krystallen und Gläsern und von einer Entrückung des menschlichen Körpers. —

Bei allen Sitzungen des Komités wurde übrigens die größte Vorsicht beobachtet: Die 40 Séancen hielt man in Privatwohnungen ab, das Mobiliar war das gewöhnliche, die Tische von schwerem Eichenholz, alles wurde genau untersucht, die Experimente bei Gaslicht angestellt, wobei mehrere Personen unter den Tisch krochen, ohne (professionelle) Medien und nur von ehrenhaften Personen, die von keinerlei Nebenabsichten geleitet waren.

Der geehrte Leser, der diesen Bericht gewiß mit einigem Befremden gelesen hat, schenke uns noch Geduld, wenn wir jetzt einige speziellere Beispiele zu der (S. 13 gegebenen) Uebersicht anführen.

I. Physikalische Phänomene.

1. Mechanische. — Legen in Gegenwart eines Mediums mehrere Personen ihre Handflächen auf den Tisch, so beginnt sich

dieser zu bewegen, ja zu erheben. So erzählt Mr. Varley, der Tisch habe sich, während die Füße aller Anwesenden unter die Stühle zurückgezogen waren, bei vollem Lichte von 4 Gasbrennern, erhoben und in einem Winkel von 30° verharrt[24]). Auf seinen Wunsch (!) erhob sich derselbe ca. 15 Zoll hoch und schwebte so beinahe eine Minute lang! — Richter Edmonds sah einen schweren Mahagonitisch 1 Fuß hoch emporgehoben und wie ein Becher hin und her geschüttelt werden, ohne daß die darauf stehende Lampe umfiel[25]). — Um jede Möglichkeit des Betruges auszuschließen, knieten 11 Personen des „dialektischen Komités" auf Stühlen, welche mit ihren Lehnen gegen den Tisch gekehrt, aber 9 Zoll davon entfernt waren, während sie selbst ihre Hände 4 Zoll über dessen Oberfläche hielten. Der Tisch bewegte sich trotzdem hin und her. Bald darauf setzten sie sich 12, dann 18 Zoll von dem Tisch entfernt, falteten die Hände auf dem Rücken — dennoch dasselbe Resultat. Man stürzte den Tisch um, zerlegte ihn vollständig, ohne irgend einen Mechanismus zu finden. Dergleichen Experimente wurden ca. 50 bei hellem Gaslicht gemacht[26]). — Ein anderes Mal befestigte v. Reichenbach an den Tisch wollene Schnüre, welche von den entfernt sitzenden Personen so gehalten wurden, daß sie schlaff herunterhingen, und doch erhob sich der Tisch[27]). — Wallace berichtet Aehnliches, wobei er dünnes Florpapier zwischen den Tischbeinen aufspannte, ja sie mit einem 18 cm hohen Gazecylinder umgab, welcher die Füße aller Anwesenden abhielt. — Ich selbst kann bezeugen, daß in dem Moment, wo sich das Medium, eine hellsehende Dame, zu mir und ihrem Gatten setzte, der Tisch sich erhob und die üblichen Klopflaute von sich gab; ich untersuchte den Tisch genau, fand aber keinerlei Mechanismus.

Aber nicht nur durch die Berührung der Medien, schon durch ihre Nähe werden Tische und andere Möbel in Bewegung gesetzt. Ein kleiner Tisch, der in der Nähe eines Medium stand, gab plötzlich Töne von sich, schwankte hin und her, und rückte dann auf es zu. Ebenso lief ein schwerer Armstuhl 4—5′ weit, um zu einem Medium zu gelangen[28]). Professor Zöllner berichtet aus seinen Sitzungen mit Slade, ein Beobachtungstisch, 5′ von ihnen entfernt, habe sich so bewegt, daß er einen Stuhl

umwarf; ja nach einigem Schwanken kam der Tisch heran, legte sich zwischen die Füße der Herren und war gleich darauf verschwunden, bis er nach 5—6 Minuten kopfüber auf den Tisch, an welchem Slade und Zöllner saßen, sehr schnell herabgeschwebt kam[29]). Friese berichtet von einer Breslauer Familie, welche vier verschiedene Tische mit den Namen der durch sie redenden Geister benennt. Einem anderen Medium folgten zwei Tische wie Hunde durchs Zimmer. Güldenstubbe und seine Schwester konnten ebenfalls einen Tisch ohne Berührung nach jeder Richtung laufen lassen[30]). Als das Medium Hr. Wiese am Kamin stand, ward der Tisch unter den Händen der Gäste rebellisch, bäumte sich und stampfte, riß sich los und „marschirte gravitätisch" auf das Medium zu[31]). —

Uebrigens kann man auch Spazierstöcke und Besenstiele „vitalisiren", so daß Göthe's „Hexenmeister" nicht ins Reich der Fabel gehörte. Der durch die „Kette" belebte Stock spaziert durch mehrere Zimmer und findet Verlorenes und Verstecktes[32]). Hiernach wird man sich nicht wundern, wenn Schindler von zahlreichen Fällen berichtet, wo leichtere Gegenstände (wie Ziegel, Röcke, Stücke Holz, Messer, Gabeln, kurz alles Bewegliche) im Zimmer umhergeflogen sind. Besonders erinnert an das Stockrücken die bekannte Wünschelruthe, welche sich in Aarons blühendem Stabe, in Minervas verwandelnder Ruthe, in Circes Zauberstab, in Merkurs Caduceus u. dergl. wiederfindet. Seit dem 15. Jahrhundert wurde sie von den Bergleuten allgemein gebraucht, denn durch die Zahl ihrer Klopflaute sollte sie Ort, Tiefe und Natur des Metalles angeben. Der Bauer Aymar zu Lyon verfolgte 1692 einen unbekannten Mörder 45 Meilen weit und entdeckte ihn durch seine Gerte; nach Paris gebracht, irrte er zwar öfters, meist jedoch traf er das Richtige. Im Jahr 1700 behauptete ein gewisser Zeidler in Halle, die Ursache der Bewegung beruhe nicht in der Ruthe, nicht in führenden Geistern, noch im gesuchten Gegenstande, sondern im Menschen — eine Erklärung, die wir später (S. 77) als richtig erkennen werden[33]).

Hiermit hängt das wunderbare Werfen zusammen. Schon Amphiaraos erfuhr dadurch den Willen der Götter; bei Luther wirft es Haselnüsse aus dem Sacke; im Hause zu Lutterworth

wirft es mit Steinen, die zwar treffen, aber Niemand Schaden zufügen. Noch 1849 berichtete La Gazette des Tribunaux von einem mysteriösen Steinwerfen auf ein einsames Häuschen in La Montagne Ste Geneviève; trotz aller Wachsamkeit konnte man nicht die Ursache davon entdecken. Aehnliches erzählt Fr. Gerstäcker (in der „Gartenlaube" 1871 Nr. 24) von Java. Dem Knaben Karl Paul in Olse bei Striegau flogen 1847 alle Gegenstände, die er starr ansah, in den Mund und er gab sie nach 10—15 Minuten unter konvulsivischen Zuckungen wieder von sich. Das Frl. v. Mörl in Botzen zog ebenso Nadeln, Glasscherben, Roßhaare und Nägel aller Art in sich und stieß sie ohne Schaden wieder aus[34]).

Ebenso ist das Klopfen, welches die Spiritisten auf Geister zurückführen, ein uralter Spuk. Vor der Schlacht bei Leuktra fingen im Tempel des Herkules die Waffen von selbst an zu klingen. In der Nähe der Hexen klappert das Feuereisen auf dem Heerde; bei Faust's Gastmahl hüpften Gläser und Becher auf dem Tische. Der alte deutsche Kobold heißt „Klopfer". In der Nähe der Seherin von Prevorst klopfte es bald in der Wand, bald im Tisch, in der Bettstelle, in der Luft. Luthern auf der Wartburg war der Lärm so stark, „als wirf man ein Schock Fäßer die Stiegen herab" und als Frau v. Perlepsch ihn besucht, da lärmte es so, „als ob tausend Teufel in der Stube wären". Bei dem besessenen Knaben in Annaberg bewegten sich nach des Hospitalpredigers Zeugniß alle Gegenstände im Zimmer, und Fürst Pückler erzählt, daß bei den Mädchen in Badeira die Tische sich von selbst bewegten und die Füllungen aus den Thüren sprangen.[35])

Bewegen sich demnach in der Nähe der Medien alle möglichen Gegenstände, so wird es uns kaum noch befremden zu vernehmen, daß sie selbst oder von ihnen beeinflußte Personen geschwebt haben sollen. In der That wird uns diese „Geistermanifestation" berichtet. Dreimal sah Mr. Crookes Home hochschweben, ebenso eine andre Dame; Wallace sah, wie Frau Guppy (geb. Nichols) sammt ihrem Stuhl leise und sicher auf den Tisch gesetzt wurde. Dr. Cyriax, Herausgeber der „spiritualistischen Blätter," behauptet selbst einige Mal von unsichtbaren, doch fühlbaren Händen im Bette liegend, emporgehoben zu sein[36]). Gabr. Max der Maler des Christus

mit den Klappaugen, berichtet („Licht, mehr Licht" Nr. 10.), er habe Herrn Eglinton in der Luft schweben gesehen, seine Füße auf Max's Kopfe; um zu sehen, ob es durch die Macht der „Kette" geschähe, ließ er plötzlich los und Eglinton stürzte kopfüber herab, ward aber von den andern noch aufgefangen. In einem Hause zu Campelen-Hill, London, ward Home in Ekstase (trance) bis an die Decke erhoben, wo er ein Kreuz mit Bleistift machte (Rev. Spirit. XI, 252). Bei einer Abendsitzung in Ashley-House wurde derselbe zum Fenster hinaus und durch das fernste Fenster des benachbarten Zimmers wieder hereingetragen, 80′ über der Straße, zum Entsetzen der Anwesenden (The Human Nature 1868 Dcbr).

Auch für dies spiritistische Phänomen finden sich zahlreiche Analogien aus der Geschichte des Aberglaubens. Apollonios v. Tyana ward beim Beten und Geistercitiren 4—5′ in die Höhe gehoben, verschwand plötzlich in Rom aus dem Gefängniß und erschien seinen Jüngern am hellen Mittage zu Puteoli. Aehnliches wird von Jamblichos berichtet[37]). Ekstatisches Schweben über dem Boden wird gemeldet von der heil. Agnes, dem heil. Bernhard, der heil. Luitgardis, Franciscus Xaverius, Ignatius Loyola, Katharina von Siena u. v. a.[38]). Peter von Alcantara erhob sich oft während des Messelesens bis an das Kirchengewölbe und im Freien bis in die Baumwipfel. Joseph v. Copertino, welcher erst im 17. Jahrhundert lebte, flog einem Vogel gleich von der Mitte der Kirche zum Hochaltar oder auf die Kanzel, auf deren äußerstem Rande er dann mit ausgestreckten Armen kniete! Gesänge, heil. Bilder und Cerimonien brachten ihn leicht zum Schweben. — Noch heute kann man es beobachten, wie ein Sensitiver, um dessen Herzgrube herum mehrere Menschen ihre flachen Hände legen, sich zu drehen anfängt; und 6 Menschen, wenn sich je 2 hinter dem Rücken eines Liegenden berühren, heben denselben wie eine Feder! —

Haben wir schon hier Phänomene, welche, woraus sie auch entspringen mögen, auf einer Verminderung der Schwere beruhen, so berichten uns unsre Spiritisten gradezu von Experimenten, wo das Gewicht von Körpern verändert wurde. So zeigte, wie Prof. Butlérow in Petersburg schreibt[39]), der Dynamometer, als er zuerst an einem Tisch befestigt wurde, 100 ℔, dann verminderte sich sein Gewicht auf 30 ℔, worauf es wieder auf 150 ℔

stieg, was eine Differenz von 120 ℔ ergiebt, mochten die Hände auf oder unter den Tisch gehalten werden. Uebrigens mißlang Home's Experiment in Gegenwart mehrerer Petersburger Gelehrten völlig! Mr. Crokes fertigte nun einen komplizirten Apparat, um die Thatsache experimentell zu prüfen[40]). Er nahm ein Brett von 36 engl. Zoll Länge, 9½ Zoll Breite und 1" Dicke, an dessen einem Ende zwei Klötzchen von 1½" Breite anstelle der Füße festgeschraubt wurden. Diese ruhten auf einem festen Tische, während das andre Ende von einer Federwage getragen wurde, die von einem fest stehenden dreifüßigen Stativ herabhing. Die Wage war mit einem sich selbst regulirenden Index versehen, der das vom wirklichen Zeiger angedeutete Maximalgewicht angab. In dieser Lage betrug das Gewicht des Brettes 3 engl. Pfund. Als nun Home, der in einem niedrigen Armstuhl saß, mit seinen Fingerspitzen das feste Ende desselben berührte, ging der Weiser des automatischen Registers auf 9 ℔ herab; Herr Crookes dagegen brachte ihn dadurch, daß er sich (140 ℔ schwer!) selbst hinaufstellte, nur 1½ — 2 ℔ herunter. Mithin übte er mit seinen Fingerspitzen einen Druck von 400 — 700 ℔ aus! Diese Thatsache wird vom Physiker W. Huggins und dem Juristen M. Cox, beide Mitglieder der Kgl. Gesellsch. d. Wissensch. zu London (F. R. S.) bestätigt; ebenso von Rob. Hare in seinem Buche „Experimental Investigation" 1858. Um aber noch exakter vorzugehen, stellte Crookes auf sein bewegliches Brett ein Gefäß mit Wasser, in welches ein von einem Ständer getragenes Sieb hineinreichte. Sobald nun Home die Fingerspitzen in das Wasser tauchte, senkte sich das freischwebende Ende des Brettes, während ein Schlag auf den tragenden Arm des Siebes keine Erschütterung hervorbrachte.

Uebrigens berichtet J. Kerner von der „Seherin v. Prevorst", sie konnte im Wasser nicht untertauchen; Ph. W. Kramer in München behauptet, daß das Gewicht eines Mondsüchtigen aufgehoben gewesen sei. Aehnliches ist das bei Krämpfen, Veitstanz u. dgl. beobachtete Klettern an steilen Wänden, und auch die Hexen schwammen, weil sie fast garnichts wogen. Maria von Agrada war abwechselnd überaus leicht und schwer; Rosa v. Lima fühlte sich, als sie einst vom Gebet aufstehen wollte, wie mit eisernen Banden

an den Boden gefesselt; kaum hatte sie ihren Vorsatz aufgegeben, als das Gefühl gehoben war.

Ein besonderer Beweis für die Existenz und Wirksamkeit der Geister soll ferner die Durchdringung der Materie sein. So erzählt F. Zöllner[41]), er habe am 3. Mai 1871 in die Sitzung mit Slade zwei Muscheln mitgebracht, die er, ohne bestimmte Absicht so auf den Tisch legte, daß die größere die kleinere verdeckte. „Als Slade nun in der gewöhnlichen Weise eine Tafel unter den Tisch hielt, um Geisterschrift zu erhalten, klapperte plötzlich etwas auf der Tafel, wie wenn ein harter Körper auf dieselbe herabgefallen wäre. Als hierauf unmittelbar die Tafel zur Besichtigung hervorgezogen wurde, lag auf derselben die kleinere Schnecke, welche ich eine Minute vorher in der oben erwähnten Weise mit der größeren überstülpt hatte. Da die beiden Muscheln fast genau in der Mitte des Tisches unberührt (?) und stets von mir beobachtet gelegen hatten, so war hier das so oft beobachtete Phänomen der sog. Durchdringung von Materie durch eine überraschende und gänzlich unerwartete physikalische Erscheinung bestätigt." Als bald darauf Zöllner und sein Freund O. v. Hoffmann die kleinere Muschel in die Hand nahmen, fanden sie ihre Temperatur bedeutend erhöht. Von letzterer Beobachtung erzählt, um es gleich anzuschließen, auch Prof. Butlérow[42]); als er sich mit Home an den Tisch setzte und ein Thermometer darauf legte, zeigte es 19° Réaumür; bald darauf verkündigten Klopflaute: „gestiegen!" und als es eine unsichtbare Kraft (!) zu Home brachte, zeigte es 3° mehr. Nun bat Butlerow, es möchte wieder fallen, und es ging sogleich bis auf 18° herunter. — Als sich am 25. November 1870 bei Herrn Guppy, dem Gemahl des Mediums Emma, geb. Nichols, 18 Herren und Damen zu einer Dunkelsitzung versammelten, wurden allen Früchte apportirt. Durch das Alphabet hatten die Geister verkündigt: „Jede anwesende Person kann zwei verschiedene Früchte verlangen!" Man machte davon Gebrauch und verlangte die allerverschiedensten Früchte, und fast (!) jedermann erhielt das Verlangte, wobei die Personen deutlich die Hände fühlten, welche die Früchte in ihre Hände oder ihren Schooß legten. Manche suchten diese Hände auch zu fassen, was aber nicht gelang. Bei einigen verlangten Früchten erklärten jedoch die Geister,

sie könnten sie nicht geben, so als jemand kanarischen Zimmet verlangte, ein anderer einen Tannenzapfen, eine Lorbeerbeere. Manchmal wurden die Früchte im selben Augenblicke gegeben, wo sie verlangt wurden, manchmal nach einiger, jedoch sehr kurzer Zeit. Es wurde abermal von einem andern, Mr. W. Harrison, ein Tannzapfen verlangt. Im Augenblicke, wo die letzten Worte der Bitte gesprochen waren, flog ein leuchtender Gegenstand von der Höhe der Wand rasch in einem Bogen über die Köpfe weg, fiel zu seinen Füßen und rollte unter den Stuhl. Es war der oberste Theil eines Fichtenzweiges mit den Nadeln, aber ohne Zapfen (!), nicht mehr leuchtend, doch auf der Stelle des Teppichs, wo er niedergefallen, sah man mehrere rauchende, nach Phosphor riechende Lichtstreifen, aber am Finger, den er am Teppich abstrich, haftete nichts Leuchtendes.[43]) — Wiese erzählt, wie eines Abends der Geist sie mit den Worten begrüßte: „Guten Abend, ich habe euch etwas mitgebracht!" Auf die Frage, was es sei, antwortete er: „Wartet!" und sie erhielten eine weiße, ins Rosa schillernde Mandelblüthe. „Ich wollte euch noch eine Blume bringen", fügte der Geist hinzu, „aber sie darf keinen Farbstoff haben!" Denn den Geistern ist es schwer, farbige Blumen aufzulösen und sie wieder zusammenzusetzen, was sie doch thun müssen, um sie in verschlossene Räume hineinzubringen.[44]) — Bei der oben genannten Frau Guppy, geb. Nichols, erlebte es Wallace, daß in eine Gesellschaft von acht Freunden plötzlich frische (!) Blumen (Anemonen, Chrysanthemen u. a.) gebracht wurden, welche soeben vom Thau benetzt schienen, obgleich die Dame vier Stunden in Wallace's Familie geweilt hatte und alle Anwesenden schriftlich bezeugten, sie hätten sich nicht am Hereinbringen betheiligt. Wallace hat einige von den Blumen gepreßt! Es waren also ganz richtige Blumen!! In Florenz bei Mr. Trollope häuften die Geister (!) in Gegenwart der Frau Guppy einen ganzen Tisch voll frischer, duftender Blumen, und die Dame ließ sich hernach gänzlich entkleiden, ohne daß Vorbereitungen entdeckt wurden. Einer von Wallace's Freunden erbat sich eine Sonnenblume und erhielt ein 6′ hohes Exemplar mit Wurzel und Erde.[45]) — Am 31. März 1869 präsentirte sich Home dem oben genannten Comité der „Dialektischen Gesellschaft" in London. Aus Vorsicht hatte man ihn die Kleider

wechseln lassen. Sobald man die Kette gebildet hatte, brachten Geister jeder Person Blumen und Home gerieth in Verzückung.[46])

Daß ähnliche Dinge von den „Zauberern" aller Zeiten leicht ausgeführt wurden, lehrt die Geschichte des Aberglaubens. Neben das Dogma, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, trat die Ansicht, daß auch der Mensch sowohl mit Gottes Hülfe, als auch durch den Beistand des Teufels die Natur beherrschen könne. „Der Zaubertisch des Derwisches, die Zaubertrommel des Schamanen, der Medicinsack des Amerikaners, der Ring der Hekate, die Wünschelruthe und der Zauberstab des Magiers haben eine Rolle. Spruch und Amulet, Wachsbild und Mumie, Kraut und Stein, Knoten und Philtrum, Rauchwerk und Salbe, alles wird Träger des magischen Willens und Apparat eines Wirkens, dessen Wesen man da hinein verlegte[47])." Was man alles den Zauberern zutraute, zeigen die Geschichten von Pythagoras, Virgil, Apollonios, Simon Magus, Albert dem Großen, Merlin, Faust, Joh. Teutonikus (1271) u. a. Wir werden weiter unten eine Deutung auch dieser spiritistischen Phänomene geben.

Ein weiteres physikalisches Experiment ist das Ablenken der Magnetnadel. Zöllner erzählt, daß die Nadel eines verschlossenen Kompasses, welcher mitten auf dem Tische stand, heftig zu schwingen begann, als Slade dabei saß; hierauf drehte sie sich mehrmals herum. Als Slade sich vom Tische entfernte, blieb sie ganz ruhig, sobald er sich bis auf $1^1/_2$ Fuß näherte, wiederholte sich das alte Schauspiel. Prof. Dr. H. Breslauer in Berlin, der mir versicherte, Slade zuerst auf das Experiment gebracht zu haben, sah die Nadel in seiner Gegenwart 17, ja 33 Mal rotiren. Sogar zu magnetisiren vermag er eine Stricknadel, wenn er sie 4 Minuten auf einer Schiefertafel unter den Tisch hält. — Uebrigens sind auch hierzu Analogien bekannt. So lenkten 16 Personen, welche Kette gebildet hatten, die Nadel ab (Liebig's Annalen 1849), die Somnambule Aug. Kachler magnetisirte einen Stahl durch Streichen und brachte durch ihren Blick (!) die Nadel auf $^1/_2$ Elle Entfernung zur Ablenkung[48]). Die Prudence Bernard zwang die Nadel der Hin- und Herbewegung ihres Kopfes zu folgen[49]). Auch Al. v. Humboldt brachte sie durch den Arm zur Deklination. Besonders ausführlich berichtete v. Reichenbach

über dergl. Phänomene, die er von der Wirkung des Odes ableitete. Dies ist eine besondere Form von Aetherschwingungen, ein der Elektrizität analoges, imponderables Agens, welches, positiv und negativ, überall in der Natur verbreitet, am meisten aber an Sensitiven wahrnehmbar sein soll[50]). Es wirkt als physischer Motor; so wird ein Kartenblättchen bewegt, wenn man es auf die Fingerspitzen von Sensitiven legt, ein Magnetstab von 5" Länge und 3" Dicke begann sich nach der Mitte eines Sensitiven hin zu drehen, blickte dieser nach S., so drehte sich der Stabmagnet, statt mit seinem Nordpole nach N., mit seinem Südpole der Erdaxe zu. „Denn an einem und demselben Punkte will die Magnetkraft nach N., die Odkraft nach S., und in diesem Konflikt siegt das Od, unterwirft sich den Magnet und führt ihn gebunden mit sich fort nach Süden." Durch dieselbe Naturkraft, behauptete K. v. Reichenbach, werde ein in einer Glasglocke aufgehängtes Pendel zu einem Ausschlagen von zehn Linien gebracht. Auf sein Ansuchen beschäftigte sich Th. Fechner 1867 mit ihm und seiner Sensitiven, Frau Ruf. Aber der Pendelversuch mißlang völlig, wie auch theilweis das Unterscheiden der Pole am Magneten durchs Gefühl. Dagegen konnte Frau Ruf eine Magnetnadel durch einen oder mehrere Finger abstoßen und anziehen, mit der Faust noch mehr und mit dem Ellenbogen bis zu 90°! Fechner, der sie und Reichenbach für durchaus ehrlich hält, untersuchte ihre Kleider und fand weder Nadeln noch Eisen noch einen Magneten an ihr[51]). —

Durch Reichenbachs Od würde sich auch das weitere spiritistische Phänomen erklären, daß nämlich Slade durch zwei gekreuzte Nicol'sche Prismen sah, durch welche Lichtstrahlen sonst nicht hindurchgehen[52]). Allerdings konnte er es nach 10 Minuten nicht mehr. Nach Reichenbach geht das Od nicht nur durch 3" dicke Prismen, sondern auch durch Ziegelwände, Kupferplatten u. a. hindurch. Bekanntlich behaupten Somnambulen oft Funken, Lichtbüschel, Ströme aus den Fingern, Haaren, Augen und inneren Handflächen der Magnetiseure kommen zu sehen[53]). —

Bemerkenswerth ist auch das in Gegenwart Slade's beobachtete Zerreißen eines Bettschirms, welcher 5' hinter jenem stand; ebenso ward ein hinter ihm stehendes Bett gewaltsam fortgeschoben. Auch schnellte Zöllner's Taschenmesser von der Schiefertafel,

die Slade hielt, in die Höhe und Professor Scheibner an die Stirn, während ein zugleich darauf gelegtes Schieferstückchen liegen blieb[54]). Einmal fiel in Gegenwart Slades ein Stück Steinkohle, dann ein Stück Holz von der Zimmerdecke herab. Dr. med. J. Lockhart Robertson bat in einer Sitzung, es möchte ein Tisch zerbrochen werden — es geschah sogleich, während er selbst hernach nicht ein Bein zerbrechen konnte. Ebenso wurde bei den Productionen Home's im Haag auf Bitten des Herrn Revius die Platte eines Tisches zerbrochen[55]) — Diese Phänomene werden natürlich von den Spiritisten als Geistermanifestationen gedeutet; mit welchem Rechte, werden wir bald untersuchen.

Jenem Zerreißen des Bettschirmes analog ist ist die wunderbare Befreiung der Gebrüder Davenport, welche 1864 Europa in Aufregung versetzten[56]). Sie zogen mit einem Geisterschrank umher, in den sie sich mit Musikinstrumenten einschließen und festbinden ließen. Alsbald erhob sich ein Höllenlärm und oben an einem kleinen Fenster des Schrankes erschienen „Geisterhände", welche die Instrumente herauswarfen; öffnete man den Schrank, so saßen die Gebrüder festgebunden in ihren Winkeln! Im 2. Akt der Vorstellung lassen sie sich im Saale offen an ihren Stühlen festbinden; sobald dieser dunkel gemacht ist, fliegen die Guitarren u. s. w. klagend und heulend durch die Luft, auch gegen die Köpfe der Zuschauer. Obgleich man nun die Davenports festgebunden und versiegelt hatte, wurden sie doch von „Geisterhand" plötzlich befreit, ihnen der Rock aus- und einem andern angezogen! Selbst vor Napoleon III. haben sie am 28. Oktober 1865 mit Erfolg debütirt. Dr. med. George Sexton wurde durch sie zum Spiritismus bekehrt und doch habe ich selbst 1873 in Manchester Mr. Dobler den ganzen Schwindel der Davenports imitiren sehen! Ganz ausgezeichnet ist die Antwort der Elis. Davenport, die 1869 die Vorstellungen ihrer Brüder fortsetzte, als man sie fragte, weshalb sie denn im Dunkeln „arbeitete": „Dunkelheit", sagte sie, „ist der negative Zustand der Atmosphäre, Licht der positive; nach einem bestimmten Gesetz für das Medium muß der negative Zustand statthaben!" Bei Montet, einem andern Medium, mißlang dieses Knotenexperiment, weil die

Geister beleidigt waren, daß ein Anwesender die ganze Zeit über rauchte! (Perty, d. myst. Erschein. II. 53).

Verwandt mit dieser Knotenlösung ist die Schürzung von Knoten in einem sog. unendlichen Faden, die Zöllner so beschreibt. (Wissensch. Abhdlg. II, 1, 214). Er selbst habe einen einfachen Faden gekauft, 1 mm dick, 148 cm lang, also zusammengeknüpft 74 cm, dann habe er einen gewöhnlichen Knoten geschürzt, über den 1,5 cm Faden herausragte; diese Enden habe er dann selbst zusammen auf Papier gesiegelt und dies rings herum abgeschnitten. Zwei solcher Bindfäden versiegelte Zöllner in Gegenwart mehrerer Freunde in seiner Wohnung, ebenso W. Weber zwei solche mit seinem Petschaft in seiner Wohnung; alle vier nahm dann Zöllner mit in das Haus des Freundes, wo Henry Slade logirte. „Unter den vier versiegelten Fäden (erzählt Z. weiter) wählte ich mir selbst einen aus, und um ihn, bevor wir uns an den Tisch setzten, nie aus den Augen zu verlieren, legte ich mir denselben derartig um den Hals, daß das Siegel an der Vorderseite meines Körpers herabhing und stets von mir beobachtet wurde. Während der Sitzung, in der Slade zu meiner Linken saß, behielt ich das unveränderte Siegel stets vor mir."

„H. Slade's Hände waren jederzeit frei sichtbar; mit der Linken faßte er sich öfter, über schmerzhafte Empfindungen klagend, an die Stirn, mit der Rechten hielt er ein kleines, zufällig (?) im Zimmer befindliches, hölzernes Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Theil des Bindfadens lag zwar unbeobachtet (!) auf meinem Schooße, aber die das Brett haltende Hand Slade's blieb mir stets (?) sichtbar." Bald darauf fand Zöllner vier Knoten in seinem Faden, was ihn mit zur Behauptung einer vierten Dimension des Raumes bestimmte, aus welcher heraus die Geister wirken sollen[57]). Aber abgesehen von der Phantastik der Idee, so brauchen die Geister einer besonderen Dimension nicht, wenn, was Zöllner doch aus seinem Experiment mit den beiden Muscheln folgert (s. o. S. 21), die Materie durchdringlich ist. Und die „Geister" selbst wollen nichts davon wissen, wie sie mehrfach, auch von mir, darum befragt, erklären! So fragte sie der Hauptspiritist Dr. Friese eines Tages offiziell: „Nun, ist die 4. Dimension bewiesen?" Darauf erwiderte sein

Schutzgeist Stafford[58]): „Die 4. Dimension deines Freundes Zöllner ist *nicht eher als in großer Entfernung* (?!) vom Aufenthaltsorte derjenigen Geister zu finden, die sich dazu hergeben, um Knoten zu machen; es ist viel leichter für sie zu dematerialisiren. Ich behaupte nicht, daß nie derartige Knoten von einem Geiste vermöge solcher (?) Kenntnisse, aus höheren Sphären unternommen, gemacht worden seien, nur zweifle ich, daß sich ein solcher von seiner erhabenen Stellung herab bemühen werde, sich mit so etwas abzugeben." Abgesehen von dem profunden Unsinn der ganzen Geistesäußerung, so widerspricht sie den sonstigen, schon erwähnten und noch zu erwähnenden Geisterstreichen. Denn zum Poltern, Klopfen, Zupfen, Kneifen, Werfen mit Steinen, Sägespähnen u. dgl. sind die Spirits nicht zu erhaben, wohl aber zum Knotenschürzen. Vor allem aber hat Geist Stafford resp. Herr Friese eine ganz falsche Vorstellung von Zöllners 4. Dimension. Denn davon, daß diese *außer* oder *über* unsern drei Dimensionen sei, ist nicht die Rede. — Aber ehe Zöllner dazu schritt, eine neue Dimension aufzustellen, hätte er Slade sorgfältiger kontrolliren sollen. Denn 1. lenkte dieser seine Aufmerksamkeit dadurch ab, daß er in ihm Mitleid mit seinen Kopfschmerzen erregt; 2. hielt er gewiß nicht zufällig das Brett unter den Tisch; 3. hing, wie Zöllner naiv sagt, der andere Theil des Fadens *unbeobachtet* auf seinen Schooß herab; 4. erfahren wir nicht, was geschah zwischen dem Moment, da der Faden an Zöllner's Halse hing und dem, da er ihn vor sich auf den Tisch legte[59]). — In Petersburg *mißlang* Slade's Knotenexperiment völlig, der Faden wurde durchschnitten gefunden! Und ein Dr. *Christiani* behauptete, Mr. Slade entlarvt zu haben, indem er auch einen Knoten in den unendlichen Faden schürzte. Freilich hatte er ihn schon vorher in demselben gemacht, Slade nicht; und jener ließ dann den Faden gar nicht aus den Händen, während dies Slade that. Auch stellte sich Christiani nicht, als Zöllner ihn zur Darlegung seines Verfahrens einlud[60]). — Uebrigens erinnern wir an die zahlreichen Fälle des Schürzens und Lösens von Knoten, welche die Mythe berichtet[61]).

Nachdem wir so der Reihe nach die wichtigsten mechanischen Phänomene betrachtet haben, erwähnen wir nun:

2. Chemische. — Das wichtigste ist jedenfalls die Aufhebung der chemischen Gesetze, welche den Verbrennungsprozeß bedingen. Home hielt, wie uns versichert wird[62]), glühende Kohlen 3—4 Minuten in der Hand, die nicht einmal davon geschwärzt wurde, vielmehr Wohlgeruch von sich gab. Er steckte sein Gesicht ins Feuer des Kamins, dessen Flammen um seine Haare züngelten, „ein schrecklicher und zugleich feierlicher Anblick," und als er zurückzog, sprach er: „Seht, Daniel hat nicht ein Haar an seinem Haupte verbrannt!" Darauf ging Dan. Home zu Lord X. und sagte: „Ich will Sie noch mehr von der Wahrheit des Phänomens überzeugen. Ich werde nun, Mylord, wenn Sie keine Furcht haben, die Kohle in Ihre Hand legen!" Der Berichterstatter Jencken wollte dem zuvorkommen und streckte seine eigene Hand aus; obschon er aber nur einen Moment die Kohle und zwar an der schwarzen Seite berührte, verbrannte er sich den Finger. Home legte dann die große glühende Kohle in die eine Hand des Lords, faßte dessen andere und drückte beide Hände des Lords fest auf die Kohle, deren Hitze sie durchdrang, so daß die Handrücken wie Feuer brannten, wobei er zu den Unsichtbaren sprach: „Ich will sie noch mehr überzeugen." Als er nach zwei Minuten die Hände des Lords frei ließ, war keine Spur von Verbrennung, nicht einmal von Schwärze sichtbar . . . . Nachdem er die Unsichtbaren durch die Thür beurlaubt hatte, setzte er sich und sprach: „Die Phänomene, die Sie heute gesehen haben, sind was die Menschheit Wunder nennt; Sie waren Zeuge der furchtbaren traditionellen Feuerprobe; und doch ist dieses kein Wunder, nämlich keine Aufhebung der Natur-, der göttlichen Gesetze. Eine solche kann nicht sein, wir haben nur elektrische Ströme um die Kohle ziehen lassen (?) und so die Gluth gehindert, Daniels Hand anzugreifen. Jeder könnte das machen, aber die Menschheit kennt nicht ihre unbegrenzte (?) Macht über die Materie. Der Glaube ist eine Macht in der Natur (?); wie wenige begreifen das, und doch lehrt es jedes Blatt der Geschichte (?). Wir haben heute kein Wunder vollbracht, sondern ein Naturgesetz (?), welches Gott gegeben, hat dieses gewirkt. Der Mensch darf aber seine Macht nur unter der Leitung der Vernunft brauchen (was Home und Konsorten bekanntlich thun!!)

und soll diese keiner Autorität unterwerfen. Wir haben Striche über die Hand des Lord X. gemacht und ihn dadurch vor Beschädigung geschützt, während Mr. Jencken, der freiwillig seine Hand darbot, sich verbrannte, weil sie nicht geschützt war. Diese Kohle hatte ein zollbickes Brett durchgebrannt." — Aus dieser salbungsvollen Ansprache Homes erfahren wir also 1. daß die Geister (resp. das Medium) durch Striche elektrische Ströme um die Kohle gezogen haben; 2. dies gar kein Wunder ist, sondern ein Naturgesetz, zu dessen Anwendung 3. freilich kein Wissen, sondern der Glaube gehört, der eine Macht in (!) der Natur ist, so daß 4. jeder, nicht blos Medien, dergl. machen könnte[63])!

Vorbedingung für solche Anwendung unbekannter „Naturgesetze" ist aber die Ekstase, wie wir aus einem andern Bericht[64]) erfahren, den Home inspirirt hat. Dieser legte eine rothglühende Kohle auf Mr. Hall's Kopf (!), der sie blos warm, nicht heiß fühlte, wie später Mrs. Hall, die sie in die Hand nahm. Personen, die keinen Glauben hatten, gab er die Kohlen nicht, denn sie würden sie brennen, wie er sagte. Papier, auf welches man die Kohlen legte, flammte sogleich auf, wenn aber Home wollte, so konnte er glühende Kohlen mehrere Minuten auf ein Zeitungsblatt legen, ohne daß es verbrannte. Er griff mit der Hand in die Gluth des Kamins, nahm ruhig große Stücke glühender Kohlen auf seine ausgestreckten Hände und blies darauf, um die Gluth anzufachen, wobei er im Zimmer auf und ab ging und mit den Anwesenden sprach, bis die Kohle schwarz und fast kalt war. Er legte auch die Kohle auf seinen Arm zwischen Rock und Hand und auf letzterem war keine Spur von Verbrennung zu sehen. Während dem Allen erhielt Home medianimische Mittheilungen und sprach mit den Unsichtbaren, manchmal auch von sich selbst wie von einer dritten Person. Zu Mr. Beatie, der sich erst verbrannt, dann aber die Kohle nochmals zu heben wünschte, sagte er: „Du hast gut gebetet" (?), und nun konnte Beattie die Kohle ertragen!

Daß noch andere Personen Aehnliches erlebt haben, bestätigt der Bericht der „Dialektischen Gesellschaft" (s. o. S. 14). Verschiedene Medien, außer Home, wie Hr. Towns, Morse, Dunn konnten das Feuer mehrere Minuten lang ertragen, glühende

Kohlen fassen und die Hand in die Gasflamme stecken. Dem Konsul der Vereinigten Staaten Peables antwortete ein „Geist“ auf Befragen woher Dunn so unverletzbar wäre: „Ich habe, unterstützt von anderen, feine ätherische Substanzen aus dem Raume konzentrirt und aus denselben eine Art elektrischer Hülle um die Hand des Mediums gebildet, die so undurchdringlich für die Hitze war, wie eine Fensterscheibe für die Regentropfen. Ich könnte einen solchen magnetischen Mantel um den ganzen sterblichen Leib bilden und unter gewissen Bedingungen würde derselbe vom Feuer keinen Schaden leiden. Aehnliches geschah mit den drei Männern im Feuerofen (!); der vierte, den das geöffnete Auge sah, war ein Engel oder Geistwesen, das einst die Erde oder einen andern Weltkörper bewohnt hatte!“

Zur Erklärung dieser Phänomene wird man zuerst an irgend ein künstliches Gaukelspiel denken, welches entweder mit oder ohne Imprägnirung vorgenommen wird. Wenn man sich aber erinnert, daß die Geschichte ähnliche Fälle von Unempfindlichkeit und Unverletzbarkeit zahlreich überliefert, so möchte man eher an den Einfluß der Ekstase denken. So sitzt der indische Yogi in glühender Sonne nackt zwischen 5 Feuern, läßt seinen Leib an eisernen Haken schwingen, macht Reisen mit Stacheln in den Füßen und Gewichten an den Händen u. s. w. Augustinus berichtet von einem Priester Restitutus in Coloma, der sich nach Belieben empfindungslos machte, so daß er weder Kneipen noch Stechen fühlte, ja nicht einmal das Brennen. Bekannt ist die Unverletzlichkeit der Convulsionäre von St. Medard[65]). Ein 22jähriges Mädchen ließ sich mit einem 29—30 Pfund schweren Hammer 100 Schläge auf Magen und Unterleib geben und übergab ihn einem anderen, weil ihr Carré de Montgeron, der Berichterstatter, nicht stark genug schlug. Ein Mädchen ließ sich mit Händen und Füßen auf ein Brett nageln, ebenso Schwester Rachel, die es zum zweiten Male „genoß“; Schwester Felicitas unterhielt sich, als sie zum 21. Male gekreuzigt wurde, mit den Anwesenden und ließ sich dann die Zunge durchstechen und aufschlitzen. Vermöge dieser »grands secours« wurden ihnen diese gräßlichen Martern zum Vergnügen! Daß die Gefolterten öfters während der Tortur einschliefen (was natürlich nur mit Hülfe des Satans

geschah!), erzählen die Hexenrichter Frd. Pegna, Großinquisitor von Arragon, Inquisitor Hippolyte in Marseille, Stephan Gaboureau, Nic. Eymerich, Frommann u. a. Ein Kaufmann Löhnig aus Schlesien schlief ein, während er 175 Knutenhiebe erhielt, nachdem er einen andern Delinquenten beim 30sten hatte sterben sehen! — Die Empfindungslosigkeit der Somnambulen ist bekannt. — Andere Ekstatiker sind ebenso empfindungslos. Am Feste des Aissawa in Algier, erzählt Kapt. Kennedy, schlagen sich die Araber mit rothglühenden Eisen, nehmen die rothglühende Schaufel und Kohle in den Mund; sie stürzen sich mit nackter Brust auf den Yatagan, aber während man glaubt, die Klinge müsse sie durchbohren, bleibt die Brust auf der Schneide liegen, balancirt auf derselben in horizontaler Lage, und der Araber setzt ruhig seinen Tanz fort, bis er erschöpft und sinnlos zusammenstürzt. Aehnliches wird von Fakirs, Derwischen und Brahmanen berichtet. Ein indisches Mädchen tanzte, wie Scazáry erzählt, zu Paris auf der Schneide scharfer Messer, auf denen es Apfelsinen mit den Füßen zerschnitt. Viele Gläubige sollen die glühende Pflugschaar beschritten oder das „heiße Eisen" getragen haben u. dgl. m.[66]). —

Wir betrachten jetzt:

3. Die musikalischen Phänomene. — Guitarre, Spieluhr, Zieh-Harmonika (Akkordeon), Tambourins, u. a. gehören zum Apparat der Séancen, ohne solche Paraphernalien manifestiren sich die „Geister" nicht; denn sie sind sehr musikalisch! Da aber, was sie damit produziren, meist eine abscheuliche Katzenmusik ist, so vermuthen wir, der Lärm dient nur als ein Mittel die Gäste zu dupiren; denn diese werden dadurch theils verwirrt (die rechte Stimmung um Manifestationen klar zu beurtheilen!), theils kann ein geschicktes Medium manchen geräuschvollen Kunstgriff (Trick) dadurch verbergen. Die Medien, welche etwa selbst spielen (wie Slade, Home, Laurie), behaupten, niemals Musik gelernt zu haben. Hören wir jetzt einige musikalische Leistungen. Mrs. Cushman von Charleston, Mass., erregt dadurch Erstaunen, daß sie eine Guitarre, deren Ende (!) sie hält, auf den Knien einer Person der „Kette" „prächtige Arien" spielen läßt[67]). Mrs. Youngs, geb. Laurie, die nie Klavier spielen gelernt hat, setzt sich in Verzückung an den Flügel und spielt reizend; alsbald

erhebt sich derselbe, obgleich ihn 6 Herren beschweren, einige Zoll hoch vom Boden und begleitet gleichsam tanzend die Musik[68]). In den Sitzungen der Frau Fox-Kane wurde auf dem Klavier, dessen Umrisse man trotz des herrschenden Dunkels erkennen konnte, mit Virtuosität gespielt. Nachher ertönte über den Köpfen der Anwesenden, welche eine Tafelrunde bildeten, seltsame und liebliche Musik. — Auffallend ist übrigens, daß die „Geister" für gewisse Melodien besondere Vorliebe haben, z. B.: »Home, sweet home« und »The last rose«. — Als einst Home singend und spielend am Piano saß (beides hat er nie gelernt!), bewegte sich ein Stuhl im Zimmer gegen ihn, seine Hände wurden starr, er gerieth in Ekstase, fiel aufs Knie und sprach ein wundersames Gebet. Man setzte sich um den Tisch, welcher zu wanken und sich zu erheben begann, während dumpfe, laute Schläge auf dem Tisch, dem Fußboden und den Möbeln ertönten. Einen Augenblick später ertönte das Akkordeon; man verlangte das Alphabet und es wurden die Worte buchstabirt: „Wir spielen das irdische Leben dessen, der nicht der Erde angehörte!" Dann hörte man einige Minuten lang eine sanfte Musik, die zuletzt traurig wurde und zugleich eine Menge gehender Menschen (?), so daß der Spiritualist Geldstanes ausrief: „Der Gang zum Kalvarienberg!" (Darauf hätte Jemand kommen sollen, der nicht Home's Helfershelfer war!!) Dann ertönten 3 Schläge und (außerdem?) die Töne eines auf eiserne Nägel fallenden Hammers, lautes Schluchzen (wen sollte das wohl andeuten: Christum, die Jünger, die Engel, die Gläubigen?) und hierauf eine triumphirende Musik, was die Anwesenden zu dem Ausruf veranlaßte: „Die Auferstehung!"[69]) — In einer andern Sitzung sprach Home von der Kraft überhaupt, die bei den Manifestationen wirke, dann von der Dreieinigkeit und Einheit Gottes[70]); als er geendet, fühlten Alle einen kalten Luftzug, verbunden mit einem tiefen, sonoren und mächtigen Tönen, welches 10 Minuten lang währte mit Unterbrechungen von 2—3 Minuten; ein Schauer ergriff alle und eine Taube (?) schwebte über ihren Häuptern (NB. es war dunkel!) — Von der Musik der Davenports war schon oben (S. 25) die Rede. — Manche „Geister" lieben übrigens keineswegs so „wundersame und liebliche Musik" wie Home, der sich für eine Inkarnation eines

Medizinmannes hält. Prof. H. W. Vogel erzählt uns[71]), das Medium Johanna, welches er bei Hrn. Ambrosius besuchte, habe die Geister gewöhnlich zu dem Gassenhauer „Lott' ist todt, Jule liegt im Sterben" begeistert. —

Ein ganz besonderes Schaustück aber bieten die Geister, wenn die Instrumente von ihnen selbst gespielt werden, d. h. freischwebend allein zu spielen scheinen. Da vereinigt sich die Aufhebung des Gravitationsgesetzes mit dem musikalischen Genuß. So sah R. Wallace, wie eine Guitarre, welche in Miß J. Hand gespielt wurde, gemüthlich von ihr über seine eignen Beine zu seinem Nachbar hinspazierte, ohne daß sie von Jemand berührt wurde[72]). — Gabr. Max bezeugt[73]), daß bei einer Sitzung mit Eglinton in München eine Handschelle in einen Papierkorb gestellt wurde, welcher auf einem Tisch festgenagelt war; da bemühte sich etwas ganz deutlich, die Glocke durch einen Zoll großen Maschen herauszuziehen — vergebens. Plötzlich schwebte die Glocke frei im Korbe und läutete. Eglitons Hände wurden festgehalten, zuckten oft und zitterten. — Der Rechtsgelehrte Cox erzählt, Home habe eine Viertelstunde lang auf einem eben gekauften Akkordeon an der Seite gespielt, welche der Klaviatur entgegengesetzt ist[74]). — Zu Toronto ward auf einem verschlossenen Pianino gespielt; und als ein Skeptiker in einer Dunkelsitzung plötzlich Licht machte, sah er nur den Schlägel, welcher allein die Trommel schlug[75]). — Mr. Crookes schildert ausführlich, wie er Home exakt beim Spiel des Akkordeons beobachtet habe[76]). Er konstruirte einen runden Käfig aus Holzreifen, den 50 Yards isolirten Kupferdrahtes in 24 Windungen umgaben, jede weniger als 1 Zoll von der andern entfernt. Dieser Käfig stand unter Crookes' Speisetisch, so daß man nur eine Hand hineinzwängen konnte. Im Nebenzimmer befanden sich zwei Grove-Elemente zur event. Benutzung. Die Ziehharmonika war ganz neu, und Mr. Home hatte weder sie noch den Käfig vorher gesehen. Er saß in einem niederen Lehnstuhl in Gegenwart des Prof. Huggins, des Juristen Cox, von Crookes' Bruder und seinem Assistenten. Die Nachbarn hielten ihre Füße auf Home's. Temperatur 16—17° R. Nun nahm Home die Harmonika zwischen Daumen und Mittelfinger der einen Hand an der dem Griffbrett entgegengesetzten Seite und steckte sie in

den Käfig, welcher wieder unter den Tisch geschoben wurde. „Sehr bald sahen seine Nachbarn die Harmonika in einer ziemlich seltsamen Weise sich hin- und herwiegen; dann kamen Töne aus ihr hervor und zuletzt wurden mehrere Noten hinter einander gespielt". Der Assistent, welcher sich unter dem Tische befand, berichtete, daß sich die Harmonika zusammenziehe und ausdehne, Home's Hand sich aber ganz still verhalte. Die Harmonika schwang sich im Käfig in der Runde und spielte eine einfache Melodie — was doch nur geschehen kann, wenn auf die Klappen eingewirkt wird. „Ja, Home ließ alsbald die Harmonika gänzlich fahren, entfernte seine Hand von dem Bereiche des Käfigs und legte sie in die der zunächst befindlichen Person, indeß das Instrument noch immer zu spielen fortfuhr, während Niemand es berührte!" — Zur Sicherheit ließ Crookes seine Hand ganz auf Home's Arm entlang gleiten, dieser bewegte keinen Muskel, die andere Hand war auf dem Tische, seine Füße unter denen der anderen Herren.

Zöllner berichtet ganz dasselbe Experiment von Slade[77]). Dieser nahm die Harmonika an der dem Griffbrett entgegengesetzten Seite und spielte auf ihr unter dem Tische (!), während die Schelle unter demselben heftig und hell klingelte. Uebrigens spielte auch Prof. Scheibner ebenso! Anstatt der Schelle ward nun von Zöllner eine präparirte Glasglocke (d. h. eine in einer Glasglocke aufgehängte Stahlkugel) von 1 Fuß Höhe und 1/2 Fuß Durchmesser unter den Tisch gestellt, alsbald fing auch sie zu klingeln an, mit ungedämpftem Tone, also schwebend. Tags darauf ward dies Experiment auf Slade's Vorschlag offen beobachtet. Alle anderen setzten sich entfernt vom Tische, Slade zog seine Füße unter den Stuhl, Kerzen wurden an die Erde gestellt — die Glasglocke tönte wieder, auf dem untern Rande in schräger Stellung herumrollend. (NB. diesmal, beim Kerzenlicht, schwebte sie nicht frei!)

Was das Schweben des Pianinos betrifft, so gehört dies in die Frage nach der durch die „Geister" bewirkten Aufhebung der Schwere. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß wir nicht im Stande sind im Dunkeln zu unterscheiden, ob ein Ton 2 oder 10′ von uns entfernt entspringt. Jedenfalls habe ich selbst in Eng-

land einer Dark-Seance (Dunkelsitzung) beigewohnt, wo allerlei Instrumente unter höllischem Lärm durch den Saal schwebten; der Prestidigitateur hatte sodann die Güte uns den ganzen Apparat, der aus Stangen und Drähten bestand, zu zeigen. Daher spreche ich an dieser Stelle nur die Vermuthung aus — wir kommen später darauf zurück — die guten Medien haben die Harmonika zuerst, als unsere Gelehrten hinguckten, an der dem Griffbrett entgegengesetzten Seite angefaßt, sie hernach aber schleunigst umgekehrt. Ich bin natürlich nicht in der Lage, jeden „Trick" zu kontrolliren, kann dies doch nicht einmal ein „Professor der Magie", denn jeder Zauberer (folglich jedes Medium) hat eben seine eigne Methode! —

4. Materialisationen. — Wir kommen jetzt zu denjenigen Phänomenen, die den Spiritisten am meisten Anhänger zugeführt haben, weil sie dem gesunden Menschenverstande das Härteste zumuthen. Denn die „Spirits" haben sich, wie uns versichert wird, nicht blos durch allerlei Töne, Bewegungen, physikalische und chemische Leistungen manifestirt, sondern sie sind leibhaftig erschienen, allen Gläubigen zum Troste, den Zweiflern und Ungläubigen zum Entsetzen.

Zunächst bezeugeu zahlreiche Berichte, Hände gefühlt zu haben, welche sie am Rocke, am Haar, am Kleide zupften. So erzählt der Elektriker Varley, der das Kabel nach Amerika gelegt hat, er sei gezupft worden, und zwar jedesmal an der Stelle, wo er es innerlich wünschte[78]). Prof. Breslauer in Berlin hat mir versichert, in Gegenwart Slade's von einer „Geisterhand" heftig am Arme gepackt worden zu sein, welche auch seine Taschenuhr herauszog und sie ihm sanft in seine Hand legte. — Zöllner und seine Freunde sahen plötzlich eine kleine rothbraune Hand über dem Tischrande auftauchen, die sich lebhaft bewegte und nach 2 Sekunden wieder verschwand. Diese Erscheinung wiederholte sich mehrmals[79]). — Ein anderer Spiritist, ein Lehrer G. in Berlin hat mir erzählt, in einer „herrlichen Sitzung" ein „allerliebstes weißes Füßchen" unter dem Vorhange des Kabinets hervorgucken gesehen zu haben, welches sich „schnell wie ein Mäuschen" vorbeibewegte. Auf meine Frage, warum er nicht schnell darnach gegriffen habe, erwiederte er, daran verhindere ihn der Respekt vor

den Spirits. Ihn, wie auch Zöllner, umfaßte eine starke Hand so kräftig, daß er aufschrie. In meiner Gegenwart ist übrigens, obgleich ich mehrere Sitzungen mitmachte, nie dergleichen erschienen. —

In Gegenwart von Home[80]) erfolgte mancherlei derart. Als 1850 in einer Sitzung zu Florenz Dante aufgerufen wurde, kamen zwei lange dünne gelbe Hände wie aus dem Boden hervor, pflückten von einem blühenden Orangenbaum einen Zweig, legten ihn auf das Haar der Mrs. B. und verschwanden dann. Man fühlte sich von Händen angefaßt, sah solche schreiben, hörte Musik. Doch der florentiner Pöbel rottete sich zusammen und Home wurde nur durch Graf Branicki gerettet. — In den Tuilerien fühlte ein Fräulein, wie eine Hand die ihre faßte und Lippen ihre Finger küßten; Home sagte, es sei der Geist ihrer verstorbenen Schwester, und als sie einen Beweis dafür verlangte, zog jene marmorweiße Hand (davon war vorher nichts gesagt!) sofort unter den 4 oder 5 Ringen, welche die Dame trug, den ab, welchen sie einst von der Verstorbenen erhalten hatte! Zugleich schrieb sie mit sonderbaren, unleserlichen Schriftzügen und Orthographiefehlern: „Sei eine gute Katholikin, Liebe Gott, bekenne Deine Sünden!“ (Home war nämlich soeben katholisch geworden!) — Bald darauf saßen Napoleon III., Eugenie, der Herzog von Montebello mit Home in den Tuilerien. Da gewahrte man eine Geisterhand, welche die Feder ergriff und „Napoleon“ in des Napoleon I. Handschrift schrieb. Der Kaiser bat die Hand küssen zu dürfen, und sie ging zu seinen Lippen hin und zu denen der Kaiserin! — Auch bei dem Medium Foster stellen die Geister „durch Kombination gewisser Lufttheilchen“ Hände wie von Fleisch gebildet dar. Daß sich an Davenports Geisterschrank ebenfalls schnell verschwindende Hände und Arme zeigten, ward bereits oben (S. 25) erwähnt. — Als Alb. C. Carpenter das Medium Mad. Friend in Boston besuchte, steckte der Geist Sarah in die Handschuhe seines Freundes „eine schöne Botschaft“. Bald darauf brachte der Schutzgeist der Frau Friend, welcher sich Lilian Ashley nannte, einen Gegenstand, den Carpenter nicht sah. Das Medium dagegen rief: „Ich sehe eine Hand, sie hält etwas Rundes und Glänzendes, ich will es nehmen!“ Es war ein dicker goldener Aermelknopf. Auf

höfliches Ansuchen brachte der gute Lilian auch den anderen[81])! Ebenso nahm er ein Bouquet und hielt es unsichtbar über Carpenters Kopf (d. h. nur so, daß C. es nicht sah!); das Medium erhob eine ihrer leeren Hände, erreichte das Bouquet und hatte es nun, für C. sichtbar (!) in der Hand. (Hier schimmert der „Trick" deutlich durch. Das geschickte Medium hatte sowohl Aermelknöpfe als Bouquet bei sich, und als der dupirte Carpenter nicht hinsah, hexte sie die Sachen heran.) —

Um alle Zweifel der Materialisten — so heißt jeder Nichtspiritist! — zu benehmen, haben sich die Spirits gütig herbeigelassen, Abdrücke von ihren Gliedern zu machen. Und zwar zunächst auf berußtem Papier. Zöllner hat mehrere davon abgebildet, wovon sogar die Spuren von Strümpfen zu sehen sind; einen untersuchte Geh. R. Thiersch und erklärte, es sei ein Männerfuß, stark durch Stiefel eingeschnürt, so daß sich nur 4 Zehen abdrückten. Mithin tragen die Geister Strümpfe und bisweilen unbequeme Stiefel. Der Leipziger Professor war so vorsichtig, Slade die Stiefel ausziehen zu lassen, und berichtet freudig, seine Strümpfe zeigten keine Spur von Ruß. Daran aber, daß ein so gewiegter Taschenspieler Schuhe und Strümpfe ohne Hülfe der Hände aus- und anziehen könne, hat Zöllner nicht gedacht. Er vergaß eben, daß die Exaktheit, welche ein umsichtiger Astrophysiker der unbelebten Natur gegenüber anzuwenden hat, nicht genügt einem Pfiffikus, wie Slade, gegenüber. Als nun gar am folgenden Tage auf Zöllners Wunsch innerhalb einer Doppeltafel je ein rechter und linker Abdruck desselben Fußes erschien, hielt er seine vierte Raumdimension für bewiesen. Außerdem hatten ihm die „Geister" den Gefallen gethan, auf seine Bitte die Hand, ehe sie ihn und seine Freunde befaßten, in einen Mehltopf unter dem Tisch (!) zu stecken, und siehe da, es zeigten sich „vertieft der Daumen und 4 Finger darin mit aller Feinheit der Struktur und den Falten der Haut abgedrückt". (Ja, Slade hat ganz feine Hände.) Auch Hr. Prof. Dr. B. zeigte mir einen Abdruck von Slade's Fuße, der, wie das daneben bezeichnete Maß bewies, kleiner war als der des Mediums. Als ob Slade nicht, diesen Verdacht voraussehend, beim Abdrücken seinen Fuß zusammengezogen haben könnte. —

Das Unglaublichſte aber hat Hr. Crookes mit ſeinem Medium Florence Cook geleiſtet. Schon bei anderen Medien waren Geiſter in Perſon erſchienen; ſo bei Eglinton ein männliches Bruſtbild Abdullah mit intenſiv leuchtendem Kreuze „aus konzentrirtem Magnetismus“; bei Mad. Firman der Geiſt Bertie mit wallendem Haar, weißen Gewändern und nackten Füßen, der ſo liebenswürdig war, Hand- und Fußabdrücke in Paraffin durch die Gardine herauszureichen[82])! Crookes aber übertraf alles Dageweſene. Er ſchloß mit Katie King, einem vor 200 Jahren verſtorbenen hübſchen Mädchen, ſo innige Freundſchaft, daß ſie ihn 3 Jahre fortwährend beſuchte, bis ſie, nachdem ihre „Miſſion“ vollendet war, unter Thränen von ihm ſchied. Hören wir ſeinen Bericht.

Florence Cook wurde, 15 Jahr alt, von einer Freundin in einen Cercle mitgenommen, wo ſie alsbald Klopflaute als größtes Medium der Welt bezeichneten. Der Gutsbeſitzer Chr. Blackburn ſetzte ihr eine Penſion aus unter der Bedingung, daß ſie nur von ihm empfohlene Gäſte annehme[83]). Zuerſt leitete Will. Harriſon, Redakteur des Londoner „Spiritualiſt“, die Sitzungen, dann aber der exakte Forſcher Crookes. Das Mädchen unterwarf ſich mit Engelsgeduld allen Prüfungsmethoden: ſie wurde wie eine Mumie gebunden und geſchnürt, die Bänder verſiegelt und an einen Seſſel befeſtigt, und in einem Verſchlage der Mauer — da erſchien hoch über ihr ein Geſicht im Loch der Mauer und ſprach mit den Zuſchauern (die ſich freilich nicht vom Platze rühren durften), worauf man das Medium im Trance im Kabinet vorfand. Allmählich wurde der Geiſt, welcher Katie King zu ſein erklärte, ganz ſcharf beleuchtet — er war ein Duplikat des Mediums (iſt das nicht verdächtig?); doch zeigte das Ohrläppchen Katies keine Durchbohrung, während Florence Ohrringe trug, beider Haar war in Farbe und Stärke verſchieden, Katie 3—4″ höher als Florence. Herr Crookes weiß das ſo genau, denn er hat den Geiſt bei Magneſiumlicht photographirt! Und Katie war ſchön, ſo daß ſelbſt Zöllner, der doch ein alter Hageſtolz war, von ihrem Bilde entzückt wurde. In der Woche, welche dem Abſchiede Katie's voranging, gab ſie faſt täglich Séancen bei Hrn. Crookes, deſſen Bibliothekzimmer als Kabinet diente, während die Gäſte in

seinem Laboratorium saßen. Fünf vollständige Apparate standen bereit, um sie bei elektrischem Lichte zu photographiren; er erhielt in jeder Sitzung 15 Aufnahmen, im Ganzen 44 Negative, nach denen Bilder verfertigt und in England reißend abgesetzt wurden. Er durfte herumgehen, ja ins Kabinet treten; hier sah er oft beide, Katie und Florence, letztere meist in Lethargie am Fußboden liegen, nachdem Katie verschwunden war (!). Uebrigens besuchte Florence ihren Protektor Crookes stets nur mit einer kleinen Reisetasche, schlief nie allein, blieb in der Familie, bis die Sitzung begann, konnte also, wie Crookes meint, keinerlei Vorbereitungen treffen. Er hat durch allerlei Maßregeln festzustellen gesucht, daß Florence und Katie zwei verschiedene Personen sind. Er ließ sich mit jeder von beiden photographiren (!), und Katie erscheint $^1/_2$ Kopf größer als Florence; jene hat goldenkastanienbraunes Haar, diese dunkelkastanienbraunes (Crookes hat sich nämlich eine Locke aus Katie's (!) Haar geschnitten, welches er bis auf die Kopfhaut mit den Fingern verfolgte, um zu sehen, ob es ihr eignes); er hat beider Pulsschläge gezählt: Florence hatte 75, Katie bald darauf 90; er hat sein Ohr an beider Brust gehalten: Katie's Herz schlug regelmäßiger, als das der Florence nach der Sitzung!

Gradezu rührend ist die Abschiedssitzung. Nachdem Katie jeden Anwesenden einzeln zu sich gerufen und ihm einige Worte gesagt hatte, gab sie allgemeine Instruktionen über den Florence zu gewährenden Schutz (!). Da Crookes gebeten hatte, der Letzte sein zu dürfen, der sie sähe, so lud sie ihn ins Kabinet ein, schloß den Vorhang, plauderte einige Zeit mit ihm und ging dann zu Florence, über die sie sich beugte: „Florence," sagte sie, „wache auf, ich muß Dich jetzt verlassen!" Miß Cook erwachte, brach in Thränen aus und beschwor Katie, doch noch länger zu bleiben. „Meine Liebe, ich kann nicht, meine Mission ist erfüllt, Gott segne Dich!" Sie unterhielten sich noch einige Zeit, bis Frl. Cooks Thränen ihre Stimme erstickten. Crookes eilte auf einen Wink Katie's herbei, um Florence zu stützen, welche unter konvulsivischen Seufzern niederzufallen drohte. Aber als er sich umblickte, waren Katie und ihr weißes Gewand verschwunden[84]).

Da sich Florence Cook unterdessen verheirathet hat, entdeckte Mr. Blackburn zu seiner und der Gläubigen Freude in — ihrer

Schweſter ein neues „Materialiſationsmedium.“ Sobald ſich, wie Chr. Reimers berichtet[85]), das zarte Mädchen in enganliegender ſchwarzer Kleidung hinter den Vorhang geſetzt hat, tritt eine ſchneeweiße Figur hervor, die mit den Adepten ſcherzt wie ein Erdenkind (!); ſie erlaubte ihnen, ſogleich nach ihrem Verſchwinden (!) das Medium zu ſehen. Auch ſie iſt photographirt worden — die Züge Lilly's (wie ſie ſich nennt) erinnern zwar ſehr an Frl. Cook, ihr Geſammteindruck aber iſt verſchieden (!). Oft ließ die Erſcheinung mehrere Ellen Geiſterzeug zurück, eine mouſſelinartige Gaze, welche allmählich hinwegſchmolz. Dieſen Stoff, behaupten die Spiritiſten, dematerialiſirt der Geiſt, um ihn ins Zimmer zu bringen und rematerialiſirt ihn alsdann. In einer andern Sitzung wurde Miß Cook von den Damen bis auf's Hemd entkleidet und trat dann, nur in einen Herrenrock gehüllt, in's Kabinet. Trotzdem erſchien alsbald Lilly „in üppiger Hülle von weißen Gewändern“. — In einem improviſirten (!) Cirkel bei Mr. Fletcher ſetzte ſich Frl. K. Cook ins Kabinet und Lilly erſchien ſo ſchnell, daß Mr. Blackburn ſelbſt ausrief: „Wie ſchnell biſt Du erſchienen!“ Ja, erwiderte Lilly, ich habe ſchon gewartet (!), es iſt eine Prüfungsſitzung und dieſe wird kurz ſein. „Sehr wohl, komm zu mir!“ Sie kam, faßte Herrn Blackburns Hand und ſagte: Welchen Beweis ſoll ich geben? — das Geſicht war keine Maske, ſondern lebendig, beweglich. Auf ſeine Bitte durfte nun erſt Mrs. Fletcher ins Kabinet treten und dort Frl. Cook betaſten, die dort richtig im Trance lag, während Blackburn Lilly's Hand feſthielt, und hernach trat, während Lilly's Hand von Frau Fletcher gehalten wurde, Blackburn hinzu und betaſtete Frl. Cook. Darauf ſagte Lilly: „Jetzt muß ich gehen, ich hoffe, ihr ſeid befriedigt!“ — Ja, erwiderte Blackburn, es war eine echte Materialiſation! Das Medium lag, als man hinzutrat, in Lethargie und ſagte, nachdem ſie erwacht war, ſie hoffe, daß man einer guten Sitzung beigewohnt haben möchte[86])! —

Meine Leſer werden, denke ich, ſtarr vor Erſtaunen ſein, gradeſo wie ich, als mir zuerſt dieſe Berichte zu Geſicht kamen. Entweder ſind ſie wahr oder nicht — beide mal iſt die Konſequenz eine ungeheuerliche. Berichten dieſe Erzählungen Fakta, dann iſt alles möglich, dann ſind alle Spukgeſchichten früherer

Jahrhunderte war, und wir bewegen uns mitten in einer Welt von Dämonen, welche allmächtig, allwissend u. s. w. sind. Dann müssen wir alle Spiritisten werden. — Oder diese Materialisationen sind Schwindel: dann stehen wir einem so frechen Betruge gegenüber, daß jeder, der irgend dazu befähigt ist, die Pflicht hat zu seiner Entlarvung beizutragen.

Um die Entscheidung vorzubereiten, heben wir hier nur folgende Punkte hervor: Die „Geister" reden, kommen und gehen wie wir; sie haben Kopf, Hände und Füße, ja Kleider wie wir; ihre Gesichter sind lebend-beweglich wie die unsren; ja sie haben Muskeln wie wir. Denn als einst (am 9. Dezember 1873) ein fanatischer Spiritist den Geist Katie zu ergreifen suchte, rang dieser lebhaft mit ihm sich zu befreien. — Katie hatte also Knochen und Sehnen wie jeder andere Mensch. Was liegt näher als zu vermuthen, Katie, Lilly, Bertie u. s. w. waren Menschen von Fleisch und Bein, aber nicht Geister. Die Frage nur wäre noch offen, ob es die Medien selbst oder Helferinnen waren; für jene Ansicht spricht die frappante Aehnlichkeit, für diese das Zusammensein Katies mit Florence. Denn wenn wir auch Herrn Chemiker Crookes manche Selbsttäuschung zutrauen, nachdem er so blühenden Unsinn geglaubt hat, so möchten wir doch annehmen, er habe die Wahrheit geredet, als er beide neben einander, ja mit einander redend gesehen hat.

Hierfür spricht auch Folgendes: Als eben Rob. Dale Owen, früher Gesandter der Union in Neapel, in einem schwungvollen Essay des „Atlantic Monthly" die Materialisation Katies als das Fundament der neuen Weltreligion pries, erschien ein anonymes Buch: „Katie King's Bekenntnisse". Darnach war der Geist Katie's nichts weiter als das Dienstmädchen Annie Morgan, welche zuerst aus Spaß, dann aus Habsucht und Eitelkeit dem Medium zur Hand ging und so die lächerlichste und ekelhafteste Farce zugleich aufführte. Sie wurde, wie man sagt, die Gattin des Reporters, der sie interviewt hatte — der arme R. Dale Owen aber wahnsinnig[87])!

Aber auch Katie Kings Stunde hatte geschlagen! Fräulein K. Cook war indeß Frau Corner und das einflußreichste Mitglied der Society of Spiritualism in London geworden. Als solche

arrangirte sie Séancen in den höchsten Gesellschaftskreisen. Als sie im Winter 1880—81 im Local der National-Association der Spiritisten zu London (38 Great Russel Square) eine solche hielt und alle Anwesenden verpflichtet hatte, die Kette streng zu beobachten, ließ sie sich in einer Nische fesseln, die Lichter bis auf eins löschen, und alsbald erschien die geisterhafte Frauengestalt Katie's mit wallendem Gewande und schwebte die Zuschauer entlang, welche sie entsetzt, aber begeistert anstarrten. Da plötzlich brachen Herr von Buch und Sir George Sittewall auf Verabredung die Kette: der eine ergriff den „Geist", der andere die — Kleider hinter dem Vorhang. Die Lichter wurden angezündet, und Mad. Corner stand beschämt im Hemde vor den gläubigen Herren und Damen und mußte noch froh sein, ihre Kleider wiederzuerhalten!

Anstatt nun aber diesen Materialisationsschwindel ein für alle Mal aufzugeben, erließ jene Spiritisten-Association in den „Spiritual Notes" folgende offizielle Entschuldigung:

„Das Medium, Mad. Corner, geb. Cook, war bei dem Ergreifen in Krämpfe gefallen und schon vorher unfähig zu fühlen und zu sehen, was sie that. Es sind die Geister, welche sie ausgekleidet haben und die sie ohne ihren Willen in die Mitte des Zirkels führten, woselbst sie, ohne eine Ahnung davon zu haben, eine Geistererscheinung simulirte. Ist demnach die Geistererscheinung weniger merkwürdig, als wenn wirklich ein Geist erschienen wäre? Im übrigen mögen die Gläubigen versichert sein, daß, nachdem Mr. Crookes, das berühmte Mitglied der Royal Society zu London, während einer langen Reihe von Jahren den Spiritismus dieser Dame erprobt und ein Buch zu ihrer Ehre geschrieben hat, kein Zweifel möglich ist."

Bravo! Also nachdem ein Akademiker sich hat betrügen lassen, ist der Betrug kein solcher. Freilich hilft sich ein Spiritist leicht über die schlimmste Enttäuschung hinweg, indem er grade diese wiederum Geistern zuschreibt, wenn auch bösen. So sagt der Darwinianer Wallace[87]) fein: „Man darf nicht folgern, daß irgendwelche von diesen Gestalten wirkliche Geister sind; es sind wahrscheinlich von Geistern nur zeitweise hervorgebrachte Gestalten zum Zwecke der Prüfung oder Wiedererkennung durch

Freunde, sodaß der einst für so vernichtend erachtete Einwurf: daß es keine Geister mit Kleidern, Waffenrüstungen oder Wanderstäben geben könne, ein Gewicht zu haben aufhört!" —

Leider wurde aber auch das berühmte Medium Hr. Firman schmählich entlarvt. Dies geschah bei Dr. med. Huguet in Paris, dessen Gattin sich in der Nische verborgen hatte, die, wie sie richtig voraussetzte, das Medium auswählen würde. Nachdem sich die Gemeine der Spiritisten im Dunkeln durch Psalmengesang, wozu Frau Firman den Ton angab, in die richtige Stimmung gesetzt hatte, brach ein unheimliches Getöse los. Umgeworfene Stühle, herabgestürzte Figuren, Gläserklirren, Zähneklappern, Trompetenstöße, Spieldosenklang u. dgl. wurde gehört. Da trat der Geist Quiboche, der kleine Indianer, hervor und wünschte der Gesellschaft mit dünner Kopfstimme guten Abend. Aber kaum hatte er die erste Frage über das Jenseits beantwortet, als Frau Huguet hervorsprang, dem Geiste die Maske vom Gesicht riß und, während plötzlich der Salon erleuchtet wurde, ihm zurief: „Sie werden Niemand mehr betrügen, Herr Firman!" — Der Betrüger und seine Frau verschwanden beschämt, während die dupirten Gäste ein Protokoll hierüber unterzeichneten[89]). —

Trotz alledem und obgleich in dem amüsanten Skandalprozesse (am 16. und 17. Juli 1875) die berühmtesten Medien Firman, Buguet und der Redakteur einer spiritistischen Zeitschrift Leymarie als Betrüger verurtheilt wurden, trotzdem, sagen wir, fahren die Spiritisten fort sie zu preisen.

Nachdem wir uns so über die Materialisationen unterrichtet haben, können wir über die Geistesphotographien kurz sein, welche damit zusammenhängen.

Der gute Russel Wallace hat uns darüber sorgfältig Bericht erstattet[90]). Hat er doch selbst ein Bild seiner Mutter, das er freilich nicht selbst sogleich dafür erkannte, erhalten; Mr. Thom. Slater, der mit seinem eigenen Apparat arbeitete, bekam Bilder von verstorbenen Verwandten und Freunden; Dr. Thomson dasjenige seiner Mutter, die bei seiner Geburt verstarb, aber sein Onkel rekognoscirte es; Mr. William Howitt die Photographien zweier Söhne, die schon lange Zeit todt waren und die ein Freund wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Vater (!)

erkannte. Dr. R. Williams erhielt ein Bild, über das eine „wohlgebildete" Gestalt dahinschwebte. Die beim Photographiren anwesenden Medien (ohne solche gelingt kein Bild!) sehen sogar, meint Wallace, und beschreiben die Gestalten, die sich hernach auf dem fertigen Bilde zeigen werden[91]).

Freilich hat uns H. W. Vogel, Professor der Photochemie in Berlin, erklärt, wie solche „Geisterphotographien" zu Stande kommen[92]). Geht Jemand vor dem Apparat vorbei, oder exponirt er schnell irgend ein Bild (Gliederpuppe, Büste, Maske u. dgl.) demselben, so erscheint ein durchsichtiges geisterhaftes Bild. Auch kann man in der Dunkelkammer in dies genommene Negativ ein anderes Bild hineinkopiren u. a. m. Trotzdem halten die Spiritisten die Behauptung aufrecht, daß sich die Geister photographiren lassen. Nur giebt Wallace einige Kriterien an, welche uns echte Geisterbilder von gefälschten unterscheiden lassen. Diese sind: 1. wenn Gestalten auf dem Negativ neben dem Sitzenden erscheinen, während man selbst photographirt und alles überwacht; 2. wenn die Photographie mit einer dem Photographen unbekannten verstorbenen Person ähnlich ist; 3. wenn die erscheinenden Gestalten eine bestimmte Beziehung zur Person des Sitzenden haben, der selbst Stellung, Haltung u. dgl. wählt; 4. wenn eine Gestalt in Weiß gehüllt und zum Theil hinter dem Sitzenden erscheint, ohne durchzuschimmern; 5. wenn ein Medium während der Sitzung einen Geist beschreibt und dieser hernach so, wie jenes ihn beschrieben, auf dem Bilde zu sehen ist.

Daß aber diese Kriterien, abgesehen vom fünften, auf das wir noch zurückkommen werden, hinfällig sind, beweist die Entlarvung des „Geisterphotographen" Buguet, der mit Hülfe Firman's, Leymarie's und einer schlauen Kassirerin Tausende von Geisterbildern à 100—5000 Frcs. herstellte.[93]) Nachdem die Dame dem Besteller Einiges über das Äußere des geliebten Todten herausgelockt hatte, ward aus einer Sammlung von ca. 300 gut ausgeführten Köpfen von Wachs oder Papiermaché der entsprechende ausgesucht, einer Gliederpuppe aufgesetzt und sodann in einen weiten grauen Schleier drapirt; von diesem Phantom wurde dann ein verschwommenes Abbild auf Glas genommen und in das Objektiv gebracht, bevor zur eigentlichen Aufnahme geschritten wurde. Dieser

ging natürlich all jener Hokuspokus voran und zur Seite, der bei einer Geistermanifestation nicht fehlen darf; Ohnmachten und Krampfanfälle waren dabei so häufig, daß ein besonderes Krankenzimmer nothwendig war, wo ein Chirurg der Gäste harrte! Da sie aber, um noch mehr Geld herauszuschlagen, den Preis auf 20 Frcs. herabsetzten, war der Zudrang, schon aus Neugier, zu groß, und der Schwindel ward entdeckt, die Geisterphotographen entlarvt und bestraft.[94]) —

Nachdem wir so die lange und verwirrende Reihe physikalischer Manifestationen durchlaufen haben, betrachten wir jetzt:

II. Die intellectuellen Phänomene.

1) Das Geisterklopfen. — Die erste Veranlassung zum Spiritismus war, wie oben (S. 8) erwähnt, das Tischklopfen. Dies ist noch heute die harmlose, aber doch in ihren Folgen verhängnißvolle Beschäftigung von Tausenden. Zu den Sitzungen (Séancen, Cerkles) wird nicht Jeder zugelassen, sondern eine gewisse Bescheidenheit oder wenigstens Zurückhaltung ist nöthig, um Zutritt zu erlangen; bei berühmten Medien außerdem die Kleinigkeit von 10—20 Mk. Ausgesprochene Skepsis stört den Rapport. Ein Medium ist die Vorbedingung jedes Erfolges. Das Zimmer muß behaglich, der Jahreszeit gemäß temperirt, die Unterhaltung zwanglos sein. Spieluhr, Ruhe, Passivität, Dunkel oder Halbdunkel befördert das „heilige Unternehmen". Haben die Anwesenden durch die flach aufgelegten Hände Kette gebildet, so fragt Einer: „Sitzen wir so recht?" Regt sich der Tisch garnicht, so sind heute keine Geister da; klopft er dreimal, so heißt das „Ja", einmal, „Nein". In diesem Falle muß die Gesellschaft, wenn anders sie auf Erfolg rechnet, sich mehrmals umsetzen. Dann wird wieder gefragt: „Sind Geister da?" Kippt nun der Tisch dreimal, so ist der Rapport eröffnet. Ein Klopfer heißt: Nein, zwei: Zweifel, drei: Ja, fünf: Alphabet. Die primitivste Methode besteht nämlich darin, daß, wenn der Tisch fünfmal wippt, also das Alphabet verlangt, Einer dasselbe hersagt, und zwar für jeden neuen mitzutheilenden Buchstaben von vorn; z. B. für „die" sagt er: a, b, c, d; a, b, c . . . bis i; a, b, c, d, e und spricht dann fragend „die?" worauf der Tisch bestätigend dreimal klopft. Erräth man

das Wort, wohinaus der „Geist“ will, so erspart man ihm und sich etwas Arbeit. — Ich selbst habe mehreren solchen primitiven Sitzungen beigewohnt. Ein biederes Ehepaar von einfachen, frommen Bürgersleuten, welche steif und fest an ihre „hohen Geister“ glauben, setzte sich mit mir an ihren ovalen, ziemlich schweren Tisch, den ich sorgfältig untersucht hatte, ohne auch nur den geringsten Apparat zu entdecken. Nach zwei Minuten begann der Tisch zu wippen. „Sind Geister da?“, fragte Herr M. „Ja“. „Wieviele?“ Der Tisch wippte 41 Mal schnell hintereinander. Zunächst bat ich um einige theologische Aufschlüsse, da die „hohen Geister“ allwissend zu sein behaupteten. Ich erfuhr, daß Christus Gottes Sohn, aber ein Mensch, ganz wie wir, gewesen sei, und zwar der Sohn Mariä und — Herodis (!), daß er auferstanden und gen Himmel gefahren sei; er habe uns durch seinen Tod von der Erbsünde erlöst, denn Gott wollte die vollkommene Erfüllung des Gesetzes. Ich fragte, ob es einen persönlichen Satan gebe und ward bedeutet, er sei sogar zugegen und versuche in Thiergestalt die Menschen, wie denn Frau M., das Medium, versicherte, ihn oft als Tiger, Ochse oder Löwe gesehen zu haben. Auf weitere Nachfrage, wo die Hölle sei, sagte mir der Tisch, sie sei — auf dem Monde (!), auf der uns abgekehrten Seite (!). Uebrigens ward mir auch gesagt — was ich meinen Mitmenschen nicht vorenthalten will — daß die Welt im Jahre 1886 untergehen würde. Dem widerspricht freilich, daß mir in derselben Sitzung verkündigt wurde, ich werde noch 22 Jahre leben! Ich fragte, ob denn die „Geister“ auch fortstudirten? „Ja“. Was denn Alex. v. Humboldt treibe? — „Er preist Gott den Herrn!“ Ferner erfuhr ich, daß ich, wie jeder Mensch, einen Schutzgeist und einen kontrollirenden Geist hätte; jener wäre stets auf mein Bestes bedacht, dieser zeichnete alle meine Irrthümer und Sünden auf. Mein Schutzgeist hieß Clemens IV. (1265—1268), mein Kontrolleur Dante. Jener gab zwar die Zahl meiner Jahre richtig, aber den Geburtsmonat und Tag falsch an, ebenso wußte er nicht die Nummer meiner Brille! Uebrigens fällt es auf, hier Dante mit Clemens IV. zusammengestellt zu sehen, da dieser den Thron bestieg, als jener geboren wurde. Ich war einigermaßen überrascht, einen Schutzgeist zu haben, der erst Soldat, dann Jurist und end-

lich ein grausamer Papst gewesen war — denn von allen diesen Eigenschaften glaube ich keine zu besitzen. Das Räthsel erklärt sich dadurch, daß mein Medium Katholikin und früher Schulschwester gewesen war, die, in der „Kinderlehre" wohl beschlagen, sich stets mit Theologie gern beschäftigt hat. Daher ihre orthodoxen Antworten. Der Geist meiner guten, vor drei Jahren verstorbenen Mutter, sowie der einer erst drei Tage vor der Sitzung abgeschiedenen Tante ließ sich merkwürdiger (d. h. kluger) Weise nicht vernehmen, obgleich ich darum bat. Das wäre auch für mein Medium zu riskant gewesen.

Haben wir hier Leute vor uns, die, zumal nach ihrem ganzen Benehmen, keine Betrüger, sondern nur betrogene Schwärmer sind, so berichtet uns Prof. Vogel über ein andersartiges Erlebniß[95]), wobei er mit einem Freunde das Medium abfaßte, wie es die Klopflaute selbst hervorbrachte. Uebrigens wurde schon 1853 Mrs. Fox von Mrs. Culver beschuldigt, sie bringe das Tischklopfen mit dem großen Zeh im Schuh hervor, und M. Schiff führte es auf ein Knacken in den Gelenken und Muskeln zurück.[96]) — Diese Erklärung ist aber unzureichend, denn 1) giebt der Tisch nicht blos leise Geräusche von sich, sondern öfters auch solche, als würde mit einem Hammer daraufgeschlagen, und 2) hob sich der Tisch in den Sitzungen, welchen ich beiwohnte, gewiß 3—400 Mal. Was wäre das für eine Anstrengung für die Muskeln gewesen; 3) die Hebungen des Tisches erfolgten gedankenschnell, förmlich a tempo mit der gestellten Frage. —

2) Der Psychograph. — Um das eintönige Alphabethersagen zu beseitigen, erfand Hare den Psychographen, den andere dann vereinfachten. Dies Instrument (auch „Emanulektor" genannt) besteht aus einem fein polirten Brette, welches oben in zwei Reihen die Buchstaben des Alphabets nebst „Ja" und „Nein" und in der dritten Reihe die Grundzahlen enthält. Am unteren Theile ist ein scheerenartiger Zeiger befestigt (wie ihn die Kinder von 5—7 Jahren für ihre Holzsoldaten haben), dessen Stift leicht von einem Buchstaben zum andern läuft. Um damit „schreiben", d. h. buchstabiren zu können, bedarf man großer Uebung, sonst vergreift man sich leicht. So erzählt Vogel die possirliche Geschichte, daß ihm das ungebildete Medium des Ambrosius (Vor-

stand der „Union“ zu Berlin) einen Zettel überließ, auf dem der Geist psychographirt hatte: Jebs Euch keind Nnuehe, er flaubt es .... (hierbei wurde das Medium unterbrochen). Ambrosius erklärte, die Botschaft heiße: „Gebt euch keine Mühe, er glaubt es ....“ Kurz vorher hatte der „Tageblatt“-Reporter fast dieselbe erhalten, nur vollständiger: „Gebt euch keine Mühe, er glaubt es doch nicht!“ —

Gegenüber solchen Gaukeleien stehen allerdings auch zahlreiche Fälle, wo Namen herausbuchstabirt wurden, welche (wahrscheinlich!) dem Medium ganz unbekannt waren. So berichtet Wallace, es sei der Ort, wo sein Bruder starb, sowie dessen Vorname Herbert zum Vorschein gekommen; ein andermal erschien ynreh Kcocffej, was erst durch Nachsinnen als Henry Jeffcock gedeutet wurde, woraus, wie Wallace meint, hervorgehe, daß die Worte nicht von dem zögernden Verweilen, noch vom kombinirenden Scharfsinn des Mediums abhängen. Doch erscheint uns gerade dies Rückwärtsbuchstabiren ein Trick des Mediums gewesen zu sein.

J. H. Fichte, dem der Spiritismus eine willkommene Bestätigung seiner phantastischen Psychologie war, stellt einige Kriterien auf, woran man echte Geisteroffenbarungen erkennen könne: 1) Wenn die behauptete Erscheinung Dinge offenbare, die kein anderer als sie wissen konnte; wenn 2) diese Dinge in einer längst zurückliegenden Vergangenheit sich ereignet haben oder in einer weit entlegenen Raumferne vorgehen, resp. vorgingen; wenn dieselben 3) bei genauer Nachforschung grade in ihrer zufälligen und sonst unbekannten Faktizität bestätigt werden.[98]) — Aber diese Kriterien sind unzureichend; denn theils trifft manchmal eine Aussage zufällig das Richtige, theils und in den meisten Fällen weiß der Laie nicht die Mittel und Wege, auf denen sich die Medien von den Geheimnissen der Fragenden Kenntniß verschaffen. — Der Spiritist Hornung berichtet naiv[99]), sein Psychograph habe einst, als er und seine Frau ihn befragten, die Existenz des Geisterreichs geleugnet; dies kam eben daher, daß seine Gattin nicht daran glaubte! Wir haben hier eben ganz dasselbe, wie bei den Somnambulen, nämlich einen rein subjektiven Vorgang, wobei dasjenige zum Ausdruck kommt, was die resp. Medien denken, fühlen, wissen. So erfuhr ein Dienstmädchen, welches sonst ganz gesund

ist, durch den Psychographen, sie würde zu einer bestimmten Stunde in magnetischen Schlaf verfallen; dies geschah, und sie erzählte ihre Wanderungen durch die Sterne, ihre Gespräche mit den seligen Geistern, die Gebete, die sie mit den Unseligen zu deren Erlösung gebetet — ganz so, wie das schon oft dagewesen. Als sie erwachte, hatte sie keine Erinnerung daran. In der folgenden Nacht jedoch träumte sie das in der letzten Krise erlebte; und nun erschienen ihr, sobald sie Nachts erwachte, Geister in vollkommen menschlicher Form und bekleidet, unter Getöse und heller Erleuchtung; sie sprachen mit ihr über Verborgenes und machten ihre Mittheilungen über das Jenseits, die übrigens ihrer eigenen Weltanschauung vollständig entsprachen.[100]) — Auch Frau M. (S. 46) war clair-voyant von Kind an und sah sich überall von guten und bösen Geistern umgeben. Die Tischsomnambulen des Grafen Szapáry gaben seine Theorie wieder, d. h. über die Vortrefflichkeit des Magnetismus als Weltkraft, über den Gegensatz des elektrischen und magnetischen Menschen, vom Somnambulismus als Geisteskrampf u. dgl. Ebenso schreiben alle Spiritisten heutzutage im Ganzen dieselbe Geistertheorie, weil sie dieselben Schlagwörter in den Sitzungen hören, sowie dieselben spiritistischen Schriften lesen. Hält man von einem Cirkel junger Leute den Geisterspuk fern und läßt sie psychographiren, so erhält man Scherze, Sagen, Verschen u. ä. — alles dem Bildungsstande der Fragenden gemäß. Ist Jemand dagegen innerlich unsittlich, wie Bernhard Otto, dann ergeht sich der Psychograph in Unfläthereien. Daher sagt der Spiritist Jobard richtig: „Ruft Zoroaster, Confucius, Platon in einen Kreis von Tapezierern, Specereihändlern, Säcklern und Nähterinnen, und ihr werdet absolut nichts erhalten, wenn sie euch nicht etwa zu Spottgeistern schicken, die in ihrem Namen armselige Gemeinheiten und oft Schlüpfrigkeiten sagen."

Aus dem subjektiven Ursprunge der Psychogramme erklären sich auch die häufigen Irrthümer. Als eine Dame fragte, wie alt sie sei, antwortete der Emanulektor, den ein Herr führte, 30, während sie bereits 40 Jahre alt war. Oder was soll man von den Behauptungen halten, die mir wurden, A. v. Humboldt studire nicht mehr, sondern lobsinge Gott; Kant sei ein seliger Geist, aber

Spinoza nicht, denn er habe seinen Körper geschändet (?!); Jesus sei der Sohn des Herodes; es gebe einen persönlichen Teufel u. dgl.? Freilich sagte mir auch mein spiritus familiaris, Zöllners vierte Dimension existire nicht, Home und Slade seien Betrüger, alle Materialisationen, besonders die der Katie King, auch. — Sehr bezeichnend ist folgender Zwischenfall. Als Dr. Friese den Geist eines andern Mediums (!), der sich Göthe nannte, um einige Worte bat, erhielt er grobe Verdächtigungen gegen sich selbst. Entrüstet ruft er Zöllner zur Entscheidung auf. Dieser macht sich den Scherz und sendet einige Worte aus Göthes Farbenlehre an den ersten Spiritisten mit der Anfrage an den Geist Göthes, was für ein Mensch wohl der Schreiber wäre. Er erhielt die Antwort, sie könnten nur von einem ganz niedren Geiste herrühren.[101]) Das Medium kannte eben Göthe nicht genug. Auch hier zeigt sich, daß der Psychograph nicht immer betrügerisch gehandhabt, sondern irgendwie durch eine unbewußte Innervation von Seiten der Medien geleitet wird. Dafür spricht auch das Experiment, das den Chemiker Hare zum Spiritisten machte. Er behauptete, sobald die Medien die Buchstaben auf dem Spiritoskop nicht sähen, wüßten die Geister nichts mehr zu sagen. Da sie es trotzdem thaten, wurde er Spiritist. Mit Unrecht; er übersah, daß der Psychograph Richtiges schreiben kann, auch wenn ihn weder Spirits noch Betrüger dirigiren. —

3) Die Schreibmedien. — Noch kürzer ist das Verfahren, wenn sich die Geister nicht der Tische oder der Psychographen, sondern direkt der Medien als ihrer Schreibinstrumente bedienen. Auch hier spricht natürlich der Medien eigner Geist. So schrieb die Kahlhammer, die 1855 durch eine Kommission von Theologen, Philosophen und Aerzten inquirirt wurde, im Namen des Sokrates (!) landläufige Phrasen über moralische und dogmatische Dinge und über das Jenseits, wie man es bei allen ungebildeten Somnambulen findet; wann aber Sokrates gelebt hatte, wußte sein Geist nicht.[102]) Kräftige Medien bedürfen überhaupt keines Apparats, sie nehmen den Bleistift zur Hand und dieser fährt nun, wie durch eine fremde Gewalt getrieben, hastig über das Papier, ungewöhnliche, zunächst unleserliche Schriftzüge machend. Frauen sind natürlich mehr dafür disponirt als Männer. Die Schrift,

welche mit ihrer gewöhnlichen kaum Aehnlichkeit hat, wechselt mit dem Geist, dessen Medium der Betreffende zu sein wähnt. Manchmal schreiben mehrere Medien mit demselben Stifte zugleich und, da ihre Kraft dadurch potenzirt wird, so schnell, daß auch der geübteste Schreiber nicht folgen kann.[103]) Die Schrift vermag das Medium selbst nur unmittelbar nach der Niederzeichnung zu lesen, ist die Ekstase vorüber, nicht mehr [104]) Dem Schreiben geht gewöhnlich ein flüchtiger Schwindel voraus, den eine Empfindung begleitet, als ergösse sich ein Feuerstrom aus dem Herzen in den Kopf und von da durch den Arm in die Hand.

Sehr lehrreich ist die Geschichte von Hornungs „Hieroglyphenschrift," die das amerikanische Medium Dr. Mayhew geschrieben hatte. Diese sollte, wie Hornungs Geist des „Pfaffen Konrad" sagte, von siderischen, und zwar saturnischen Geistern herrühren; die obersten Wörter wären die Namen der 7 Götter Saturns: „Allacontas, Occahontas, Pauhettan, Lonicroa, Himican, Murican, Xanticras." Diese Namen entstammen aber einfach der indianischen Mythologie, was Mayhew entweder nicht mehr wußte oder nicht mehr wissen wollte.

Auch hier ist Betrug und Selbsttäuschung schwierig zu sondern. Wenigstens kann man aus einem Experiment, das C. M. Rechenberg angestellt hat, sehen, wir solche Schreibmedien entstehen, wenn sie nicht Somnambulen sind.[105]) Er nahm einen Bleistift zur Hand, drängte alle Gedanken zurück und verhielt sich möglichst passiv. Nach einigen Versuchen wurde seine Hand auf dem Papier umhergetrieben, große phantastische Buchstaben entstanden und endlich die Antwort auf eine (im Geiste gestellte) Frage: „Ich bin und werde mit dir bleiben!" Punkte, Striche und Häkchen fehlten, Worte und Buchstaben waren ganz in einander gezogen. Als Hr. Rechenberg fragte, wer der Unbekannte sei, wird ihm gesagt, es seien Gründe dafür vorhanden, daß er's erst später erfahre; er übe seine Hand. Der Berichterstatter bemerkt, die Antwort sei ihm stets erst geistig geworden, bevor sie die Hand niederschrieb, dennoch zeigte sich bisweilen zwischen ihm und dem großen Unbekannten eine Differenz. Natürlich, sind doch auch in uns beim Wachen mehrere Iche, die im Traume zeitweise, im Wahnsinn auf immer auseinandertreten.

4.) Die Sprechmedien. Bisweilen, behauptet der Spiritist, nehmen die Geister die Medien in Beschlag, um durch sie zu den Menschen zu reden über Vergangenheit und Zukunft, über Himmel und Hölle insbesondre aber über den Spiritismus. Das eklatanteste Beispiel ist der „Seher" Davis, der ein zweibändiges Werk: „Die Prinzipien der Natur" in der Ekstase geschrieben, resp. diktirt hat. Der ungebildete Aufwärter des Juristen Cox sprach im Trance in edler Sprache über philosophische Gegenstände.[106]) Die Tochter des Richters Edmonds sprach in vielen Sprachen (griechisch, spanisch, italienisch, portugiesisch, lateinisch, ungarisch und indianisch), obgleich sie nur englisch gut, französisch wenig verstand.[107]) Crescentia Wolf hatte 1854 den Erzengel Raphael zum Schutzgeist, der „mit kräftiger Stimme, ihres Sprachorgans sich bedienend, aus ihr sprach."[108]) Zwei Brüder in Shenectady wurden von dem bevorstehenden Brand einer Brücke durch die Geister gewarnt (?), sodaß sie noch zeitig genug zum Löschen kamen.[109]) Das Medium Foster, welcher die Geister zu sehen behauptet, die seine Besucher begleiten, nimmt irgend einen der vor ihn hingelegten Zettel, auf denen Namen von Verstorbenen stehen, vom Tische, liest ihn und in demselben Moment erscheint der Name in breiten rothen Buchstaben auf seinem Arme. (Aehnliches wird von verschiedenen Medien berichtet). Manchmal identifizirt er sich mit dieser Person und spricht, als ob nur sie gegenwärtig wäre. Auch Adelma v. Vay behauptet, ihr 1870 erschienenes Buch „Geist Kraft, Stoff" nur durch die Hülfe der Geister geschrieben zu haben, wobei sie sich ganz mechanisch verhielt.[110]) Des Dr. med. Langsdorff Somnambule nahm, als sie zum Medium geworden war, stets Stimmen, Manieren und Sprechweise der Verstorbenen an, von denen sie grade redete.

Ueberhaupt pflegen die Sprechmedien zugleich hellsehend zu sein. Frau M., die ich kennen lernte, hatte schon als 5jähriges Kind die Erscheinung eines Mohren, der sie zur Zeit des Vollmondes besuchte; sie sah öfter im Leben Gestalten von Ermordeten und Selbstmördern; ihr Schutzgeist und der ihres Mannes, der Satan und St. Johannes erscheinen ihr oft leibhaftig. — Frau Friend in Boston sah, als sie Carpenter und Dr. Storer besuchten, Sarah, die seit 20 Jahren verstorbene Frau des Letzteren.[111]) — Der oben

erwähnte Langsdorff bekehrte sich deshalb zum Spiritismus, weil das Medium Mrs. Brown einen Geist, der hinter ihm stand, ganz wie seine Tochter beschrieb. — Mad. Chase beschrieb Herrn Simkins ebenfalls zwei Geister, von denen einer sein Freund Michael, der andre ein junges Mädchen war, dessen Bestattung er beigewohnt hatte. Michael Simkins ward Spiritist, weil ihn das Medium Gordon in Philadelphia als Freund Michael begrüßte, obgleich er eben erst, allen unbekannt (?) nach Amerika gekommen war.[113]) Hierher gehört auch die ganze Reihe von Geistern, welche, wie die oft erwähnten großen Medien Slade, Home, Firman, Cook u. s. w. behaupten, ihnen allerorten erscheinen, in bläulichem Lichte, aus dem Fußboden emporsteigend oder in ihm verschwindend. —

Daß an allen diesen Phänomenen wiederum etwas wahr ist, scheint uns nicht zweifelhaft, wenn wir an die vielfach berichteten ganz ähnlichen Erscheinungen bei Visionären, Ekstatikern und Somnambulen denken. Ja, alle religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Inspiration hat schon etwas (scheinbar) Uebernatürliches. Wer hätte es nicht schon an sich selbst erfahren, daß ihm die Lösung eines schwierigen Problems, an dem er sich lange vergebens abgemüht hatte, plötzlich einfiel, als wäre sie ihm von außen, von irgend einem Geiste „eingegeben"? Nullus posta, sagt Cicero treffend, sine afflatu divino. Jeder Dichter, Redner, Künstler, Lehrer weiß, wie wichtig der Moment ist; wie ihm im rechten Augenblick das rechte Wort, der rechte Gedanke kommen muß, ganz von selbst, wie vom Geiste inspirirt. Phidias soll daher seinen Zeus, Rafael die Sixtina u. a. ihre Meisterwerke nur ihren Visionen nachgebildet haben; daher malte Fiesole nie, ohne vorher zu fasten und zu beten. Wieviel mehr werden Leute, welche an Dämonen glauben, von ihnen fortwährend beeinflußt zu sein behaupten! So sagte mir der Spiritist G., welcher eine kleine Sammlung von Soldatenliedern herausgegeben hat, diese hätten ihm „die hohen Geister," vielleicht verstorbene Helden inspirirt, denn er selbst sei ja nie Soldat gewesen. Als ob dann nicht alle dramatischen Dichter immer von allen Schatten der in ihren Stücken auftretenden Personen besessen sein müßten!

Nun steht es fest, daß Ekstatische eine Beredtsamkeit entfalten, die ihnen im gewöhnlichen Leben fremd ist; sie reden in

edler Sprache, oft in fremden Zungen, über religiöse und moralische Themata. Von dem „Pfingstwunder in der Apostelgeschichte“ an berichtet die Geschichte viele solcher Fälle: die Ekstatiker Savonarola und Swedenborg, die Erweckten in der Dauphinée und Vivarais, die Quäker, Jansenisten und Methodisten, sowie die Irvingianer. Es sind dieselben Redensarten mit demselben Inhalte wie bei den Schreibmedien. Und damit ja nicht der subjektive Ursprung dieser „Inspirationen“ verborgen bleibe, brechen mitten durch die salbungsvollsten Passagen plötzlich Spott und Hohn, Lästerung und Frivolität hindurch.

Was das Reden in fremden Sprachen betrifft, so hat man dasselbe schon oft am Schlafe der Gesunden, wie vielmehr der Kranken beobachtet. So erzählt Pomponatius von einer Schuhmacherfrau, sie habe im Schlafe mehrere Sprachen gesprochen, La Mothe le Vayer von einem Bürger zu Rouen, er habe schlafend in allen möglichen Sprachen geantwortet; Ludw. Hugo berichtet, ein Bedienter Henry IV. habe im Fieber griechisch geredet; ein geborener Franzose, der zeitlebens in England gelebt hatte, sprach im Alter infolge einer Kopfwunde wieder französisch. Ein Goldberger Tuchmacher redete im magischen Zustande in mehr als 50 Sprachen[113]). Und wenn Rössigers Medium Libna die von Hornung deutsch gestellten Fragen ganz passend französisch beantwortete, weil sie nur dies verstand, so haben wir ähnliche Fälle in der Geschichte der Mystik genug. Eine Convulsionärin verstand, was man ihr in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache sagte. Von Somnambulen berichten alle Aerzte dasselbe. Ebenso redet und schreibt jedes Medium seine eigene (ekstatische) Sprache — sie ist mit Swedenborg's „Sprache der Engel“ identisch von der er, cum grano salis verstanden, nicht unrichtig sagt, sie drücke mit einem Worte mehr aus, als die gewöhnliche durch tausend; und eine ähnliche Sprache, wie die der Engel, sei jedem Menschen eingepflanzt, jedoch nur in seinem inwendigen Menschen — d. h. im Traume, wo jeder bekanntlich dichtet, und in erhöhter Stimmung spricht der Mensch engelhaft, nämlich herrlicher, tiefer, als er im Alltagsleben thut. —

Zur Erklärung des Wissens von manchem Verborgenen, welches die Spiritisten natürlich von Geistern ableiten, erinnern

wir nur an die fabelhaften Beispiele des Fernsehens, die uns von Somnambulen berichtet werden. Wieviel auch immer daran auf Rechnung des Betruges und der unkritischen Ueberlieferung zu setzen sein mag, Niemand wird die Thatsächlichkeit des Vorganges überhaupt leugnen wollen. Selbstverständlich bestreiten wir auch hier jeden Einfluß von Spirits. Aber wenn zahlreiche öffentliche Experimente Hansens gezeigt haben, daß manche Menschen einen ganz besonderen Einfluß auf Sensitive besitzen, daß er sie in Starrkrampf versetzen, ihre Sprache berauben und sie zwingen konnte, ihm mechanisch zu folgen, zu denken, was er wollte und rohe Kartoffeln mit Appetit als Birnen zu essen — dann werden uns manche von Medien berichtete Dinge weniger unglaublich erscheinen. Wir werden demnach den „Seher" und „Reformator" Andrew Jackson Davis einfach für einen Somnambulen halten[114]). Wie dieser in der „Trance" die himmlischen Sphären, so durchwandeln Magnetisirte je nach ihrem Bildungsgange oder Unterhaltungsstoff schöne Gegenden, oder ferne Orte, wohin sie sich im Herzen sehnen. So berichtet der Zahnarzt Prof. Dr. Breslauer[115]) von schmerzlosen Operationen, die er dadurch gemacht, daß er „die Seele durch Streichen aus dem Körper gezogen habe."

Was ferner die Spiritisten von Geistererscheinungen erzählen, beachten wir, abgesehen von dem oben (S. 42) abgefertigten Schwindel der Materialisation, als visionäre Selbsttäuschung. Schon in ganz gesundem Zustande sind wir der Illusion ausgesetzt, welche entweder aus klimatischen Verhältnissen — wie Fata Morgana, Nagl und Nebelmännlein — oder aus optischen und akustischen Täuschungen entspringen. Andere Visionen schafft die künstlerische und religiöse Phantasie: der Mensch sieht nicht nur Gestalten, sondern sie reden auch zu ihm, er kann sie umarmen und küssen u. dgl. Auch hier ist der Traum die beste Analogie. Beidemal, im Traum, wie bei der Vision, verwechseln wir subjektives und objektives Geschehen[116]). Wir erinnern nur an Simonides, dem die Dioskuren erschienen, Paulus, der Jesum sah, Jeanne d'Arc, Loyola, Joh. v. Werth u. v. a., denen sich Maria zeigte. Selbst sonst nüchterne Menschen haben, meist bei körperlicher Indisposition, Erscheinungen: so wurde

Spinoza durch einen schrecklich entstellten Brasilianer geängstet, Beaumont ward drei Monate lang von Geistern besucht, die schöne Marquise de la Croix wurde durch die steten Besuche von Prozessionen gläubig und selbst der Proktophantasmist F. Nicolai fand sich am hellen Tage oft von einer Gesellschaft von Geistern umringt. — Durch Narkotica, Fasten, Selbstpeinigung, sowie durch Leidenschaften (Liebe, Haß, Furcht) und fixe Ideen entstehen auch oft Visionen; ebenso durch Krankheiten, besonders des Gehirns. Die Vision ist daher bald ein Zeichen von Stärke (des Fühlens, Denkens oder Wollens), bald von Schwäche, bald Vorbote von Krankheit und Tod, bald von Genesung und Leistung. In besonders aufgeregten Epochen der Geschichte haben viele zugleich dieselbe Vision, was sich leicht durch psychische Ansteckung erklärt. Im II. Buch der Makkabäer (cp. 5) findet sich der Bericht einer Reiterschlacht in den Wolken, von vielen gesehen; nach Josephus fand dasselbe vor Jerusalems Zerstörung statt; noch 1571 sahen viele Einwohner einen Reiterzug durch die Prager Neustadt ziehen, 1680 in Chemnitz kämpfende Heere am Himmel, 1785 gespenstische Soldaten in Ujest u. s. f. (?) Atmosphärische Verhältnisse erregten in phantastischen Leuten solche Visionen, die sich dann auf andere, ähnlich Disponirte fortpflanzten. —

Aus allen diesen Visionen, die ganz verschiedene Ursachen haben, entsprang dann der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz von Geistern und Gespenstern, von Nixen, Sylphen, Erlen, Kobolden, Riesen und Zwergen. Und wie hier Volksüberlieferung, kirchliche Erziehung und inviduelle Richtung den Vorstellungskreis Einzelner und ganzer Massen bestimmen, so erklären sich auch die Erscheinungen der Spirits, soweit sie nicht Taschenspielerei sind, einzig aus dieser Quelle.

5. Das Geisterschreiben. — Die höchste intellektuelle Manifestation ist offenbar das automatische Schreiben, welches augenscheinlich ohne menschliches Zuthun, allein durch die Geister geschieht. Dies betrachtet Ludw. v. Güldenstubbe, ein Hauptbegründer des Spiritismus, als den wichtigsten Beweis für den direkten Verkehr der Geister mit uns. Er entdeckte ihn, wie er selbst erzählt[117]), dadurch, daß er im Jahre 1853 auf seinem Briefpapier im Pulte fortwährend „mysteriöses Geschreibsel" fand.

Um sicher zu gehen, verschloß er reines Papier nebst Bleistift in einem Kästchen, dessen Schlüssel er dem Graf d'Ourches, dem bekannten Veteran des Magnetismus (!) übergab — und siehe da, nach 14 Tagen (!) befanden sich 30 Geisterschriften auf dem Papier. — Aehnlich verlief der Versuch eines Arztes in Wheeling (Virginia), dessen Frau ein Medium war und den Schlüssel besessen hatte. — Das Medium Fowler ward aufgefordert, weißes Papier in seinem Schlafzimmer auszulegen und fand es dann beschrieben, wahrscheinlich von ihm selbst. Die Schriften bestehen aus ziemlich trivialen Sätzen, moralischreligiösen Inhalts, oft in verschiedenen Sprachen zugleich[118]). — Als besonderen Beweis führt Güldenstubbe die Schriften an, die er und seine Schwester im Antikensaal des Louvre, auf den Königsgräbern von St. Denis, auf verschiedenen Kirchhöfen erhalten hat. Da lieferten Franz I. zu Fontainebleau, Marie Antoinette im Trianon, der Jansenist Pâris zu St. Medard, Pausanias im Louvre (freilich erst nach sieben vergeblichen Versuchen und im ionischen, nicht dorischen, Dialekt!), Hannibal und Apollonios von Tyana zu München ihre Handschrift. Die in Güldenstubbe's Werk facsimilirten Autogramme haben übrigens eine verdächtige Aehnlichkeit mit einander. Dafür hat General von Brewern einmal sogar eine gedruckte gothische Geisterschrift erhalten.

Bei Slade schreiben die Geister gewöhnlich mit kleinen Schieferstücken auf Schiefertafeln, die er entweder unter den Tisch hält oder auf jene drückt. Manchmal schreibt der Stift, was gewünscht wird, meistens was Slade, wie er sagt, selbst nicht weiß. So erhielt Zöllner auf seinen Wunsch die Worte „Littrow, Astronomer". Als der Bettschirm hinter ihm zerrissen war, warf Slade ein Schieferstückchen auf den Tisch, preßte eine Tafel darauf und alsbald kritzelte es: „Wir wollten euch nicht kränken!" Mehrmals schrieben die Geister zwischen zwei zusammengelegten, eingewickelten und zugebundenen Doppeltafeln. Der Inhalt ist auch hier der denkbar trivialste. Da Mr. Slade nur englisch gut versteht, erhielt L. Pietsch folgende unorthographische Sentenz: Jesus voyant leur foi dit au paralytique: Mon fils, vos péchés vous sont remis. Or il voyait la quelque scribes ossi qui s'entretenaien de ses ponsées etc. Darunter stand

die oft wiederkehrende Phrase: Spirits are anxious to convince all mankind, that the soul never dies and can return to earth. Als ein vermählter Herr fragt, ob er verheirathet sei, antworten die Geister: I see no woman. Als Frau Dr. Elcho sich nach dem Schicksal ihres „verstorbenen" Mannes (der aber noch lebte) erkundigte, sagte die Schrift: »You will see him in a better land« und versprach ihr zugleich einen andern Mann!

Auch Geisterzeichnen ist neuerlich in Amerika, dem gelobten Lande alles Humbugs, aufgekommen. Anderson, Rogers, Milleson, Duguid sind z. B. solche Maler, die in dunklem Zimmer, ja mit geschlossenen Augen, Bilder von Verstorbenen liefern. Duguid behauptete sogar, unter der Leitung des Malers J. Ruysdael zu stehen, der ihn leibhaftig besuchte und ihn ein Bild von sich, der Wasserfall, zeichnen ließ mit Fortlassung der später erst von Berhem dem Original hinzugefügten Staffage[118]). —

Daß wir es bei all' diesen Geisterschriften und -Zeichnungen mit Betrügereien zu thun haben, scheint uns unzweifelhaft. Mögen die Medien sie vorher präpariren oder erst im Moment durch irgendwelchen Trick ausführen, oder ausführen lassen, irgend ein Betrug liegt jedenfalls vor. Dafür spricht nicht nur die Trivialität des Inhaltes und die frappante Verwandtschaft der Schriften mit der Denk- und Redeweise der resp. Medien, sondern auch Professor Lankesters Entlarvungsversuch Slade's. Lankester entriß diesem die Tafel, als er sie eben unter den Tisch gehalten hatte, und fand die Schrift unvollständig, den Schieferstift aber gerade an der Stelle, wo das Wort unterbrochen wurde. Er schließt daraus, Slade habe mit einem in den Nagel geklemmten Schieferstift geschrieben. Dieser Ansicht schloß sich das Londoner Gericht an und verurtheilte Slade auf Grund eines alten Gesetzes gegen Vaganten und Chiromanten zu drei Monaten schwerer Arbeit — ein Spruch, den freilich die höhere Instanz (am 27. Jan. 1877) aufhob. —

Zum Schluß dieser langen Reihe von spiritistischen Phänomenen stehe, gleichsam als Resumé ein

Spiritistischer Theaterzettel.

Brainard's Opernhaus (Chicago).
Sonntag Abend, den 13. August (ohne Jahr).
Das Wunder der Wunder!

Geister

Auf offener Bühne

In glänzendem Gaslicht.

Macht.

Professor Livingstone,

das bemerkenswertheste materialisirende Medium der Welt für die Darstellung des Spiritualismus durch physische Manifestationen.

Die Todten erscheinen und sprechen zur Zuhörerschaft.

Folgendes sind einige Kundgebungen, die gewöhnlich in Gegenwart dieser Medien stattfinden:

Geister-Hände, Gesichter und Gestalten

werden gesehen und erkannt; Blumen werden materialisirt und durch deutlich sichtbare Hände den Zuhörern übergeben; Glocken werden geläutet; Harfen gespielt und andre Musik wird deutlich gehört; eine Guitarre wird gespielt, während sie rund um den Saal schwebt, und deutlich gesehen.

Die wundervolle Wasserprobe! — Die erstaunliche Kleiderprobe! — Die überraschende Blumenprobe. — Geheimnißvolles Schiefertafelschreiben! — Und die am meisten in Erstaunen setzende Handfesselprobe!

500 Dollars Belohnung für 4 Paar Handfesseln, die ihn (?) festhalten!

Die Probe des eisernen Käfigs,

welche alle Männer der Wissenschaft verwirrt, und eine Herausforderung um 10,000 Dollars, daß diese Thatsache von keinem Taschenspieler oder irgend einem lebenden Sterblichen nachgeahmt werden kann.

Es treten neue Medien auf, welche mehr und bessere Manifestationen an einem Abend ausführen, als alle übrigen Medien der Welt zusammen. Sie haben sich drei Jahre lang zu dem be-

sondern Zwecke, die Thatsache des Spiritualismus zu illustriren, ausgebildet (!).

(Folgen einige anpreisende Urtheile aus der Presse.)

Kommt und sehet selbst!

Materialisation ist eine feste Thatsache!

Die Todten kehren zurück!

Sie zeigen sich und verkehren mit ihren Freunden. Kommt und überzeugt Euch, glaubt Euren eignen Augen und laßt Euch von Eurer eignen Vernunft leiten.

Preise wie gewöhnlich.

Nun folgt ein Angebot von 1000 Dollar gegen die Professoren Belwin, Bates, Cooke und Tobin oder gegen jeden andern Geisterverachter oder Nachahmer, daß niemand diese Manifestationen ohne Geistermacht bewirken könne.

(gez.) Prof. Livingstone.

B. Kritik der spiritistischen Phänomene.

Schon aus der übersichtlichen Darstellung der Geistermanifestationen und den von uns eingestreuten Bemerkungen und herbeigezogenen Analogien aus der Geschichte des Aberglaubens wird der geehrte Leser sich ein Urtheil gebildet haben, welches, wie wir hoffen, ungefähr auf folgende Sätze hinauslaufen möchte.

1. Die von den Spiritisten in Büchern und Zeitschriften berichteten Dinge sind wirklich geschehen. Die Thatsächlichkeit derselben geben wir also zu. Denn die große Reihe hochachtbarer Namen, zum Theil von exakten Forschern, verbietet uns die Annahme, daß die Manifestationen erdichtet seien.

2. Daraus folgt aber noch garnichts für die Ursächlichkeit der Phänomene, d. h. ihre Quelle. Denn da wir es hier, wie auch die Spiritisten zugestehen, nicht mit Vorgängen zu thun haben, die wie diejenigen in der Natur, nach unabänderlichen Gesetzen eintreten, sondern, selbst wenn alle Vorbedingungen erfüllt sind, auch oft ausbleiben, so haben wir drei Möglichkeiten.

a) Die Phänomene werden durch betrügerische Medien bewirkt; oder

b) sie entspringen aus einer bisher noch unbekannten Naturkraft; oder

c) sie rühren von Geistern her.

Diese drei Möglichkeiten wollen wir der Reihe nach betrachten. —

a) Es ist Alles Humbug.

Diese Ansicht hat gewiß jeder unbefangene Beurtheiler instinktiv, besonders den wunderbaren Thatsachen (Materialisation, Schweben, Geisterschrift, -Photographie u. dgl.) gegenüber. Denn abgesehen von den mannigfachen, oben erzählten Entlarvungen, verstoßen ihm die Manifestationen so sehr gegen alle Naturgesetze, daß wir unsere (oben S. 5 ff. angedeutete) Weltanschauung geradezu aufgeben müßten, wollten wir so etwas glauben. Hierauf kommen wir noch weiter unten zurück.

2. Ferner kann man sich auf den Eintritt der Manifestationen nicht verlassen, selbst die Gegenwart der besten Medien garantirt keinen Erfolg.

3. Es ist verdächtig, daß Charakter und Stimmung der Anwesenden von so hohem Einfluß ist. Warum machen die Medien ihre Vorstellungen nicht öffentlich, sondern nur in kleinen Cirkeln, deren Theilnehmer ihnen entweder als Spiritisten oder Wundersüchtige oder wenigstens „bescheidene" Menschen bekannt sind? Warum vermeiden sie eine öffentliche Prüfung durch ein Komité von Naturforschern? Virchow wollte nur unter seinen Bedingungen mit Slade Sitzungen halten, aber dieser ging nicht darauf ein. Warum mißlangen alle Experimente, als sich Slade endlich einem Komité in Petersburg stellte?

4. Sagen aber die Spiritisten, die Männer der Wissenschaft hätten zu allen Zeiten a priori neue Entdeckungen angezweifelt, so folgt daraus, daß viele heut anerkannte Thatsachen früher angezweifelt wurden, doch nicht das Umgekehrte, daß alle heut angezweifelten Dinge später sich als reine Wahrheit herausstellen müssen. Gewiß, die Hypothese des Kopernikus ward für absurd erklärt und Galilei's Gegner weigerten sich in sein Teleskop zu schauen, um nicht die von ihm entdeckten Jupitermonde sehen zu müssen; Harvey, Franklin, Jenner, Young und Stephenson sind

für Narren erklärt worden. Wenn dies daher mit den Spiritisten, wie Wallace, Crookes, Edmonds, Zöllner u. s. f. geschieht, können sie sich trösten, daß es ihnen nicht besser geht, als jenen. Andrerseits aber dürften sie darum den Versuch, ihre Gegner experimentell zu überzeugen, nicht aufgeben.

5. Sodann wird man folgendem Schlusse wohl zustimmen. Da die Geister die Schatten verstorbener Personen sind, diese aber zu ihren Manifestationen stets des unbewußten Willens der Medien bedürfen — so folgt daraus, daß alle Phänomene einzig in unbewußten Fähigkeiten lebender Menschen begründet sein müssen.

6. Das Thun und Treiben der Geister ist so geschäftsmäßig, daß man Verdacht schöpft. Unzählige Male sprechen und schreiben sie die Mahnung, daß wir an sie glauben sollen, fordern sie die Anwesenden auf für die bedürftigen Medien zu sorgen u. dgl. m.

7. Selbst Spiritisten warnen vor den Betrügereien der Medien. So erklärt Frau Davis[121]): „Schlimm sind die Schwindeleien betrügerischer Medien in den Dunkelsitzungen. Womöglich von noch größerem Uebel aber ist die Sorte von spiritistischer Literatur, die mit hohen Namen gefeierter Autoren prunkt und, bei Lichte besehen, nur Schmutz und Unsinn feilbietet." Auch Zöllner giebt die Neigung vieler Medien zur Täuschung zu, ja er hat selbst ein Beispiel davon erzählt, welches wir oben (S. 50) anführten.

8. Der wichtigste Beweis aber dafür, daß der Spiritismus ein großer Humbug ist, beruht in den Entlarvungen der Medien. Slade ist zu London als Geisterschreiber, Buguet als Geisterphotograph, Firman als Materialisator, Mrs. Corner Flint als Geisterkorrespondent, Mr. und Mrs. Fletcher, Eglinton entlarvt worden[122]). Sodann sind neuerlich einige Schriften erschienen, die uns in das betrügerische Treiben der saubern Medien einen guten Einblick gewähren. Vor allem sei auf folgende zwei hingewiesen: 1. Every Boy's Annual, 1880 bei Routledge, London, und 2. Confessions of a Medium, Griffith und Farran, London 1882. Während jenes einige Enthüllungen für die Jugend bringt, welche von dem berühmten Prestidigitateur Robert Houdin herstammen, enthält dieses (232 S. stark) die Erfahrungen eines jungen Theo-

logen, der sich unter dem Pseudonym Parker einführt. Dieser hatte durch den Spiritismus seinen Kirchenglauben, ja alle körperliche und geistige Frische verloren, konnte sich aber trotzdem nicht vom bestrickenden Verkehr mit den Medien freimachen, besonders seitdem er das große Medium, welches er Thomson nennt, kennen gelernt hatte. Ja, um der Ausbreitung des neuen Evangeliums zu dienen, ward er sogar dessen Begleiter und Gehülfe, wofür ihm kontraktlich die Hälfte der Einnahmen zugesichert wurde. Da er schon mehrfach gegen die Thatsächlichkeit der Phänomene Verdacht geschöpft hat, worin ihn die freimüthigen Reden Thomsons bestärkten, so beschließt er fortan allen Fleiß auf die Entlarvung desselben zu verwenden, zumal dieser (S. 222 des Buches) den ganzen Schwindel offen eingesteht! Da beschließt Parker, in seinen höchsten Erwartungen getäuscht, sich von Thomson zu trennen; dieser aber kommt ihm zuvor und verläßt ihn auf immer. — Wer Beide sind, erfahren wir leider nicht, so wichtig es auch wäre; die „Bekenntnisse" aber sind derart, daß sie in ihrer schmucklosen Darstellung auch den verstocktesten Spiritisten stutzig machen, jeden Nichtspiritisten aber von der Betrügerei der Medien überzeugen müssen. Wir wollen nur einige schlagende Punkte herausgreifen[123]). —

Da, wie schon oben (S. 61) bemerkt wurde, die Stimmung der Anwesenden höchst wichtig ist, so empfiehlt Thomson seinem Adepten, Mißtrauische und Zweifler möglichst auszuschließen. Glaube an den Spiritismus oder mindestens an das Medium ist durchaus nöthig. Am angenehmsten ist daher ein Kreis enragirter Spiritisten oder dummer Wunderjäger. Sollen aber die Geister alles thun, so erscheine das Medium möglichst passiv, harmlos, ja dämlich (S. 66. 136 des genannten Buches) und stelle sich höchst überrascht durch die Phänomene, die es nie erklärt. Selbstverständlich kennt es keine fremde Sprache, kann es kein Instrument spielen u. s. w. Es läßt sich vor der Sitzung geduldig untersuchen, geht auf jeden Vorschlag eines Gastes ein, verspricht aber nie, daß etwas gelingen oder auch nur so eintreten werde. Denn Mißerfolg schadet ihm nichts, da ja daraus erst recht die Willkür der Geister hervorgeht (S. 89). Auch bringt ein Nichterfolg mehr Geld, da er zu neuen Sitzungen reizt.

Geld aber ist das Hauptziel der Medien, welche, wie Thomson, jährlich oft mehr als 1000 £ verdienen. Privatsitzungen sind einträglicher und ungefährlicher als öffentliche (135). Andererseits müsse man den Schein ängstlich vermeiden, als sei es dem Medium um Geld zu thun. Die vornehmen Gentlemen, mit denen er sich einlasse, bezahlen freiwillig genug, zumal wenn sie ein Geist (d. h. das Medium) zu außerordentlicher Gabe auffordert (162. 181).

Uebrigens ist es keineswegs leicht, ein großes Medium zu sein; zwar nicht Geister, aber Geist gehört dazu. Zunächst gründliche Kenntniß der spiritistischen, theologischen und philosophischen Theorie; ferner mehrere Sprachen, sodann große, fast athletische Körperkraft und Gewandtheit, um allerlei Tricks sicher auszuführen, Scharfsinn und Menschenkenntniß, Verstellungskunst, Feinheit des Benehmens, Vorsicht und vor allem Geistesgegenwart für kritische Lagen; daneben allerlei Taschenspielerkünste, wie Arbeiten mit Nadel, Zange und Schlüssel im Dunkeln, Schleichen, An- und Auskleiden u. s. w. (S. 178. 105. 165. 125). Und als absoluten Kanon schärft das Medium dem Schüler ein: „Besser ein Mißerfolg, als eine Entdeckung!“ Dann verspricht er ihm die glänzendsten Erfolge, denn Wundersucht, Eitelkeit und Dummheit, Scham und Geldgier werden zusammenwirken, um ihm überall ein gläubiges Publikum zu sichern.

Ueber die Glaubensseligkeit der Spiritisten spottet unser Medium herzlich. Sie lassen sich einfach Alles aufbinden, nur muß es möglichst absurd sein. Selbst Invectiven und Sottisen schlucken sie ruhig herunter, wenn sie von ihrem Schutzgeist durch den Mund des „entrancirten“ Mediums kommen (S. 189). So behaupteten zwei Spiritisten steif und fest, jeder von ihnen sei der „Logos“, obgleich es ihnen derselbe Geist John King durch ihre resp. Medien gesagt hatte (183). Die Photographien der Katie King (s. o. S. 39) erklärt Thomson für Betrug: „Meiner Ansicht nach war es offenbar nur die Photographie des weiblichen Mediums selbst, das ich kannte, und ich war nur erstaunt, daß unser Kunde das nicht auch sah“ (S. 185). Wenig schmeichelhaft in einer Beziehung ist das Lob, das hier den Gelehrten gespendet wird. Während Thomson mit Journalisten und Geistlichen nichts

zu thun haben mag, ruft er dagegen S. 121 aus: „O, eure Männer der Wissenschaft! Gebt mir nur Gelehrte für meine Sitzungen! Ihr könnt ihnen ebenso leicht mitspielen wie Blinden. Mit ihnen seid ihr so sicher wie mit Gentlemen. Mag da selbst einer ein Skeptiker sein — wenn er sein Wort gegeben hat, die Bedingungen einzuhalten, so ist er Gentleman genug, um es nicht zu brechen"! — Wer dächte dabei nicht an den vertrauensseligen Zöllner, der nicht im entferntesten die Vorsichtsmaßregeln traf, die doch einem großen Medium, d. h. Betrüger, gegenüber vonnöthen sind.

Wie vorsichtig verfährt dagegen Thomson: Journalisten und Geistliche läßt er gar nicht zu, zieht über alle Gäste, ihre Stimmung, ihren Charakter, ihre Verhältnisse Erkundigungen ein, in Gegenwart von Skeptikern, die er möglichst fern von sich setzt, macht er ganz harmlose Dinge, im schlimmsten Falle schreckt er selbst nicht vor Gewalt zurück, indem er dem Einen einen Stoß mit der Hand, einem andern mit der Guitarre giebt, als sie die Kette sprengen.[124])

Von den spiritistischen Gesellschaften hält unser Medium nichts: „Sie sind", sagt er (S. 50), „ein Bündel naseweiser und zudringlicher Wühlhuber (a parcel of meddling, muddling busybodies), die viel Zeit mit Streiten verschwenden und dem Spiritismus selbst keinen Nutzen bringen." Eitelkeit, Habgier, Rechthaberei und Schwindel beherrscht sie alle. Er hält sich daher von ihnen fern; mögen sie seinen Charakter verdächtigen, seine Mediumschaft preisen sie aus Eigennutz und Kameraderie doch. „Die Fischhändler rufen am wenigsten: der Fisch stinkt!" (144). Natürlich stehen auch die Medien mit einander schlecht, wegen der Konkurrenz! Aber wenn sie auch vereint unendlich mehr verdienen würden, so schadet ihm doch ihre Uneinigkeit auch nicht viel; selbst entlarvt zu werden macht Thomson wenig Sorge: „Mein Ruf ist gemacht", versichert er (S. 122) Parker, und wenn ein Medium erst einmal zu Ansehen gekommen, so kann die Presse der ganzen Welt es nicht darum bringen, einfach deshalb, weil das zukünftige Leben die Leute mehr interessirt als die Gegenwart". Dazu kommt das Verblüffende des Augenscheins, die Unerklärlichkeit der Phänomene, die Sehnsucht nach dem Uebernatür-

lichen, die religiöse Erziehung, der Mangel an nüchterner Geistesdisziplin und der Wunsch, das Jenseits bewiesen zu sehen. Daß daher eine Entlarvung dem Medium nicht schadet, sondern ihm vielmehr als Martyrium zugerechnet wird, kann uns nicht wundern (vgl. oben S. 42). Selbst wenn alle Medien offen eingeständen, daß sie Betrüger seien, die Spiritisten würden es ihnen nicht glauben, sondern behaupten, sie ständen zeitweilig unter dem Einfluß böser Geister. Mit Recht nennt daher Parker den Spiritismus die Narrheit des Zeitalters (S. 223).

Höchst charakteristisch ist Thomsons Bericht, wie er selbst zum Medium wurde. Zuerst machte er einige kleine Tricks aus Scherz und lachte über die Leichtgläubigkeit der Spiritisten. Dann gefiel er sich in der Rolle eines höheren Wesens, die man ihm aufzwang; denn als er gestand, daß alles nur Schwindel sei, was er gethan, glaubte man ihm nicht; dann ward er aus Geldverlegenheit Helfershelfer eines großen Mediums, für 2 £ wöchentlich; endlich, als er ihm Tricks genug abgesehen, schwang er sich zur selbständigen Mediumschaft empor, die ihm zunächst 1000 Fr. von einem gräflichen Protektor, bald aber 1000 £ durch unabhängiges „Arbeiten" einbrachte (S. 224f.).

Sind nun die Vorbedingungen erfüllt, d. h. hat sich das richtig zusammengesetzte Publikum verpflichtet, die Kette nicht zu unterbrechen, ist durch Dunkelheit das Sehen, durch allerlei Musik (denn die Geister sind sehr musikalisch!) das Hören unmöglich gemacht, und befindet sich so der Kreis in höchster körperlicher und geistiger Erregung: dann kann das Spiel beginnen. Zunächst gilt es für das Medium, eine Hand oder beide aus der Kette zu lösen. Dies geschieht, wie Thomson (92) auseinandersetzt, auf höchst einfache Weise: Während seine (vielleicht skeptischen) Nachbarn ihn krampfhaft festhalten, zuckt er mehrmals unter „Geisterschauern" zusammen und nähert dadurch seine eigenen Hände unmerklich; jetzt hat er sie ganz nahe — ein Ruck — und er zieht seine rechte Hand zurück und schiebt dem Finger des rechten Nachbars den Daumen seiner eigenen Linken unter. Nun kann er mit der Rechten schon allerlei machen: Anwesende berühren und zupfen, ihnen Blumen ins Knopfloch stecken, den Tambourinring oder die Guitarre auf den Kopf legen, Instrumente spielen, Stühle um-

werfen oder auf den Tisch stellen u. dgl. m. Nachdem er dann in derselben Weise auch die Linke frei gemacht, erhebt sich das Medium leise vom Tische, schleicht katzenartig im Zimmer umher und bringt grabezu erstaunliche Dinge zuwege. Gegen Ende der Sitzung gliedert er sich natürlich wieder ebenso in die Kette ein — und „groß ist die Diana der Epheser!" Freilich so einfach diese Tricks scheinen, sie wollen gelernt sein; wie jeder Taschenspieler, so braucht auch das Medium hierzu Geduld, Uebung und Körperkraft.

Aber er bedarf dazu auch mancherlei Apparate und Vorbereitungen! Von den musikalischen Instrumenten (Spieluhr, Guitarre, Tambourinring) war schon die Rede, eine bewegliche, aus mehreren Stäben bestehende Scheere, welche phosphorescirende Gegenstände in die Höhe schnellt; eine falsche Nase, Schnurrbart und Brille (216), falsche Hembärmel, phosphorescirenden Stoff zu den Geistererscheinungen, Messer, Nadel und Faden (150). Selbstverständlich muß er alles vorsichtig verbergen, eine Durchsuchung verhindern, nichts liegen lassen oder es im schlimmsten Falle als sein Eigenthum verleugnen. Am besten, Thomson hat einen Helfershelfer, wie den Parker oder seine kleinen Nichten, die jene Sachen unterm Röckchen verbergen und jeden Eindringling vom Kabinet fernhalten (86. 218. 61). Diese Gehülfen halten sich natürlich in größter Nähe, verkehren nur durch abgekartete Zeichen mit dem Medium, gehen ihm aber auf alle Weise zur Hand. Wie hinfällig daher Crookes' Behauptung ist, daß Miß Cook, ein 15 — 17 jähriges unschuldiges Mädchen, keines Betruges fähig sei, erhellt daraus, daß Thomsons zehnjähriges Nichtchen Louey sich mit größter Verschlagenheit und Selbständigkeit am Schwindel betheiligt.

Betrachten wir nun noch einige mediumistische Wunder. Um die Gäste mit einer Todtenhand zu betasten, bedient er sich eines alten Glacé-Handschuhs, der gut eingeweicht und ausgerungen ist, und zieht ihn im geeigneten Moment an. Den Tisch hebt er dadurch, daß er den Kopf darunter steckt, während seine beiden Hände von den Nachbarn krampfhaft festgehalten werden. Das Geisterklopfen (spirit rapping) wird durch eine Transmission des Schalles bewirkt, indem ein Kästchen auf einen Stab befestigt

wird und nun der Klang aus jenem zu kommen scheint. Schwere Gegenstände (Stühle, kleine Tische, ja Sophas) bewegt er mit einem Fuße, denn, sagt er (119), finde ich nur einen Hebelpunkt, so setze ich alles in Bewegung. Oder er ergreift den Tambourinring mit den Zähnen, wirft ihn über den Kopf um den Hals, nimmt dann mit dem Munde einen bereitliegenden Stift und praktizirt leise das ihm zugewendete Griffbrett der Guitarre ins Tambourin. Erhebt nun das Medium den Kopf, so steckt sie im Ringe mit ihren Saiten vor seinem Munde, und er kann nun mit dem Stäbchen im Munde spielen und die Schellen des Tambourins zugleich bewegen (94), während die indeß befreite Rechte noch die Glocke läutet oder die Dose spielt. Da man im Finstern die Entfernung des Tones nicht genau ermessen kann, so täuscht er die Gäste leicht, indem er die Spieldose öffnet oder schließt, oder gar sich darauf setzt, damit es scheine, als spiele sie draußen (104. 110. 112).

Um die Gäste in absolute Sicherheit zu wiegen, läßt er sich mit ihren Händen zusammenbinden — aber er trägt doppelte Hemdsärmel, sodaß er doch die Hände frei bekommt (94). Geistererscheinungen (spiritistische Spiegel, Masken, leuchtende Hände, Gewänder u. dgl.) bringt er leicht durch den bekannten phosphorescirenden Stoff hervor (80. 63. 99. 112).

Der Apport von Gegenständen, eine Hauptstütze der Hypothese von der Durchdringung der Materie, kommt auf wahrhaft triviale Weise zu Stande: Thomson und Parker haben die Sachen nämlich in der Tasche! (25. 46. 118). — Während ferner das Medium innerhalb des Cabinets im Trance liegt, redet der Geist, manchmal sogar zwei oder drei Geister, mit verschiedener Stimme. Ja, sie materialisiren sich auch, nachdem sich Thomson hat binden und fesseln lassen. Durch Einlegen des Daumens in die Handfläche kann nämlich der Umfang der Hand fast auf den des Handgelenkes vermindert werden. Das Selbstfesseln geschieht durch einen kunstgerechten Knoten, der beide Hände des Mediums auf dem Rücken befestigt, aber nur eine Doppelschleife ist, wie an den Halsbinden; werden nun durch diese zwei Schleifen die Hände gesteckt, die losen Enden durch eine im Sitzbrett befindliche Oeffnung gezogen und an die Füße geheftet, so kann man durch Vorstrecken der letzteren den Knoten scheinbar fest um

die Hände schlingen und durch Nachlassen diese augenblicklich wieder befreien. Der mittlere Knoten bewegt sich dabei kaum, sodaß man denselben, wenn der Strick genügend dick ist, ruhig versiegeln lassen kann.

Alle Sicherheitsbeweise (tests) hält Thomson überhaupt für „schieren Unsinn“ (sheer nonsense 91), denn durch seine zehnjährige Erfahrung hofft er jeden eingebildeten Pinsel zu übertölpeln, der sich seinen Bedingungen einmal fügt. Und in der That, wenn man bedenkt, daß seine Vorstellungen nicht öffentlich, nicht bei hellem Gaslicht stattfinden und ein Mißerfolg ihm keineswegs schaden kann, wie jedem Taschenspieler sonst, so befindet er sich allerdings in sehr günstiger Lage. Daher läßt sich denn auch Thomson in Gegenwart eines berühmten deutschen Professors (!) in einen 6′ hohen Drahtkäfig sperren, dessen Thür durch 3 Vorlegeschlösser gesichert wird (49. 53), trotzdem tritt er alsbald als Geist daraus hervor! Er hat eben die Schlösser einfach aufgeschlossen! Denn er versteht jedes Schloß im Dunkeln zu öffnen (121. 152).

Gradezu großartig ist sein Experiment mit dem Sacke, das er selbst ausgesonnen hat, um durch Täuschung des Publikums desto größere Erfolge zu erreichen. Er läßt den großen Sack aus grober Leinwand, nachdem er hineingestiegen, um seinen Hals fest zuschnüren, die Schnürbänder darauf verknoten und versiegeln. Dann steckt er durch zwei keine Löcher in Taillenhöhe die um seine Handgelenke gebundenen Bänder nach außen, welche nun hinten an dem Stuhle befestigt werden, worauf unser Medium sitzt. Trotzdem gelangt er ebenso geschickt heraus und hernach wieder hinein, ohne daß ein Mensch, ja selbst ein Schneider etwas Merkwürdiges an dem Sacke erkennen kann. Wie geschieht das? Höchst einfach. Zunächst zieht Mr. Thomson, während man die Schnürbänder verknüpft und versiegelt, soviel davon leise nach innen, als er braucht, um bequem herauszugelangen. Die Bänder, die er dann herausteckt, und die, an seinen Handgelenken festgeschnürt, hinter ihm angesiegelt werden, holt er einfach aus der Tasche, seine Handgelenke bleiben mithin in Wirklichkeit völlig frei. Während dann am Ende der Sitzung die biederen Spiritisten das arme Medium, wie sie wähnen, endlich losschneiden,

schneidet dieses im Sack gemächlich die echten Bindebänder los, damit es nicht mit ebenso langen Bändern herausſteige, als es hineinging (S. 136). — Manchmal freilich ist die Sache schwerer. So als eine Dame den Sack nochmal ganz durchgenäht hatte. In diesem Falle mußte Thomson seine Handbänder richtig durch jene Löcher nach außen stecken, wickelte sie aber wohlweislich erst einige Male um die Hand, sodaß diese zum Taschenmesser gelangte; dann schnitt er die Bindebänder durch, verknüpfte sie innen, damit sie nicht herausrutschten und nähete nun innen im Sacke ein Stück Band an dasjenige des Knotens fest, welches nun in die Schnurre hineinglitt und dadurch seine Halsöffnung erweiterte. Mit diesem angenähten Bande zog er nachher den Sack wieder zu und nähete dann alles wieder fest, wie es gewesen war. Daher kommt unser großes Medium zu dem bemerkenswerthen Satz, alle „Arbeit" sei ohne den Sack schwieriger als mit ihm, da er ja so schön seine Hände verberge.

Wie sinnreich unser Medium überhaupt „arbeitet", wird auch dadurch bewiesen, daß er die „Geisterwage" unschädlich macht, welche sowohl die Zu- und Abnahme seines Perisprits bestimmen als auch konstatiren soll, ob er seinen Platz im Kabinet verlassen hat. Durch zwei Bohrer, welche in Fußboden und Wage eingeschraubt und mit einer dicken Schnur verbunden werden, täuscht er die Männer der Wissenschaft (120).

Die bei Zöllner erwähnte „rothbraune Geisterhand" bestand einfach aus Wachs oder Papiermaché und wurde von Slade auf den Stiefel gestülpt, der sie nun bequem über den Tisch gucken ließ. Auf ähnliche Weise werden die Gesichtsabdrücke der Geister in heißem Paraffin hergestellt (197) und dann, in Wasser gekühlt, den begeistertsten Anhängern zum Andenken überreicht (187. 42). Um nun eine „Materialisation" zu veranstalten, zieht das Medium, nachdem die Gäste es in tiefstem Schlafe hinter dem Vorhang liegend, verlassen haben, sobald alles in Ordnung ist, aus seiner Tasche das zusammengerollte Leuchtpapier und kommt damit hervorgeschlichen; er schwebt empor, indem er leise auf den Stuhl steigt und dabei das Geistergewand herabrollen läßt, wodurch seine Gestalt weit über Menschliches hinausgeht; guckt er hinter seinem Vorhang hervor, so scheint die Glanz-

gestalt oben zu schweben; rollt er das Gewand nach oben auf, so scheint er emporzusteigen (73. 199). Beabsichtigt er gar eine „Duplikation“ und „Reabsorption“ des Geistes, wie er pomphaft ankündigt, so läßt er sein Kousinchen Louey sich allmählich aus seinem Geistergewande heraus- und hernach wieder hineinwickeln.

Ich glaube, der geehrte Leser hat genug. Sollte er noch daran zweifeln, daß alles, was die „berühmten“ Medien vorführen, eitel Humbug ist, so bedenke er 1. jedes von ihnen hat seine besonderen Tricks, die es eifersüchtig vor den Konkurrenten hütet; 2. selbst unser Bekenner Parker wird nicht alles von seinem Meister Thomson erfahren haben, da er sich im Zorn plötzlich von ihm trennte. 3. Es giebt in Paris und London ganze Geschäfte, die mit den Requisiten der Medien handeln. 4. Ein Laie ist vielleicht nicht im Stande, alle Tricks der Medien zu erklären, ohne daß er darum weniger berechtigt wäre zu zweifeln, daß es Tricks sind, nachdem er so viele Hauptmanifestationen als solche erkannt hat.

Bei alledem bleibt die Mitwirkung gewisser noch nicht genügend erforschter Naturkräfte nicht ganz ausgeschlossen, wie wir jetzt kurz betrachten wollen.

b) Die unbekannten Naturkräfte.

Denn deshalb, weil die spiritistischen Phänomene mit den Naturgesetzen in Widerspruch stehen, dürfen wir sie noch nicht verwerfen, wie Wundt vorschlägt, welcher behauptet, eine Thatsache müsse, um glaubhaft zu sein, mit den Naturgesetzen stimmen[125]). Denn welche Naturgesetze stehen absolut fest? Liegt nicht in Wundts Behauptung ein Cirkelschluß? Wenn eine neue Thatsache dem widerspricht, was Naturgesetz genannt wird, so beweist dies nicht, daß die behauptete Thatsache falsch ist, sondern nur, daß wir noch nicht alle Naturgesetze ermittelt haben! Auf diesem Gedanken beruht Wallace's Deduktion in seinem mehrfach zitirten Buche[126]). Die Gegner des Spiritismus gehen, meint er, alle von Hume's unerweislicher Voraussetzung aus, als sei der uns bisher zugängliche Theil kosmischer Kräfte deren faktischem Umfange gleich. Ferner sei die landläufige Definition des Wunders als „einer Verletzung eines Naturgesetzes durch den be-

sonderen Willen der Gottheit oder durch Vermittlung irgend einer Intelligenz", falsch. Denn sonst müßten die Thatsachen des Galvanismus, der Elektrizität und des Magnetismus, solange sie noch nicht als Naturvorgänge ermittelt waren, zu den Wundern gerechnet worden sein. — Dies wurden sie allerdings. — Endlich bestreitet Wallace die von Hume, D. Strauß u. A. behauptete totale Unerweislichkeit der Wunder. Denn wenn seine Gegner sagten, keine noch so große Summe von Zeugnissen könnte die Realität eines Wunders beweisen, weil die Unveränderlichkeit der Naturgesetze durch Erfahrung konstatirt sei, so würde, meint Wallace, sich nie eine neue naturwissenschaftliche Thatsache feststellen lassen, da ihr ja stets die Erfahrung früherer Jahrhunderte entgegenstände. So könnte z. B. die Existenz eines fliegenden Fisches niemals bewiesen werden. Wie mit der exakten Naturforschung, so verhalte es sich nun mit dem Spiritismus. Auch er sei eine Wissenschaft der Empirie, worin scheinbar übernatürliche Dinge durch das Zeugniß vieler vorurtheilsfreier und kompetenter Männer als wirklich geschehen ausgemacht würden.

Gegen diese Deduktion des berühmten Gelehrten bemerken wir Folgendes. Wunder (von: sich wundern) bedeutet eigentlich jedes, die Verwunderung der Menschen herausfordernde Phänomen. Je unwissender daher einer ist, desto mehr Dinge wird er anstaunen. Nil admirari war das Ziel des stoischen Weisen. Ihrer theologischen Richtung gemäß führte die älteste Menschheit alle Vorgänge, die sie nicht erklären konnte, auf irgend eine Gottheit zurück, die sie sich feindlich oder freundlich vorstellte. So entstand die weiße und schwarze Magie, welche sich auf die Annahme der Wechselwirkung zwischen Menschen und Dämonen stützt. Hierauf beruht die Wirksamkeit der Zauberer aller Zeiten, die Legende der Heiligen, der Teufels- und Hexenglaube, ja das ganze magische Geistesleben überhaupt. Aber die Wissenschaft, welche überall den Kausalzusammenhang aufsucht, hat gezeigt, daß alle Erzählungen von diesen Dingen entweder aus absichtlichem Betrug oder unabsichtlicher Selbsttäuschung entsprungen sind. Es giebt eben absolut keine andere Wirksamkeit des Menschen, als welche die Naturgesetze anerkennt und verwendet.

Je weiter daher die Naturforschung in den Zusammenhang der Welt eindringt, desto mehr schwinden die Wunder. Zwar in dem Sinne wird auch ein wissenschaftlicher Mensch von Wundern reden, als er damit staunenswerthe Dinge meint: so spricht er von den „Wundern der Sternenwelt, dem wunderbaren Bau des Auges" u. dgl. Aber er ist sich dabei bewußt, daß diese „Wunder" keine Verletzungen, sondern grade Erweisungen der Naturgesetze sind. Und wenn er auch in poetischer oder religiöser Sprache den Ausdruck „Wunder" zuläßt, so weiß er, daß, was dem Gemüthe als ein Wunder, d. h. etwas Ueber- oder Widernatürliches erscheint, dem Verstande sich gerade als das Naturgemäße enthüllt oder enthüllen wird. So konnten wir Deutsche unsere herrlichen Siege 1870 und die Einigung unseres Vaterlandes als Wunder bezeichnen, während wir andererseits aus dem Generalstabsbericht jene und aus der Geschichte diese als ganz naturnothwendig erkennen. Daher müssen wir Wallace's Definition des Wunders als „ein Ereigniß, das die Existenz und Wirksamkeit übermenschlicher Intelligenzen in sich schließt" — durchaus verwerfen. Denn dieser Fall wird solange nicht anzunehmen sein, als noch eine andere Erklärung möglich ist, d. h. immer. Denn da sich bisher jedes sog. Wunder bei genauerer Prüfung als Täuschung erwiesen hat, leben wir der festen Ueberzeugung, dies werde auch für die etwa noch nicht geprüften, resp. genügend erklärten der Fall sein. Wir stimmen daher Kant vollständig bei, wenn er sagt[127]): „Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur muß wiederum aus Naturgründen erklärt werden, und hier sind selbst die wildesten Hypothesen, wenn sie nur physisch sind, erträglicher, als eine hyper-physische, d. i. die Berufung auf einen göttlichen Urheber, welchen man zu diesem Behufe voraussetzt. Denn das wäre ein Prinzip der faulen Vernunft (ignava ratio); alle Ursachen, deren objektive Realität, wenigstens der Möglichkeit nach, man noch durch fortgesetzte Erfahrung kann kennen lernen, auf einmal vorbeizugehen, um sich in einer bloßen Idee, die der Vernunft bequem ist, zu ruhen."

Die Erklärung der spiritistischen Phänomene durch Geister weisen wir demnach ganz zurück, bei den schwierigsten erkannten

wir als Ursache Taschenspielerei, bei den leichteren suchen wir zur Erklärung nach Naturkräften.

Als solche schlägt nun Perty in seinem mehrfach von uns benutzten Buche: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ eine magische Kraft vor, denn die Seele, meint er (a. a. O. I, 52) als Substanz für sich, könne sich unabhängig von der Materie, ja gegen dieselbe bestimmen. Daß diese Ansicht durchaus falsch ist, lehrt die Psychologie. Die Seele ist nicht, wie der Spiritualist Perty meint, etwas toto coelo vom Leibe Verschiedenes, etwa das Immaterielle im Gegensatz zum Materiellen — dieser Dualismus ist eine bloße Fiktion, — sondern sie ist der Leib selbst, nur von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet[138]). Was Perty für seine Ansicht anführt, sind meist unbegründete Legenden, Sagen und Fabeln. Oder sind etwa die zahlreichen, auch von uns oben (S. 15, 20, 32, 47 u. o.) als Analogien angeführten Wundergeschichten erwiesen? Woher weiß Perty z. B., daß Nik. v. d. Flüe 20 Jahre als einzige Nahrung die Hostie genossen hat, während kein Sterblicher auch nur 20 Tage davon leben könnte? Oder daß der Oberst Townshed willkürlich in Scheintod verfallen und wieder daraus hervorgehen konnte? Oder daß Indianer und Neger durch ihren bloßen Willen sterben können? Wer will oder kann das kontrolliren? Wenn er aber das Besessensein als Beweis seiner „magischen Kraft“ anführt, so ist es von den Aerzten längst als Epilepsie erkannt worden. Von den Wundern, die Perty weiterhin vertheidigt, haben wir eben gesprochen. Wie hinfällig endlich seine Erklärung der spiritistischen Erscheinungen bei Home, Slade u. s. w. durch die magische Kraft ist, lehren uns die oben erwähnten »Confessions of a Medium«. Da nun schließlich Görres, Baader, Perty u. a. dem „magischen Ich“ auch Illusion, Halluzination und Vision beilegen, so nehmen sie neben der „magischen Kraft“ doch auch die, wie wir bald sehen werden, höchst natürlichen Kräfte oder Eigenschaften der Seele als Erklärung zur Hülfe. Wo dies aber nicht geschieht, wird das „magische Ich“ entweder vergöttlicht, d. h. über die Schranken von Raum und Zeit erhoben, oder es wird, da man nicht weiß, was es ist oder auch nur ob es existirt, ein Unbekanntes, ein Räthsel zur Erklärung

dunkler Phänomene verwendet. Im Grunde haben wir es also bei der magiſchen Kraft nicht mit einer natürlichen zu thun.

Verwandt hiermit iſt die magnetiſche Kraftwirkung, welche Mesmer und ſeine Anhänger dem Menſchen zuſchrieben, und die ſich nicht nur auf Perſonen (Somnambulen), ſondern auch auf Thiere und Sachen erſtrecken ſollte. Hiernach wären die großen Medien, wie Slade, Autoſomnambulen, d. h. Subjekte und Objekte der Magnetiſirung zugleich. Die Mittel, ſolchen magnetiſchen Schlaf bei ſich und anderen zu erzeugen, ſoll der Wille ſein, der Blick, das Wort, das Streichen (die Paſſe, traitement à grands courants) oder auch das Anſtarren heller Gegenſtände. Selbſt Schopenhauer war dieſer Theorie nicht abgeneigt, weil dadurch ſein Prinzip, der Wille in der Natur, beſtätigt wurde. — Aber abgeſehen davon, daß dieſe „magnetiſche Kraft" für die Deutung der mediumiſtiſchen Wunder, wie gezeigt, überflüſſig iſt, ſo hat ſie ſich auch vor den genaueren Unterſuchungen der Neuzeit nicht bewährt. Sondern Mesmer's Magnetismus, Kieſer's telluriſche oder ſideriſche Kraft, Paſſavant's Nervenäther, Thury's „ekteniſche Kraft" oder „Pſychode" haben ſich ſämmtlich, ſoweit ſie nicht auf Betrug hinauslaufen, als krankhafte Zuſtände ſehr erregbarer Menſchen ergeben[129]). So trat noch jüngſt der Däne Hanſen mit der Behauptung auf, er könnte die Menſchen durch Magnetismus in Halbſchlaf und völlige Hypnoſe verſetzen. Denn er raubte ihnen dadurch, daß er ſie einen Kryſtallknopf anſehen ließ, oder ſie anſtrich, anblickte oder anſprach, den willkürlichen Gebrauch ihrer Sprache, ihrer Glieder und Sinne. Er legte Herren, nachdem er ſie geſtrichen, mit Kopf und Füßen auf zwei getrennte Stühle und ſtellte ſich dann auf ſie; nachdem er ſie dann durch Negativſtriche von ſeinem Einfluß befreit, knickten ſie zuſammen. Berührte er mit ſeinem Finger die Naſen- oder Fingerſpitze eines Senſitiven, ſo mußte dieſer ihm willenlos folgen. Selbſt Aphaſie und Agraphie brachte er hervor und bewirkte, daß Magnetiſirte völlig machten, was er wollte: ſo aß der eine eine rohe Kartoffel mit großem Appetit, als ihm Hanſen ſagte, hier möge er eine Birne eſſen u. ſ. f. — Aber die Profeſſoren Rühlmann und Weinhold in Chemnitz haben den Nachweis geführt, daß dies alles aus ganz natürlichen Urſachen, nämlich hochgradiger

Erregbarkeit mancher Individuen, entspringe. So haben sie selbst durch einfaches Schnappen mit einem um ein Streichholz geschlungenen Gummibande hinter dem Rücken von Nervösen, oder durch leise Berührung resp. Streichung diese in Starrkrampf (Katalepsie) versetzt, sobald die Patienten nur glaubten, es gehe etwas Außerordentliches vor oder sie würden magnetisirt. Aehnliches hat der berühmte Pariser Arzt Charcot an Epileptischen beobachtet. Fixirten Kranke längere Zeit Drummontsches Licht, so wurden sie kataleptisch, so verharrten sie in jeder Stellung, die er ihnen gab, sahen und hörten nicht; der Stellung, z. B. des Betens, folgte sogleich der Gesichtsausdruck. Verdeckte er das Licht, so versanken sie in Somnambulismus; jetzt antworteten sie ganz verständig, ja ihr Fassungsvermögen schien potenzirt; blies er ihnen dann ins Gesicht, so erwachten sie ohne Erinnerung an das Geschehene. Auch Magnete und große Stimmgabeln von 64 Schwingungen in der Sekunde, ja selbst das bloße Anblicken Charcots hatte dasselbe Resultat[130]).

Wie diese verschiedenen Kräfte, so ist auch v. Reichenbachs Od weniger ein objektives Agens in der Natur, als eine subjektive Disposition kranker Individuen. Ueber das Wesen des Od haben wir schon oben (S. 24) gesprochen. Aber wir sahen auch, daß es keineswegs so allgemein unter den Menschen zu finden ist, wie ihr Entdecker v. Reichenbach behauptet, und daß es selbst bei den von ihm in Fechner's Gegenwart angestellten Experimenten öfters versagte. Gewiß werden Nervenströme in unsern Gliedern cirkuliren, wie ja auch Dubois-Reymond behauptet, welche wieder durch die ganze Disposition des Individuums bestimmt sind. Aber doch blieb ein Experiment Fechners, die Finger einer „odischen" Person in eine Rolle von Multiplikatordraht zu stecken, wobei der Magnetismus durch eine entgegengesetzte Rolle kompensirt werden müßte, erfolglos. Immerhin wäre es eine dankenswerthe Untersuchung der Naturwissenschaft, das Vorhandensein einer zwar nicht physiologischen-, aber doch physikalisch-magnetischen Kraft im menschlichen Körper festzustellen[131]). Leeser hat übrigens den Versuch gemacht, die spiritistischen Phänomene aus der Odlehre zu erklären. Aber abgesehen von der Deutung, welche die Enthüllungen Parkers geben, hieße das ein Räthsel durch ein an

deres ersetzen. Denn die Existenz und das Wesen des Odes ist ja selbst noch sehr problematisch[132]).

Nicht anders verhält es sich endlich mit der „psychischen Kraft", welche Crookes annimmt, oder, so lange er noch nicht Materialisator war, annahm. Er versteht darunter eine, auf bisher unerklärte Weise mit unserm Organismus verbundene Kraft, durch welche festen Körpern ohne physische Berührung eine erhöhte Schwere mitgetheilt werde. Da manche Experimente den Home ermattet, fast ohnmächtig zurückließen (das war natürlich bloß Verstellung!), so schloß Crookes, die Entwickelung der psychischen Kraft sei stets mit einer Absorption der allgemeinen Lebenskraft verknüpft. — Aehnlich lehrt J. H. Fichte, der die Bewegung und Erhebung schwerer Gegenstände für Fernwirkungen der Seele hält über die Grenze des äußern Seelenleibes hinaus; denn die Wirkungsweise der Seele reiche weiter als dieser[133]).

Anstatt aller dieser Erklärungen verweisen wir auf die physiologischen und psychologischen Eigenschaften der Menschennatur, welche, soweit die spiritistischen Phänomene nicht auf Betrug beruhen[134]), den zureichenden Schlüssel dafür geben. Nur weil die meisten Spiritisten von der Psychophysik keine Ahnung haben, schreiben sie Geistern zu, was einfach sie selbst unbewußt und unwillkürlich veranlassen. Für das Geisterschreiben haben wir schon oben (S. 51) auf Rechenberg's Versuch hingewiesen; jeder kann ihn leicht wiederholen und finden, daß er, besonders wenn er abgespannt ist und seinen Blick unverwandt auf den Bleistift richtet, alsbald zu schreiben beginnt, freilich nur, was er schon gedacht hat. Mit Recht erinnert Fr. Schultze[135]) daran, daß bei verbundenen Augen das Geisterschreiben unterbleibt — das beste Zeichen, daß wir es hier nicht mit Spirits, sondern mit einem mechanischen Nervenreflex zu thun haben. Noch deutlicher tritt dies hervor bei den psychologischen Erscheinungen, welche man mit dem Begriff der Reproduktion zusammenfaßt, wir meinen die Illusion, Halluzination und Vision[136]).

Wie unsere Sinne physiologisch nur das und soviel perzipiren, als sie umspannen und ihrer Disposition gemäß aufzunehmen vermögen, so apperzipiren wir psychologisch auch nur dasjenige und soviel, als verwandte Ideen in uns vorhanden

sind. Hierauf beruht aller Unterricht, alle Erziehung Einzelner wie ganzer Völker. Wer daher seine Belehrung nicht an den vorhandenen Ideenkreis anzuschließen vermag, arbeitet umsonst. Absolut Neues findet keinen Eingang. Aber auch der Erwachsene nimmt niemals die Dinge so auf wie sie an sich sind, sondern entsprechend seinen Gefühlen, Absichten und Einsichten. Durchwandern z. B. mehrere Freunde dieselbe Landschaft, von denen der eine ein Naturforscher, der andere ein Maler, der dritte ein Landwirth ist, so wird jeder von ihnen etwas Anderes an ihr schön finden: der eine die geologische Bildung, der andere die Gesammtwirkung der Farben, der dritte die Fruchtbarkeit des Bodens. Oder, um noch einige Beispiele zu nehmen, die Sonne erscheint uns, je nach ihrer Entfernung vom Horizont, größer oder kleiner, derselbe viereckige Tisch erscheint allen davor Stehenden in anderer trapezoider Gestalt u. s. w. — mit einem Wort: die Sinne täuschen, sie zaubern uns fortwährend Illusionen vor. Im engern Sinne versteht man darunter die Veränderungen, welche unsere Phantasie mit den Dingen um uns vornimmt. Sie giebt verschwommenen Eindrücken eine bestimmte Form und Fassung: der verwitterte Baumstamm wird zum Erlkönig, der heulende Sturm zum Dämon, der schwarze Hund zum Bären u. s. w. Besonders alles Unklare (also die Dämmerung, das Rauschen des Wasserfalls, das Wehen des Windes), das Unbekannte und Unbegreifliche (die Lokomotive, unbekannte Thiere, Töne u. dgl.) reizen die Phantasie zu Illusionen. Verbindet sich nun damit der uralte Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an Engel und Teufel, an die phantastischen Gestalten der Sage (Feen, Nixe, Riesen, Drachen, Unholde), so kann man sich nicht wundern, wenn der Unmündige, d. h. das Kind und der Ungebildete, überall Geister sieht. „Der Geistersüchtige wird eben zum Geistersichtigen." Die beste Analogie dafür bietet der Traum. Wie wir in ihm den Gedanken, die uns gestern lebhaft beschäftigt haben, alsbald so lebendige Form verleihen, daß wir mit Unholden kämpfen, mit Todten reden, Zeit und Raum durchfliegen, so ertappen wir uns auch in wachem Zustande manchmal auf ähnlichen Illusionen. Eine junge Dame, welche Holbeins „Todtentanz" lange betrachtet hatte, sieht, als sie nach Hause geht, den Tod mit

Stundenglas und Hippe hinter ſich herſchreiten. Als ſie abends ihr Bett zurechtmacht, grinſt ihr das Todtengerippe daraus entgegen; ſie will den Fenſtervorhang ſchließen, aber auch daraus ſtarrt es ſie zähnefletſchend an. Leibhaftig ſah ſie den Tod, ſie hätte ihn greifen können, und doch war's nur eine Illuſion. So lange der Menſch entweder ſogleich oder doch nach kurzer Zeit ſich deſſen bewußt iſt, hat ſolche Illuſion nichts auf ſich. Setzt ſich aber der Wahn feſt, er habe es mit etwas *Realem* zu thun, ſo ſteht er an der Grenze der *Geiſtesſtörung*. —

Stellen wir uns nun enragirte Spiritiſten vor, welche ſich von Geiſtern umgeben glauben und darauf brennen, ſie zu ſchauen: müſſen dieſe hocherregten Menſchen nicht unbedingt der Illuſion anheimfallen und Geiſter ſehen, wo nur phosphoreszirende Gaze oder die Geſtalt eines betrügeriſchen Mediums iſt? —

Eine höhere Stufe der Sinnestäuſchung iſt die *Halluzination*, welche ſchon auf der Erkrankung eines Sinnes beruht. Unſere Sinne haben ihre *ſpezifiſche Energie*, d. h. ihre ganz eigenthümliche Bethätigung: das Ohr hört, das Auge ſieht u. ſ. w. mögen ſie von *außen* (durch Aetherſchwingungen u. dgl.) oder von *innen* (durch phyſiſche und pſychiſche Reize) erregt werden. Das Ohr z. B. hat ſtets Gehörempfindungen, mögen es Schallwellen treffen, oder mag es durch irgend eine Erkrankung, durch Druck, Stoß, Gemüthsbewegung u. ſ. f. affizirt werden. Zunächſt treten ſolche Halluzinationen beim Nervenfieber auf, beim Rauſch und beim Sterben. Dunkel, Einſamkeit, Affekte und Abſpannung befördern ſie. Daher werden ſie beſonders durch Faſten, körperliche und geiſtige Ueberanſtrengung, heftige Begierde vorbereitet. Die Reproduktion läßt einmal aufgetretene Halluzinationen wiederkehren; Gewohnheit (Furcht oder Vergnügen) macht ſie zur *fixen Idee*, welche den Menſchen ſchließlich dem Irrenhauſe zuführt.

Einfache Beiſpiele von Halluzination ſind das Ohrenklingen und Ohrenſauſen, die Funken und Flocken im Auge (mouches volantes), welche leibhaftig draußen herumzufliegen ſcheinen, die Nachbilder beim Sehen und die Phantasmen beim Einſchlafen. Wer z. B. ein weißes Teufelchen von Papier längere Zeit anſieht, erblickt ihn alsbald ſchwarz an der Decke, an der Wand, wohin er ſchaut, bis er allmählich verſchwindet. So erklären ſich

auch die Legenden, wonach mancher Fromme das Marienbild, das er inbrünstig anschaute, aus dem Rahmen treten und durch die Kirche schweben sah, bis es oben im Gewölbe verschwand! Hypochondrie und Hysterie disponiren besonders zur Halluzination. So sah Pascal nach großer geistiger Anstrengung neben sich einen gähnenden Abgrund, ein Hypochonder sah, wie sich eine große Schlange um seinen Leib emporringelte und ihn anglotzte, Hysterischen steigt eine Kugel im Leibe auf, bei Deliranten werden die mouches volantes zu Ratten, Schlangen u. dgl., die überall im Zimmer herumkriechen. Erkrankt das Gehirn, so sieht der Mensch angenehme oder gräßliche Gestalten, hört freundliche oder drohende Stimmen, die ihm dies oder das gebieten.

Dadurch steigert sich die Halluzination zur Vision, d. h. zum leibhaftigen Schauen von Dingen, die objektiv nicht vorhanden sind. Der Dichter und der Künstler hat, wie der Träumende, auch Visionen, aber beide schauen die Personen und Sachen mit dem kritischen Bewußtsein, daß sie nicht wirklich existiren. Der Phantast dagegen, der Ekstatiker und der Wahnsinnige hat dieses Kriterium verloren. Er redet und verkehrt mit den Visionen, als wären es leibhaftige Personen von Fleisch und Blut. Geht solcher Zustand vorüber, wie bei Paulus, Jeanne d'Arc, Luther, F. Nicolai, so ist dabei wenig Bedenkliches. Setzt er sich fest, wird also die Vision zur fixen Idee, so tritt Geistesstörung ein. Denn der Visionär sieht in der That, was er zu sehen behauptet, insofern ist die Vision etwas Faktisches; aber was er schaut, existirt nur in ihm, in seiner Phantasie, nicht objektiv. Sobald er dies behauptet, fängt sein Wahnsinn an. Im Irrenhause sitzen viele, die fortwährend mit ihren Visionen verkehren, als wären es leibhaftige Menschen; in dem Moment, wo, wenn es überhaupt dazu kommt, sie einsehen, daß es nur Phantasmen sind, die sie quälen, sind sie geheilt.

Die Geisterseherei der Spiritisten gehört nun offenbar unter diese Kategorie. Wie der Visionär, sehen auch sie Gestalten leibhaftig, wo nichts ist; sie hören Stimmen, die ihnen das zurufen, das sie selbst sich sagen; ihre durch allerlei Künste überreizte Phantasie zaubert ihnen etwas vor, was objektiv gar nicht existirt. Vortrefflich empfiehlt daher Kant für sie strenge Diät, man solle die

jetzigen Adepten des Geisterreichs nicht mehr, wie früher die Hexen, brennen, sondern sie purgiren. In der That behandelt man ja so die Geisteskranken am besten: Beruhigung und Reinigung des Blutes durch Herstellung eines geregelten Stoffwechsels, das ist die richtigste Therapie der Irren — und der Spiritisten!

Wir wenden uns jetzt zu der dritten Deutung der spiritistischen Phänomene, welche möglich ist, nämlich zur

c) Erklärung durch Geister.

Um auch hier wieder unsern Gegnern gerecht zu werden, wollen wir in der Kürze die Lehre des Spiritismus vorführen. Als die zuverlässigsten Quellen bieten sich dafür die schon erwähnten Schriften von Andrew Jackson Davis, Allan Kardec, Güldenstubbe, E. L. Kasprowicz und Adelma v. Vay dar.[137]) Diese Hauptdogmatiker weichen zwar in einigen Punkten, besonders der Wiedereinverleibung (Reïnkarnation), welche nur Kardec und v. Vay lehren, von einander ab, darin aber sind sie zunächst einer Meinung, daß der Spiritismus die neue Weltreligion sei, welche alsbald die bisher gültigen Religionen verdrängen wird. Diese Opposition gegen die Kirche, welche zugleich die Resultate der Bibelforschung anerkennt, hat viel Bestechendes für unsre Zeitgenossen und erklärt uns zum Theil den Beifall der Rationalisten wie die Feindschaft der Orthodoxen. Diese haben übrigens noch einen andern Grund, warum sie dem Spiritismus nicht hold sind: Sie sehen in ihm einen gefährlichen Konkurrenten; denn wenn auch sie von Wundern, Weissagungen, Engeln, Offenbarungen, Visionen u. dgl. reden, so sind diese doch alle in der Vergangenheit geschehen, nicht in der Gegenwart, und zwar besonders heiligen Personen, nicht jedem hergelaufenen gottlosen Medium. Die katholischen und protestantischen Orthodoxen schreiben daher die Phänomene zwar auch Geistern zu, aber den bösen, d. h. dem Teufel und seinen Gesellen! —

Der Mensch besteht nach spiritistischer Lehre aus dem materiellen organischen Körper, der Thierseele als Lebensprinzip und dem Geiste, der ein direkter Ausfluß der Gottheit ist. Wegen seiner Verbindung mit Leib und Seele bedarf er eines ewigen Fortschreitens zu höheren Stufen. Im Weltall schweben Geister umher, d. h. intelligente Wesen, denen die Seele als Perisprit,

als halbmaterielle Hülle dient. Denn der Tod zerstört nur den irdischen Leib und bedeutet die Wiedergeburt des Geistes. Behufs seiner Vervollkommnung aber hat er öfters ein Leben im materiellen Leibe durchzumachen (Reïnkarnation); die Zwischenräume verleben die Geister in den ihnen sympathischen Sphären, mehr oder weniger glücklich, je nach ihrer seelisch-moralischen Durchbildung und nach den Neigungen, Fähigkeiten und Kenntnissen, die sie beim sog. Sterben haben. Wer daher hier an sinnlichen Genüssen Freude hatte, an Spiel, Tanz, Essen und Trinken, der setzt dieses Leben auch nach dem sog. Tode fort; wer hier sich an Kunst und Wissenschaft erfreute, thut es auch im Jenseits u. s. f. So ist jeder seines Glückes Schmied. Eine Hölle giebt's nicht; denn die Erbsünde ist ein Wahn. Jeder Geist bewegt sich eigenmächtig nach höheren oder niederen Sphären; um dorthin zu gelangen, braucht er sich nur von Materie mehr zu reinigen, hierhin kommt er, wenn er vom schwereren Fluid der niederen Regionen in sich aufnimmt. Dadurch sind die Geister in der Lage, alle ihre irdischen Lebensgewohnheiten fortzusetzen. Sie wohnen in Geisterhäusern von (geisterhaftem) Marmor, die mit allem Geister-Komfort ausgestattet sind, sie essen ihre Leibgerichte, fahren mit der Post, der Eisenbahn, machen Fußpartien u. dgl. Manche trinken sich einen Rausch, natürlich am Geiste des Getränks, besuchen Theater, Tingeltangel u. s. w. oder machen sich einen Jux, indem sie Spiritisten besuchen und sie foppen.

Die mehrfachen Inkarnationen sind übrigens nicht (wie bei Egyptern, Indern, Pythagoreern) als Strafe zu betrachten, sondern nur als Bildungsschule. Die grade auf Erden einverleibten Geister nennen wir Menschen. Je nach ihrer Beschaffenheit und dem Sterne, auf dem die Intelligenzen grade weilen, haben sie eine andre Aufgabe zu erfüllen. Ihre Vervollkommnung aber hängt allein von ihnen ab. Hat ein Geist die ihm zugewiesene Aufgabe nicht erfüllt, so muß er sich nach dem sog. Tode in unsäglichem Schmerz über ein verfehltes Leben unter niederen Geistern aufhalten, bis er zur besseren Einsicht gelangt und dadurch einer höheren Stufe werth geworden ist. Nur Mißverständniß hat hieraus die Hölle gemacht, wie aus den von früheren Lebensstufen uns anhaftenden Fehlern die „Erbsünde".

— Das einzige Verwandtschaftsverhältniß zwischen den Geistern ist die Sympathie, welche zeitlich und räumlich Getrennte verbindet, und sie treibt, einander zu beeinflussen. Jeder Mensch hat demgemäß einen oder mehrere Schutzgeister, die seine Leiter und Lehrer sind; verletzt er Gottes Gebote oder die Vorschriften, die ihm jene zuflüstern, so weichen sie von ihm.

Da jeder Mensch bei seiner Einverleibung auf Erden die seiner intellektuellen und moralischen Disposition entsprechende Existenz wählt, so erklären sich die mannigfachen Verschiedenheiten der Menschen leicht. Der Fortschritt der Geister ist, wie gesagt, endlos, da sie Gott nie erreichen. Er vollzieht sich nur durch Thätigkeit, und das Glück eines hohen Geistes beruht in der Macht, die er als Lehrer über niedere Geister ausübt. Das sog. Weltende tritt ein, wenn unsere Erde aufhört, Prüfungsstern für niedere Intelligenzen zu sein, und von höheren bewohnt wird. —

Vermöge ihres fluidalen Perisprits kommen die Geister überall hin, sie durchdringen die Materie, ja sie können feste materielle Körper momentan so in ihre Urzellen vertheilen, daß andere ebenso vertheilte Körper sie selbst durchdringen können, ohne Spuren dieser Spannung zurückzulassen. Andererseits vermag ihre Geisterhülle durch Anziehung materieller Theilchen sichtbar, fühlbar, wägbar u. s. w., mit einem Worte mit allen Eigenschaften der Materie ausgerüstet zu erscheinen. — Da die einzige Vermittelungssprache der sympathischen Geister der Gedanke ist, so braucht man nur im Herzen zu wünschen, daß man mit einem Geiste in irgend einer Sphäre in Beziehung trete, so trifft der Fluidenstrahl seiner Nervaura ihn sogleich. Die Menschen, die bewußt oder unbewußt mit den Geistern in Verkehr treten können, heißen Medien; diese sind natürlich nicht verantwortlich für das, was die Geister durch sie den Menschen kundthun. Es giebt mancherlei Medien (sehende, sprechende, schreibende u. s. w.), deren Fähigkeit entweder angeboren oder angelernt ist. Beidemal wird sie allmählich erschöpft. Die Manifestation der Geister, welche bald physisch, bald intellektuell ist, findet nur statt, wenn sie einen lebenden Menschen gefunden haben, dessen Nervenfluid dem ihrigen sympathisch ist. Dann vereinigen sie beide und ziehen das sonst noch

nothwendige Material aus der sie umgebenden Sphäre. Todte Stoffe beleben sie durch Sättigung mit dieser fluidalen Mischung und dirigiren sie durch ihren Fluidenstrahl. Um z. B. Gegenstände in geschlossene Räume zu bringen, dematerialisiren sie sie erst und rematerialisiren sie dann wieder; manchmal bilden sie dieselben auch nur nach aus fluidalem Stoffe. Im Dunkeln erscheinen die Geister nur deshalb lieber, weil sie da mit ihrem elektro-magnetischen Lichte dem rohen Menschenauge leichter wahrnehmbar werden. Doch verschlägt es ihnen, wie unser Bericht (S. 40) gezeigt hat, nichts, auch am hellen Tage zu erscheinen. —

Es giebt gute und böse, kluge und dumme, reine und unreine Geister. Die guten und hohen Geister manifestiren sich immer ruhig, gelassen, einfach, sie belehren den Menschen mit unendlicher Geduld; die rohen, dummen und niederen dagegen sind hastig, unstät und herrschsüchtig. Welche sich offenbaren, das richtet sich, wie gesagt, nach dem Medium, dessen Intelligenz und Bildung auch die Gestaltung der Sprachsätze bedingt.

Wir haben es mithin hier nicht mehr mit einem bloßen Glauben, sondern mit einem Wissen zu thun; nicht mit einer luftigen Theorie, sondern mit exakter Empirie; nicht mit überlieferten Wundergeschichten aus der Vergangenheit, sondern mit Thatsachen der Gegenwart, die, so wunderbar und lächerlich sie klingen, auf festen, bisher nur unbekannten Naturgesetzen beruhen. Der Spiritismus, die Weltreligion der Zukunft, ist zugleich „Transcendentalphysik", wie Zöllner, Wallace und J. H. Fichte behaupten. — —

Diese spiritistische Dogmatik giebt uns auch einen Schlüssel für das Problem, wie der spiritistische Aberglaube in unserer Zeit solchen Beifall finden kann. Denn 1) befriedigt sie die Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele. Diese aber ist ein Glaube, den das Menschenherz zu gern hegt, mag der Verstand ihn auch als unhaltbar erweisen. Denn von Natur schaudern wir vor der Vernichtung zurück; wir können und wollen es nicht zugeben, daß so viele edle und große Menschen, daß unsere Lieben nicht mehr sein sollen. Was man wünscht, glaubt man. Daher scheint uns die Unsterblichkeitshoffnung die vornehmste Quelle der Geisterseherei zu allen Zeiten gewesen zu sein. 2) Die Verkündigung des Spiritismus, daß er alle bisherigen Religionen

ersetzen wolle, besticht unsere Zeitgenossen, welche ja, wie wohl Niemand leugnen wird, mehr oder weniger irre geworden sind an den gültigen Konfessionen. Die neue Weltreligion will 3) nur Privatsache des Einzelnen sein, sie verwirft Priester, Sakramente, Bibel und Bekenntnisse — ein Zug, der dem Hange der Zeit zum Subjektivismus auch sehr zusagt. 4) Die Verwerfung von Trinität und Gottheit Christi u. dgl. entspricht dem Rationalismus, die Abweisung von Erbsünde, Hölle und Opfertod Christi dem Pelagianismus der Zeitgenossen. Endlich 5) erklärt sich aus der materialistischen Richtung des Zeitalters die Freude an der Materialisation der Geister (thought is material) und an der „exakten" Thatsächlichkeit ihrer Manifestation. —

Einer Prüfung der Geistertheorie könnten wir uns füglich für überhoben erachten, nachdem wir als die beiden Quellen der spiritistischen Phänomene den Betrug und die Selbsttäuschung aufgezeigt haben. — Trotzdem wollen wir noch einige schlagende Argumente dagegen ins Feld führen, und zwar zunächst aus der Geistertheorie selbst, dann vom allgemeinen logischen Standpunkte aus.

I. Einwände aus der Theorie selbst.

1. Die spiritistischen Phänomene, welche den Geistern zugeschrieben werden, unterscheiden sich, wenn man sie nüchtern betrachtet, durchaus nicht von anderen täglich beobachteten. Tische oder andere Gegenstände werden bewegt, Töne gehört, Lichterscheinungen gesehen, Sätze gesprochen und geschrieben u. s. w. Während wir sonst Erscheinungen gegenüber, deren Ursachen wir noch nicht kennen, natürliche Kräfte als selbstverständlich voraussetzen, werden hier von den Spiritisten, abweichend von ihrer sonstigen Praxis, Geister als Urheber angenommen.

2. Dazu kommt, daß diese Phänomene zugegebenermaßen nur vermöge der Medien zustande kommen. Sie reden, schreiben, handeln allein; denn wo etwa Geister leibhaftig erschienen, wurden sie als Betrügereien der Medien entlarvt. Sie benahmen sich wie Menschen, hatten warmes Fleisch, harte Muskeln, Athem und Pulsschlag, ganz wie wir — was nöthigt uns also, Geister überhaupt anzunehmen?

3. Aber, sagen die Spiritisten, sie haben sich ja selbst offenbart! Die hohen Geister haben gesagt, daß sie seien und wie sie beschaffen seien. — Doch ist das nicht wieder nur durch die Medien geschehen? Wurde nicht oben (S. 49) von uns nachgewiesen, daß die Geister stets nur so reden, wie die Medien? Daß sie über die Vergangenheit und Zukunft entweder nichts, oder Falsches, oder Triviales, immer aber nur grade soviel aussagen, als die resp. Medien wußten? Sind nicht die Ansichten der Geister über das Jenseits genau so beschaffen, wie sie von unklaren Köpfen in der Christenheit gehegt zu werden pflegen?

4. Wären die spiritistischen Manifestationen wirklich von Geistern veranlaßt, so müßten sie doch irgendwie höherer, geistigerer Natur sein. Dagegen geben sie physische Leistungen zum Besten, die entweder kindisch oder bubenhaft sind, und geistige so nichtigen Inhalts, daß wir deshalb wahrhaftig nicht erst Geister zu zitiren brauchten. Oder hat der Spiritismus bisher auch nur eine philosophische Wahrheit, eine naturwissenschaftliche Erkenntniß, eine für Staat und Gerechtigkeitspflege nützliche Offenbarung geliefert? Das behauptet nicht einmal Zöllner. Vergeblich forschten in den fünfziger Jahren die Spiritisten nach Beneke's Todesart, vergeblich würden wir heute nach dem Mörder der Esther Solymossy fragen. Wie nützlich wäre der Spiritismus dann der Menschheit! Wir förderlich auch dem Einzelnen sein „Schutzgeist", wenn er ihm sagte, wo er einen Schatz graben, welches Loos er kaufen, welches Börsengeschäft abschließen, welchen Entschluß er fassen sollte u. s. w. Hätte ich solchen spiritus familiaris zu bekommen, ich würde noch heute Spiritist!

5. Dagegen müssen wir wörtlich mit Huxley sagen, was er an das Comité der Dialektischen Gesellschaft schrieb: „Wenn ich auch annehme, daß die Erscheinungen echt sind, so interessiren sie mich nicht. Wenn mich Jemand mit dem Vermögen begaben wollte, das Geschwätz alter Weiber und Pfarrer in der nächsten Kathedralstadt belauschen zu können, so würde ich dies Privilegium ablehnen, da ich Besseres zu thun habe. Und wenn die Leute in der geistigen Welt nicht weiser und verständiger sind, als ihre Freunde von denselben berichten, so zähle ich sie zu derselben Kategorie[138])! —

6. Die ganze Geisterlehre ist nur ein Phantasiegebilde. Denn wenn uns auch gesagt wird, sie sei von den Geistern *selbst* offenbart, so *betrügen* diese bekanntlich gern, wie die spiritistischen Schriften selbst oft behaupten. So sagt z. B. Mrs. Davis: „Die unermüdlichen Foppgeister und Freibeuter des Jenseits, die sog. Diakka, spielen eine sehr große Rolle!“ Und was nützen alle *Kriterien*, die uns angegeben werden, wenn die boshaften oder noch unentwickelten Geister die „hohen“ nachzuahmen Lust und Fähigkeit haben? —

7. Müßte der Spiritismus nicht auch die Unsterblichkeit der *Thiere* annehmen, wenn doch im Jenseits alles Irdische geisterhaft vorhanden ist? In der That lehrt dies Allan Kardec und in einer Sitzung erschien nicht nur ein alter Mann, sondern auch sein Lieblingshund. Zu welchem Aberglauben ohne Ende gelangen wir da[139])!

8. Wenn der Spiritismus kein Glaube, sondern ein Wissen, und zwar die höchste „Experimentalwissenschaft“, transcendentale Physik u. dgl. mehr ist, warum unterwirft er sich nicht bereitwillig der wirklich exakten Untersuchung kompetenter Komités von Gelehrten, wie Virchow, Wundt, Dubois-Reymond u. s. w. Warum dann die Geheimnißkrämerei, die Dunkelsitzungen, die geschlossenen Zirkel, wo nur Adepten oder solche, die es zu werden Lust und Disposition haben, zugelassen werden? —

II. Logische Einwände.

1. Nachdem wir mehrfach versucht haben — und wie wir hoffen mit Erfolg — die spiritistischen Phänomene aus schon erforschten oder in der Erforschung begriffenen Naturgesetzen abzuleiten, haben wir das Recht und die Pflicht, an diejenigen Erscheinungen, welche *intelligenten* Wesen zugeschrieben werden, den *Maßstab* zu legen, ob sie wirklich *sinnvoll*, d. h. vernünftiger Wesen würdig sind. Halten sie diesen Maßstab nicht aus, sind sie mithin *absurd*, so können sie nicht von Geistern herrühren. Hierher gehört aber z. B. das Aus- und Anziehen des Rockes bei gefesselten Gliedern, der Apport von Blumen, das schwebend gespielte Akkordeon, die Geisterhände, welche mit eiserner Gewalt packen, das Binden von Knoten ins Taschentuch; ferner der lo-

gische Unsinn, daß Geister in Gewändern erscheinen, menschliche Körper haben, alt aussehen u. s. w., wie uns vielfach berichtet wird.

2. Der Schluß von Wallace, Crookes, Fichte, Friese u. s. w. ist ganz ungeheuerlich, wenn sie sagen: „Da die Phänomene derart sind, daß sie nicht ohne die Mitwirkung außermenschlicher Intelligenzen erklärt werden können, ihre Realität aber durch vielfaches Zeugniß kompetenter Männer bewiesen ist, so nehmen wir solche Intelligenzen an". Das heißt eine Unbegreiflichkeit durch eine größere erklären. Ferner sagen sie: „Da wir die Geister nicht selbst, sondern nur in ihren Wirkungen wahrnehmen, so muß ihnen eine körperlose Existenz zukommen, d. h. ein Wesen, welches Selbstbewußtsein, Fühlen und Wollen besitzt, ohne eines materiellen Leibes zu bedürfen". Nun aber lehrt jede gesunde Psychologie, daß der sog. Geist nicht vorher irgendwo existirt hat, ehe er Leib wurde, sondern, daß er mit ihm zugleich entsteht und wird. Es ist daher so gut wie gewiß (wenn auch kein empirischer Beweis dafür möglich ist), daß der Geist, welcher nicht vor dem Leibe existirte und nur in und mit ihm wirken kann, dereinst auch mit ihm aufhören werde. Oder wo ist der Geist im traumlosen Schlafe, bei Ohnmachten, bei der Narkose und in manchen Krankheiten? Ein Druck des Fingers auf das bloßgelegte Gehirn hebt das Bewußtsein auf, zieht man den Finger zurück, so kehrt es wieder — wo ist es unterdessen gewesen? Besteht also die Kontinuität des Bewußtseins erfahrungsmäßig nicht einmal bei Gesundheit des Leibes, womit will der Spiritist seine selbständige Fortdauer ohne den Leib beweisen?

3. Aber selbst zugegeben, der Geist des Menschen existirte nach dem Tode selbständig, so führen uns die Konsequenzen dieser Annahme ins Absurde. Denn da der Geist als ein ätherisches Gebilde nach Art seines normalen Leibes gedacht wird, so muß er sich stets an irgend einem bestimmten Orte im Weltall befinden, auf dem Monde, dem Merkur u. s. w. Nun sollen die Medien die Geister zitiren, und diese, wenn sie wollen, ihrem Rufe blitzschnell folgen können. Um dies auszuführen, müßten sie offenbar entweder zufällig gerade im Zimmer sein (was nicht wahrscheinlich ist) oder sie müßten die fabelhafteste Receptions-

fähigkeit der Sinne haben, da sie ja, wie sie oft ausgesprochen haben, die Personen der Séance sehen und ihre Gespräche hören. Wie aber, wenn verschiedene Medien denselben Geist zu derselben Zeit zitiren? Wie soll er diesen vielfachen Ansprüchen genügen? Wießner schlägt daher als probates Experiment vor, es möchten alle Spiritistenvereine der Welt in demselben Moment denselben Geist rufen — da würde sich ja leicht der Humbug herausstellen[140]).

4. Ferner ist das spiritistische Dogma von der „ewigen Fortentwickelung" ein logischer Widerspruch. Das Größte (der Makrokosmos) wie das Kleinste (das Atom) haben keine solche Fortentwickelung nach einem Ziele hin. Ihr Zweck ist zu sein, ihr Dasein findet in sich selbst seinen Zweck. Im Ganzen wie bei den einzelnen Atomen besteht die Entwickelung in Komposition und Dekomposition. Der Tod ist nicht minder wichtig als die Geburt, ja das Sterben ist ein Geborenwerden. Wenn nun, wie es feststeht, alles Einzelne nur in einer temporären Zusammensetzung der Atome besteht, so wäre die ewige Fortdauer der Individualgeister ein Unrecht, wie sie eine Unmöglichkeit ist. Die „ewige Fortentwickelung" kann mithin nur der ewige Wechsel von Bildung und Rückbildung, Werden und Vergehen sein, sie müßte denn an dem Schlußpunkte absoluten Stillstandes enden, was wiederum undenkbar ist. Oder was ist wohl das Ziel an der Entwickelung eines Baumes? Die Blätter, Blüthen, Früchte oder — der Humus? So ist das Weltall in jedem Augenblick am Ziele seiner Entwickelung, denn jede Stufe derselben ist objektiv von derselben Bedeutung fürs Ganze. Sollten die Aepfel, welche ein Baum gerade dies Jahr hervorbringt, unsterblich sein, so wären die zahllosen anderen, welche er die folgenden Jahre noch hervorbringen wird, unmöglich; ebenso müßten die Millionen von Menschen ungeboren bleiben, wollten die gerade vorhandenen ein ewiges Erdendasein führen. Die Geschichte des Einzelnen, der Völker, der Erde und der Gestirne lehrt uns, daß überall dem Emporsteigen der Verfall, der Entwickelung die Rückbildung folgt. Alles in der Welt ist Zweck und Mittel zugleich, es existirt selbst nur dadurch, daß es dem Ganzen dient, dessen erhabene, aber furchtbare Gerechtigkeit sich in der gleichmäßigen Zer-

ſetzung aller Einzelweſen behauptet[141]). Le passé est gros de l'avenir, ſagt Leibniz; jedes Chaos geht mit neuen Welten ſchwanger, und das Daſein mißt ſich nicht nach der Länge. Die Eintagsfliege lebt ſo gut wie der Menſch, der Jahrzehnte, oder die Eiche, die Jahrhunderte dageweſen iſt. Ewigkeit im Sinne der Dauer, iſt allein das Vergangene, das iſt das Jenſeits, in welches alles einmal Dageweſene hinübergeht.

5. Sagt aber Wallace, nur unter der Annahme, daß der Tod uns in ein wiederum ſelbſtbewußtes Leben einführe, werde dem großen Gedanken einer lückenloſen Kontinuität (worauf die Deſcendenzhypotheſe beruht) genügt — ſo überſieht er, daß er den Uebergang von Nichtbewußtſein in Bewußtſein bei unſerer Geburt anſtandslos zugiebt. Iſt dieſer „Sprung“ vorhanden — und wer wollte ihn leugnen! — ſo wird auch derjenige aus dem Leben in den Tod des Individuums vorhanden ſein. Ja, da Kontinuität bei näherer Prüfung nichts andres bedeutet als Kauſalnexus, Bedingtheit von Urſache und Wirkung, ſo iſt ſolcher Sprung überall nothwendig. Denn jeder „Uebergang“ iſt, wie man leicht durch Nachdenken finden kann, ein, wenn auch noch ſo kleiner Sprung. Dies ergiebt, worauf wir uns hier nicht weiter einlaſſen können, die Unterſuchung des Fundamentalbegriffes der „Kraft“, welcher auf „Thätigkeit“ hinausläuft[142]). Kann aber (nach Wallace) das Bewußtſein im Tode nicht aufhören, ſo kann es auch nicht mit der Geburt begonnen haben. Die Poſtexiſtenz fordert die Präexiſtenz, und Adelma v. Vay hat dann ganz Recht, wenn ſie behauptet, ſchon im 14. Jahrhundert gelebt zu haben und als Hexe zu Tode gefoltert worden zu ſein!

6. Stellen wir uns jedoch einen Augenblick auf den dualiſtiſchen Standpunkt der ſpiritiſtiſchen Dogmatik, ſo ſollen die Geiſter immaterielle Intelligenzen ſein. Da nun deren Gegenſatz, den materiellen Körpern, Raumerfüllung, Geſtalt, Widerſtandskraft, Schwere und Undurchdringlichkeit zukommt, ſo müßten dieſe Eigenſchaften offenbar den Geiſtern abgeſprochen werden. Die Geiſter erfüllten alſo keinen Raum — ſoviele von ihnen auch im Zimmer wären, es wäre gleichgültig, ja an derſelben Stelle, wo ein Menſch ſteht, könnte zugleich einer der Spirits ſein.

Ferner hätten sie keine Gestalt, folglich könnten sie weder vorgestellt noch gesehen werden; wo dies trotzdem geschähe, hätte man es nicht mit Geistern zu thun! Hätten sie aber weiter keine Widerstandskraft, so könnten sie auch nichts Materielles bewegen; ohne Schwerkraft vermöchten sie keine Wagschale herabzudrücken und ohne Undurchdringlichkeit könnten wir durch sie hindurchgehen, ohne daß sie oder wir etwas davon merkten. — Man sieht also, der Begriff der spiritistischen Geister hebt sich selbst auf. So wenig ihre Existenz erwiesen und wahrnehmbar, so wenig ist ihr Wesen überhaupt denkbar[143]). —

Um kein Argument ungeprüft zu lassen, welches für die Berechtigung des Spiritismus angeführt wird, so untersuchen wir zum Schluß den

D. Nutzen des Spiritismus.

Alfred R. Wallace hat in seinem Buche: „Eine Vertheidigung des Spiritualismus" die Vortheile der neuen Weltreligion aufgezählt; er theilt sie ein in a) historische und b) moralische Lehren. Betrachten wir die wichtigen davon.

1. Der Spiritismus erklärt viele sonst absolut geheimnißvolle Thatsachen. a) Darnach war des Sokrates „Dämon" sein Schutzgeist. Aber worauf sich jener Weise berief, war vielmehr sein Gewissen[144]). b) Die Orakel wurden nach spiritistischer Lehre nicht von betrügerischen Priestern, sondern von Geistern bedient. — Aber diese Alternative ist nicht die allein mögliche; die Priester waren Politiker, welche den Aberglauben des Volkes zur Leitung desselben benutzten. c) Die Wunder der Bibel werden völlig glaubhaft. — Aber die biblische Kritik hat diese schon als Mythen erklärt, die mancherlei Ursprung haben; über den Begriff des Wunders vgl. oben S. 72. d) Dasselbe gilt von den Wundern der katholischen Heiligen. e) Das Hexenwesen erweist sich als Thatsache. — Allerdings, aber diese Thatsache muß ebenso wie der Spiritismus aus den zwei Faktoren: absichtlicher Betrug und Selbsttäuschung erklärt werden. f) Dasselbe gilt vom „zweiten Gesicht" (second sight). g) Die Wirksamkeit des Gebets ist nur so verständlich. — Dagegen aber bemerken wir erstens, daß hier dieselben Schwierigkeiten sich gerade aus der Spiritis-

musdogmatik erheben, die wir oben (S. 88) gegen das Zitiren der Geister geltend machten; zweitens ist die Wirkung des Gebets eine rein subjektive. Endlich h) der Spiritismus erklärt viele höchst sonderbare Vorgänge, z. B. das Klingeln der Glocken, das Werfen mit Steinen u. dgl.[145]). — Aber wir haben schon bei den einzelnen Erscheinungen natürliche Deutungen versucht.

2. Moralische Lehren des Spiritismus. a) Er widerlegt den Materialismus durch seinen thatkräftigen Geisterglauben. Dieser Ansicht ist auch J. H. Fichte. — Aber gerade diese höchst materielle Vorstelluug des Geistes, wonach die Gedanken stofflich, die guten rosa, die schlechten blau sind (!), kann dem Materialismus nur Vorschub leisten! b) Er begründet die Unsterblichkeit der Seele. — Im Gegentheil, jeder Nachdenkende muß durch solche Vorstellungen vom Jenseits gerade daran irre werden. c) Dadurch wird die Moral sehr gehoben. — Aber eine Sittlichkeit, welche erst durch verheißene Seligkeit resp. Verdammniß hervorgerufen wird, hat keinen Werth. d) Zöllner rühmt dem Spiritismus nach, daß er, wenn er auch nichts für die Wissenschaft geleistet habe, doch die christliche Glaubenslehre begründen helfe. „Das sacrificium intellectus, welches die christlichen Wunder bisher vom Verstande verlangten, ist durch die Entdeckung der Transcendentalphysik zum ungetrübten Genuß des N. Testaments nicht mehr erforderlich!" — Aber viele Spiritisten sind entweder schlechte oder gar keine Christen; Friese z. B. leugnet die Trinität, Zöllner betrachtet Christi Auferstehung als Materialisation, die meisten Spiritisten stellen Davis höher als den Stifter der christlichen Religion. Und wer die spiritistische Dogmatik (s. o. S. 81) mit der christlichen vergleicht, wird leicht ihre große Divergenz, ja Opposition dagegen erkennen.

Fassen wir schließlich unser Urtheil über den Spiritismus zusammen, so behaupten wir, er ist nichts weiter als Aberglaube, und zwar eine der wüstesten, rohesten Formen desselben. Seine Phänomene beruhen, wie alle abergläubischen Dinge, theils auf Betrug, theils auf psychologischer Selbsttäuschung. Sie nützen uns weder intellektuell, noch moralisch, noch social, denn was die

„Geister" offenbaren, ist entweder Unsinn oder Schlimmeres. Die Beschäftigung mit dem Spiritismus wirkt aber geradezu schädlich. Sie verwirrt die Seele, raubt dem Verstande die Klarheit und bringt den Menschen in Gefahr, geisteskrank zu werden. Denn durch den wiederholten Verkehr mit solchen phantastischen Vorstellungen wird das Nervenleben allmählich überreizt und untergraben. Aus den wilden Träumen einer zügellosen Phantasie entstehen nach und nach wirklich jene Illusionen, Halluzinationen und Visionen, von denen die Leute gehört und gelesen haben, bis sie entweder noch dem nüchternen Leben wiedergewonnen werden oder dem Wahnsinn anheimfallen. —

Der Spiritismus ist ferner ein Hemmschuh der Wissenschaft und der Aufklärung. Denn während es seit 300 Jahren das Ziel aller wissenschaftlichen Forschung ist, das Leben des Einzelnen wie des Kosmos als ein großartiges Ganze zu erweisen, das sich nach unumstößlichen Gesetzen auslebt — setzt der Spiritismus das Wunder auf den Thron, zerreißt den Menschen in Geist und Körper und behauptet das Unnatürliche als Regel. Die Aufklärung hat uns endlich, nach unsäglicher Mühe, vom mittelalterlichen Spuk der Teufel, Hexen und Zauberer befreit — der Spiritismus bringt die ganze Hexenküche wieder zurück!

Endlich schädigt der Spiritismus auch die Praxis, die moralische wie die staatliche. Denn wer wollte dann noch einen Uebelthäter verurtheilen oder auch nur tadeln, wenn er sich dadurch entschuldigt, nicht er, sondern ein „Diakka" habe das Verbrechen gethan oder ihn dazu gezwungen? Oder was für Handlungen im öffentlichen Leben werden diejenigen begehen, deren Kopf von solchem Wust stupenden Aberglaubens verwirrt worden ist? Es steht fest, daß von vielen Spiritisten die lockerste Moral gelehrt und geübt wird. —

Der Spiritismus ist die Narrheit des Zeitalters, die, wie jede Seuche, sich mehr und mehr verbreitet, wenn sie nicht auf alle Weise bekämpft wird. Verpflichtet zu dieser Bekämpfung sind alle dazu Berufenen, d. h. Fähigen. In erster Linie die Lehrer, zumal an den Universitäten, damit sie die Scharte, die ihnen durch Zöllners Auftreten zugefügt wurde, wieder auswetzen.

Die Jugend vor allem müssen wir warnen und aufklären, damit unser Volk, das sich so gern das Volk der Dichter und Denker nennen läßt, nicht in die Nacht eines ebenso lächerlichen als verwerflichen Aberglaubens zurücksinke!

Anmerkungen.

1) Vgl. Porphyr. de abstinentia I, 28. Vgl. auch Lecky, Sittengesch. Europas 1870. I, 337 f.

2) Marini, vita Procli 22. 28.

3) Philostratos aus Lemnos verfaßte es ca. 220 als ein Gegenstück zum Leben Jesu. (Vgl. Baur, Apollonius v. Tyana und Christus. Tüb. 1832.

4) Vgl. hierzu meine „Hauptpunkte der Metaphysik". Köthen, Schettler 1879; und „der Zweck des Daseins". Berlin, Habel 1882.

5) Vgl. Year Book of Spiritualism 1871. Alf. Russel Wallace, „Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus". Dtsch. Lpz. 1875 bei O. Mutze. S. 19. Ein Mr. Tebb behauptete freilich, der zehnte Theil obiger Summe würde richtiger sein, und er hat Recht, wenn man die offenen Spiritisten versteht. Bedenkt man aber, wie viele insgeheim diesem Aberglauben huldigen, so mag Wallace's Angabe doch nicht falsch sein.

6) Rechenberg, Geheimnisse des Tages. Gesch. u. Wesen d. klopfenden Geister und tanzenden Tische. Nach Spicer's »Sights and Sounds«. Lpz. 1853. S. 190.

7) Vgl. „Illustr. Ztg." Bd. XXII, Nr. 587. — „Nordische Biene" April 1853. s. bei M. Perty, die mystischen Erscheinungen d. menschl. Nat. 2. Aufl. II, S. 16.

8) M. Perty, a. a. O. S. 399—487.

9) Ebenda S. 119—226.

10) Rob. Friese, Stimmen aus dem Reiche der Geister S. 4. Lpz. O. Mutze 1879. The American Spiritualism by Emma Hardinge, New-York 1871.

11) Sein Hauptwerk „Prinzipien der Natur" erschien 1847 und erlebte 1867 die 30. Auflage!

12) Edmonds, der amerikanische Spiritualismus S. 36. 41. 49. Lpz. O. Mutze 1873.

13) „Psychische Studien" herausgeg. v. Al. Aksákow. Lpz. 1874. Heft 2 S. 75.

14) Dr. med. Rob. Hare, Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen. Deutsch von G. C. Wittig. Lpz. 1874. O. Mutze.

15) L. v. Güldenstubbe, „Posit. Pneumatologie." 2. Aufl. Bern 1877. Allan Kardec, Le livre des Médiums. 15. édit. Paris. Libraire de la

Revue Spirite (erſchien 1856) 1872. Das Buch ſoll von der Somnambule Celina Japhet herrühren.

16) From Matter to Spirit. Vorr. S. 19.

17) Alfr. Russel Wallace, The Scientific Aspect of the Supernatural. London 1866. Deutſche Ausg. S. 95. — Vgl. deſſelben Vertheidigung des modernen Spiritualismus. Lpz. O. Mutze 1875.

18) Vgl. Ennemoſer, der Magnetismus in ſeinem Verhältniß z. Nat. u. Relig. 1842. F. A. Mesmer, Sendſchreiben an einen Arzt. 1775. — Sierke, Schwärmer und Schwindler. 1856. K. v. Reichenbach, Aphorismen 1865. L. Büchner, das Od. 1854. Th. Fechner, Erinnerung an die letzten Tage der Odlehre. 1876. W. Preyer, der Hypnotismus. 1882. H. B. Schindler, das magiſche Geiſtesleben. 1857. Fiſcher, d. ſog. Lebensmagnetismus od. Hypnotismus. 1883.

19) D. Hornung, Neueſte ſpiritualiſtiſche Mittheilungen. Berlin 1862.

20) Vgl. „Studien ü. d. Geiſterwelt" Lpz. 1874 bei O. Mutze. Dagegen Alex. Wießner, der wiedererſtandene Wunderglaube. Leipz. bei Th. Thomas. 1875.

21) C. F. Zöllner, Wiſſenſchaftl. Abhandlungen I, II, 1. 2. Lpz. 1878.

22) H. Ulrici, der ſog. Spiritismus. Eine wiſſenſchaftl. Frage. Halle 1879. Derſelbe, Ueber d. Spir. als wiſſenſchaftl. Frage. 1879. Franz Hoffmann, Philoſ. Schriften. Erlang. 1879. J. H. Fichte, der neuere Spiritualismus. Lpz. Brockhaus 1878. M. Wirth, Herrn Prof. Zöllners Hypotheſe. Lpz. 1879. Leeſer, Herr Prof. Wundt u. der Spiritism. Leipz. 1878. — Dagegen: W. Wundt, der Spiritismus. Eine ſog. wiſſenſchaftl. Frage. Lpz. 1879. Th. Fechner, die Tagesanſicht gegenüber der Nachtanſicht. Lpz. 1879. M. Perty, der jetzige Spiritualismus. Lpz. u. Heidelbg. 1877. H. W. Vogel, Aus der neuen Hexenküche. Berl. 1880. C. M. Rechenberg, Der Spiritismus. Lpz. 1870. W. Schneider, der neue Geiſterglaube. Paderborn 1882. Henne am Rhyn, Das Jenſeits. Lpz. 1881.

23) Vgl. The Spiritualist d. d. Lond. 15. Oct. 1871.

24) Cromwell Fleetword Varley an Tyndall den 19. 5. 1860. Vgl. Spiritual Magazine, Nr. 30. Juni 1868.

25) Vgl. Wallace, Vertheidigung des Spiritismus S. 33.

26) Crookes, der Spiritualismus u. d. Wiſſenſchaft. Lpz. 1872. S. 98.

27) Dies Experiment machte von Reichenbach, der Erfinder des Od, worauf wir noch ſpäter zurückkommen werden. Derſelbe behauptete, die Bewegung des Tiſches ſei geradlinig, wenn alle Hände gleichmäßig geordnet liegen; ſo ſauſte eine 6′ lange Latte durch mehrere in einer Enfilade liegende Zimmer. Legt man alle Hände im Zirkel eines runden Tiſches nach links, ſo dreht er ſich links; nach rechts, ſo dreht er ſich ſo lang. — Vgl. v. Reichenbach, der ſenſitive Menſch und ſein Verhältniß zum Ode II, 195 f.

28) Wallace, Vertheid. d. Spiritism. S. 153.

29) Zöllner, Wiſſenſchaftl. Abhandlungen II, 1, 331. II, 2, 916.

30) Rechenberg, d. Geheimniſſe des Tages. Lpz. 1853. I, 196 f.

31) Vgl. „Licht, mehr Licht!“ Psychol. Sonntagsblatt herausgeg. von Chr. Reimers und C. v. Rappard. I, Nr. 8. Novemb. 1879.

32) Hornung, Neue Geheimnisse des Tages S. 11.

33) H. B. Schindler, d. Aberglaube d. Mittelalters. S. 219. Breslau 1858.

34) H. B. Schindler, das magische Geistesleben S. 310. Breslau 1857.

35) Schindler, a. a. O. 295 f.

36) Crookes, d. Spiritualismus u, d. Wissensch. S. 45. Wallace, Vertheidigung des Spirit. S. 29. Cyriax, Tafelrunde 1871, Nr. 18.

37) Vgl. meine Gesch. d. Philosophie S. 158. Lpz. Weber 1877.

38) Görres, d. christl. Mystik. 1836—42 Bd. II, 515. Perty, d. myst. Erscheinungen d. menschl. Natur II, 411.

39) The Spiritualist 1871. Mai.

40) W. Crookes, der Spiritualism. u. d. Wissensch. Lpz. 1872 S. 50.

41) F. Zöllner. Wissenschaftl. Abhandl. II, 2, 922—26.

42) The Spiritualist, London, Mai 1871.

43) Spiritual Magazine Jan. 1871. Der im Bericht erwähnte W. Harrison ist übrigens Redakteur des Blattes und wurde später ein Hauptleiter der famosen Phänomene mit Florence Cook, auf die wir (S. 38 ff.) zu sprechen kommen.

44) Licht, mehr Licht! Nr. 8.

45) Wallace, Vertheidigung d. Spiritualism. S. 32.

46) Human Nature. Mai 1869. S. 259.

47) B. Schindler, das magische Geistesleben S. 282.

48) Vgl. Wurm, Mesmerische Heilmethode S. 115.

49) Galignani's Messenger 23. Oct. 1851. A. Schopenhauer, Ueber den Willen in der Natur S. 104.

50) v. Reichenbach, Aphorismen. Wien 1866. Die odische Lehre und einige Bewegungserscheinungen. 1867. Der sensitive Mensch und sein Verhältniß zum Ode. 1854. 2 Bde.

51) Theod. Fechner, Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers. S. 27. Lpz. 1876.

52) F. Zöllner, Wissenschaftl. Abhandlungen. II, 1, 342.

53) Kieser's Archiv IX, 1, 159. Hermes, Journal de Magnét. 1826. p. 168.

54) Zöllner, a. a. O. II, 1, 331.

55) Wallace, Vertheidigung u. s. w. S. 72. Revius, Realit. d. mag. Kraft S. 57.

56) M. Perty, Blicke in das verborgene Leben S. 106. Derselbe in Westermanns Illustr. Monatsheften. Dezemb. 1866.

57) Zöllner hatte übrigens die 4. Raumdimension schon bevor er Slade kennen lernte, aufgestellt (Wissensch. Abhandl. I, 240. 725 f.), aber er behauptete, seine Theorie stütze ebenso den Spiritismus, wie umgekehrt dieser sie.

58) Friese, Stimmen aus dem Reiche der Geister S. 136. Zöllner, Wissenschaftl. Abhandlungen III, 257.

59) Vgl. Joh. Huber, Moderne Magie in „Nord und Süd" X, 108. Fr. Schultze, der Spiritismus S. 127. Lpz. 1883. — Wirth vertheidigt zwar seinen verehrten Lehrer gegen den Vorwurf, daß er sich habe dupiren lassen, aber ohne Erfolg. Vgl. Wirth, Herrn Professor Zöllners Hypothese u. s. w. S 34

60) Wirth, a. a. O. S. 36. Allerdings versichert Zöllner mehrfach, die größte Vorsicht angewandt zu haben: Wissenschaftl. Abhandl. II, 1, 909. 347. II, 2. 94.

61) Vgl. B. Schindler, das magische Geistesleben S. 312. So wurde ein Mädchen in Gegenwart vieler Personen an einen Pfosten ihres Bettes gebunden, sodaß die Bindfaden, Hanf oder Roßhaare durchschnitten werden mußten. Cotton Mather erzählt, wie bei den Zaubereien in Salem es den Leuten die Hände fest mit Stricken zusammengebunden habe. Bei der Grambach in Orlach wurden 1831 nicht nur die Kühe an einen andern Ort gebunden, sondern auch ihre Schwänze so kunstreich zusammengeflochten, als hätte es der geschickteste Bortenmacher gethan.

62) Human Nature Dezemb. 1868.

63) Dieser Herr Jencken war übrigens der Berichterstatter, der Home damals ständig begleitete — vielleicht sein Helfershelfer! Vgl. S. 32 der Abhandlung.

64) Spiritual Magazine, April 1870 und Human Nature, Jan. 1870.

65) Vgl d. Art. »Convulsionaire« im Diction. des sciences médicales.

66) Schindler, das magische Geistesleben S. 40—45.

67) Laurie, Banner of light. Juni 1869.

68) Tafelrunde, 19. August 1871.

69) Revue Spirit. XI, 252 f.

70) Ebenda XII, 21. Die Dreieinigkeit und andere Dogmen werden übrigens von den meisten Spiritisten verworfen, wie wir später zeigen werden. Home aber zeichnet sich durch eine gewisse priesterliche Salbung aus, die ihm viele Gläubige gewonnen hat.

71) Vogel, Aus der neuen Hexenküche S. 17. Berlin, R. Oppenheim 1880.

72) Wallace, Vertheidigung ꝛc. S. 135.

73) „Licht, mehr Licht!" Nr. 10.

74) »What am J?« Lond. 1873. II, 388.

75) Emma Hardinge, The Modern American Spiritualism. New-York 1870. p. 337. 463.

76) Crookes, Der Spiritualism. u. d. Wissensch. Lpz. 1881. S. 43 f.

77) Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen.

78) Spiritual Magazine Nr. 30. Juni 1868.

79) Zöllner, a. a. O. II, 1, 337.

80) Dan. Home ist 1853 in Edinburgh geboren, seine Mutter litt am „zweiten Gesicht". Schon im dritten Jahre soll er eine entfernte Kousine haben sterben sehen und die um sie stehenden Personen genannt haben. Als Kind unterredete er sich mit Geistern, hörte himmlische Musik und die Spielsachen

flogen ihm zu! Als er, 10 Jahr alt, zu einer Tante nach Amerika kam, bewegte sich alles in seiner Nähe. 1850 begann er seine Carriere als Medium. In Neapel schieben die Geister am 10. Februar 1856 von ihm und versprachen übers Jahr wiederzukommen; dies geschah, d. h. an diesem Tage fiel Home wieder in trance, den Verzückungszustand, dem er auf Pius IX. Zureden entsagt hatte. Aus Rom, wo er 1856 katholisch geworden war, ward er später 1864 als Zauberer vertrieben. Kaiserin Eugenie ließ seine Schwester erziehen; er vermählte sich 1858. Der Chancery Court jagte ihm 20000 £ wieder ab, die ihm eine schwachsinnige Dame vermacht hatte. Zuletzt war sein Ansehen geschwunden, sodaß er vor einigen Jahren fast unbeachtet starb. Vgl. seine Révélations de ma vie surnaturelle. Paris 1863.

81) Banner of Light, 26. März 1870

82) Wie Chr. Reimers berichtet in „Licht, mehr Licht!" I, Nr. 8.

83) Wir wissen mehrere solcher Fälle, daß tüchtige Medien von Spiritisten in Sold genommen wurden, wobei es freilich manchmal vorkommt, daß sie durch sie getäuscht werden. Doch pflegt ihr Glaube nicht dadurch erschüttert zu werden. So erklärte der Spiritist Gillis, welcher 20 £ für einen fälschlich verbundenen Holz- und Elfenbeinring bezahlte, er nehme den Unsichtbaren „die kleine Düpirung" nicht übel. Zöllner, Wissenschaftl. Abhandlungen III, 57. Fritz Schultze, der Spiritismus S. 87.

84) Vgl. Crookes' eigenen Bericht in „Licht, mehr Licht!" I, Nr. 1.

85) Ebenda I, Nr. 10.

86) Ebenda I, Nr. 8.

87) Henne am Rhyn, das Jenseits S. 251. Owen schrieb The Debatable Land, Dtsch. Lpz. 1876. Vgl. desselben »The Mystery of Katie King« im »Banner of Light« 1. Mai 1875

88) Wallace, „Vertheidigung ꝛc." S. 68.

89) Dr. Huguet, Étude sur le spiritisme. Paris. E. Dentu 1875.

90) Wallace, a. a. O. S. 58 f. S. 100 f.

91) »Spiritual Magazine« Jan. u. Aug. 1873. »Photographic News« 28. Juni 1872.

92) H. W. Vogel, Aus der neuen Hexenküche. S.

93) Dies kam durch den S. 43 gemeinten Prozeß zu Tage, wobei Firman zu 6 Monaten Gefängniß und 600 Frcs Geldbuße, Buguet und Leymarie zu je einem Jahr und 600 Frcs verurtheilt wurden. Vgl. Procès des Spirites; Paris, se trouve à la Librairie Spirite 7 Rue de Lille et chez tous les libraires 1875.

94) O. Henne am Rhyn, das Jenseits S. 247.

95) Vogel, a. a. O. S. 10.

96) Vgl. Centralbl. f. Naturwiss. u. Anthropol. 1853 Nr. 30.

97) Hornung, Neue Geheimnisse u. s. w. S. 25. 88. Derf., Neueste Manifestationen S. 174.

98) J. H. Fichte, der neuere Spiritualismus. Lpz. 1878. S. 41.

99) Hornung, Neue Geheimnisse des Tages. S. 70.

100) Schindler, das magiſche Geiſtesleben S. 185.

101) Zöllner, Wiſſenſchaftl. Abhandlungen III, Vorr. S. 36.

102) Vgl. Friederich, Mittheilungen ſel. Geiſter durch die Hand der Maria Kahlhammer 1856. M. Perty, die myſt. Erſcheinungen II, 25.

103) Hornung, Neue Geheimniſſe u. ſ. w. S. 175.

104) Schindler, Magiſches Geiſtesleben S. 305.

105) C. M. Rechenberg, der Spiritismus. Vortrag. Lpz. 1870.

106) Cox, What am J? II, 242.

107) Edmonds, der amerikaniſche Spiritualismus S. 49. Lpz. 1873.

108) Schweykart, Mittheilungen des heil. Erzengels Raphael. München 1855.

109) Röſſinger im »Journal de l'Ame« IV, 138.

110) A. v. Bay, „Geiſt, Kraft, Stoff" S. 131 und „Studien über die Geiſterwelt, Lpz. 1874.

111) Banner of Light, 26. März 1870.

112) Spiritual Magazine, 1. Sept. 1869.

113) Schediasma philologico-theologicum de pannifice Goldbergensi plus quam L vocibus concionante 1692. Bei Schindler, das magiſche Geiſtesleben S. 239.

114) Dieſer, 1826 geboren, von dürftiger Herkunft und Erziehung, entwickelte als 19jähriger Jüngling in 157 Vorträgen, die er im magnetiſchen Schlaf hielt, ein vollſtändiges Syſtem der Natur- und Geiſtesphiloſophie, obwohl er vorher kaum einen richtigen Satz vorbringen konnte und ſeine ekſtatiſchen Diktate erſt mühſam verſtehen lernte. Dies haben 267 achtbare Männer bezeugt. Während der Diktate lag er kataleptiſch, d. h. ohne Bewußtſein, Gefühl und Bewegung, und behauptete, ſeine Seele ſei nur noch vermittelſt ſeines Magnetiſeurs mit dem Körper verbunden geweſen. — Ganz dasſelbe behauptete mir gegenüber das Medium Frau M., welche im Starrkrampf den „Sommergarten" (ſo nennen die Spiritiſten das Paradies!) und die Hölle beſucht.

115) „Licht, mehr Licht!" I, 8. Er hat es mir perſönlich auch erzählt, und ſich auf Dr. Fahnenſtock in Lankaſter und Dr. Tombocken in Chicago berufen, die es ebenſo machten.

116) Vgl. meine „Pſychologie" S. 201 f. Lpz. J. J. Weber 1883.

117) Poſitive Pneumatologie. Stuttg. 1870.

118) Pensées d'outre tombe«, herausgeg. von L. v. Güldenſtubbe, ſind triviale Gedanken, die er, wie er befürwortet, ſämmtlich von Geiſtern „in meiſt ſpontaner direkter Schrift" erhalten hat.

119) Spirit. Magazine, Octob. 1869. Human nature, 2. Novemb. 1868.

120) Vgl. O. Henne am Rhyn, das Jenſeits. S. 285.

121) „Nothſignale" Ein Wort über den Nutzen und Mißbrauch des Spiritismus.

122) Eine Menge ſolcher Fälle ſ. bei W. Schneider, der neuere Geiſterglaube. Paderborn 1882. Kap. VII.

123) Eine ſyſtematiſche Ueberſicht giebt Fritz Schultze: „Die Grundge-

danken des Spiritismus und die Kritik derselben." S. 59—122. Lpz. E. Günther. 1833. Eine sehr empfehlenswerthe Darstellung.

124) F. Schultze, a. a. O. S. 74. 75.

125) W. Wundt, der Spiritismus, eine sog. wissenschaftl. Frage S. 12.

126) R. Wallace, The Scientific Aspect of the Supernatural. Dtsch. bei O. Mutze. Leipzig 1875.

127) Kant, Kritik d. reinen Vernunft. Methodenlehre I. Hptst. 3. Abschn.

128) Vgl. hierüber meine „Psychologie" I. „das Wesen der Seele." Lpz. Weber 1883.

129) Vgl. „Der Hypnotismus." Ausgewählte Schriften von J. Braid. Dtsch. herausgeg. von W. Preyer. Berlin 1882.

130) Wallace berichtet von sich selbst, daß er 1844 Knaben mesmerisirt habe. Vgl. seine „Vertheidigung des Spiritualismus" S. 132.

131) Vgl. Th. Fechner, Zur Erinnerung an die letzten Tage der Odlehre.

132) Leeser, „Herr Prof. Wundt und der Spiritualismus." Lpz. 1878.

133) J. H. Fichte, Anthropologie § 181 - 185. Derselbe, der neuere Spiritualismus. Lpz. 1878. S 36.

134) Vgl. Friedr. Schiller, der Geisterseher, W. Goethe, der Großkophtha. Bulwer, Eine seltsame Geschichte.

135) Fritz Schultze, der Spiritismus S. 175. Carpenter, Mental Physiology. I. Aufl. S. 524. 628 f.

136) Vgl. zum Folgenden meine „Psychologie" S. 192 f. 278 f.

137) Davis, Principien der Natur 1847 f. Kardec (H. L. D. Rivail) Buch der Geister 1856 f. Güldenstubbe, Positive Pneumatologie 1872 und Kasprowicz Lehre vom Geiste. A. v. Vay, Studien über die Geisterwelt 1874.

138) Bei Wallace, Vertheidigung ꝛc. S. 86.

139) Adelma v. Vay giebt in ihren „Studien über die Geisterwelt" allerdings Zeichnungen von einer Katze und einem Mops aus dem Merkur, die der Geist A. v. Humboldts durch ihren Gemahl gezeichnet haben soll!

140) A. Wießner, der wiedererstandene Wunderglaube S. 71. Lpz. 1875.

141) Vgl. meine Schrift: „der Zweck des Daseins". Berlin, Habel 1882.

142) Vgl. A. Wießner, das Atom oder das Kraftelement der Richtung. Lpz. 1874 und meine „Hauptpunkte der Metaphysik." Köthen 1879.

143) Vgl. J. Kant, Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" 1766, wovon Fritz Schultze a. a. O. S. 137 ff eine gute Analyse giebt.

144) Vgl. meine „Gesch. d. Philosophie" S. 46 ff. Lpz. J. J. Weber 1877.

145) Owen, The Debatable Land p. 239. The Bealing's Bells by Edm. Moor. 1841.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Feicht) in Berlin.

Gewalt oder Geist?

Ein festliches Bedenken

über die Zukunft von Luthers Kirche.

Von

Prof. Dr. Paul Schmidt.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Gute Werke haben keinen Namen", sagt ein Lutherspruch. Wie sollte wohl in Einem Wort das gute Werk auch heißen, welches in diesem Lutherjahr in allen Zonen gepriesen wird?

Reformation? Es war doch nicht die Kirche allein, der jenes gute Werk zu statten kam.

Protestantismus? Es war doch wesentlich ein positiv schöpferisches Werk.

Glaubenserneuerung? Es war doch eben so sehr Lebenserneuerung, neue Auffassung des Lebens in dieser Welt und nicht nur neue Auffassung, sondern wirklich auch neue Lebensführung für die Individuen wie für die Gemeinschaften, die sich dem Einfluß jenes Werkes unterstellten. Aus den verschiedensten Lebensgebieten, dem politischen und dem sozialen, dem wissenschaftlichen und dem künstlerischen so gut wie aus dem kirchlichen und religiösen strömten die Kräfte zusammen, welche, als die Zeit erfüllt war, den zündenden, schöpferischen Geist der neuen Zeit entfesselten und zur Flamme anfachten. Und auf alle die Lebensgebiete, aus denen ihr selbst das Leben geworden, schlug diese Flamme zurück, mittelalterlich Morsches verzehrend, lang gepflegtes Dunkel erhellend, neue humane Impulse weckend, neue himmlische Begeisterungen, neuen findigen, kühnen Schaffensdrang.

Aber jede Lutherfeier ist nichtig, welche nicht die spezifisch-religiöse Herkunft aller guten Freiheitswerke Luther's anzuerkennen und zu begreifen willig ist. Ja, der profane Hochmuth, mit welchem hier und da Männer der Wissenschaft, der doch auch

aus Luther's Frömmigkeit heraus erst frei gewordenen, die Religion des Evangeliums und damit den heiligen Mutterschoß ihrer eigenen Autonomie mißachten lehren, er entehrt einen solchen Betrieb der Wissenschaft selbst. Schon in den Augen des Historikers. Wenn dieser in dem „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation" gelegentlich den griechischen Weisen, auf dessen Schultern die wissenschaftliche Methode aller Folgezeit ruht, Aristoteles „den schalkhaftigen Heiden" gescholten sieht, so weiß er, daß Luther's Kampf nicht der Philosophie als solcher gilt; weiß auch, welche Rolle dem Weisen des Alterthums in den kirchlichen Frohnarbeiten der mittelalterlichen Scholastik aufgebürdet worden war und wie ärgerlich sein gemißbrauchter, für theologische Forschung und christliche Frömmigkeit gleich unfruchtbar, ja verderblich gewordener logischer Schematismus dem neuen religiösen Aufschwung im Wege stand. Und wenn derselbe Historiker den zaghafteren Mitarbeiter Luther's in seinen „Anfangsgründen der Physik" auf antikopernikanischer Seite Posto fassen sieht, so weiß er wiederum, wie bald der von den Reformatoren ausgegangene, seiner selbst gewisse religiöse Geist den vereinzelten Protest gegen die neue Weltansicht auf sich beruhen ließ und das naturphilosophische Abenteuern anderen, nicht immer berufeneren Geistern überließ. Das Gewissen der Reformation gegenüber der Wissenschaft ist unbefleckt. So hat denn die letztere doppelten Grund, gerade im Angesicht der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts dankbar zu einem Manne aufzuschauen, der aus unsichtbaren Quellen Kräfte der Emanzipation bezog, welche ihr selbst damals versagt waren. Kraftvoll werde die lehrreiche und noch lange nicht ausgelernte Parallele in die Gemüther der Luther-Feiernden eingeprägt: während Erasmus mit seinen Leuten die Dunkelmänner höhnte, aber seinen papierenen Pfaffenspott schließlich bis zur vollen Ergebenheits-Erklärung an die Curie, bis zur Weigerung eines gastlichen Daches an den Ritter, „der es gewagt", widerrief; während Reuchlin trotzig für die Freiheit seiner Forschung eintrat, aber sie schließlich verzagt von der Kölner Inquisition zertreten ließ, ver-

zagt bis zum schwächlichen Abbruch aller Beziehungen zu seinem vielliebenden Philipp, dem »praeceptor Germaniae« — redete Luther, ein neuer Mose, von der Noth seines Volkes direkt mit seinem und seines Volkes Gott und also ward er der Gesetzgeber der neuen Zeit, die Schaaren der Dunkelmänner zu Paaren treibend, von keinem Kaiser oder Papst aufgehalten in dem Siegesschritt seiner neuen gesetzgebenden Gerechtigkeit. Denn es war „Gerechtigkeit von Gott", von Paulus schon in Lehre und Leben als unwiderstehlich erwiesen und dargestellt.

Heil also den großartigen Bemühungen dieses Jubeljahres, die religiöse Neugeburt des sechszehnten Jahrhunderts in ihrer ganzen geschichtlichen Höhe und Tiefe und Breite auszumessen und einem, seinen großen Erinnerungen auch auf dem Gebiet der Geistesgeschichte treuen Volke vor die Seele zu malen. Heil dem freundlichen Festgeist, welcher, trotz aller kleinlichen Friktionen und Empfindlichkeiten, unter dem aus allen evangelischen Parteien zusammenströmenden Festvolk das Bewußtsein seiner inneren Vielspältigkeit zu Gunsten seines maßlos und unvernünftig verkümmerten Einheitsbewußtseins jedenfalls ein wenig mindern wird. Keiner der Lebenden hat eine so tiefgehende Bewegung rein geistiger Art in unserem Volke jemals früher miterlebt: ein Schelm, wer an solcher Feier nörgelnd sich versündigte.

Aber der Schwarmgeister Freund war der Mann, den wir preisen, auch nicht. Die Festesfreude an den vergangenen Großthaten muß vereinbar sein mit der unabweisbaren Sorge um die Zukunft der evangelischen Sache. Es ist eine betrübte Zeit für diese Sache und viele unserer Feinde spotten unserer Feier nicht ganz ohne Recht. Einen Stachel möchten da diese Blätter in unserer Feier zurücklassen, wahrlich nicht, um dieselbe zu stören, nur um, wo irgend möglich, etwas mitzuhelfen, daß eine Frucht davon zurückbleibe.

Ganz abgesehen von den römischen Angelegenheiten, deren gegewärtiger Stand in deutschen Landen allerdings kein stilgemäßes Ornament zu dieser Lutherfeier abgiebt, umstehen zwei große Frage-

zeichen rein protestantischer Abkunft dies erhebende Fest; und da nur leichtfertiger oder unwahrhaftiger Festeifer ohne Weiteres an ihnen vorbeikäme, so wollen wir ihnen scharf entgegensehen.

Die eine Frage lautet so: Wenn Luther sein gesammtes Lebenswerk in der Begründung eines neuen Kirchenwesens zusammenfaßte und darin gipfeln ließ, will die Lutherfeiernde protestantische Christenheit gerade in dieser Summe seines Wirkens ihren Helden der Verirrung zeihen und fortfahren, in ihrem Großtheil aus der Unkirchlichkeit ein System zu machen — oder soll dies Fest der Ausgangspunkt einer veränderten Haltung gegen Luther's Hauptschöpfung, die evangelische Kirche, sein?

Und die zweite so: Wenn in der ruhig betrachteten Sachlage, wenn in der Seele der heutigen protestantischen Welt eine Auflösung des evangelischen Kirchenwesens nicht begründet wäre, wie soll dieses Kirchenwesen sich zu den dogmatischen Kämpfen verhalten, die demselben trotzdem und ganz unabweislich mit Auflösung drohen, wenn sie in der seit Jahrzehnten herrschenden Weise fortgeführt werden?

Wahrlich, wer nur nach dem Augenschein die gegenwärtige evangelisch-kirchliche Lage betrachtet, kann gar nicht anders als offen bekennen: es ist eine großentheils unkirchliche und in ihren kirchentreuen Elementen ganz gefährlich zerklüftete protestantische Welt, welche die vielen Monumente Luther's unlogischer Weise feiernd umsteht; und der höhnende Römer weist mit dem Finger darauf und ruft dem Reformator zu: „Das ist deine Welt, das heißt eine Welt."

Hat der Augenschein Recht?

Wäre die erste Frage im Sinne eines grundsätzlichen Verzichtes auf eine Zukunft der evangelischen Kirche zu beantworten — sagt man uns —, so wäre Luther's weltgeschichtliche Größe und segensreiche Bedeutung damit noch nicht aus. Ganz abgesehen von den unermeßlichen Wirkungen seiner Freiheitsthat auf alle

Gebiete des modernen Kulturlebens, könnte sein Werk sogar auf ganz spezifisch religiösem Gebiet noch immer eine epochemachende Stellung einnehmen. Dieses sein Werk wäre dann gewissermaßen größer gewesen als sein Wille; er selbst hätte die Tragweite des ersteren unterschätzt, indem er die Stützen und Krücken einer äußeren kirchlichen Anstalt noch immer als notwendig für einen Gottesdienst ansah, der, Dank Luther's eigenstem Thun, auf sich selbst stehen und in dem religiös-sittlichen Leben der Individuen wie der bürgerlichen Gesellschaft sich vollkommen darstellen könnte.

Und in der That haben hervorragende Denker die weitgreifende Unkirchlichkeit unserer heutigen evangelischen Gesellschaftskreise als eine folgerichtige Bethätigung protestantischer Gesinnung in den Schutz des Systems genommen. Protestantismus, so sagt man dort, und schrankenloser Individualismus sind gerade auf dem Gebiete der Religion gleichbedeutend, und diese grundsätzliche Synonymität muß sich auch in der unaufhaltsamen Zersetzung des kirchlichen Lebens praktisch auswirken und darstellen. Man könne den Kirchlichen ein gewisses Mitgefühl kaum versagen, zumal angesichts jenes passiven, kaum noch bewußten Widerstandes gegen die altväterische Sitte, dessen weite Verbreitung die Kirche viel empfindlicher treffe, als alle offene Befehdung. Aber die lehrreiche Thatsache bleibe bestehen: daß dieser Widerstand, am wenigsten fühlbar in den katholisierenden Kreisen des evangelischen Orthodoxismus, gerade in dem Maße zunehme, als eine ächt protestantische, unabhängige Art die Anschauungsweise und Gewohnheiten der Einzelnen und der Gesellschaft durchdrungen habe.

Mit tief grabender Gründlichkeit hat bekanntlich unter den Männern vom Fach besonders Richard Rothe dieser Auffassung die Wege geebnet; speziell der abschließende Artikel seiner „theologischen Ethik" (Bd. V, §§ 1167—1179) handelt „von den Kirchenpflichten" in einer Weise, die für die gedachte Auffassung die denkbar einleuchtendste Begründung darbietet. Wie die Kirche in ebendem Maße abnehmen müsse, als Christus und seine religiös-sittliche Herrschaft in der Menschheit zunehme; wie es also

widerspruchsvoll sei, wenn auch die trefflichsten und notwendigsten religiösen Reformbestrebungen der Gegenwart immer wieder eine so oder so veränderte — Kirche erstreben; wie hoffnungslos die Versuche ausfallen müßten, durch neue Kirchenverfassungen oder auch durch eine fremdartige künstlerische Ausschmückung der Gottesdienste dem sinkenden kirchlichen Sinn neues Leben einzuhauchen — dies alles ist dort in so durchsichtiger Weise ausgeführt, daß wir es leicht begreifen, wenn die Kirchenscheu des „latenten Christenthums" sich schmunzelnd darauf beruft. Begreiflich zugleich, daß auch die häufige und häufig unverschuldete Unfähigkeit des Predigtamtes, die Gemeinde auch in den öffentlichen Gottesdiensten zusammenzuhalten, sich mit Vorliebe hinter den noblen Falten dieser ihrer spekulativen Selbstentschuldigung versteckt. O, über diese bösen Rothe-Citate! Diesen Theil derselben sollten wir endgültig auf dem Festaltar des 10. November zum Brandopfer darbringen.

Hand auf's Herz, Du feiernde Luthergemeinde, wäre Dein Dr. Martinus nicht selbst schon im Stande gewesen, einen so grellen Selbstwiderspruch in seiner kirchlichen Schöpfung seinerseits abzusehen, nicht nur Deine Achtung vor seinem Geist, auch Deine Symphathie für seine Thaten und Dein schöner Enthusiasmus für ihn selbst, den Mann, dem wir huldigen, müßte einen argen Stoß erleiden.

Für seinen Geist. Denn der fromme Selbstbetrug des Kirchenreformators wäre am Ende begreiflich gewesen in den großen Stunden der geistigen Wehen, da der Funke von Gottes Geist, dem weltbewegenden, aus der Gott allein ergebenen Seele Luthers die neue Zeit erschuf; in solchen Stunden mag der Berufene sprechen: „Schicksal, du bist im Zuge, nimm, welchen Lauf du willst." Aber ein solcher Selbstbetrug festgehalten durch Jahrzehnte, ein Menschenalter hindurch?

Für seine Thaten. Denn wie viel äußeres und inneres Unheil wäre den protestantischen Völkern zugleich mit dem „Irrtum" der neuen Kirchengründung erspart worden! Am Ende

gar ein Stück vom großen Krieg des 17. Jahrhunderts, der, soweit er überhaupt nicht rein politisch, sondern ein Religionskrieg war, doch nur deßhalb geführt wurde, weil eine neue Religionsgemeinschaft, weil neue kirchliche Korporationen gegen die alten sich selbständig aufthaten. Jedenfalls all' die sonstigen Miseren, die sich dem protestantischen Kirchenwesen seit seiner Begründung anhefteten, all' der gehässige dogmatische Hader, welcher der Frömmigkeit selbst so verderblich wurde, all' die Verfolgungssucht und die wirklichen Verfolgungen um rein theoretischer Dinge willen, so viele Hemmungen notwendiger Fortschritte im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, so viel Vergeudung geistiger Kraft in kirchlichen Bekenntniß- und Verfassungsfragen, so viel byzantinisches Streben und Heucheln und Verleugnen der Nachfolge Jesu vor dem Forum der irdischen Macht, und endlich, doch nicht die geringste der Heimsuchungen: der permanente Anblick von so viel hohler Aufgeblasenheit in einem neuen kirchlichen „Amt", dessen Träger zu einem Teil bis auf den heutigen Tag so geflissentlich die Allüren des römischen Clerus nachahmen und ganz ohne das Zeug dazu und ohne das Recht.

Gemach. Schon ein flüchtiger Gedanke an all' den Segen, der andererseits vom evangelischen Pfarrhaus ausgegangen und eine flüchtige Erinnerung an unvergleichliche und unersetzliche Kirchenfeierstunden, an unübertrefflich herrliche Charaktere unter den protestantischen Kirchenmännern vom Fach reagiert mit unmittelbarer Kraft gegen die zuvor angedeuteten antikirchlichen Gedankengänge. Bei Licht besehen aber verschwindet der ganze vermeintliche Selbstbetrug der Kirchenreformation in ein Nichts und, was übrig bleibt, ist eine einfache kleine Verwechslung des spekulativen Denkens. Seit den Tagen Luther's ist die Kirche uns nicht mehr Zweck, aber daß sie nicht mehr ein Mittel bleibt, und zwar ein unentbehrliches, hat noch Niemand erwiesen. Seit den Tagen Luther's ist sie uns nicht mehr höchstes Gut und die Kirchlichkeit daher nicht mehr Maßstab der Christlichkeit, aber daß sie nicht ein hohes Gut sein könne im Dienste des

höchsten und daß ein Mehr oder Weniger von Fürsorge für ihre Interessen auch ein Mehr oder Minder von Einsicht in die Interessen einer sittlich-religiösen Volkspädagogik bekunde, ist dadurch bei weitem nicht ausgeschlossen. Seit den Tagen Luther's hat jeder rechte Protestant ein durchaus offenes Auge dafür, daß die Kirche[1]) durchaus nicht „das spezifische und ausschließliche Organ des Christenthums für seine Wirksamkeit in der Welt ist" und daß „jede sittliche Gemeinschaft, die Familie, das Kunstleben, das wissenschaftliche Leben, das gesellige Leben, das öffentliche Leben und die Einheit dieser Aller, der Staat, wesentlich zugleich religiöse Gemeinschaften" sein sollen und können. Aber daß sie es werden, dazu ist doch wohl eine geordnete Pflege des spezifisch religiösen Lebens als solchen in der Kirche die angezeigteste und durch nichts Anderes zu ersetzende Hilfe.

So war es denn auch gar nicht denkbar, daß Rothe bei den Ausführungen der ersten Auflage seiner Ethik stehen blieb. In der bewegten Discussion, welche dieselben hervorriefen und in welche besonders der wissenschaftliche Führer unserer praktischen Theologie, Karl Immanuel Nitzsch, mit weisem Eifer eingriff, mußte Rothe Schritt für Schritt zurückweichen. Hatte er schon in seiner eignen Bearbeitung der Ethik die Bedingungen aufgesucht, unter welchen die Kirche „sich eine wahrhaft segensreiche Wirksamkeit sichern könne", denn sie sei „wahrlich auch jetzt noch nichts weniger, als überflüssig," — so sah er sich später bis zu dem Bekenntniß gedrängt: „Auch wir erkennen es gern an, daß, so lange das Reich Gottes im Kommen ist, die Kirche nicht in den anderen Gemeinschaften untergeht," also wohl überhaupt nicht. Mit Fug und Recht weist auch der Herausgeber der zweiten Auflage darauf hin, wie entschieden der Verewigte in seinen Beiträgen zu sieben Bänden der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" seine spekulativen Gesichtspunkte durch praktisch kirchliche selbst verschoben hat.

Mit Recht. Schon von der Freundschaft sagt ein gutes deutsches Wort, sie wolle gepflegt sein, oder sie sterbe. Ist überhaupt ein religiöses Leben neben oder über und in dem sittlichen

als zur Vollkommenheit menschlichen Wesens gehörig zugegeben, so ist damit nicht nur eine geordnete Pflege desselben, sondern zugleich auch eine geordnete Pflege in der Gemeinschaft vernünftigerweise mitgefordert. Daß der Protestantismus das einzelne fromme Subject von allen menschlichen sichtbaren Autoritäten losgelöst und ganz auf sich selbst und die unsichtbare Autorität des göttlichen Geistes in ihm gestellt hat, das ist seine ureigenste weltgestaltende That. Aber deswegen die individuelle Erbauung im Gegensatz zur kirchlichen zum System zu erheben, das wäre gerade so geschickt, als wenn man das private Selbststudium nach dem Erwachen der intellektuellen Selbstständigkeit im Gegensatz zur öffentlichen Schule auf den Leuchter stellen wollte. Der Solo-Gesang ist auch einer, aber die Chorgesänge dürften bleiben trotz der Abneigung der modernsten Oper. Das Schöne pflegen wir auch im Hause, aber die großen Kunstinstitute mitsammt der Schaubühne dürften auch ihre Zukunft haben und behalten. Auch ist es die Art protestantisch religiöser Ueberzeugungen, daß sie sich nicht sowohl auf den scholastischen Scheinbeweis ihrer Wahrheit stützen, als vielmehr in menschlicher Gemeinschaft erlebt und durchlebt sein wollen; was könnte ihrer Kräftigkeit und sittlichen Fruchtbarkeit zuträglicher sein, als eine geordnete Pflege in einem frischen, angeregten und anregenden kirchlichen Gemeindeleben? Seitdem der evangelische Geist unter dem mächtigen Einfluß der großen philosophischen und theologischen Geister aus Schleiermacher-Hegelscher Zeit jene deistische Gesinnung überwunden hat, welche der Gottheit eine unendliche ferne Erhabenheit drüben „über'm Sternenzelt" anwies; seitdem er in neuem Sinne begriffen und erfahren hat, daß die Gottheit nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns, sondern daß alle Zweige unseres persönlichen und öffentlichen Lebens berufen sind, in ihr zu leben, zu weben und zu sein — seitdem lebt sich's für evangelische Christen besser, reicher, wärmer in dieser Welt, zumal in der kleinen oder großen Welt unseres Berufs. Aber die religiöse Sammlung und Selbstbesinnung, welche das Salz des Lebens ist und bleibt, die Rück-

kehr des Gemüts in die Stille aus dem heißen Staub und dem wilden Lärm der Vielgeschäftigkeit ist deßhalb für den gehetzten modernen Menschen nur um so notwendiger, notwendiger für seine innere Gesundheit und Kräftigkeit und zugleich nur um so schwieriger. Ja, zu keiner Zeit konnte die humane Bedeutung ernstlicher religiöser Sammlung und Anregung in einem schönen öffentlichen Cultus so unmittelbar einleuchten wie in unseren Tagen mit ihrer wilden Jagd; das gilt für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. „Reißt nur die Kreuze aus der Erde" und denkt euch, wenn ihr es könnt und mögt, die thatsächlichen Einwirkungen zu Stadt und Land fort, welche durch die hochragenden Türme der Gotteshäuser symbolisirt werden: bei derjenigen Stufe bewußter Gesittung, bis zu welcher das „Kommen des Gottesreiches" es bisher unter uns gebracht hat — o ja, bis an die Sterne weit —, muß doch das Bild eines sittlichen Gesellschafts-Chaos vor der Seele entstehen, welches euch vor der natürlichen Moral des Krieges Aller gegen Alle grausen macht. Diejenigen aber, die das Ideal eines sittlichen, auf den Säulen religiöser Grundkräfte und Grundüberzeugungen ruhenden Kosmos nicht für einen leeren Wahn erachten, sondern es geflissentlich pflegen und deßhalb an allen möglichen Werken schöner Gemeinnützigkeit und rettender Liebe betheiligt sind, sie sollten nur eine Art von „Vereins-Sitzungen" dauernd vernachlässigen wollen und zwar gerade die einzige, welche socialistisch im geistigen Vollsinn des Wortes ist, unsere Gottesdienste, diese schönste Gelegenheit brüderlichen Verkehrs und herzlicher Gemeinschaft unter allen Ständen dieses zerklüfteten Volks? Nur völliger Stumpfsinn kann diese Seite der gottesdienstlichen Erbauung übersehen, wenn der Nutzen unseres öffentlichen Cultus abgeschätzt werden soll.

Getrost lassen wir in diesem Zusammenhang den Einwand auf sich beruhen, daß hiermit für religiöses Gemeindeleben überhaupt, nicht für unser landeskirchliches plaidirt werde. Die evangelischen Landeskirchen haben zunächst den Vorzug, daß sie da sind und leben können; sodann, von sehr vielen anderen Vor-

zügen und etlichen natürlichen Mängeln abgesehen, waltet in ihnen der unermeßliche und reale Segen einer großen eigenen Geschichte und für den Deutschen wenigstens, der überhaupt eine Kirche will, kann der Gedanke kaum in Betracht kommen, daß man in solcher Kirchennoth nun gar noch die vorhandenen kirchlichen Großmächte zerschlagen und durch abenteuerliche Neubildungen ersetzen sollte.

Wenn dem so ist, wenn unserem evangelischen Kirchenwesen so viel prinzipielle Berechtigung innewohnt, woher — so müssen wir zu diesem Lutherfest fragen —, woher die weit verbreitete faktische Unkirchlichkeit unter uns, über die wahrlich nicht nur oder auch nur vorzugsweis die „Liberalen" zu klagen haben, sondern auch die Hoch- und Höchstkirchlichen bis in die mecklenburgische Landeskirche mit ihrer unbeugsamen, rein lutherischen Lehr-Observanz? Gerade aus dem Stillleben dieser letzteren erklingt dieser Tage ein eindringliches Mahnwort zum Lutherfest[2]), welches u. a. dahin lautet: das sei das Unheimliche an unserer gegenwärtigen Kirchennot, daß wir die eigentliche Ursache derselben, daß wir den Feind, den immer noch verhüllten, noch gar nicht kennen und ihm deßhalb auch nicht zu Leibe zu gehen vermögen. So mysteriös ist nun die Sache doch wohl nicht.

Für einen Teil der Unkirchlichen verschiebt sich die Frage nach der Ursache ihres ablehnenden Verhaltens gegen die Kirche sofort in die andere nach den Ursachen ihrer Irreligiosität. Sie glauben eben nicht an Gott, also auch nicht an den Gott Jesu Christi und richteten sich schon vor Duboc's bekannter Anweisung zum „Leben ohne Gott" längst in ihrem Atheismus häuslich ein. Eine genaue Analyse dieser theoretischen und praktischen Gottesleugnung unserer Tage wäre ein ziemlich verwickeltes, aber kein unausführbares Werk. Wie tief und mit wie viel scheinbarem Recht an der Schwächung und Erschütterung des Gottesglaubens die wieder einmal neugewordene Anschauung des physischen Weltlebens betheiligt ist, dürfte männiglich bekannt sein.

Aber der andere Teil der Unkirchlichen? Was sollen wir

im Angesicht Luther's von den unzählig vielen Männern und Frauen sagen, die es sich ernstlich verbitten würden, als „decidierte Nicht-Christen" zu gelten und dennoch für das kirchliche Leben so gut wie todt sind? Wohl haben hier und dort die Gottesdienste und deren geistliche Leiter selbst einen Theil der Schuld daran, wenn sie nicht anziehender auf diese Indifferenten wirken: nur sollten diese hinzutreten und durch eine lebhafte und treue Teilnahme an ehrlichen kirchlichen Reformbestrebungen bessern helfen, was bei ihrem Fernbleiben nur weiter verkümmern und verderben kann. Wir haben dies „latente Christenthum" verzogen über Gebühr und es ist an der Zeit, daß wir statt weiterer Complimente demselben zum Lutherfest unseren Respekt aufkündigen. Wäre doch auch nur ein wenig Consequenz darin! Aber dieselben Leute, die kaum noch eine cultische Charfreitags-Erinnerung an Jesu Leiden und Sterben mit ihrer persönlichen Gegenwart beehren, lassen doch ihre Ehe kirchlich einsegnen, damit sie auch für voll gelte; lassen ihre Kinder taufen, eventuell auch nottaufen, damit die Kleinen in den Himmel kommen; hören mit Rührung zu, wenn ihre erwachsenen Söhne und Töchter bei der Confirmation auch der Kirche des Evangeliums Treue für's Leben geloben; verlangen geistlichen Zuspruch in Tagen persönlicher Trauer und fehlen erfreulicherweise auch dann niemals in den Kirchen, wenn es gilt, die Tage nationaler Trauer oder Erhebung religiös zu weihen, wenngleich ihnen inzwischen der Christengott oft zum Nationalgott nach jüdisch-heidnischer Art hinabsank.

Was ist es denn, was diese wunderbaren Heiligen in gewöhnlichen Zeitläufen vom Gotteshause fernhält? Die „freie Natur" bleibt uns ja „ein Tempel Gottes", auch wenn wir eine Stunde vom Sonntag für des Geistes Interesse abgeben. Und hat es denn Verstand, für kleine Städte und das platte Land die Kirche als einzige Pflegerin geistiger Güter für die Erwachsenen zu preisen und nur für die „großen Bildungscentren" als entbehrlich hinzustellen? Als ob es sich bei dieser Frage überhaupt um „Bildung" handelte. Um ein Bad der Seele handelt es sich,

um eine radikale Reinigung unſeres Gemüts von dem Unrat, den — nach nur zu allgemeinem Bekenntniß — jeder Beruf heranſchwemmt, und noch mehr der Müßiggang; zugleich um unſere Feiung von innen her gegen das, was nach des Dichters Wort uns Alle bändigt, das Gemeine; um eine Erhebung des Herzens über die Alltäglichkeit hinaus in die unſichtbare Quellregion aller lebenskräftigen Ideale; um ein Eintauchen des natürlichen Willens in den göttlichen Geiſtesſtrom, welcher Selbſtliebe und Bruderliebe in das rechte gegenſeitige Verhältniß treibt; um eine neue heilige Ausrüſtung des ganzen Menſchen für den täglichen Kleinbetrieb der neuen Woche.

Daß dies Alles nirgend beſſer geſchehen kann, als in einer Stunde gemeinſamer Andacht um ein ſchönes, herzenskundiges, herzenkündendes Wort aus der „hohen Zeit" der Religion, wird im Prinzip von den Leuten, die es überhaupt angeht, nicht beſtritten; aber aller Quark des äußeren Lebens geht bei ihnen der Pflege des inneren Menſchen ſo ſelbſtverſtändlich voran, daß von irgend einem geordneten Anteil am kirchlichen Leben nicht die Rede ſein kann; ſie „denken gar nicht daran". Es iſt ein wahrer internationaler Notſtand geworden, dieſe Verſchleuderung des Sonntagmorgens, welchem doch ſeine Stelle unter den Schutzmächten der ſittlichen Wohlfahrt der Völker verbleiben ſollte, zumal in Zeitläufen, in denen gerade dieſe Mächte, unter dem allgemeinen Grauſen vor der moraliſchen Verwilderung aller Stände, ſo angelegentlich herbeigerufen werden: Verſchleuderung an allerhand Reſte von Wochenarbeit, die nun mühſelig und ohne rechte Freudigkeit nachgearbeitet werden; Verſchleuderung an ſchlechte Lebensgewohnheiten der Woche, die ſich durch die entſprechende Verlotterung eines ſchläfrigen Sonntagsmorgens rächen; Verſchleuderung endlich an allerhand „Rückſichten" unſerer unwahr, vielgeſchäftig und turbulent gewordenen, prunkſüchtigen, nervenmordenden und bei alledem verflachten Geſelligkeit. Auch über den holden Gütern der deutſchen Geſelligkeit und deren fröhlich unbefangener Pflege ſteht ſchirmend der Name Luther's, ihr Schutz-

patron und zugleich ihr humorvoller Virtuos, von aller Pietisterei durch Klüfte getrennt. Aber daß seine lieben Deutschen von heute, wollten sie vor seinem Blick bestehen, sich u. a. zu einer mutigen, einschneidenden Reform des geselligen Lebens entschließen müßten — wann kommt ihr Apostel? —, das leugnet kein unbefangener Kenner dieses Lebens, zumal „in den großen Bildungscentren". So viel Unabhängigkeit wenigstens sollten uns die frommen Freiheitsthaten der Reformation gebracht haben, daß jeder Protestant und jedes protestantische Hauswesen im Verhältniß zu den Menschen und zu überkommenen rein menschlichen Rücksichten sein Leben selbständig gestalte nach dem Grundsatz: die Gesundheit der Seele sei oberstes Gesetz. Daß aber sein Einfluß auch nicht bis dahin reichen würde, daß auch bei protestantischen Hausfrauen und Hausherren die nothwendigste religiöse Pflege des inneren Menschen jemals so vollständig würde weichen müssen vor dem Kleinkram und all' den thätigen und leidenden Obliegenheiten eines „Verkehrs", dessen Ausbeute in so argem Mißverhältniß zum Aufwand steht, dessen hohler Trug oft nur zu fadenscheinig ist; daß jenes geweihte Mahnwort vom „Gewinnen der ganzen Welt" und vom „Schaden der Seele" auch unter uns in dem Maße könnte umgekehrt werden, wie wir davon Augenzeugen sein müssen — wahrlich, das hat die schlichte, treuherzige, gesund harmonische Christen-Natur des Mannes von Wittenberg nicht ahnen können. Nein, unter allem Vorbehalt hinsichtlich des eigenen Schuldanteils seiner Kirche, sagen wir es zu seinem Ehrentage mit einer seines Namens werten Ehrlichkeit rund heraus: die weitverbreitete Unkirchlichkeit der Religiösgesinnten unserer Tage ist nicht so sehr eine logische Folge des protestantischen Prinzips, als vielmehr ein höchst inkonsequenter, aus vielen kleinen und großen Schwachheiten und Miseren zusammengesetzter großartiger Schlendrian.

Ob an dem letzteren unsere Gottesdienste selber keinen Theil haben? Auch kein Eiferer der Kirche wird so nur fragen wollen.

Und wenn je, so sind zu Festtagen fromme Wünsche erlaubt. Also:

Zum Ersten, unsere Pfarrer sollten an vielen Orten weniger häufig predigen müssen, damit sie jeder Predigt nach Inhalt und Form eine volle Vorbereitung widmen können. Der Geistliche, dessen Vorträge sich grundsätzlich in den längst ausgetretenen Geleisen des überkommenen alt-kirchlichen Lehrbegriffs bewegen, hat es allerdings um vieles leichter, gleichgesinnte Zuhörer zu befriedigen, als derjenige, welcher es als seine Aufgabe erkannt hat, die constituierenden Lebensgedanken der Religion in das Weltbild des modernen Menschen einzuzeichnen und in dessen Vorstellungsformen anschaulich zu machen. Aber beide haben, wenn anders ihren Predigten die Gewalt persönlich selbständiger Bekenntnisse einwohnen und dabei eine würdige und zugleich einschneidende Form eignen soll, jedes Mal ein sehr ernstliches, von kritikfustigen Laien nur zu oft unterschätztes Stück geistiger Arbeit zu thun, das zumal der auch sonst so viel beanspruchte Stadt-Geistliche nicht Dutzende von Malen per Quartal leisten kann. Unbekümmert um den Schein geringeren Kircheneifers sollten die Kirchenvorstände oder sonstigen kirchlichen Instanzen da, wo es im Interesse der geistigen Frische und Leistungskraft ihrer Geistlichen angezeigt ist, die Zahl der öffentlichen Gottesdienste herabsetzen oder aber die überzähligen Predigten, welche als solche den vorhandenen geistlichen Kräften zu viel zumuten, besonders an den Sonntag-Nachmittagen durch liturgische Andachten oder Jugendgottesdienste oder kirchliche Vorträge mehr belehrenden Inhalts zu ersetzen suchen.

Zum Zweiten, es sollte im Allgemeinen kürzer gepredigt werden. Ein gewisser Schematismus hat sich unserer Predigtweise bemächtigt, dessen permanente Einhaltung an sich wenig anregend ist und zugleich zu übereifriger Weitschweifigkeit verführt. Ein guter, bestimmt umgrenzter und praktischer religiöser Gedanke, angemessen eingeleitet, biblisch begründet und erbaulich ausklingend, würde oft anziehender und jedenfalls über die Kirchenschwelle hinaus wirksamer sein als die bekannten drei Theile mit ihren so oft über-

triebenen Ansprüchen an die Gedankenfülle und Gestaltungskraft des Redners wie an die Denkfrische und Tragkraft der Hörer. Man muß nicht jedes Mal sein ganzes Glaubenssystem anbringen wollen. Der Gleichnißmann, der gewaltig predigte, wies andere Wege.[3])

Zum Dritten, es dürften alle Richtungen der evangelischen Kirche darin übereinkommen, daß sie ihren Geistlichen die theologische Polemik auf der Kanzel endgültig erlassen, soweit sie nicht religiös-sittliche Polemik gegen das Böse als solches ist. Die Zeitungen bringen diese Art geistiger Anregung ja besser und bequemer; der Kanzelrede wird sie von den Einsichtigen aller Parteien stets als Zeichen religiöser Armut ausgelegt. Der Staub des Alltagstreibens ist's ja, vor dem man in die Tempel flieht und derjenige der dogmatischen Arena ist gewöhnlich noch dazu so wenig „olympisch".

Zum Vierten, drängen von allen Seiten die gerechtesten kirchlichen Wünsche in das eine große Begehren nach immer besserer Ausrüstung unserer jungen Theologen für ihr herrlich schweres Amt zusammen. Je mehr bei der numerischen Knappheit von Pfarrbewerbern — denn von einem eigentlichen „Theologenmangel" zu reden ist Uebertreibung — die Zeit der Wanderjahre zwischen den eigentlichen Lehrjahren und dem Antritt eines selbständigen Amtes zusammenschrumpft und je näher also der Kanzelstuhl an die Schulbank heranrückt, desto dringender bedarf der zukünftige Prediger einer praktisch-theologischen Ausbildung, die weit über das gegenwärtig übliche Durchschnittsmaß hinausgeht. Hauptstück derselben bleibt ja allerdings dieses: daß die literarische und wissenschaftliche Ausbildung im engeren Sinn für die Durchbildung des ganzen Menschen, auch nach Seite des Gemüts und für sein Verständniß des menschlichen Seelenlebens einen Ertrag abwerfe, der die Klage verstummen macht: ein Teil unserer Geistlichkeit, besonders in den Städten, stehe in jener Hinsicht unter dem Niveau eines erheblichen Teiles ihrer Gemeindegenossen. Der protestantische Geistliche verfügt eben be-

kanntlich nicht über geistliche Geheim- und Universalmittel und muß sich in jedem Fall spezieller Seelsorge wie in jeder einzelnen Kanzelrede über seinen Beruf, vor Anderen den Vertreter der Allen gemeinsamen Heilsgedanken abzugeben, durch den inneren Wert seiner Leistung ausweisen. Aber neben dieser allgemeinen Forderung behält die besondere ihr Recht, daß die praktische Theologie ganz und gar aufhöre, das Aschenbrödel unter den Disciplinen des theologischen Studiums zu sein. Das Studium Mosis und der Propheten und vornehmlich die rein geschichtlichen Fächer machen sich in dem herrschenden theologischen Lehrgang etwas breit im Verhältniß zum Studium der vitalen Gedanken Jesu und seiner Apostel und ihrer evangelischen Vertretung im praktischen Kirchendienst. Vom Jahweh Israels und den Aeonen der Gnostiker Genaueres zu wissen, kann sehr nützlich sein; aber die wirklichen Quellgedanken und Urkräfte des Christenthums muß Jeder, der eines Pfarramts wert sein soll, vor allem Anderen mit eigenen theologischen Augen aus dem Schriftwort herauserkannt und eine eigene klar begründete Willensmeinung darüber gewonnen haben, wie er an seinem Teil in den mannichfaltigen Zweigen seines künftigen Berufs für die Ausgestaltung jener Gedanken und Kräfte arbeiten soll — das fordert das Lebensinteresse unserer Kirche. „Unvergessen sei's", sagte ein positiver Festredner am Wittenberger Lutherfeste, „daß Luther ein deutscher Professor war. Ihr Professoren, mehr Schriftzeugniß, mehr Seelsorge an der Jugend!" Ganz recht, ja, den Nagel auf den Kopf getroffen, sofern darunter einerseits die begeisterte Versenkung in die kritisch erforschten neutestamentlichen Grundwahrheiten, andererseits der möglichst weitgehende Ersatz der bloßen Vorlesungen durch gemeinsames Arbeiten des Lehrers und der Studierenden in den Collegien nach Art der wissenschaftlichen „Seminare" verstanden wird. Daß die zweite Forderung sich vorzugsweise auf die praktischen Fächer bezieht, für welche sie längst teilweise Erfüllung zu finden begann, liegt auf der Hand; aber ebenso sicher ist es, daß die ganze akademische Ausrüstung unserer theologischen Jugend

dieselbe zum Dienst an der evangelischen Wahrheit in Angriff und Verteidigung wesentlich tüchtiger machen würde, wenn mit selbstverständlicher Ausnahme der wenigen rein geschichtlichen Fächer die gesammte theologische Unterweisung dem bloßen „anregenden" Vorlesen ex cathedra Valet sagen wollte.

Man sage nicht, daß hier und da die Zahl der Zuhörer der gedachten Lehrmethode unüberwindliche Hindernisse entgegenstelle, erkundige sich vielmehr nur, vor wie großen Auditorien unsere großen Philologen, ein A. Böckh, ein M. Haupt ꝛc. ihre Seminarübungen leiteten, und denke z. B. nur an die vergleichsweise musterhafte Art der Vorbereitung, welche unseren angehenden Medicinern von Universitätswegen zu Theil wird — um einzusehen, daß schon die vorhandenen Mittel der akademischen Vorbereitung bei verbesserter Lehrmethode genügen würden, um der Kirche der Reformation eine tüchtigere Durchschnittsart junger Diener am Wort zuzuführen.. Wie wäre es, wenn etliche der zahllosen Pfarr-Konferenzen, deren jüngere und ältere Teilnehmer ja gleich gut wissen, was der Wegfall der früher üblichen Amts-Vorbereitung im mehrjährigen Vikariate zu bedeuten hat, sich entschlössen, für eine Reform des theologischen Studienganges im angedeuteten Sinne brauchbare Forderungen zu stellen? Der Kirche Luther's wäre damit jedenfalls besser gedient als mit den landesüblichen Hetz-Resolutionen der dogmatistischen Eiferer und zwar dieser ganzen Kirche ohne Unterschied der theologischen Richtung.

Zum Fünften, unseren jungen Theologen sollte mehr Anlaß und Gelegenheit zur rhetorischen Ausbildung im engeren Sinne geboten werden. Ob dies in eigenen praktisch-theologischen Anstalten geschehen solle, deren Besuch zwischen das akademische Studium und den Eintritt in's Amt zu stehen käme und obligatorisch sein würde[4]) oder aber innerhalb des Rahmens der eigentlichen Universitätsstudien, ist mehr eine Frage praktischer als prinzipieller Erwägungen, obwohl Manches auch grundsätzlicher Weise gegen die evangelische Nachbildung katholischer Cleriker-Seminare einzuwenden wäre. Jedenfalls mehr entsprechende Uebun-

gen in den oberen Gymnasialklassen; viel mehr Muße für homiletische Uebungen in der Universitätszeit; jede mögliche Unterstützung der akademisch-theologischen Vereine, in welchen die Studierenden unter sich Vorträge halten und darüber disputiren und in den Schluß-Semestern des Studiums mehr Augenmerk auf die Wahl von Universitäts-Städten, in welchen anerkannte Kanzelredner die Erziehung des guten Beispiels gewährleisten.

Zum Sechsten endlich: ein schönerer Cultus! Lebhaft begrüßen wir zum Luther-Tage die gegenwärtige, bekanntlich auch in Vereinsform hervorgetretene energischere Propaganda für das Kirchenchorwesen. Keine einigermaßen selbst lebendige Kirchengemeinde sollte die Begründung eines kirchlichen Gesangvereins, sei es für sich selbst oder in Verbindung mit einer oder einigen Nachbargemeinden, unversucht lassen oder schon bestehende Vereine derart ohne die regste Unterstützung lassen. Und wenn irgendwo die Großen, die doch sonst, in Städten wenigstens, für Gesangvereine aller Art zu haben sind, es nicht vermögen oder auch unter ihrer Würde halten, „dem Herrn ein schönes Lied zu singen", da sollen die Knaben und Mädchen eine schöne Weise im Gotteshause singen; die dürften, wenn die Schule ihre Pflicht an ihnen im Gesangunterricht thut, ihres Eindrucks sicherer sein als der Meister, der die schönste vox humana aus dem Orgeltonmeer hervorklingen läßt.

Wichtiger natürlich ist die Hebung des Gemeindegesangs, über dessen Darniederliegen die Klagen in allen deutschen Landen ertönen. Wo der Kirchenbesucher sich nicht geradezu darauf freuen kann, sein Gesangbuch zur Hand zu nehmen und einzustimmen in einen von heiliger Lust und Liebe zeugenden Choralgesang, da ist schon ein gut Theil des gottesdienstlichen Segens verloren; und in der That, wer möchte die Augen sehen, mit denen die Dichter und Komponisten unserer besten protestantischen Choräle sich von der Verzagtheit, Unlust und Schlaffheit des Gros unseres Kirchenvolkes beim Anstimmen ihrer alten Weisen überzeugen würden!

Nur mache man sich klar, daß die Hauptschuld daran nicht

eben dieses Kirchenvolk selber trägt, sondern einerseits die Schule, unsere gute deutsche öffentliche Schule, die wirklich gute Leistungen in Sachen des Notenlesens und des mehrstimmigen Gesanges leider, und ganz ohne Not, bis auf den heutigen Tag zu den Ausnahmen zählen läßt — andererseits die parteiische Selbstsucht der verschiedenen theologischen Richtungen, welche hier etliche ungereimte dogmatische Liebhabereien, dort eine mattherzig modernisirende Amaranth-Empfindelei auf Flügeln des Gesanges in die Seelen der Kirchgenossen einzuorgeln gedenkt und dabei allerseits die Hauptsache vergißt: daß wir, ganz unhymnologisch wie wir einmal sind, nicht viele Hunderte von Liedern mit abgeschmacktem Gereime und unsingbarem oder fast ascetisch-langweiligem Getöne in unsern Gesangbüchern brauchen, sondern uns, wenn nicht mehr da sind, mit einigen Dutzend guter und bester Nummern begnügen konnten, die wir Jedem mit Stolz zu lesen geben und zu singen zumuthen können. O daß der Kirche des Reformators, welcher der heiligen Musika mit bräutlicher Liebe anhing sein Leben lang, mehr ernste Liederenthusiasten und Singemeister nach Art der Erk und Heim und Nägeli erstehen möchten! Diese Kirche müßte es sicherlich bald erfahren, wie nicht nur der Chorgesang, dieses „Eine, allgemein mögliche Volksleben im Reiche der höheren Kunst" ihr den Weg zu unzähligen spröden Herzen oft leichter ebnen kann als das beredteste Kanzelwort — sie würde vielmehr auch davon erfahren, daß „unzählige kleine Leute überhaupt erst durch den Gesang die Ahnung einer reinen, über den Staub und die Schwäche des Alltagslebens erhabenen Welt empfangen" und für sie also und ihr dem geistlichen Wort annoch verschlossenes Gemüt Frau Musika allein das Amt der Schlüssel als Oeffnerin der Himmelspforte zu führen geeignet ist.

Und dann, trotz aller bekannten Gegengründe, die doch schließlich alle auf die Entschuldigung der falschen geistlichen Armut hinauslaufen: freie Gebete! „Die zwei freiesten Dinge, unser Gebet und den göttlichen Geist, der uns dazu treibt, gewaltsam gefangen zu nehmen und einzuschließen in einen Pferch von Worten,

ist eine Tyrannei mit längeren Händen als die der Giganten, die dem Himmel Knechtschaft drohten. Und gesetzt auch, es wären köstliche und lautere Worte, gesetzt, es wäre Manna, so wird doch keine Liturgie, die mit festen Formeln und stehenden Ausdrücken angefüllt ist, während Gott jeden Morgen frische Worte in unser Herz regnen läßt, gleich aufbewahrtem Manna eine gesunde Speise gewähren, sondern Würmer und Unrat erzeugen." Unzweifelhaft behält dies Wort Milton's, unter brausenden Frühlingsstürmen evangelischen Geistes entstanden, auch für den Gottesdienst ruhigerer Kirchenzeiten sein volles Recht. Und nur zu begreiflich ist es, wenn bei der permanenten Wiederholung der gleichen langathmigen Kirchengebete die Gleichgültigkeit gegen diese Imitation des Rosenkranzes bei den Einen verspätetes Kommen, bei den Andern verfrühtes Fortgehen bewirkt und so den Gottesdiensten von vorneherein ein Ambulieren des Publikums nach römischer Kirchenart auferlegt, das von Erbaulichkeit das Gegenteil ist. „So viel ist gewiß: diejenigen, die sich keiner gebundenen Gebetsformen bedienen, nehmen die Worte aus ihrer andächtigen Hingebung, während die Anderen ihre religiöse Stimmung nach einer gewissen Dosis vorbereiteter Redensarten richten müssen."

Kommt aber zu einer rechten Einrichtung der Gottesdienste hinzu, daß dieselben pünktlich[5]) beginnen und jedes Mal nach einheitlichem Plan kurz und frisch verlaufen, Gebete, Chor-, Gemeindegesang und Predigt unter Einem leitenden Gedanken zu innerer Harmonie zusammengefaßt, so kann es garnicht fehlen, daß bei einigermaßen normaler Beschaffenheit des leitenden Geistlichen unser protestantischer Gottesdienst viel verlorenes Terrain wiedergewinnt: den weihenden Einfluß solcher Andachtsstunde kann auch kein rechtes evangelisches Männerherz bestreiten.

Mit diesen „frommen Wünschen" haben wir für ein Mal genug gefordert. Manches Andere noch wäre zu Gunsten einer vollen Wiederaufrichtung unseres gottesdienstlichen Lebens zu beantragen, und zwar nicht von außen her, sondern aus der Natur des protestantischen Kirchenwesens heraus. So könnte wohl ein-

mal gefragt werden, ob nicht die gegenwärtigen kirchlichen Vertretungsorgane sittliche Garantien genug bieten, um den öfteren Versuch von Laienpredigten, die eben diese Organe zu veranlassen hätten, namentlich an großen patriotischen oder kirchlichen Festversammlungen in unseren Kirchen zu wagen; zur Popularisierung der Kirche im trefflichsten Sinne des Wortes könnte das nur Günstiges beitragen ganz unbeschadet derjenigen Attribute, die dem geistlichen Amtsbegriffe nach evangelischem Recht zukommen. So könnte auch wohl die andere Frage gestellt werden, ob nicht bei dem thatsächlichen Fehlen eines protestantischen Kirchenbaustils, welches am Ende gar im Prinzip unseres Kirchenwesens eine teilweise Begründung hat, die Freunde eifrigen Kirchenbaues, zumal in den größeren Städten, unserer Kirche mit der schnellen und leichten Erstellung kleiner Kapellen zum Reden, Hören und Singen bessere Dienste leisten würden als mit den langwierigen Vorbereitungen zu Kirchenbauten im sogenannten großen Stil, deren künstlerische Vorzüge und praktische Nutzbarkeit doch nicht in ein rechtes Verhältniß zu dem betreffenden Aufwand zu stehen kommen. Und Anderes mehr.

Genug für jetzt, daß wir, ohne nach radikalen kirchlichen Neubildungen ausschauen zu müssen, mit gutem Gewissen zum Lutherfeste sagen dürfen: unser kirchliches Leben ist seit Jahrzehnten im Wachsthum, nicht im Niedergang. Die Altkirchlichen sind vielerorts glücklich bemüht, den praktisch-kirchlichen Beweis des Geistes und der Kraft mit gesteigerten Leistungen beizubringen; und Hunderttausende Protestanten deutscher Zunge, die dem kirchlichen Leben ganz verloren schienen, sind demselben durch die Arbeiten des kirchlichen Liberalismus thatsächlich wiedergewonnen.

Genug, daß Luther auch als Begründer eines neuen Kirchentums, welches niemals überflüssig und zugleich fort und fort reformfähig ist, so gesund und vernünftig, so menschenerfahren und lebensklug als nur immer möglich erscheint und daß damit das Fundament gesichert ist, auf welchem wir die andere große Frage

des Lutherfestes beantworten können, diejenige, auf welche es den Beteiligten vorzugsweis ankommen dürfte:

Wie schützt sich die Kirche Luther's gegen die zersetzende Macht der beispiellos heftigen inneren Kämpfe, die ihr gegenwärtig, nicht so sehr durch Willkür der Menschen, als vielmehr durch ihre ganze bisherige geschichtliche Entwicklung auferlegt worden sind?

Drei Thatsachen werfen von vornherein auf die Herzensverfassung, in welcher die Kirche Luthers das Gedächtniß ihres Begründers feiern will, ein unheimliches Licht.

Erstens ist es unbestreitbar, daß die Lehrdisziplin vieler evangelischer Kirchenregenten in Deutschland nach Theorie und Praxis gerade in den letzten Jahrzehnten eine Gestalt angenommen hat, auf Grund deren Dr. Martin Luther in unseren Tagen nicht ungehindert ein evangelisches Pfarramt erringen und verwalten könnte.

Zweitens ist die Wahrheit, daß in der protestantischen Geistlichkeit Mann und Wort, innere Ueberzeugung und Bekennen nach außen gleichsam als Synonyma sich decken müssen, gerade von wohlmeinenden Kirchenjuristen bis in die neueste Zeit so bedenklich verdunkelt worden, daß wir nach einer hundertjährigen, theologisch so ruhmreichen und auch religiös nicht unproduktiven Entwicklung nicht etwa bei einem erneuten und tiefer begründeten Bekenntniß zum Wormser Lutherspruch, sondern wieder bei dem Edikt Wöllner angelangt sind.

Und drittens hängen in unserer Kirche die wichtigsten Entscheidungen zumal auf dem vielumstrittenen Gebiet der kirchlichen Lehre und der evangelischen Lehrfreiheit auch nach dem Erlaß synodaler und scheinsynodaler Verfassungen nicht sowohl, wie es doch von Worms her bei uns Rechtens ist, an hellen Gründen der Schrift oder der Vernunft, als an dem Spruch weltlicher Gewalten, die nur durch die Macht irrationeller, wenn auch ge-

schichtlich begreiflicher Verhältnisse zum Festhalten an einer ihnen kaum sympathischen richterlichen Competenz veranlaßt, ja gezwungen werden.

Die Lehrprozesse, welche der preußischen Landeskirche und ihren Annexen in den letzten drei Lustren auferlegt waren, entstammen einer Auffassung der evangelischen Lehrnormen, welche mit den Grundsätzen der Reformation nichts mehr zu schaffen hat. In dem einschneidendsten dieser Prozesse, der für alle übrigen ein Paradigma war, dem Berlinischen der Jahre 1872/73, wurde es dem Angeklagten als eine fundamentale und nicht mehr zu duldende Verirrung vorgehalten, daß derselbe nicht „an die Symbole als an eine unbedingte Richtschnur gebunden zu sein meine“ (s. das Protokoll, Prot. K.-Z. 1873 Nr. 1 Beil. S. 11). Luther, so lehren schon unsere Kinderschulen, fühlte sich durch keinerlei Menschenwort, nicht einmal durch Propheten- oder Apostelwort, sondern durch das gebunden, „was Gottes Wort gewiß sei“. Luther, so lernen unsere Knaben weiter, stellte neben die Gründe der Schrift „helle klare Gründe der Vernunft“ unter die für ihn entscheidenden Mächte: im Jahre 1872 sollen „für die Kirche nur die heilige Schrift und die Bekenntnisse normativ sein“ (a. a. O. S. 6). Das ist die Irrlehre der sog. orthodoxen Dogmatik des 17. Jahrhunderts, an deren Vorbereitung allerdings die sechs letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts mit ihren „Kirchenordnungen“ und „Visitations- und Konsistorial-Ordnungen 2c. 2c.“ mitgearbeitet haben. Aber den protestantischen Geistlichen unserer Tage diese wurmstichigen Antiquitäten als wörtlich normative Auslegungen der evangelischen Amtspflicht vorzuhalten und deren Verhältniß zur Kirchenlehre nach den Verfügungen der Jahre 1573 (a. a. O. S. 29) oder 1542 und 1569 (Fall Lühr) abzuurteilen, das mag nach unserem verwahrlosten evangelischen Kirchenrecht korrekt oder wenigstens statthaft sein; aber Luther selbst ist es, dessen deutlich genug kundgegebener Sinn und Wille seine Kirche veranlassen sollte, endlich einmal in das alte Leder dieser kirchenrechtlichen Pauke ein Loch zu schlagen. Denn er hat gewollt, daß nur Eine

Wahrheit in seiner Kirche zu Recht bestehe, und diese Eine Wahrheit des Gotteswortes, das sie stan lassen sollen, hat er keineswegs mit dem wörtlichen Inhalt des Bibelbuchs oder auch nur des Neuen Testaments als solchen identifiziert. Vielmehr hat Luther nach keiner anderen Norm als der seines persönlichen Gewissens Bleibendes und Vergängliches aus den „armen einfältigen Worten" der Schrift herauszusondern gestrebt und nur deshalb getrost eine Kirche des Schriftwortes begründet, weil er wußte, daß ein Höherer in dieser Kirche „mit seinem Geist und Gaben auf dem Plan sein" werde, um die Erkenntniß seiner Wahrheit aus der Schrift zu fördern fort und fort. So dachte Luther. Nach den Entscheidungen aber, welche die größeste deutsche protestantische Landeskirche in Sachen der Lehrfreiheit seit Jahren hat erdulden müssen, ist ja des Reformators gottgeborenes Wormser Wort nichts als „maßloser Subjektivismus" und seine principielle Stellung zu den Lehrnormen unserer Kirche entweder direkt „unverträglich mit den Ordnungen unserer Kirche" oder doch wenigstens als ein Zeichen gährender Unreife, nur für den Verweis reif, zu erachten und höchstens in außeramtlichen Kundgebungen zu ertragen.

Das Letztere ist das Niederbeugendste. Als eine mildere und praktisch einsichtigere obere Instanz in dem genannten Berlinischen Lehrprozeß Schleiermacher's treuen Jünger auf die ihm verwehrte Kanzel zurückführte, war diese That nur dadurch möglich, daß zwischen amtlicher und nichtamtlicher Thätigkeit im Namen unseres unvergleichlichen Kirchenrechts unterschieden und die incriminierten Lehräußerungen des greisen Predigers wesentlich auf die zweite Seite übergeschrieben wurden. In dem ganz analogen Fall, der zuletzt die Gemüther der kirchlich Interessierten in Preußen bewegte, ist auch ganz analog verfügt worden. Wohl liege dem Geistlichen die Verpflichtung ob, durch ernstes Forschen der Schrift „auf allen Gebieten des kirchlichen Glaubens zu immer größerer Klarheit" hindurchzudringen; wenn aber der Erfolg dieses Forschens die redliche Ueberzeugung von teilweiser Irrtümlichkeit der Kirchenlehre sei, so — habe dieser Geistliche diese seine per-

sönliche Ueberzeuzung „in seiner lehramtlichen Thätigkeit" nicht zum Ausdruck zu bringen? Wie? Solche Worte, während alle protestantischen Kirchen und Dome der Welt ihre Glocken stimmen, um das Fest des Ritters von der rücksichtslosen frommen Wahrhaftigkeit einzuläuten? Daß die Grenzen der Lehrfreiheit mit geschichtlichem Rechte unter uns fließende geworden sind, wird zugegeben, indem es heißt, sie seien thatsächlich „nicht definiert". Und deshalb müssen einstweilen die Definitionen aus den alten vergilbten Papieren von 15.. hervorgeholt und daraus für unsere Geistlichen die Pflicht abgeleitet werden, sich aus dem klaren Auge ihrer protestantischen Gemeinden, die für Esoterisches und Exoterisches sehr feinfühlig sind, das Urtheil herauszulesen:

Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht?

Glücklich, wer mit einem Kirchenrecht nichts zu schaffen hat, das mit tragischer Notwendigkeit solche Blüten treibt! Ist es nun gar offenkundig, wie gerade eine durchaus wohlwollende Vertretung des kirchentreuesten landesherrlichen Kirchenregiments hinter so betrübenden Entscheidungen zu suchen ist, so leuchtet das Faktum mit doppelter Klarheit ein: daß unsere Kirche mitsammt ihrem obersten Regimente in Sachen der Lehrfreiheit und Lehrdisciplin sich auf einen Weg verirrt hat, auf dem sie nicht mehr fortwandeln darf, wenn sie sich nicht selbst verlieren, wenn sie nicht die ihr gegebene sittliche Grundlage und damit die Achtung vor sich selbst aufgeben will.

Was soll aber aus der Zukunft dieser Lutherkirche werden? Ist etwa Aussicht vorhanden, eine der beiden entschieden gegenüberstehenden Richtungen innerhalb derselben loszuwerden oder zu unterdrücken? Etwa die sog. „freisinnige"? Trotz der unerhörten Gunst der Zeiten hat kein noch so strammer Kriegsplan das Geringste gegen diese Richtung vermocht und auch ihre scheinbar unerbittlichsten Gegner bekennen, daß thatsächlich keine auch noch so strenge Bekenntnißkirche sich jener Richtung „erwehren könne".

Das liegt wohl eben daran, daß diese die unvergänglichen Prinzipien der Reformationszeit vertritt. Und die sog. „positive"? Nun, diese vertritt die dogmatischen Vorstellungsformen der gleichen Zeit und hat darin ihre Kraft — natürlich nicht, ohne von dem einst in diesen Formen lebenden religiösen Inhalt ein gut Stück herübergerettet zu haben; von der irdischen Macht verlassen oder gar verfolgt, würde sie, die nach Seiten einzelner Dogmen in der That gegen uns den Glauben der Väter vertritt wie wir gegen sie die Grundgesetze der Reformation, keineswegs geschwächt dastehen. Den spiritus fortitudinis hat ihr theologisches Haupt in der Scheidestunde ihr nicht umsonst angewünscht und es wäre ungerecht, den vorhandenen Bestand dieser Tapferkeit nicht wenigstens zu einem guten Teil aus idealen Mächten heraus zu erklären. Ja, welcher kirchlich, Moderne möchte es auch nur wünschen, daß jemals dem vorwärts drängenden christlichen Geiste und seinen Gedanken-Neuerungen die hemmende Macht aus dem Wege wiche, die allein zur gewissenhaftesten Sichtung des Ueberkommenen immer von Neuem zwingen kann und es verhüten soll, daß auch die unscheinbarste Perle aus dem Schatz der schon erkannten Wahrheit verloren gehe? Mehr als das: auch die Heftigkeit, mit welcher sich die altkirchliche Gläubigkeit gegen unser vollbegründetes Mitrecht an der Kirche der Reformation wehrt, ist uns, so lange sie nicht von persönlicher Selbstsüchtelei eingegeben und nicht von den anti-christlichen Mächten persönlichen Hasses und der Rancüne geschürt wird, durchaus ehrwürdig und sympathisch. Denn der Gegenstand unseres Streites ist das Lebenselement der Kirche: das Wesen des Christenthums überhaupt. Nur zwei Mal, zur Zeit der Anfänge der christlichen Kirche und zur Zeit der Reformation ging der innere Streit der Christenheit so entschieden bis in das innerste Herz des Christenthums.

Also? Wie wollen wir im Angesichte Luthers und von seinem Ehrentage an zu einander stehen, ihr evangelischen Brüder von der Rechten?

Wollen wir fortfahren, den Sieg oder den Niedergang un-

ferer Sache nach der wechselnden Gunst oder Ungunst politischer Mächte zu bemessen? Das käme dem denkbar illoyalsten Unterfangen gleich, wenngleich es sich in heuchlerische Formen tiefster Devotion hüllen kann, dem Unterfangen nämlich: das landesherrliche Kirchenregiment definitiv zum Niveau einer theologischen Partei herabzudrücken.

Oder wollen wir vielleicht beiderseits eine Selbständigkeit unserer Kirche erstreben in dem bekanntlich sehr aussichtslosen Sinne, daß wir dem landesherrlichen Kirchenregiment zumuten, seine Hand von der evangelischen Kirche mit einem Schlage zurückzuziehen und dieses wichtigste und faktisch eingreifendste religiöse Machtgebiet gerade in der Zeit der tiefsten inneren Krisis aus Jahrhunderte langer Bevormundung plötzlich zu entlassen und einer ungewissen, dann sehr wahrscheinlich chaotischen Zukunft anheimzugeben? Die kirchliche Linke, in Preußen wenigstens, hat bitter genug erfahren müssen, daß eine volle Realisirung ihres dahin gehenden Verfassungs-Programms das gerade Gegenteil des Erfolges haben würde, den sie sich in optimistischer Ueberschätzung der landesüblichen kirchlichen Einsicht davon versprach. Die positiven Parteien aber haben noch sehr viel weniger Grund, auf ihr gar verdächtig wechselvolles Verhältniß zu der gleichen Frage stolz zu sein. Das Beste, was davon zu sagen wäre, ist nur, daß keines der sehr verschiedenen Stadien dieses Verhältnisses jemals seriös zu nehmen war.

Sollten wir unter solchen Umständen den großen hehren Festtag unserer Kirche nicht lieber durch den anderen Entschluß gemeinsam feiern: daß wir unser landesherrliches Kirchenregiment grundsätzlich über den theologischen Parteien sehen wollen als die geborene Gewährsmacht für die freie Bewegung dieser Parteien in ihrem geistig auszutragenden Kampfe?"

Es giebt eine evangelische Kirche, die sich nach längeren inneren Kämpfen kirchenpolitischer Art in allen ihren Parteien entschlossen hat, die Lehrprozesse sammt allen liturgischen Unifor-

mitäts-Begehren an die Römer als an die richtige Adreſſe wieder abzugeben, allen Richtungen in Geiſtlichkeit und Gemeinde innerhalb des Bekenntniſſes zum reformatoriſchen Chriſtenthum, wie es im Ordinationsgelübde den Geiſtlichen von der Kirche abverlangt wird, volle dogmatiſche und liturgiſche Freiheit zu geben und ſie zum ungehemmten Wettkampf des Geiſtes aufzurufen. Das iſt die Kirche mit dem „anderen Geiſt"; heut iſt der andere jedenfalls der beſſere, des Evangeliums, der Reformation, des Proteſtantismus allein würdige. Und wenn Zürich, Bern und St. Gallen als Städtenamen für proteſtantiſches Kirchentum bei der deutſchen Orthodoxie nicht ziehen, ſo ſollte und dürfte Baſel's Beiſpiel auch in deutſchen Landen Beachtung finden. Nachdem auch Baſel's altehrwürdige Kirche erfahren hatte, daß proteſtantiſch-kirchliche Gemeinſchaften, auch die in ſich abgeſchloſſenſten und in großer, ſchöner Vergangenheit am feſteſten begründeten, ſich eines neuen Geiſtes von de Wette und Schleiermacher, Baur und Strauß her „nicht erwehren konnten", da hat ſie es auch eine kleine Weile mit dem Diſciplinarverfahren verſucht und dieſem nutzloſen Verſuch auch einige Opfer dargebracht. Aber als die Folgen des äußeren Drucks von Seiten der kirchlichen Macht ſich in dem beſtändigen Anwachſen der gewaltſam niedergehaltenen Oppoſition mit überraſchend ſchneller Strafgerechtigkeit vollzogen, da ermannte ſich der Sinn der Basler Orthodoxie zu dem hochherzigen Entſchluß, den ihr aufgedrungenen Kampf ihrerſeits auf den Geiſteskampfplatz der kirchlichen Freiheit zu verlegen. Hic Rhodus. Ich weiß nicht genau, in wie tiefen Beziehungen Deutſchlands evangeliſches Volk zu Baſel's äußerer Miſſion ſteht; jedenfalls ſind die Beziehungen der letzteren zum ſchwäbiſchen und ſonſtigen Luthertum ſo innige, daß dieſes Luthertum keinen Grund hat, für die Handhabung unſeres deutſcher innerkirchlichen Conflikts Baſel's Beiſpiel mit Marburger Schroffheit zurückzuweiſen. Für deutſche Augenzeugen war es begreiflicherweiſe ein gewichtiger Moment, als in der vorjährigen Basler Synode der kirchlich-poſitive Referent des Kirchenrats bei Durchbe-

ratung einer neuen Gottesdienst-Ordnung den § 21 mit folgender Bestimmung verlas:

„Bei den Gebeten und den kirchlichen Handlungen ist der Geistliche an keine Liturgie gebunden" —

und weder der Referent noch ein Mitglied der Synode zu diesem Satze, der ja implicite auch die volle dogmatische Freiheit des Geistlichen innerhalb seines Ordinationsgelübdes ausspricht, das Wort zu ergreifen hatte, weil man auf allen Seiten der Synode eben diesen Satz als die ganz selbstverständliche Voraussetzung für ein vernünftiges und würdiges weiteres Zusammenleben unter Einem Kirchendache längst begriffen hatte. Man setzt dabei voraus und zwar in der gesammten evangelischen Kirche der Schweiz, daß in Städten mit mehreren evangelischen Geistlichen jede der verschiedenen Richtungen, soweit diese sich überhaupt einigermaßen exklusiv gegenüberstehen, mindestens bei einem derselben findet, was sie erbaut und daß an kleineren Plätzen, wo beträchtliche Minderheiten der Einen Gemeinde das Bedürfniß eines engeren Zusammenhaltens unter sich verspüren, die landeskirchlichen Gemeindevorstände wie die kirchlichen Behörden unleugbaren Bedürfnissen derart mit voller Loyalität nach Kräften entgegenkommen.

Begreiflich, daß auch bei solcher Ordnung der Dinge nicht ideale Zustände geschaffen werden; aber erträgliche, das können die Schweizer Theologen aller Richtungen bezeugen. Das gottesdienstliche Leben ist bei den verschiedensten Denk- und Lehrweisen unter den Geistlichen im Durchschnitt von regerer Theilnahme der Gemeinden getragen als in Deutschland. Die Stellung der Geistlichen im Volksleben ist eine tiefer gewurzelte; daß sie die ihnen aus ihrem Studium erwachsenden christlichen Ueberzeugungen *nicht* zu verbergen haben, wenn sie vom Lehrbegriff der Kirche abweichen, sondern der ganze Mann zu seinem Worte steht, erwarb ihnen längst eine Achtung und eine Sympathie bei der großen Mehrheit der Nation, um welche sie mancher der rechtgläubigsten deutschen Pfarrer im tadellosesten Lutherrock beneiden darf. Und bei aller Freiheit und den daraus hervorgehenden centrifugalen Bestre-

bungen der äußersten Rechten wirkt neben dem ererbten landeskirchlichen Besitz ein mächtiges evangelisches Einheitsbewußtsein, gefördert durch gemeinsame Gegnerschaft, zusammenhaltend und versöhnend unter den verschiedenen Auffassungen, ohne daß durch „referierende Eingangsformeln" in der Liturgie oder durch die mehrdeutige Sprache eines gemeinsamen katechetischen Lehrbuchs ein künstlicher Schein von dogmatisch-religiöser Einheit erdüftelt wird, die doch thatsächlich nicht vorhanden, sondern höchstens ein erstrebenswerthes Ziel ist. Sorgsam erwogene und durchberatene Kirchenordnungen endlich sorgen dafür, daß dem geistigen Wettstreit der verschiedenen Richtungen in den Gemeinden geregelte Wege der Selbstbethätigung unter Vermeidung odiösen Scheines offen stehen — mit einem Worte, man lebt und läßt leben, bis in wer weiß wie langer Zeit auf dem loyalen Wege einer wahrhaftigen Selbstdarstellung der Parteien eine ausgereifte gemeinsame Ueberzeugung darüber vorhanden ist, ob man Grund hat, sich zu trennen, oder nicht mehr Grund, dem Evangelium auch fürder gemeinsam zu dienen. Jedenfalls werden die großen streitigen Probleme auch auf diesem Wege mit der Langsamkeit der Mühlen Gottes erledigt. Aber auf dem Wege, in den wir in Deutschland heineingerieten, tritt man an die sachlichen Aufgaben überhaupt nicht heran, sondern verdirbt das Kirchenerbe der Reformation durch eine grundschlechte Kirchenpolitik, welche die inneren Schwierigkeiten der kirchlichen Lage bis zur Undurchdringlichkeit zu verdichten droht. Das Programm der Gewalt wird nichtsdestoweniger, davon sind wir fest überzeugt, über die naive Zumutung lachen, dem Programm des Geistes weichen zu sollen. Aber — es muß; und nach einer Reihe neuer Versuche, die hoffentlich nicht gar zu lang mehr ausfällt, die mechanische Erledigung unseres innerkirchlichen Streits in immer neuen Verkleidungen an die Stelle der organischen zu setzen, wird das Programm des Geistes zur gemeinsamen Entschließung der streitenden Brüder werden.

Unmöglich kann eine solche Entschließung nur denen erscheinen, welche eine detaillirte dogmatische Lehreinheit für die unent-

behrliche Grundlage einer Kirche halten und zugleich im Besitz der Mittel zu sein wähnen, eine solche Einheit zu erzwingen. Einige lutherische Theologen an drei bis vier theologischen Fakultäten sammt ihrem Anhang im lutherischen Predigtamt und in den betreffenden Pastoralconferenzen behaupten, und glauben doch wohl also auch, von der Unentbehrlichkeit und dem Vorhandensein einer solchen Lehreinheit noch immer überzeugt zu sein. Aller dings eine starke Zumutung an die Gesammtkirche, nach Allem was sie gerade in den letzten drei Jahrzehnten an leidenschaftlichem innerem Lehrzwist eben dieser Lehreinheits-Fraktion hat erleben müssen, sich zu dieser Ueberzeugung überhaupt noch in ein Verhältniß zu stellen. Rostock, Leipzig und Erlangen in einem Athem zu nennen und dabei die »Una sancta« sich nach dem Schema der Leipziger Kirchenzeitung als eine lutherisch-confessionelle Bekenntnißkirche zu denken, das ist ein Unternehmen, zu welchem jetzt wenigstens nach des Gnesiolutheraners D. Wangemann's betreffendem Werk[6]) evangelisch sein wollenden Theologen der Mut sinken sollte. Man lese auch nur das vierte Buch dieses Werkes und was dort in erregtester Polemik über die „neulutherische Begriffsverwirrung in Sachen der Idee von der Kirche" gesagt ist und man wird allgemein finden, daß über kirchliche Lehreinheit zu reden, eine Partei nicht mehr berufen ist, welche nicht einmal in der Lehre von der Kirche in sich selbst eins zu sein begonnen hat.

Alle aber, die von diesem katholischen Wahn los sind, sollten darin einig sein können: daß die grundsätzliche Ersetzung der scheinkirchlich-politischen durch die geistigen Waffen des religiösen und theologischen Wahrheitserweises sowohl dringend notwendig, als auch gerade gegenwärtig möglich geworden sei.

Nothwendig — das folgt aus der Natur des Streites, welchen die geschichtliche Entwicklung der neueren Theologie in unserer Kirche und wahrlich doch nicht aus sündhafter Willkür heraus, sondern unter Leitung dessen, der alle Geschichte macht, unwiderruflich auferlegt hat[7]). Möglich — das folgt sowohl aus der Gemeinsamkeit der biblischen Grundlage, wie aus dem gegenwär-

tigen Stand der theologischen Bibelerklärung und aus der daraus hervorgehenden theologischen Zeitphysiognomie überhaupt. Letztere — und sie hat von Berufs wegen ihr entscheidendes Wort ja auch in Kirchensachen mitzureden — ist für die Freunde des religiösen Friedens und der Verständigung unter den Parteien der evangelischen Kirche keineswegs hoffnungslos. Diese Parteien sämmtlich sind Willens, ihr Mitanrecht an dem Erbe des Evangeliums aus der Schrift zu erweisen. Für die Theologie besteht zugleich die alte magische Inspirationslehre, welche die freie Bewegung des Schriftbeweises in den heiligen Urkunden mit ihren harmonistischen Ansprüchen hinderte, überhaupt nicht mehr; sie besteht nur noch in dem Herzen vieler Frommen, die damit unredlicherweise von ihren Fachmännern hingehalten und beunruhigt werden, und in den Folterkammern unserer Consistorien als eine Art von heiliger Elle für Disciplinarsachen. Die Grundsätze der rein historisch-kritischen Methode sind allgemein anerkannt, so verschieden auch noch die Handhabung dieser Methode ausfällt. Diejenige Vermittlungstheologie, welche sich als solche zu behaupten redlich und stark genug war, hat den prinzipiellen Widerspruch gegen die sogenannte kritische Theologie aufgegeben und vielfach anerkannt, daß zwischen beiden Uebereinstimmung bis ins innerste religiöse Fundament hin vorhanden ist. Und die positive Theologie im engeren Sinne des Wortes? Das Werk, in welchem der unbestritten bedeutendste neutestamentliche Forscher auf jener Seite die Früchte seiner kritischen Evangelien-Arbeiten gesammelt hat, das „Leben Jesu" von D. B. Weiß geht als theologische Leistung dieser Zusammenhang nichts an; aber als ein für die Kirche höchst bedeutsames Symptom wachsender Annäherung und Verständigung zwischen früher schroff einander befehdenden Auffassungen muß es hier genannt werden. Wenn diese Stellung zu den evangelischen Wunderberichten, speziell auch dieses Urteil über die neueren Auffassungen der Auferstehung Jesu von den Positiven getheilt wird, dann können die Verhandlungen zwischen Gläubigkeit und Kritik beginnen, um so mehr, als auch über die kritische Beurteilung unserer Evangelien

die Uebereinstimmung von allen Seiten her offenbar im Wachsen ist. Kommt endlich hinzu, daß der deutsche Pietismus seit seinem fatalen Bündniß mit dem aggressiven politischen und kirchenpolitischen Treiben einer salbungsvollen kirchlichen Demagogie offenbar an religiöser Kraft stark herunterkommt und der Kirche also der Anteil an ächter religiöser Mystik besonders willkommen sein muß, der in dem ehrlichen kirchlichen Bestreben der Modernen vorhanden ist. — Nein, nicht hoffnungslos!

Möglich, daß, wenn es schließlich Ernst würde mit dem Programme der Freiheit anstatt des sterilen Reglementierens und Disciplinierens, in dem nun doch einmal eine extreme Richtung dauernd die Pflicht des Kirchenregiments und den einzigen Schutz für die kirchliche Wahrheit sieht, ein kleiner Bruchteil es nicht mehr erträglich in unserer Kirche finden und der verunglückten altlutherischen Separation eine zweite unverbesserte Auflage folgen lassen wird.

Das Gros unserer Kirche wird zusammenbleiben. Nicht so, daß es nicht auch in der innerlich freigewordenen weiter „menschelen" würde und die alten Sünden der Unduldsamkeit und Gehässigkeit aus sogenanntem religiösen Grunde um eines sogenannten Gewissens willen sich nicht auch neue rohe und feinere Formen für die neuen Verhältnisse schaffen könnten. Aber solche Sünden werden nicht mehr zum Tode der Kirche sein, sondern durch die innere Kraft des evangelischen Gemeingeistes überwunden werden, wofern nur dieser auch gegenüber den Agitationen des nimmersatten Dogmeneifers sich selbst vor Rückfällen in die Zeit der Gewaltthat hütet und auch gegen den Orthodoxismus und seine Begehrlichkeiten und Ausschreitungen treu bei der einzigen evangelisch-kirchlichen Parole bleibt: praktisch-religiöse Einheit bei dogmatisch-liturgischer Freiheit für Alle!

Ein weitgestecktes Ziel! Nicht weniger als neun verschiedene evangelische Demoninationen werben gegenwärtig in Italien unter den Augen der Curie für den Protestantismus[8]) — neben der wackeren Waldenserkirche auch schon wieder englische und

amerikanische Baptisten, Wesleyaner und amerikanische Episcopal-Methodisten u. s. f. — und da soll man von wachsender Einheit in der Kirche des Evangeliums reden? Gerade deßwegen darf und soll man es, weil nicht wir, sondern weil Rom und die Sekten von den beiden entgegengesetzten Polen aus die Evangelisch-Kirchlichen allerorten zusammendrängen.

Was die evangelischen Sekten betrifft, so hat erst vor zwei Jahren ein hervorragender Historiker des modernen kirchlichen Lebens in glänzendem Referat über „das Prinzip des Protestantismus[9]) u. a. diese Forderung aufgestellt: ein rechter Protestant müsse sich über die Vielgestaltigkeit des protestantischen Gemeinschaftslebens, soweit dasselbe nur nicht von den gemeinsamen Grundsätzen evangelischen Glaubens und Lebens abfalle, geradezu freuen können. Ganz, wie wenn sich der ächte freisinnige Patriot um der Autonomie der einzelnen Landschaften willen über die weiland deutsche Kleinstaaterei und den Cantönligeist nach dem Herzen der schweizerischen Föderalisten freuen müßte. Nur daß unser evangelisches Sektenwesen in seinem gegenwärtigen propagandistischen Feuereifer bei diesem Vergleich viel zu gut davon käme. Denn mit jenen politischen Denkweisen ist in der Theorie und bis auf einen mehr oder minder hohen Grad auch in der Praxis die Treue gegen das gemeinsame große Vaterland verträglich gewesen: die heutige Sektiererei arbeitet mit Bewußtsein auf Kosten des evangelischen Kirchentums, dem sie ihr eigenes Leben verdankt und nun das „Leben" abspricht, weil es den „vernünftigen Gottesdienst" betreibt. Nicht überall mag die Sekten-Produktion eine so vielgestaltige, aus den buntesten Arten, Ab- und Unterarten zusammengesetzt sein, wie G. Joß[10]) sie beispielsweise im Kanton Bern nachgewiesen hat. Nicht überall mögen die äußeren Mittel zur Agitation aus so trüben Quellen fließen, wie stellenweis der anglo-amerikanische Kapitalismus eine ist: entstanden in alter oder neuer Zeit unter dem Schutz des rechtlichen Privilegs oder des faktischen Ausbeutungsrechtes aus der Uebervorteilung derer, welche Boz in den „Harten Zeiten" „die Hände" nennt, und nun wieder so eifrig um

die Privilegien der Werkgerechtigkeit bemüht, indem er für ein sektiererisches Extra-Christentum „opfert“ und mit seinem ungerechten Mammon die Apostel unterhält, welche die geprellten kleinen Leute zu Engeln und Erzengeln machen. Nicht überall endlich tritt die Sektiererei so gassenmäßig und so seiltänzerisch, so cynisch frömmelnd vor den Leuten und dabei so abstoßend prätentiös auf, wie der millionenfressende Humbug des vollentarteten Methodismus mit seiner neuesten ecclesia militans. Hier und da sorgt sie an ihrem Teil auch dafür, daß die Spezies der Stillen im Lande nicht ausgehe und sucht durch manches ungesehene gute Werk der Liebe die Geduld zu verdienen, welche der Himmel ihrer durchaus nicht göttlichen Thorheit angedeihen läßt.

Aber überall zeigt es sich, daß was dieses Sektierertum an guten und fruchtbaren Kräften und Ideen in sich birgt, in der evangelisch glaubensfreien und evangelisch verfaßten Kirche vollen Platz hat und volles Recht, sich darin auszuwirken. Und allerorten hört man ferner, daß dieselbe Sektirerei sich als eine unnütze, unter feindlicher Geister Schutz stehende Quelle geistlicher Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, religiöser Apartigkeit und Verschrobenheit erweist. Möchte doch die vor allem evangelischen Volk und Völklein neu erstehende Gestalt des deutschen Reformators, der seine Kirche als ein „geistlich Volk in Waffen“ gedacht und für diese gelitten und gesiegt hat, kräftig werden, dem weiteren Vordringen der kirchenzersetzenden Kräfte ein Halt zu gebieten oder doch wenigstens die bewußten Freunde seiner Kirche im Gegensatz zu dieser vielköpfigen Hydra kirchenscheuer Schwarmgeisterei zum bewußten Zusammenhalten in dem veranlassen, was sie wirklich heute schon eint! — Und was endlich den gemeinsamen Gegensatz aller Evangelischen gegen Rom anbetrifft, so folgt derselbe nur dem Gesetz seiner protestantischen Herkunft, wenn er unter jedem Triumphgeschrei der römischen Kirchenpolitik die in ihm selbst ruhenden religiösen Mächte der Einigung zu Nutz und Frommen unserer Kirche zu ganz besonders kräftiger Thätigkeit aufruft. Nie finden katholisierende Inquisitionsgelüste und deren

Affiliirte weniger Boden in dem evangelischen Kirchenvolk als wenn der Staat glaubt, romanisieren zu sollen und wenn die mit dem modernen Staat ringende Curie glaubt lachen zu dürfen.

„Was wird aus der Begeisterung dieses Luthertages werden?" so fragte im Rückblick auf die stets lehrreiche Apostasie der Humanisten, der Hallesche Biograph Luthers am Erfurter Fest. Ist es denn ganz undenkbar, daß etwas von Luthers Geist hinüberwehe in die Gefilde, welche die ultramontanen Hetzer als ihr ausschließliches Machtgebiet anzusehen vorgeben? Giebt es nicht auch außerhalb des gegenwärtigen Altkatholizismus Hunderttausende katholischer Christen in Deutschland, die nur des rechten Führers harren, der die Macht hat ihre Vaterlandsliebe und die religiöse Substanz ihres Glaubens in Einklang zu bringen? Ist es ganz unmöglich, daß für diese Volkskreise eine Fortführung des großen Hoffnungswerkes der Union von 1817 erblühe? Das Eine wird sicher aus jener Begeisterung werden, daß die Demütigungen, welchen gerade in diesem Lutherjahr das protestantische Bewußtsein in Deutschland unterworfen ist, in gewaltigem Rückschlag für die Befestigung dieses Bewußtseins und für die Ausfegung des römischen Sauerteigs aus der evangelischen Kirche wirksam sein müssen. Gewalt oder Geist? — durch die Thatsachen vor diese Alternative gestellt, wird der Lutherfeiernde Genius der evangelischen Kirche nicht prüfen wollen, ob er fürder die Wege der jesuitischen Lehreinheit oder den Jesusweg von Worms gehen soll. Oder wird der große Moment dieser unsrer deutschen Lutherfeier dennoch ein kleines Geschlecht finden?

Anmerkungen.

1) s. Rothe, Th. Ethik, Bd. V. 2. Aufl. S. 414.

2) M. Baumgarten, das Lutherfest ꝛc. ꝛc., Rostock und Ludwigslust 1883.

3) Unvergeßlich ist Allen, die es kennen, das Beispiel des verst. Predigers Wünsche an der Berlinischen „Brüdergemeinde". Wenigen evangelischen Geistlichen der preußischen Hauptstadt ist durch eine Reihe von Jahrzehnten hindurch eine so zahlreiche und gediegene Zuhörerschaft treu geblieben, als diesem kernigen Redner mit seinen Reden von ganz verblüffender Kürze.

4) Vergl. Todt, „Ueber die Ursachen der Unkirchlichkeit" ꝛc. (Heilbr. 1883; S. 60) über den betreffenden Vorschlag der Evang. K.-Ztg.

5) Der Kirchenbesucher muß wissen, daß er etwas versäumt, wenn er irgend ein Stück der gottesdienstlichen Feier verfehlt. Dazu stimmte es freilich nicht, wenn z. B. in einer Berliner Kirche, der Schreiber dieses sonst besonders viel verdankt, man eine halbe Stunde nach dem offiziellen Anfang immer noch eigentlich zu früh kam und auch dann nicht wußte, wie viel Verse des schon ein Mal durchgesungenen Chorals noch wiederholt werden würden, bis die monotone Liturgie begann. Aber auch jedes geringste Maß von Nachlässigkeit in dieser Richtung wirkt viel lähmender auf die Anziehungskraft der Gottesdienste, als die Schuldigen es sich selbst zu bekennen pflegen.

6) D. Wangemann, die lutherische Kirche der Gegenwart in ihrem Verhältniß zur Una sancta, Berlin 1883.

7) Vergl. darüber Prof. Stade's diesjährige Rectorats-Rede (Gießen bei J. Ricker), S. 42.

„Die evangelische Theologie ist, wie immer allgemeiner eingesehen wird, heute vor eine Frage von fundamentaler Bedeutung gestellt, nämlich vor diese, ob nicht vielleicht die evangelische Theologie sammt den Reformationskirchen dadurch, daß sie in Opposition zur mittelalterlich-katholischen Kirche entstanden, eine Problemstellung übernommen hat, welche gar nicht evangelisch sondern katholisch ist. Das heißt mit anderen Worten: ist eine auf den der Reformation wesentlichen Gedanken sich aufbauende Theologie bereits vorhanden oder versucht sie sich erst zu bilden?

Daß aller Orten Bausteine zu einer solchen bereits vorhanden sind, wird kein Einsichtiger leugnen wollen. Aber bei der jetzigen Lage der evangelischen Kirche scheint das Urteil nicht vorschnell, daß dieselben wohl verbaut oder nicht ganz richtig gebrochen sein mögen.

Wird es unserer Kirche beschieden sein, zu einer Theologie zu gelangen, welche ihrem inneren Wesen entspricht? welche, statt etwa über denkbare Weiterentwickelungen des Christentums unter vorausgesetzten Einflüssen und Mischungen beschaulich zu spekulieren, auf wissenschaftlich exaktem Wege feststellt, was christliche Lehre ist? welche, statt durch rabulistisches Umdeuten unliebsamer Zeugnisse ältere Geschichtsauffassungen zu retten, in ehrlicher und nüchterner Arbeit die wirkliche Geschichte der religiösen Ideen zu ergründen strebt?"

8) S. d. Uebersichtskarte der evangelischen Gemeinden in Italien von Meille und Roennecke, Rom 1882.

9) Prof. Nippold (s. Protest. Kirchenzeitung 1881.)

10) Joß, das Sektenwesen im Kanton Bern, Bern 1881.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin

Die

Selbsthilfe des Arbeiterstandes

als

Grundlage seiner Versicherung.

Von

Dr. Ernst Hirschberg.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Inhalt.

I. Vorbemerkungen;
II. Versicherung und Unterstützung:
  a. Arbeitgeber-Zuschüsse,
  b. Staatswohlthätigkeit und öffentliche Armenpflege;
III. Selbsthilfe durch Arbeiter-Vereinigungen und die Stellung des Staates dazu:
  a. Prinzipielles,
  b. Die Realisirung von Arbeiter-Vereinigungen.

Anhang.

Haftpflicht und Arbeiter-Unfall-Versicherung:
1. Die Haftpflicht,
2. Die Arbeiter-Unfall-Versicherung.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

I. Vorbemerkungen.

Nennt man ganz allgemein alles Das, was zum Verkauf im weitesten Sinne des Wortes ausgeboten wird, „Waare", so kann man uubedingt auch die Arbeit des Menschen, körperliche und geistige, als Waare betrachten.

Der Preis einer Waare muß nun einerseits die gesammten Herstellungskosten, andererseits noch einen Gewinn enthalten, ohne welchen ja Niemand mit der Waare Handel triebe. Ist dieser Gewinn aber besonders lohnend, dann wird die Konkurrenz alsbald ihn auf einen minder lohnenden herabzudrücken bemüht sein. Man kann auch nicht sagen, daß dieses Sinken bei einem bestimmten Gewinne i. A. seine Grenze findet; denn glaubt der eine in dem minimalen Preise nicht mehr seinen Unternehmerlohn zu finden, so ist der andere mit demselben zufrieden. Die einzige Grenze bilden die Herstellungskosten. Unter den Herstellungskosten, also mit Schaden, kann auf die Dauer Niemand verkaufen. Man kann allerdings diese Kosten nach Belieben erhöhen oder vermindern, aber zum Schaden der Qualität; und eine weniger gute Waare ist eben eine andere, als das Bedürfniß bisher verlangte. Giebt man also erst einen Theil der Herstellungskosten preis, so giebt man damit schon den Verkauf der bisherigen Waare auf und wendet sich dem Verkaufe einer neuen zu.

Stellt sich so im Allgemeinen im Gebiete der freien Konkurrenz, unter Ausschluß von Monopolien ꝛc., der Preis der Waare

dar, so gelten diese Regeln auch für die Waare Arbeit, jedoch mit einzelnen Modifikationen.

Zur Herstellung einer jeden Waare ist nämlich Arbeit im weiteren Sinne des Wortes erforderlich. Also ist im Preise einer jeden Waare auch der Preis der Arbeit enthalten, die zur Herstellung erforderlich war. In derjenigen Waare ist der Preis der Arbeit am geringsten, die am vollständigsten und zum Verkauf bereitesten von der Natur gegeben ist, in der am größten, bei der es noch der Intelligenz des Menschen bedurfte, um ihre Verkaufsfähigkeit herzustellen. Kurz gesagt, am niedrigsten im Lohne steht die rein körperliche Arbeit, nicht nur weil am nächsten der Arbeit des Thieres oder der Maschine, sondern auch, weil sie einem jeden menschlichen Wesen von der Natur gegeben ist.

Denn die Waare ist am billigsten, die am häufigsten vorkommt, ohne daß eine entsprechende Nachfrage vorhanden ist. Bei der Waare Arbeit aber entspricht dem großen Angebot schon darum nicht die nöthige Nachfrage, weil ein jeder dieselbe event. durch seine persönliche Leibeskraft — ganz abgesehen von der vielleicht noch billigeren Benutzung des Thieres oder der Maschine — befriedigen kann.

Sagten wir nun vorher, daß der Verkäufer, wenn er nicht mehr die Herstellungskosten oder nur diese herausschlägt, sich dem Verkaufe einer anderen Waare zuwendet, so ist, wenn er auch hier kein Glück hat, der letzte Ausweg für ihn: seine eigene Körperkraft zu Markte zu tragen.

Diese Waare nämlich, die körperliche Arbeitskraft, hat ja jeder Mensch vorräthig, ein Umstand, wie gesagt, der allein schon auf den Preis dieser Waare drückend wirken muß. Wie ist es nun hier mit den Herstellungskosten? Daß man hier nicht mehr sagen kann: „wenn ich die Herstellungskosten nicht herausschlage, wende ich mich dem Verkauf einer anderen Waare zu", sahen wir eben. Also kann der körperliche Arbeiter genöthigt werden, mit Schaden zu verkaufen, und er wird dazu genöthigt, wenn etwa

der Käufer seine überlegene Lage dazu ausnutzt. Daß er dies thun wird, ist meist durch die Natur der Sache bedingt. Jeder sucht eben so billig als möglich zu produziren, thut er dies nicht, so zwingt ihn dazu die Konkurrenz. Daß es andererseits volkswirthschaftlich höchst bedenklich ist, wenn ein Volk, wie Engel sagt (Preis der Arbeit, 2. Aufl. 1872), „fortgesetzt seine Arbeit unter dem Selbstkostenpreise hergiebt", ist richtig; und Aufgabe dessen, der diese soziale Frage lösen will, ist es, festzustellen, wie unbeschadet der sonstigen Gesellschaftsverfassung die „Leibesarbeiter" in die Lage gesetzt werden können, ohne Schaden zu verkaufen. Lassalle hat die Frage lösen wollen durch Umsturz der heutigen Gesellschaft, indem er fälschlich sein „ehernes Lohngesetz" dahin formulirte, daß der Lohn nothwendig auf das Existenzminimum herabsinken müsse, und ohne Umsturz der Gesellschaftsordnung nicht von dort zu erheben sei (Antwortschreiben an das Centralcomité ꝛc.).

Können wir nun im Allgemeinen sagen, daß der Preis der Waare sich nach ihren Herstellungskosten richtet, so richten sich bei der „Arbeit" gewissermaßen die Herstellungskosten nach dem Preise. Es giebt schlechterdings keinen Menschen, der nicht Arbeit produzirt und zwar gerade dadurch, daß er sein Leben unterhält. Die Kosten des Lebensunterhaltes sind also die Produktionskosten der Arbeit (Arbeit immer gleich „Leibesarbeit". Engel); erst die mehr oder weniger geistige Arbeit verlangt außer den Unterhaltungskosten noch besondere Bildungskosten. Nun ist bekanntlich der Aufwand, den der Einzelne für seine körperliche Ernährung macht, ungemein verschieden. Was für den Einen nur „Existenzminimum" ist, genügt dem Anderen schon zum Wohlleben. Ein gewisses Minimum aber hat sich in jedem Kulturstaat als Existenzminimum herausgebildet. Es entspricht nun nicht mehr der menschlichen Würde, sich mit weniger zu begnügen, ja die ganze Kultur des Staates droht bei diesem Unterbieten des zum Leben Nothwendigsten verloren zu gehen.

Mit Recht hatte z. B. Amerika seine Arbeiter durch ein Einwanderungsverbot vor den Chinesen geschützt, die den einheimischen Arbeitern die Alternative stellten, entweder bei Arbeitslosigkeit zu hungern, oder auf das gleiche Niveau thierischer Genügsamkeit herabzusinken.

Um Aehnliches handelt es sich bei der sozialen Frage in Deutschland. Es ist der Kampf zwischen der freien Konkurrenz und der in ihr und durch sie darniederliegenden arbeitenden Klasse. Beschränkung der freien Konkurrenz, Verstaatlichung, Sozialismus sollen Mitel dagegen sein.

Um eine Kritik derselben soll es sich hier nicht handeln.

Wir gehen davon aus, daß die Freiheit auch in der Konkurrenz die heutige Kultur gebracht hat und uns weiter in derselben bringen wird: Andererseits darf der Nothschrei der Arbeiter nicht ungehört bleiben. Drohte die amerikanischen Arbeiter äußere, so droht die deutschen Arbeiter innere und gegenseitige Konkurrenz auf eine des Menschen unwürdige Lebensstufe herabzudrücken, ein volkswirthschaftlicher Rückschritt, sofern die Verfeinerung der Lebensbedürfnisse ein Fortschritt ist. Nun braucht aber, um diesen Rückschritt zu verhindern, die Freiheit der Konkurrenz nicht gleich beseitigt zu werden. Es ist das Verdienst Brentano's („Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht" 1877 und Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung" 1879) bewiesen zu haben, daß erst durch die Coalition die Arbeit zur eigentlichen Waare, und die Arbeiter zu eigentlichen Waarenverkäufern würden.

Der einzelne Arbeiter erliegt der Uebermacht des Kapitals, die Konkurrenz drückt seinen Lohn auf ein Minimum, bessere Konjunkturen abzuwarten vermag er nicht, denn sein Arbeitslohn ist sein Lebensunterhalt, und der Hunger zwingt ihn zu arbeiten um jeden Preis, auch wenn dieser ihm die Freuden des Lebens nicht weiter zu erschließen vermag. Ist hier der Einzelne machtlos, so ist es deswegen nicht die Gesammtheit, die Coalition, oder,

woran Brentano im Hinblick auf England denkt, der Gewerkverein. Der Hauptzweck dieser Coalitionen sollte sein: die Unterstützung während freiwilliger Arbeitslosigkeit, die Unterstützung während der Strikes, und zwar der berechtigten Strikes, worüber wiederum ein Schiedsgericht zu entscheiden hätte. Auf England verweist Brentano als Vorbild.

In der That sind nun auch die Gewerkvereine in Deutschland im Aufschwung begriffen, wenn auch vielleicht nicht mit besonderer Hervorhebung der Strikeunterstützung und nicht ganz analog dem englischen Muster. Vergleichen wir jedoch die Zahl der Arbeiter überhaupt mit der den Gewerkvereinen angehörenden, so finden wir, daß von den vielen Millionen deutscher Arbeiter 1880 nur 17959 jenen Vereinen angehörten (Roscher). Man sieht, daß den Gewerkvereinen allein, wie sie sind, die Lösung der sozialen Frage nicht überlassen werden kann. Dieselbe ist für uns, zumal nach Erlaß des Socialistengesetzes, besonders brennend geworden, und der Staat, welcher hier eine gewiß höchst verderbliche, aber doch oft vom edelsten Eifer getragene Lehre in Acht und Bann gethan, hat damit zugleich die Verpflichtung übernommen, selbst den richtigen Weg zur Hebung des Elends zu zeigen.

Dazu kommt, daß der deutsche Arbeiter vielfach den Gewerkvereinen, befangen in seinen eigenen Ideen socialistischer Hilfe, nicht beitreten will, in vielen anderen Fällen aber seines geringen Lohnes wegen nicht beitreten kann. Darum sind, wenn man, wie wir es thun, die Lösung der socialen Frage in den Arbeiter-Coalitionen verbunden mit Schiedsgerichten sehen will, diese zu fördern, und zwar unmittelbar und direct gerade nach der Strikeshilfe hin, und nicht sich selbst zu überlassen. Es muß sich um eine Organisation, um Großbetrieb der Arbeit handeln. Wenn auch die „Leibesarbeit“ selbst der des Thieres und der Maschine am nächsten stehen mag, so soll wenigstens ihr Verkauf nach Regeln des Geistes und der Vernunft geschehen. Das Thier „verkauft“

seine Arbeit nicht, denn es hat nicht Verstand, so soll der Mensch wenigstens, der Verstand hat, sie auch mit Verstand „verkaufen" und nicht gegen bloße Unterhaltungskosten hinzugeben gezwungen sein.

II. Versicherung und Unterstützung.

a. Arbeitgeber-Zuschüsse.

Wenden wir uns jedoch nun, bevor wir die Frage der Förderung der Arbeiter-Coalitionen weiter erörtern, noch erst den Mitteln zu, die heute dem socialen Elende steuern wollen. Es sind dies zwei:

Versicherung und Unterstützung.

Zwischen beiden besteht ein principieller Unterschied. Wenn Schäffle die Versicherungsprämie „Mittel der Versicherung in Selbstfürsorge" nennt, so giebt er schon damit zu, daß eine Versicherung nur durch Prämien der Versicherten selbst erfolgen kann, wenn ihre eigentliche Bedeutung als Selbstfürsorge erhalten werden soll. Zweck der Versicherung ist es, gerade eine Unterstützung von fremder Seite, eine Armenunterstützung überflüssig zu machen. Die Armenunterstützung ist nicht ein Mittel zur Heilung der socialen Frage, sondern selbst das Uebel, das beseitigt werden soll. Können wir es verhindern, daß die Arbeiter fremder Unterstützung anheimfallen und es durchsetzen, daß sie selbst sich für die Zukunft sichern, so ist die Arbeiterfrage beseitigt. Dies wird heute durchaus nicht festgehalten. Während man auf der einen Seite den Arbeiter vor der Armenpflege zu bewahren sucht, läßt man ihm, gerade um dies zu erreichen, auf der anderen Seite Armenunterstützung zukommen! Oder was sind Beiträge der Arbeitgeber anders als Armenunterstützungen? Prämien für Selbstversicherung kann man sie

in Wahrheit doch nicht nennen! Was aber sind sie sonst? Geschenke! Doch noch ein Drittes bleibt übrig, sie sind, wie man vielleicht sagen wird, der Lohn, den der Arbeitgeber in dieser Form zu zahlen entweder sich selbst verpflichtet, oder gesetzlich verpflichtet ist. Welche Bevormundung aber wäre das, und wie gefährlich! Denn giebt man nun nicht zu, daß der Arbeitgeber einen Theil des Lohnes, also dessen, was dem Arbeiter zukommt, unrechtmäßig, weil gegen den Willen des Arbeiters, zurückbehält, giebt man nicht dem Arbeiter einen Anspruch auf das Vermögen des Arbeitgebers, den Anspruch auf höheren Lohn, und fürchtet man sich nicht nur, dies auch consequent zu verfolgen und zu verlangen, daß der fehlende Lohn auch als solcher zur Verfügung des Arbeiters gezahlt werde? Wenn Roscher (National-Oekon. d. Handels- und Gewerbesl. 1881 S. 697) die Beiträge der Arbeitgeber als Vorschuß auffaßt, so wäre doch dies nur dann eine unbedenkliche Rechtfertigung, wenn es ein Vorschuß für den Arbeiter wäre. Es ist aber ein solcher für den Consumenten, welchem „der mittlere Betrag der Gefahr als Bestandtheil der Productionskosten im Preise der Waare" berechnet wird. Und der Consument bezahlt auch in der That diesen Vorschuß zurück und zwar auch dann, wenn der Arbeiter statt des Arbeitgebers die Prämie bezahlte. Für den Arbeiter wird dadurch in nichts die Form des Versicherungs-Beitrages, den er empfängt, geändert: derselbe bleibt ein Geschenk und wird auch stets als solches aufgefaßt.

Ein Zwang nun gegenüber dem Unternehmer zur Zahlung dieses Geschenkes ist auch durchaus ungerecht; denn, worauf wollte man ihn stützen, da doch der Lohn dazu dient und auch von dem Unternehmer dazu bezahlt wird, ihn seiner Verpflichtungen gegenüber dem Arbeiter zu entheben? Und der Arbeiter wird gezwungen, einen Theil seines Lohnes als Geschenk zu empfangen. Allerdings kann er dieses ja ablehnen, aber nur unter Verzicht auf Sicherung seiner Zukunft.

Dies sind die Mittel, mit denen man heute die Arbeiterfrage zu lösen sucht, dies die Grundlagen, auf denen man eben in der Unfall- und Kranken-Versicherungsfrage weiter zu bauen sich anschickt! Eine öffentliche Armenpflege, der man die Arbeiter zu entziehen sucht, um sie der Armenpflege der Unternehmer zu überweisen, eine Ungerechtigkeit sowohl gegen Arbeitnehmer wie gegen Arbeitgeber; und für die ersteren noch eine Abstumpfung des Ehrgefühls. Trotz alledem verlangen alle neuen Vorschläge mehr oder minder Beiträge der Arbeitgeber, des Staats, der Armenverbände ꝛc. Schäffle („Corporat. Hilfskassenzwang" 1882 S. 25) nennt es sogar einen besonderen Vorzug der von ihm empfohlenen Körperschaft, daß sie als solche „weit eher Geschenke, Stiftungen, freie Beiträge, Erbschaften, Zuscheidungen aus bestehenden Unterstützungsfonds erhalten und dauernd bewahren" wird, obwohl er selbst (S. 83) darauf aufmerksam macht, daß „das Leben aus den Taschen Dritter" eben durch das Hilfskassen-institut beseitigt werden soll!

Man sieht, nur auf dem Wege der Armenunterstützung glaubt man den Arbeitern helfen zu können. Arbeiter und Arme werden gleichgestellt. Die heutige Armenpflege nennt Schäffle „Communismus der entsittlichendsten, planlosesten, ungerechtesten und schädlichsten Art", da sie „die Güter der Steuerträger theilt", um sie den Armen zu geben. Diese soll nun ersetzt werden durch „Selbsthülfe" „der Arbeiter und der nächstverpflichteten Arbeitgeber". Worauf will man denn diese „Nächstverpflichtung" gründen? und von Selbsthilfe der Arbeitgeber kann man doch vollends da nicht sprechen, wo die Hilfe weder stattfindet noch überhaupt nöthig ist. Nennt man die heutige Armenpflege Communismus, worüber sich ja streiten läßt, so ist doch die Beitragspflicht der Unternehmer, deren Vermögen nun auch „getheilt" wird, „um es den Armen zu geben", ein viel schlimmerer Communismus, da diese Armen ihrem Unterstützungswohnsitz entzogen und dem zugewiesen werden, der absolut nicht weiter für sie zu sorgen verpflichtet ist.

Dazu kommt, daß durch dieſe Beitragspflicht eine Lohnerhöhung für die Zukunft geradezu verhindert wird. Denn wenn der Unternehmer ſchon die Prämien oder einen Theil derſelben zahlt, ſo wird er dieſe an dem Arbeitslohn zu erſparen ſuchen.

b. Staatswohlthätigkeit und öffentliche Armenpflege.

Nun ſpricht man aber viel von den Beiträgen des Staates, von Reichszuſchuß. Wieviel wurde er angefeindet! und doch verhält es ſich mit ihm in mancher Beziehung nicht anders als mit dem angeprieſenen Arbeitgeberzuſchuß! Die Motive des erſten Entwurfes ſagten ganz trocken: „Hiernach liegt in der Zahlung desjenigen Theiles der Prämie, welcher nach billiger Vertheilung den Arbeitern zufallen würde, von dieſen aber mit Rückſicht auf ihre wirthſchaftliche Lage nicht gefordert werden kann, eine Unterſtützung Hilfsbedürftiger". Dies iſt der Fall ebenſo bei Arbeitgeber- wie bei Reichszuſchuß; und ebenſo hier wie dort iſt es zurückzuweiſen, die Arbeiter nun ein für alle Mal zu Armen zu ſtempeln.

Hindert die wirthſchaftliche Lage, von den Arbeitern die Prämien zu verlangen, ſo muß man dieſe ökonomiſche Lage zu heben, nicht aber eine Inſtitution einzuführen ſuchen, welche dieſe Lage befeſtigt, wenn ſie vielleicht auch vor der Hand die Wunde verſtopft, ſtatt ſie zu heilen. Dabei wären die Verſicherungsleiſtungen, welche ſpäter fließen, nicht einmal reichlich genug, um für die Kranken, Invaliden ꝛc. eine auskömmliche Verſorgung zu ſein. Vielmehr iſt man ängſtlich bemüht, dieſelben nicht zu hoch werden zu laſſen. „Aus Gründen der Oekonomie" ſagt Schäffle (S. 31) darf der Betrag der Unterſtützung niemals die ganze Höhe des Erwerbs bei voller Arbeitsfähigkeit erreichen." Dieſe Arbeiter-Verſicherung ſoll eben nicht blos der Form nach, ſondern auch ihrer realen Leiſtung nach eine Armenunterſtützung ſein und bleiben. Und dabei ſoll die Verſicherung eine Eliminirung des

Zufalls sein (vgl. Wagner, Stellung des Staats zum Versicherungswesen 1881 S. 37), worin doch zugleich liegt, daß die Höhe der Entschädigung dem durchschnittlichen Einkommen gleichen muß, daß gerade die Minimalleistung der Armenunterstützung auch ökonomisch vermieden werden soll. Man fürchtet eben, die Arbeiter möchten sich selbst verletzen, simuliren 2c., ein Umstand, der nicht so zu fürchten ist, wenn die Versicherten auch selbst ihre Beiträge zahlen.

Nun werden aber viele sagen, daß, wenn auch nicht der Arbeitgeber, so doch der Staat verpflichtet sei, die Hülfsbedürftigen zu unterstützen, daher sei also der Zuschuß zur Prämie gerechtfertigt.

Würden wir uns nun selbst auf den Boden dieser Ansicht stellen, so wird in der unserigen nichts dadurch geändert. Denn erkennte man schon die Pflicht des Staates zur Unterstützung Hülfsbedürftiger an, so wäre das ein Grund mehr für ihn, dafür zu sorgen, daß die Zahl derselben möglichst klein, daß auf die eigene Kraft, auf eine Lohnerhöhung ohne staatliche Mitwirkung hinzuweisen sei. Nach Erlangung höherer Löhne durch Einigungskammern, Strikes 2c. würde ja der staatliche Zwang vielleicht überhaupt fortfallen dürfen, da die Arbeiter nun selbst in der Lage wären, ohne Hülfe jede nothwendige Versicherung einzugehen. Oder meint man etwa, der Staat hätte die Pflicht, den fehlenden Lohn nicht durch ein Geschenk im Falle der Bedürftigkeit zu ergänzen, sondern selbst durch einen wahren Lohn? Hatte der Arbeiter in dem ersten Falle Anspruch gewissermaßen auf eine staatliche Pension, so darf er hier vom Staate Lohn verlangen, das eine Mal ein Recht auf Armenunterstützung, das andere Mal ein Recht auf Einkommen resp. auf Arbeit, das eine Mal Nachweis der Bedürftigkeit, das andere Mal Nachweis der Arbeitslosigkeit resp. zu geringen Lohnes. Im ersten Falle Garantie der Lebensnothdurft, im zweiten Falle Garantie eines auskömmlichen Gehaltes. Der Staat würde als der allgemeine subsidiäre

Brodherr betrachtet werden, er müßte alle Arbeit vergeben; und, wenn er die Pflicht hat, dieses bei Arbeitslosigkeit zu thun, wozu Strikecoalitionen ꝛc. für solchen Fall? Giebt's also im heutigen Staate ein allgemeines Recht auf Einkommen, so würde eine Arbeiterfrage garnicht existiren; sollte es ein solches geben, so wüßte man, eben, wie diese Frage zu lösen wäre.

Daß die Arbeiterfrage durchaus noch nicht gelöst ist, sollte nun allein schon der Beweis sein, daß es ein Recht auf Einkommen oder auf Arbeit in Wahrheit heute nicht giebt. Gewiß würden es die Arbeiter geltend machen; und hätten sie es geltend gemacht, so wäre von ihrer Noth keine Rede mehr. Wenn also Adikes (Zeitschrift f. d. ges. Staatsw. 1879 S. 619) behauptet: „Der Arbeiter mag leichtsinnig oder absichtlich die Fürsorge für sich und die Seinigen unterlassen, die Folgen trägt nicht er, sondern die Gesellschaft: diese büßt für seine Sünden", wenn Adikes damit zugleich behauptet, in unserem heutigen deutschen Staate bestehe — gleichgültig ob in Folge der Gesetzgebung selbst oder in Folge ungenügender Anwendung bestehender Gesetze — ein Recht auf Einkommen gegenüber der Gesellschaft oder dem Staate, wenn Adikes dies behauptet, so widerlegt ihn doch allein schon das unläugbare und ungeläugnete Bestehen des socialen Elends an sich. Wäre es, wie Adikes sagt, so handelte es sich heute nicht um die Beseitigung der „Arbeiterfrage", sondern um die Beseitigung eines gerade die unbemittelten Klassen begünstigenden „planlosen, ungerechten entsittlichenden Communismus", gegen den sich alles das sagen läßt, was gegen die Lehren der Socialdemokratie, von denen wir einen Theil hier verwirklicht sehen, gesagt werden kann; einer solchen Auffassung müßte die Lehre von der Wohlthätigkeit des Staates zu Grunde liegen, von dem „Recht" „des Bedürftigen auf Unterstützung". Denn wenn Adikes meint, die Gesellschaft büße heute für den Leichtsinn und die böse Absicht der Arbeiter, so kann dies doch nur Folge der heutigen gesetzlichen Staatseinrichtungen sein: freiwillig wird doch eben Nie-

mand die Folgen fremder Schuld oder fremder Nachläſſigkeit tragen. Denn, mag auch in der heutigen freiwilligen und privaten Armenpflege ein gutes Stück Planloſigkeit und Unterſtützung ſolcher enthalten ſein, die dieſer Unterſtützung garnicht bedürfen, ſo iſt das doch glücklicher Weiſe noch nicht ſo ausgebreitet, daß man ſagen könnte, die Vernachläſſigung der Fürſorge übernehme im Allgemeinen ſelbſt bei Leichtſinn und Schuld freiwillig die Geſellſchaft. Würden aber die heutigen Geſetze die Geſellſchaft dazu verpflichten, woraus anders könnte man dieſe Verpflichtung des Staates — denn eine geſetzliche Verpflichtung der Geſellſchaft dem Armen gegenüber iſt doch direct eine Verpflichtung des Staates — herleiten, wenn nicht aus der Pflicht deſſelben zur Wohlthätigkeit? der Staat verpflichtet ſich, dafür zu ſorgen, daß kein Arbeiter ohne auskömmliche und reichliche Unterſtützung bleibt, daß ein ſociales Elend, ſoweit ſolches durch die Vermögensverhältniſſe herbeigeführt wird, fürderhin nicht exiſtire. Hat der Bedürftige ein Recht darauf? Würde man auch zugeben, daß es ein Recht auf Exiſtenz gäbe, ſo giebt es eben darum noch kein Recht auf eine reichlich unterſtützte Exiſtenz. Gewährt dieſes Recht aber nur ein Exiſtenzminimum, d. h. ſoviel als ein Menſch gerade braucht, um ſein Leben nothdürftig zu friſten, ſo iſt dies doch kein Recht mehr, ſondern eher eine Strafe. Wird mehr als dieſes Minimum gewährleiſtet, ſo iſt dieſes Plus ein Geſchenk, und was kann klarer ſein, als daß dieſe Geſchenke, die einem jeden Faullenzer gegeben werden, den Staat in ernſte Gefahr zu bringen geeignet ſind! Würde man unmittelbar eine allgemeine Pflicht des Staates zu Wohlthätigkeit annehmen wollen, die Folgen derſelben würden bald zeigen, daß in Wahrheit der Staat Wohlthaten zu üben garnicht vermag. Denn die Wohlthätigkeit iſt eine Eigenſchaft des Gemüthes und des Herzens. Gemüth und Herz haben nur lebende, natürliche Perſonen. Der Staat iſt eine juriſtiſche Perſon und hat als ſolche kein Herz. Wenn es heißt, der Staat iſt wohlthätig, ſo können dies höchſtens eine Anzahl

Personen sein, die es auf seine Kosten, auf Kosten der Steuerzahler sind, die ungerechten Communismus üben aus den Taschen anderer. Der Staat ist dazu da, nur mit dem Verstande zu handeln, er existirt einzig, um egoistisch zu handeln. So ist es auch in der Armenpflege; nicht um der Armen willen unterstützt der Staat, sondern um seiner selbst willen. Wenn Brentano (Arbeiterversicherung S. 83) sagt: „Nur aus Gründen der Menschlichkeit und Sicherheitspolizei wird Unterstützung gewährt, und diese, wie heute in England, in einer abschreckenden Weise, um die Menschen zur Fürsorge für sich anzuspornen", so zeigt es sich eben, daß hier Gründe der Sicherheits-Polizei Ausschlag gebend sind und nicht Gründe der Humanität. Welche Humanität auch, die „in abschreckender Weise" Hülfe gewährt! Der Staat unterstützt, um eine dem Hungertode nahe, und darum zu jedem Verbrechen fähige Bevölkerungsklasse abzuhalten, seine eigene Sicherheit zu bedrohen. Auch die Wohlthätigkeit kommt ja zur Geltung, aber nicht von Seiten des Staates, sondern von Seiten der Privaten. Und diese Thätigkeit des Herzens zu pflegen, zu einer segensreichen, die öffentliche Armenunterstützung ergänzenden Vereinsthätigkeit zu entfalten, das mag eine der schönsten Aufgaben für Schule und Kirche sein, und der Staat mag so, indirect durch seine Oberaufsicht über Schule und Kirche für die Wohlthätigkeit, d. h. die Veredelung von Herz und Geist sorgen. Vielleicht kommt dann die Zeit, da unser Staat für die Armenpflege garnicht mehr zu sorgen hat, indem diese nicht nur mit dem Herzen, sondern auch — woran es heute leider besonders mangelt, obwohl dies ebenso wichtig ist — mit dem Verstande ausgeübt allein privater Thätigkeit zufällt. Vielleicht lassen sich Mittel finden, wie der Staat unmittelbar den Zusammentritt privater Unterstützungsvereine fördern kann, da er sie ja nicht erzwingen darf. Nun sagt man zwar (Cohn: Jahrbuch f. Gesetzgeb., Verw. 2c. 1881 „Arbeit und Armuth"), es wäre erst zu beweisen, daß der heutige Staat überhaupt keine anderen Zwecke verfolgt, als diejenigen eines mehr

oder weniger klugen Egoismus, und es sei keine unbedingte Scheidelinie zu ziehen zwischen den „Aufgaben der Humanität, Wohlthätigkeit“ und „dem Gebiete staatlich erzwungener Pflichten“: „Das ist eben nicht anders als jene alte naturrechtliche Ansicht, welche das Recht von der Ethik ausscheidet und einen Gegensatz construirt, vermöge dessen das ethische Gebiet außerhalb des staatlichen Gebietes fällt. Wie diese Scheidung eine leere Fiction ist, wie es nur einziges Ethisches giebt, ein einziges Sollen, welches nun je nach Umständen in größerem oder geringerem Umfange vom Staate erzwungen und damit Recht wird: so kann es auch in diesem Falle, welcher uns beschäftigt, nicht eine sittliche Pflicht des Wohlthuns geben, welche man einerseits mit vollen Händen anerkennt, um sie auf der anderen Seite entschieden von den öffentlichen Verpflichtungen des Staates abzulehnen. Entweder giebt es eine solche Pflicht zum Wohlthun, oder es giebt eine solche Pflicht nicht. Giebt es eine — dann ist es lediglich eine Unterfrage, ob und inwieweit man staatlichen Zwang zu ihrer Erfüllung eintreten lassen kann und will.“ Dies ist eine consequente und rechtsphilosophische Vertheidigung der Staatswohlthätigkeit: der radicalste Socialismus: Das, was wir als jedem äußeren Einwirken fremd zu betrachten gewohnt sind, die Moral, „welche die inneren Beziehungen der Menschen zu einander regelt“ (Dahn) und auf den Gesinnungen, den Gedanken beruht — diese wird gleichsam „verstaatlicht“. Recht ist die gesetzlich eingeführte Moral, die Armenpflege ist die gesetzlich eingeführte Wohlthätigkeit, die zwangsweisen Beiträge zu Armen- oder Arbeiterkassen wären der Ausdruck erzwungener Wohlthätigkeit, „erzwungener Gesinnung“ (vgl. Dahn, Vernunft im Recht). Wird nun aber die öffentliche Armenunterstützung aus Humanität gegeben, so würde doch daraus, wenn wir uns auf den Standpunkt des Empfängers dieser Wohlthaten stellen, folgen, daß dieselben diesem doch auch als solche erscheinen müssen, oder man sich wenigstens bemühen muß, daß

sie ihm so erscheinen. Also ein behagliches Leben muß einem jeden Menschen garantirt sein. Wer nicht weiter sich im Staate zu helfen weiß, genießt von ihm eine nicht kleine Pension, nicht etwa eine Strafe, es sei denn, daß man auch diese als Erscheinungsform verstaatlichter Wohlthätigkeit nehmen will. Wäre diese Anschauung Cohn's richtig, hätte der Staat die Pflicht wohlzuthun, dann wäre auch der Zustand, den Adikes schildert, heute vorhanden, ein Zustand, in welchem der Arbeiter leichtsinnig oder absichtlich die Fürsorge für sich und die Seinigen unterlassen mag, da nicht er, sondern die Gesellschaft für diese Sünden büßt. Dieser Zustand dürfte nur dann in einem Staate bestehen, und könnte nur dann bestehen, wenn die Moral eine solche Höhe erreichen sollte, daß Leichtsinn oder böse Absicht überhaupt nicht mehr vorkommt. Dann wäre auch die erzwungene Moral, das Recht überflüssig, Moral und Recht decken sich. Das läßt sich meines Erachtens wie gegen alle Lehren des Socialismus, so auch gegen die vorstehende sagen.

Daß vollends der heutige Staat den von Adikes geschilderten Zustand nicht kennt, daß ihm nicht die Anschauungen Cohn's zu Grunde liegen, erscheint uns klar. Oder haben wir je gehört, daß das Loos eines Ortsarmen eine erstrebenswerthe oder erstrebte Wohlthat sei? Das Recht, das der Staat dem Bedürftigen auf Unterstützung giebt, ist wie ein Recht auf Strafe; die Verantwortlichkeit für die Folgen des Leichtsinns, der den Arbeiter der öffentlichen Unterstützung anheimfallen läßt, trägt nur der Arbeiter selbst. Oder büßt etwa die Gesellschaft, die den Verbrecher im Gefängniß ernährt?

Wenn Adikes gar sagt, daß auch bei absichtlicher Vernachlässigung der Fürsorge, die Gesellschaft an Stelle des Arbeiters büße, so steht dem strict das heutige Strafrecht gegenüber, speziell § 361 des Strafgesetz-Buches (vergl. Blum: die erste Frucht des Deutschen Staatssocialismus S. 38. 1881): „Mit Haft wird be-

straft . . . . . wer sich dem Spiel, Trunk oder Müßiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß, ... wer, wenn er aus öffentlichen Armenmitteln eine Unterstützung empfängt, sich aus Arbeitsscheu weigert, die ihm von der Behörde angewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu verrichten." Besser als durch diesen Paragraphen kann die Ansicht, welche die heutige Armenpflege für socialistisch hält, für eine Wohlthat, auf die jeder Bedürftige Anspruch machen dürfe, kaum widerlegt werden. Wer dem Staate durch seinen Müßiggang zur Last fällt, wird bestraft, gerade deswegen bestraft, weil er zur Last fällt. Denn Müßiggang an sich ist ja straflos, und das zu Bestrafende besteht also nur in der Belastung der öffentlichen Armenmittel. Solange man also der öffentlichen Unterstützung wider seinen Willen zugetrieben wird, so lange genießt man sie, resp. erhält „seinen Kräften angemessene" Unterstützung, sobald man sie aber selbst aufsucht, sobald man sein Recht auf staatliche „Wohlthätigkeit" freiwillig geltend macht, sich weigert, die vielleicht den Kräften nicht angemessen erscheinende Arbeit zu leisten, wird man nicht unterstützt, sondern bestraft. Wohlthaten aber pflegt man nicht aufzudrängen, wie es mit der „angemessenen" Arbeit geschieht bei Androhung von Strafe im Falle der Ablehnung. Der Staat sucht sich durch die Armenpflege eben selbst zu schützen und daher beschränkt er nicht nur seine Unterstützungen auf ein abschreckendes Minimum, sondern bestraft auch consequenter Weise denjenigen, der dieses Minimum freiwillig aufsucht.

Dies letztere ist nicht etwa unnöthig; denn mag die heutige öffentliche Armenpflege immerhin nichts Verlockendes haben, so giebt es doch in der arbeitenden Klasse Existenzen genug, die das von der öffentlichen Armenpflege gebotene Loos immer noch er-

träglicher finden könnten, als ihr eigenes, noch durch harte Arbeit erkämpftes, zumal die *private* Wohlthätigkeit noch nebenbei unbeschränkt — was der Staat nicht hindert, und nicht hindern soll — nach Kräften, aber leider meist ohne jede Prüfung; (z. B. bei Unterstützung des Straßenbettels) die abschreckende *öffentliche* Unterstützung zu mildern pflegt. Wenn überhaupt in den Worten Adikes', daß die Gesellschaft für die Sünden des Arbeiters büße, etwas Wahres liegt, so ist das der privaten und nicht der öffentlichen Armenpflege zu verdanken, so könnte die planlose Unterstützung des Straßenbettels den von Adikes geschilderten Zustand herbeiführen. Mag es immerhin Aufgabe der Gesellschaft sein, Wohlthätigkeit gegen Arme zu üben, so darf das nie ohne Prüfung der Würdigkeit geschehen, und die Gesellschaft noch den Arbeiter, der *leichtsinnig* die Fürsorge für sich und die Seinigen unterließ, der nothdürftigen abschreckenden, öffentlichen Ernährung, der dies aber *absichtlich* thut, der Strafe des Staates anheimfallen lassen. Adikes hält das Princip der Selbstverantwortlichkeit in der öffentlichen Armenpflege für durchbrochen. Dem Princip der heutigen Gesetzgebung und der Gesellschaftsordnung nach glauben wir dies durchaus bestreiten zu müssen, daß aber nur die Praxis *entgegen den heute ausgesprochenen Principien* die Leistung der öffentlichen Armenpflege eine Wohlthat statt zugleich Abschreckungsmittel sein ließe, wäre zu beweisen. Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß sie auch als Wohlthat in Anbetracht des bisher genossenen oder im Falle ihres Ausbleibens zu erwartenden öconomischen Schicksals von dem *Empfänger* betrachtet werden *kann*. Indessen ändert dies nichts. Denn auch die Strafe kann oft noch als Wohlthat von dem Bestraften gefaßt werden, in Anbetracht dessen, was ihn sonst vielleicht von dem Verletzten erwartet, aber Niemand wird es darum einfallen, *allgemein* zu sagen, daß die Strafe für den Verletzten eine Wohlthat sei.

Glauben wir nun gezeigt zu haben, daß weder der Arbeiter dem Staate gegenüber ein Recht auf Fürsorge hat, noch der Staat die Pflicht dazu, so bleibt der Arbeiter in allen Fällen, da sein Lohn nicht ausreicht, der privaten Wohlthätigkeit oder dem Abschreckungsmittel der öffentlichen Unterstützung preisgegeben. Will der Arbeiter die letztere so wenig einladend sie ist, um bessere Conjuncturen abwarten zu können, angehen, so straft ihn der Staat. Und dies ist auch in der Ordnung; denn der Staat sagt dadurch dem Hülfsbedürftigen, daß er wohlthätig zu sein nicht berufen sei, mit allen Mitteln sich vielmehr wehren müsse, von jedem wirklich oder nur vorgeblich Bedürftigen belästigt und die große subsidiäre Versicherungsanstalt für alle zu werden, daß, wo er um seines eignen Schutzes willen doch zu unterstützen genöthigt sei, er diese Unterstützung so wenig verlockend als möglich getreu seinem Standpunkte machen müsse.

Dieser Standpunkt aber ist speziell für die Arbeiter ein möglichst ungünstiger und — so berechtigt er ist — für die Arbeitgeber günstiger.

Wir erwähnten bereits, daß der Müßiggänger nur dann gestraft wird, wann er dem Staate zur Last fällt. Es ist klar, daß sich dies besonders gegen den Arbeiter richtet, der eben, sobald er aufhört thätig zu sein, weil der Preis dieser Thätigkeit gerade seinen Lebensunterhalt deckt, auch der öffentlichen Unterstützung, resp., wenn er absichtlich unthätig ist, der Strafe anheimfällt. Der Staat zwingt also den Arbeiter zur Arbeit, wann und wo ihm solche geboten wird und stellt sich dadurch auf Seiten der Arbeitgeber, die sich dies durch Gewährung von Minimallöhnen zu Nutzen machen und auch wohl der Concurrenz wegen zu Nutze machen müssen. Wir sind, wie gesagt, weit entfernt, diesen Standpunkt des Staates für ungerecht zu halten. Er ist nur die Folge der heutigen Gesellschaftsordnung und kann ohne Umsturz

der letzteren, wie wir bewiesen zu haben glauben, nicht verlassen werden. Klar scheint ferner, daß ein Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung in diesem Punkte besonders verderblich sein würde. Der heutige Staat also ist ein seiner Wirthschaftsordnung nach den arbeitenden Klassen ökonomisch ungünstigerer als den anderen Klassen seiner Bevölkerung. Dies giebt den arbeitenden Klassen noch nicht etwa das Recht, nun Staatshülfe zu verlangen. Denn einmal ist ja der heutige Staat egoistisch und kümmert sich principiell um die Lage der Einzelnen nicht, oder wenigstens nur insoweit, als er durch die Oberaufsicht über die Erziehung die Menschen für die zur Linderung des Elends nöthige Humanität empfänglich macht. Dann ist ja die „arbeitende Klasse" keine im Voraus bestimmbare, sich aus sich selbst recrutirende Bevölkerungsabtheilung, wie vielleicht früher die Sclaven. Sie ist eben wandelbar im Laufe der Zeiten: Wer heute Kapitalist ist, kann morgen Leibesarbeiter sein, und der Staat hindert den Leibesarbeiter nicht, Kapitalist zu werden. Es herrscht Gewerbefreiheit ohne Standesunterschied. Wer einmal, gleichgültig aus welcher Veranlassung Arbeiter wurde, mag, da der Staat ihn nicht dazu gezwungen, auch die Consequenzen seine Lage tragen, die sich im heutigen Staate nothwendig für ihn ergeben. Findet er selbst Mittel, seine Lage zu verbessern, so hindert ihn der Staat daran ebenso wenig. Egoistisch wie der heutige Staat ist, schreitet er nur um seiner selbst willen ein, wenn er geschädigt und seine Kulturzwecke zu erreichen durch das sociale Elend verhindert wird. Daß heute ein sociales Elend besteht, welches, eine Quelle der Unzufriedenheit und revolutionärer Lehren, das politisch gereinigte Deutsche Reich zu keinem inneren Frieden kommen läßt, wer wollte es nicht auch ohne Lohnstatistik ꝛc. glauben?

III. Die Selbsthülfe durch Arbeitervereinigungen und die Stellung des Staates dazu.

a. Prinzipielles.

Man sagt nun, „die sociale Frage bestand immer und wird auch immer bestehen, es giebt kein Mittel, sie zu heilen.“ Dies wäre zum mindesten falsch ausgedrückt, nicht die sociale Frage, sondern sociale Fragen haben immer bestanden und werden wohl auch immer bestehen; die eine verschwindet und die andere taucht auf, um wieder zu versinken und eine neue in vielleicht ähnlicher Form zu gebären. Augenblicklich treten zwei sociale Fragen, „Kulturkämpfe“, in den Vordergrund; der eine Kulturkampf zwischen Staat und Kirche, scheint, wenn auch nicht einer Lösung, so doch wenigstens einem Waffenstillstand entgegenzugehen, der andere, zwischen Kapital und Arbeit, die „Arbeiterfrage“ ist nicht nur ungelöst, sondern scheint uns von beiden Seiten mit Waffen geführt zu werden, die den Kampf nur heftiger machen und nicht zu einem segensreichen Frieden führen werden. Die Waffe der Kapitalisten sind Unterstützungen, sei es direct in die Hand der Arbeiter, sei es als „Beitrag zu den Versicherungskassen“ in die Hand der Versicherungs-Gesellschaften gegeben. Die Waffen der Arbeiter sind Agitationen gegen das Kapital, sind Unzufriedenheit und Klagen, und selten kommt es zu dem für beide Theile wahren Kampf- und Einigungs-Mittel der Strikes.

Die Ermöglichung dieser und die Organisation von Arbeitercoalitionen über das Land hin, halten wir wie gesagt für den Ausgangspunkt der Lösung der Arbeiterfrage.

Da doch nun auch diese Arbeitercoalitionen, Strikevereine, Gewerkvereine, oder wie man sie sonst nennen will, ohne Beiträge nicht existiren können, so ist principiell darauf hinzuweisen, daß, falls die Arbeiter zur Zahlung nicht im Stande sind, da die

Arbeitgeber ebenso wenig wie irgend ein anderer zur Zahlung veranlaßt werden kann, andererseits aber eine Gründung solcher Vereine für das Wohl des Staates erforderlich ist, es dem Staate bei der Lauheit oder dem Unvermögen der Arbeiter selbst zufallen muß, die Initiative zu ergreifen. Ob dann der Staat direct zum Gewerkvereins- und Coalitions-Zwang schreitet, oder vielleicht einen Mittelweg einschlägt, ist erst zweite Frage. Man muß nur festhalten, daß, wie die Dinge stehen, theoretisch ein Gewerkvereinszwang ebensosehr berechtigt erscheinen muß, wie ein Eingreifen des Staates überhaupt. Wenn Brentano gegen einen solchen Zwang einwendet, er widerspreche „der Pflicht des Staates, alle seine Angehörigen und alle Arten von Interessenten gleichmäßig zu behandeln", so ist dies ein Vorwurf, der jeden Arbeiterversicherungszwang trifft, gegen den Brentano nicht überhaupt polemisirt. Allerdings vermehrt eine Erhöhung des Arbeitslohnes den Preis der Waaren, wodurch der Absatz dieser Waaren — wie auch Smith sagt — in und außer dem Lande vermindert wird. Das wäre ein Sporn, auf internationale Regelung der Arbeiterverhältnisse hinzuarbeiten. So lange diese aber nicht besteht, sagt Brentano sehr wahr: (Arbeiterversf. S. 229) „Ist der betreffende Industriezweig, wenn er Löhne zahlt, welche die Wiedererstattung der Selbstkosten der Arbeiten gestatten, nicht im Stande, mit dem Auslande zu concurriren, dann ist es um so erfreulicher, je früher er aus dem Inlande verschwindet," und Engel sagt (Preis der Arbeit): „So unfehlbar Fabriken und Waarenhandlungen zu Grunde gehen, die über die Selbstkosten ihrer Erzeugnisse und Verkaufsartikel nicht genügend unterrichtet sind, und nachhaltig unter den Selbstkosten verkaufen, ebenso sicher und unaufhaltsam geht ein Volk zu Grunde, das fortgesetzt seine Arbeiten unter dem Selbstkostenpreise hergiebt."

Das nothdürftige Existenzminimum ist aber nach Engel, Roscher, Brentano u. a. nicht der dem heutigen Kulturstande ent-

sprechende Kostenpreis der Leibesarbeit, und so gut wir bei jeder anderen Waare die Versicherungskosten zu den Selbstkosten rechnen, müssen wir dies bei der Waare Arbeit thun, wofern man nicht will, daß diese Menschenarbeit der Qualität und der Art ihrer Leistung und Bedürfnisse nach auf die Stufe des Thieres herabsinkt. Die Arbeitsgelegenheit kann allerdings durch Zusammenbruch von Industriezweigen, die sich in Folge der Strikeverbände der Concurrenz gegenüber nicht halten könnten, vermindert werden — nun so wird man wenigstens die Arbeiter von den Armen unterscheiden und letztere der Auswanderungs- und Armen-Politik, der sie einmal verfallen sind, überlassen können, statt daß wie heute Arbeiter und Arme wie gleichbedeutend neben einander gestellt und wie gleichbedeutend behandelt werden. Hat sich der Staat bisher um seiner selbst willen genöthigt gesehen, auf Seiten der Arbeitgeber zu stehen, so soll er jetzt aus demselben Grunde den „Interessentenbund" der Arbeitnehmer vertreten. Außerdem zwingt ja der Staat nicht zum Striken, sondern nur zu Organisationen, die das Striken nöthigenfalls ermöglichen. Es hieße überhaupt diese Vorschläge mißverstehen, wollte man die Coalitionen nur als die mit der Waffe der Arbeitseinstellung versehenen stets kampfbereiten Feinde betrachten. Ihr Hauptzweck ist der Friede und gütliche Einigung, die Arbeitseinstellung nur ihre Waffe. Wenn der Staat aber zu dieser Coalition des Friedens zwingt, zwingt er nicht auch dazu, den Frieden gerade mit dieser Waffe zu erobern. Nun sagt auch Schäffle: „Das Strikemachen kann der Staat gestatten, aber Zwang zur Organisation für das Strikemachen darf er nicht üben", kommt jedoch (Hülfskassenzwang S. 49) zu genau den nämlichen Resultaten wie wir. Denn hier wird als Aufgabe des Hülfskassenzwanges hingestellt: „obligate Mindestversorgung . . . . . gegen die wirthschaftliche Noth aus vereinzelter oder massenhafter dauernder oder vorübergehender, theilweiser oder völliger Erwerbslosigkeit:

in Folge von Streit (Strikes) oder von Erwerbsnothständen (Krisen)

mit der Richtung der Hülfe theils auf Streitverhütung durch Friedens- und schiedsrichterliche Thätigkeit,

theils auf Unterdrückung der Erwerbslosigkeit durch Organisation der Arbeitsnachweisung mit hinzukommenden Herberg- und Reisebeihülfen,

theils auf Versorgung der weder zu vermeidenden noch zu beseitigenden Erwerbslosigkeit: Strikeshülfe und Nothstands- (oder Krisen-) Hülfe."

Damit also erkennt auch Schäffle die Berechtigung von Zwangsgenossenschaften zur Strikeshülfe, also Zwang des Staats zur „Organisation für das Strikemachen", der zuerst (S. 9) verworfen ward, bestimmt an: obligate Mindestversorgung..... gegen die wirthschaftliche Noth ..... in Folge von Streit (Strikes) ..... mit der Richtung der Hülfe theils auf Streitverhütung durch Friedens- und schiedsrichterliche Thätigkeit ..... theils auf ..... Strikeshülfe. Dabei verlangt Schäffle „die Herstellung einer durchgreifenden, verbandschaftlichen Organisation der Arbeitsnachweisung", alles Vorschläge, in denen wir ebenfalls die Mittel, die Arbeiterfrage zu lösen, erkennen. Nur darin sind wir anderer Meinung, daß wir diese Ziele des „corporativen Hülfskassenzwanges" nicht als letzte betrachten, sondern als erste, daß wir von jedem neuen Versicherungszwang abrathen, da er doch nur zu einer Unterstützung und keiner Versicherung führt, bevor nicht jene Organisationen vollendet und dann noch Bedürfnisse nach Versicherungszwang vorhanden sind.

b. Die Realisirung von Arbeiter-Vereinigungen.

Wurde nun oben auch ein Coalitionszwang als principiell zulässig bezeichnet, so handelt es sich nunmehr um seine practische

Verwirklichung resp. um seine etwaige Ersetzung durch andere staatliche Mittel. Auch würde es sich fragen, in wie weit etwa an die bestehenden Gewerkvereine anzuknüpfen ist. Selbstredend kann es sich hier höchstens um Fingerzeige handeln.

Zunächst tritt die Frage entgegen: Wie sollen die Mittel zur Unterhaltung der Coalitionen zusammenkommen? Die Arbeiter besitzen sie — wenigstens wollen wir diesen ungünstigen Fall einmal annehmen — zum größten Theile nicht, die Arbeitgeber dürfen sie nicht geben und andere sind zu ihrer Hingabe nicht verpflichtet. Also der Staat muß hier eintreten, da er sich einmal gezwungen sieht, dem Arbeiterstande zu helfen. Nun darf aber die Staatssubvention nicht in den Fehler verfallen, eine Unterstützung zu werden, eine dauernde Belastung einzelner Steuerzahler, zu Gunsten einer bevorzugten Klasse, eine „erzwungene Wohlthätigkeit", sie darf nur ein Vorschuß, eine Auslage werden. Gegen einen Reichszuschuß ist viel gekämpft worden, und meines Erachtens mit Recht, wenn man ihn für ein Geschenk anzusehen genöthigt ist, nicht aber, wenn er ein Vorschuß ist. „Ohne Beispiel", sagt Schäffle (Hülfskassenzwang S. 100), „wäre die Unterstützung aus der Reichskasse? Hat man denn nicht für Zwecke, welche an Wichtigkeit denjenigen der Hülfskasse nicht überragen oder erreichen, seit jeher Staats- und Gemeindebeiträge gegeben ohne alle Rücksicht auf volle Gegenleistung? Hat man nicht in der Ablösung der Feudallasten ungezählte Millionen aus dem Staatsvermögen und Staatseinkommen geopfert? Dutzend andere Beispiele von öffentlichen Unterstützungen lassen sich in den Blättern der modernen Finanzgeschichte nachweisen." Diese Argumentation scheint uns im Allgemeinen zuzutreffen, und kommt es dabei nicht so sehr auf den Staatszuschuß selbst an, als auf das Motiv, aus dem er gegeben wird: sonst setzt man sich wieder der Gefahr aus, in jedem Zuschuß die Wohlthätigkeit oder die Wohlthätigkeits-Pflicht des Staates ausgesprochen zu sehen. Eine solche

Wohlthätigkeit sieht Schäffle, wenn er (S. 102) die Reichssubvention vertheidigt wegen der „wahrhaft organischen Gutmachung der steuerlichen Mehrbelastung, welcher die kleinen Leute durch die indirecten Steuern unterliegen", indem „die kleinen Leute dasjenige, was sie in besseren Zeiten bei ausgedehnterem Consum an Steuer zuviel bezahlten, in den Tagen ihrer Kraftlosigkeit zurückerhalten oder an Invalidenbeiträgen weniger zu bezahlen haben." Diese Argumentation spricht höchstens gegen die indirecten Steuern, welche eine „Mehrbelastung" sind, der die kleinen Leute unterliegen; aber die Reichssubvention soll doch hier nicht volkswirthschaftliche Sünden auf anderen Gebieten ausgleichen, sondern einzig den Zwecken der Hülfskasse dienen. Den kleinen Leuten gegenüber wäre diese Subvention eine Ungerechtigkeit, weil eine aufgedrungene und nicht gewünschte Wohlthat: giebt man zu, daß die indirecten Steuern sie „mehr belasten", so haben sie den Anspruch, daß diese für sie ungerechte Steuer aufhört, aber nicht, daß ihnen nun in der Form einer Armenunterstützung zurückgegeben wird, was ihnen eben ungerechter Weise genommen war. Nun giebt allerdings der Staat überhaupt nichts „ohne Rücksicht auf volle Gegenleistung", oder sollte dieses wenigstens, wenn er sich vor Schaden bewahren will, nie thun. Im Gegentheil wird erwartet, daß die „Gegenleistung" eine für den Staat vortheilhaftere ist als die eigene Leistung. Jedoch kann die letztere darum für den jeweiligen Hülfsbedürftigen immer noch eine Unterstützung bleiben. Mancher unterstützt beispielsweise einen Armen und erhält dafür von anderer Seite und auf andere Art reichlichen Entgelt. Der Staatszuschuß wäre daher anzufechten, nicht, weil eine Gegenleistung überhaupt nicht zu erwarten stände, sondern weil sie nicht von dem zu erwarten stände, für den der Zuschuß gewährt ward, kurz, weil er diesem ein „Geschenk" geworden wäre. Nun kann man auch ein solches „Geschenk" rechtfertigen, wenn das staatliche Wohl es erheischt. Im gegebenen Falle aber,

bei der Hülfskasse zur Unterstützung wegen Invalidität, Arbeitslosigkeit 2c. kommt es ja gerade darauf an, eine „Unterstützung" durch „Geschenke", eine „Armenunterstützung" zu vermeiden und die Mittel zur Selbstfürsorge zu geben. Ein Zuschuß also ohne Rücksicht auf Entgelt von derselben Klasse der Unterstützten aus ist hier zurückzuweisen. Der Reichszuschuß muß ein Reichs-Vorschuß sein. Die Arbeiterkasse muß außer den Mitteln zur Realisirung der Unterstützung ihrer Mitglieder noch die Mittel erwerben, ihre Schuld an den Staat allmälig abzuzahlen.

Diese Schuld selbst kann in einer einmaligen Leistung des Staats bestehen oder in allmälig abnehmenden Zuschüssen während einer Reihe von Jahren. Man könnte sich vielleicht in der Frage der Subvention an Schäffle's für eine Unfall- und Krankenversicherungskasse gemachten Vorschläge anlehnen: „Es würde sich um die Leistung eines Zuschusses pro Kopf der Mitgliederzahl — in Degressivraten — für eine bestimmte Reihe von Jahren oder um Ueberweisung eines Dotationskapitals pro Kopf handeln, dessen Reichsschuld-Valuta in einer Reihe von Jahren zu tilgen wäre."

Solange nun der Staat Zuschüsse giebt, muß er natürlich auch einen Einfluß auf die Kassen selbst haben, d. h. auf die Prüfung der Unterstützungsberechtigung. Liegt bei Zuschüssen von Arbeitgebern oder des Staats zu Invalidenkassen 2c. die Furcht der Selbstverstümmelung nahe, so ist bei Kassen, die gegen Arbeitslosigkeit versichern, und ihre Beiträge vorerst nur zum Theil von den Unterstützten erheben, zu fürchten, daß die Arbeitslosigkeit einen gewissen Anreiz übt. Man darf aber überhaupt nicht vergessen, daß es sich hier nicht um eine einfache Versicherung gegen Arbeitslosigkeit handeln kann. Damit begnügen sich die Gewerkvereinskassen nicht. Es handelt sich um eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit, und daraus folgt von selbst, daß der Schwerpunkt der Gewerkvereinskassen

in den Schiedsgerichten ruhen wird, welche über die Entschuldbarkeit der Arbeitslosigkeit nach Prüfung der Person des Arbeiters, der Waare Arbeit und des Lohnes zu entscheiden haben werden. Hier muß denn nun auch dem Staate, solange die Beiträge des Einzelnen den seinigen gegenüber verhältnißmäßig klein sind, eine Mitwirkung eingeräumt werden.

Wir sagten die Person des Arbeiters, die Waare Arbeit, der Lohn wäre zu prüfen. Was die Person des Arbeiters angeht, die Prüfung seiner bürgerlichen Unbescholtenheit ꝛc., so sind dies Dinge, über welche die Vertretung des ganzen Arbeiterstandes als competent und sachverständig zu entscheiden haben muß. Anders bei Prüfung der geleisteten Waare Arbeit und des Lohnes. Hier ist nicht der ganze Arbeiterstand, sondern nur die Gemeinsamkeit der Fachgenossen competent, und daraus allein ergiebt sich schon die Scheidung in Corporationen nach den Berufsarten. Da ferner in verschiedenen Bezirken ebenso wie der Preis der Lebensmittel so auch die Lohnhöhe verschieden sein muß, da wohl auch die Anforderungen an die Arbeit an Qualität und Zeitdauer sich nach den jeweiligen Verhältnissen richten, dürfte sich die Gründung von Bezirksvereinen empfehlen. Der Zusammenhang schließlich aller einzelnen Gewerkvereine, etwa in einem Collegium der Deputirten aller einzelnen Berufsarten, dürfte für die Organisation der Arbeit nothwendig sein. Denn so ließe es sich übersehen, ob etwa eine Ueberführung von Arbeitskräften aus einem Berufszweige in einen andern, vielleicht verwandten, dienlich erscheint und anzurathen wäre.

Liegt das Hauptgewicht der Arbeitsorganisation in den verschiedenen Schiedsgerichten, selbstverwaltenden Arbeiterbehörden, so müssen diese ihrerseits ihre Stütze in Einigungskammern, bestehend aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern finden. Die Einigungskammern werden in letzter Linie das Mittel der Lösung der Arbeiterfrage werden.

Hier wie überall in der Frage der Gewerkvereine wird nun auf die in Deutschland und England bereits bestehenden zu recurriren sein. (Für Deutschland vergl. Walcker: „Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Gewerkvereine“ 1881, für England Brentano's Schriften.)

Was nun die Deutschen Gewerkvereine anlangt, so ist ihr hauptsächlichster Fehler unsern Zwecken gegenüber, daß sie (worauf es doch ankommt) gerade die Unterstützung bei Arbeitlosigkeit nicht genügend hervortreten lassen. Statt daß dies zunächst ihr einzigster Zweck sein sollte, ist es nur einer unter ihren Zwecken und nicht der hauptsächlichste. Statt auf eine Erhöhung und dauernde Sicherung des Arbeitslohnes, als Grundlage einer Versicherung hinzuarbeiten, beginnen sie mit der Versicherung selbst: — bauen ein Gebäude ohne Fundament. Die hier in Aussicht genommenen Gewerkvereine können allerdings auch auf andere Versicherungen hinwirken, aber sollen vorerst nicht selbst zugleich andere Versicherungskassen werden. Mögen wir uns hier Amerikanische Gewerkvereine zum Muster nehmen, von deren einem Farnam (Schriften des Vereins für Sozialpolitik XVIII 1879) u. a. erzählt, daß sein Zweck nur darin zu bestehen scheine, die verschiedenen Lokalvereine zu verbinden, um gemeinschaftlich bessere Lohnbedingungen zu erhalten, wozu Arbeitseinstellungen dienen sollen. In Folge dieser Beschränkung des Wirkungskreises einerseits und der großen Zahl der Vereinigten andererseits ist auch die Prämie, wenn auch ungewöhnlich schwankend, im Allgemeinen höchst niedrig. Sehr beachtenswerth in dieser Hinsicht sind die Mittheilungen von Morsbach („Die Pariser Gewerbesyndikate“ in Conrad's Jahrbüchern Supplement Heft II 1878 S. 36) über die Chambres syndicales ouvrières. „Hier sind die Beiträge des Arbeiters auf 25 Cents monatlich fixirt. Nimmt man nun an, daß die in Paris lebenden 550 000 Arbeiter alle mit den Syndikaten in Verbindung ständen, was ja

bekanntlich das Ziel ist, so würde die Macht derselben schon allein durch ihre finanzielle Grundlage eine recht beträchtliche sein. Bei einem monatlichen Beitrag von nur 25 Cents ergiebt sich schon eine Summe von 1 650 000 Frs. im Jahre, welche im Falle von Conflikten zwischen Arbeitgebern und -Nehmern in einzelnen Gewerbszweigen schwer ins Gewicht fallen könnte." Rechnen wir nur beispielsweise, daß der Deutsche Arbeiter etwa monatlich 15 Pfg. in die betreffende Kasse zahlt, so giebt dies jährlich z. B. für die Arbeiter des Bergbaues (361 406 nach den Zählungen 1875) 650 530 Mark, eine Summe, die sich durch vorsichtige Ausnutzung mit den Jahren beträchtlich vermehren ließe.

Nun glauben wir, daß diese Mittel sogar ohne Staatszuschuß von den Arbeitern wohl erschwungen werden könnten und für die Erreichung ihres Zweckes, der mit den Jahren erst ebenso wie die Kasse anwächst, wohl genügen dürften. Ist dieses aber der Fall so erscheint eine pecuniäre Beihülfe des Staates überflüssig, und es gilt ihre theoretische Empfehlung nur eventuell. Dagegen wäre eine Beihülfe des Staates nicht pecuniären Charakters nicht nur wie oben gezeigt zu rechtfertigen, sondern auch practisch ausführbar. Ueberhaupt wäre bei den Bedenken, die sich gegen Staatszuschuß immer vorbringen lassen, darauf hinzuweisen, daß man die fraglichen Organisationen ja nicht sogleich für alle Berufsarten, sondern nur für die zunächst einführen mag, deren Lohn so hoch steht, daß der Arbeiter selbst die Beiträge zahlen kann. Dies sind präsumtiv (nach Roscher, Smith) die das Leben besonders gefährdenden Berufsarten, also Eisenbahnbetrieb, Bergbau 2c., zum Theil Zweige, für die man jetzt eine Unfallversicherung staatlich einführen will. Hier fragt es sich, ob man nicht besser die letztere vorläufig ganz ruhen läßt und sich gleich hier den Coalitionen zuwendet!

Sehen wir zu, wie der Staat augenblicklich die Gründung der Associationen veranstalten kann. Es ist durchaus nichts un-

gewöhnliches, daß der Staat Associationen von Interessenten gründen läßt. Oder sind nicht die meisten Handelskammern so entstanden? Die Regierung läßt von den Arbeitern, sofern eine bestimmte Anzahl in dem betreffenden Gewerbe vorhanden ist, für jeden Berufszweig Vertreter wählen, und die für den jeweiligen Ort gewählten Vertreter der einzelnen Zweige bilden die Arbeiterkammer (Gewerk-Vereine). Ueber dieser engsten localen Arbeiterkammer erhebt sich eine weitere über die Provinz bestehend aus Delegirten der engeren, eventuell auch aus Delegirten, die direct von den Arbeitern gewählt sind, jedenfalls aber wieder sich theilend in Abtheilungen der einzelnen Gewerke. Ueber den Provinzialkammern stehen dann die Landeskammern, die sich nach den Grenzen der Einzelstaaten richten können; über diesen die Reichs-Arbeiterkammer, eventuell in internationalem Connex mit denselben oder ähnlichen Gebilden des Auslandes. Die Mittel zur Subsistenz fließen also am Besten rein aus zwangsweisen Beiträgen wöchentlich oder monatlich von den Arbeitern erhoben. Die Kassen sind Eigenthum der einzelnen Gewerke des ganzen Reiches, also rein national, was Brentano als Vorzug der englischen Gewerkvereine besonders hervorhebt. (Arbeiter-Versicherung 2c. S. 174.) „Der Vortheil dieser nationalen Organisation der Gewerkvereine ist einleuchtend. Die Freiheit des Arbeiters, seine Waare an dem Orte anzubieten, an welchem der höchste Preis dafür bezahlt wird, wird dabei in keiner Weise durch Rücksichten auf die aus den Versicherungskassen des Vereins zu erwartenden Unterstützungen gehemmt. Wohin der Arbeiter sich wendet, erhält er seine Unterstützung, sobald er derselben bedarf. Diese Vereinigung der Forderungen der Zugfreiheit mit der Sicherheit der Unterstützung wird dadurch ermöglicht, daß nicht den Zweigvereinen, sondern dem nationalen Gewerkvereine das Eigenthum an der Kasse zukommt, und durch die Ausgleichung der Gelder." „Jede Woche", sagt Brentano weiter, „sendet der Secretair jedes

Zweigvereins dem Generalsecretair des Gewerkvereins einen Bericht, in dem er genaue Mittheilungen macht über die Anzahl Arbeiter eines Gewerbes, die in seinem Districte wegen Mangels an Nachfrage außer Arbeit sind, oder über die Anzahl der Arbeitsstellen, welche, zur Zeit unbesetzt, von den Arbeitgebern besetzt werden würden, wenn diese Arbeiter fänden." Dies bewirkt, wie Brentano bemerkt, nicht nur eine Ausgleichung von Angebot und Nachfrage, sondern hindert auch träge Arbeiter, die Unterstützung zu mißbrauchen, da diese ja jeder Zeit gewärtig sind, Arbeit zuertheilt zu erhalten. Bei Absatzkrisen wird auf Verminderung der Arbeitszeit hingewirkt, um so einer größeren Arbeiterzahl Beschäftigung zu verschaffen.

Es handelt sich hier wie gesagt nur um Andeutungen, welche sachverständige Praktiker annehmen oder modificiren mögen. Nur darin, wünschten wir, möge man uns beistimmen, daß alle Wege, die man bisher die Arbeiterfrage zu lösen, beschritten hat, und zum Theil zu beschreiten im Begriffe ist, daß alle diese Wege, weil zu einer Armenunterstützung statt Arbeiter-Versicherung führend, die richtigen nicht sind. Seiner eigenen Kraft, seinem eigenen Lohne muß, wie jeder andere so auch der Arbeiter eine Versicherung und Sorge für seine Zukunft verdanken, gefährlich aber und entsittlichend muß es wirken, ihn an Unterstützungen zu gewöhnen. Hat man einst den Schritt von Coalitionsverbot zur Coalitionsfreiheit nicht gescheut, nun so mag man sich heute nicht fürchten von der Coalitionsfreiheit zur Coalitionsbegünstigung überzugehen.

Anhang.

Haftpflicht und Arbeiter-Unfall-Versicherung.

1. Die Haftpflicht.

Die vorstehenden Betrachtungen dürften vielleicht unvollständig erscheinen, sollte derjenige Theil der Arbeiterfrage nicht wenigstens erwähnt werden, der gerade heute die Gemüther in Aufregung hält, und der nun schon seit ein Paar Jahren auf das Lebhafteste discutirt wird: die Haftpflicht und die Arbeiter-Unfall-Versicherung.

Allerdings ist erstere keine Versicherung im volkswirthschaftlichen Sinne des Wortes; sie ist aber das Surrogat einer Versicherung und muß schon darum bei der Frage der Unfall-Versicherung erörtert werden, weil sie auf total andere Weise der socialen Gefahr der Verarmung zu begegnen sucht.

So wurde z. B. zu dem ersten Unfall-Versicherungs-Gesetz ein „Gegenentwurf" veröffentlicht, dessen § 1 ein Ausdruck dieser Richtung ist. Derselbe lautete: „Wenn ein bei dem Betriebe eines auf gewerbsmäßige Beförderung von Personen oder Gütern zu Wasser oder zu Lande gerichteten Unternehmens, bei dem Betriebe von Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen, Gruben, Hüttenwerken und Fabriken, des Bauwesens, der Land- und Forstwirthschaft, der Herstellung von Farben, von Chemikalien und Explosivstoffen und derjenigen gewerblichen Unternehmungen, in denen dauernd oder vorübergehend durch elementare oder animale Kraft bewegte Triebwerke zur Verwendung kommen, beschäftigter Arbeiter oder Beamter, dessen Jahresverdienst an Lohn oder Gehalt nicht über 2000 Mark beträgt, getödtet oder

körperlich verletzt wird, so haftet der Betriebsunternehmer für den dadurch entstandenen Schaden, sofern er nicht beweist, daß der Unfall absichtlich von dem Getödteten oder Verletzten verursacht ist. Als Betriebsunternehmer gilt jede Person oder jede Vereinigung von Personen, für deren Rechnung das Geschäft betrieben wird" 2c.

Wäre dieser Entwurf bereits Gesetz gewesen, so hätte eine Erörterung der Unfallversicherung, soweit sie sich auf in Ausübung des Berufs getödtete oder verletzte Arbeiter bezieht, keinen praktischen Werth mehr gehabt: Für jeden Unfall des Arbeitnehmers (die absichtlich selbst verursachten kommen natürlich auch bei der Unfallversicherung nicht in Betracht) hat der Arbeitgeber einzustehen. Was soll einer solchen juristischen Pflicht gegenüber noch eine Versicherung oder gar ein Versicherungszwang?

Die Frage nach der Sicherung des verunglückten Arbeiters scheint hier nicht von nationalökonomischen, sondern juristischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden zu müssen.

Es gehört nun nicht hieher, die Grenze zwischen diesen beiden Gesichtspunkten zu ziehen; diese ist wohl auch schwer zu ziehen. Denn „wie jeder wirthschaftliche Act bewußt oder unbewußt Rechtsformen voraussetzt, so hat auch die überwiegende Mehrzahl von Rechtsgesetzen und Urtheilen einen wirthschaftlichen Inhalt. In zahllosen Fällen giebt uns die Rechtswissenschaft nur das äußerliche Wie, erst die Nationalökonomik fügt das tiefere Warum hinzu." Diese Worte Roschers treffen auch bei der Haftpflicht- und Versicherungsfrage zu. Denn einmal muß die Volkswirthschaftslehre, da „jeder wirthschaftliche Act Rechtsformen voraussetzt", auch diese in Betracht zu ziehen suchen: es handelt sich also in diesem Falle um eine nationalökonomische Kritik der bestehenden in Betracht zu ziehenden Gesetzgebung. Dann aber muß die Volkswirthschaftslehre, da oft „uns die Rechtswissenschaft nur das äußerliche Wie giebt," und es

Aufgabe der ersteren ist, das Warum zu erforschen, zugleich darauf achten, daß sich die Rechtswissenschaft das Wie nicht zu leicht macht, den Knoten durchschneidet, statt ihn zu lösen. In dem Falle handelt es sich um eine Kritik der noch nicht Recht gewordenen Gesetzesvorschläge.

Die bestehenden Rechtssätze nun sind enthalten in dem Reichshaftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871.

Die Volkswirthschaft kann zweifellos eventuell das Recht in Form des Versicherungszwanges gegen die Verarmung zu Hilfe rufen. Diese Hilfe ist überflüssig, wo eine solche bereits besteht. Sie kann bestehen nicht nur da, wo eine Versicherung bereits genügend vorhanden, sondern auch da, wo irgend Jemand die gesetzliche Verpflichtung hat, an Stelle der Armenpflege den Verunglückten zu unterstützen. Eine solche gesetzliche Verpflichtung ist der beste Ersatz der Versicherung. Wie soll nun aber Jemand dazu kommen, die Folgen eines fremden Unfalls zu tragen? Doch nur dann, wenn er sich dazu verpflichtet oder ihn verursacht hat. Von dem Begriff, welchen die Rechtsüberzeugung eines Volkes den Worten „verursachen" und „sich verpflichten" beilegt, hängt hier die Ausdehnung und Wirksamkeit der Haftpflicht ab. Man kann auch durch andere Personen „verursachen": möglich dann, daß die größere Schuld oft auf Seiten der letzteren liegt — aber die Rechtswissenschaft, die auch hier das Wie festsetzt, macht nach Wahl vielleicht gerade den mehr entschuldbaren zunächst haftbar, etwa weil er allein im Stande ist den Schaden wieder auszugleichen oder aus anderen Gründen[1]). Diesem Grundsatz entspricht der code civil a. 1384: »On est responsable non seulement du dommage que l'on cause par son propre fait, mais encore de celui qui est causé par le fait des personnes dont on doit répondre.« Diesen »personnes dont on doit répondre« kann die Gesetzgebung dann wieder den weitesten Sinn beilegen. Das Wie der Gesetzgebung kann weiter auch durch Präsumptionen

u. dgl. die Beweislaſt ſo vertheilen, daß dem Verletzten die Erreichung ſeiner Entſchädigung mehr oder weniger leicht gemacht wird.

Nach dem beſtehenden Haftpflichtgeſetz haftet nun im Eiſenbahnbetriebe allgemein der Betriebsunternehmer, außer bei „höherer Gewalt“ (und natürlich eigenem Verſchulden des Getödteten). Die höhere Gewalt aber hat er zu beweiſen.

Bei Verunglückungen in Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien, Fabriken haftet der Betriebsunternehmer nur bei ſelbſt reſp. durch Bevollmächtigte verſchuldeten Unfällen. Dieſe Verſchuldung hat der Verletzte zu beweiſen.

Andere Berufsarten ſind in dem Geſetz nicht einbegriffen.

Beim Eiſenbahnbetrieb wird alſo für alle Unfälle gehaftet, außer für höhere Gewalt, für Zufall. Auf welchen Rechtstitel wollte man auch eine Haftung für Zufall ſtützen? Indem man den Unternehmer, wie es der Gegenentwurf zum Unfallverſicherungsgeſetz verlangte, für die Folgen des Zufalls büßen läßt, ſtatuirt man eine Schuld, wiewohl man weiß, daß keine Schuld vorliegt. Will man aber dieſe Art der Haftpflicht nur eine beſondere Form der Arbeits-Unterſtützung ſein laſſen, ſo iſt gegen die Form alles das zu ſagen, was gegen die zwangsweiſen Arbeitgeber-Zuſchüſſe geſagt worden iſt. Es kann immer nur die Schuld, nie der Zufall Grund einer Haftpflicht ſein, oder ſchließlich: die Verflichtung.

Wir erwähnten bereits, daß das Wort „ſich verflichten“ einen engeren und einen weiteren Sinn haben kann: man kann ſich auch ſtillſchweigend verpflichten. Von einer ausdrücklichen Verpflichtung des Unternehmers bei Zufall zu haften, iſt hier nicht die Rede; ſollte eine ſolche vorliegen, ſo iſt die Haftung ſelbſtverſtändlich. Welcher Unternehmer aber wird ſich ſtillſchweigend verpflichten, von welchem können wir präſumiren, daß er für Zufall, für höhere Gewalt einſtehen wolle, deren Auftreten ebenſo

jeder menschlichen Berechnung entrückt ist wie deren Folgen? Freilich giebt es ein Mittel, wie man das Auftreten und die Folgen der höheren Gewalt menschlicher Berechnung unterwerfen kann, und dieses Mittel ist die Versicherung: „Versicherung ist angewandte Wahrscheinlichkeitsrechnung," sagt Engel, „und das Wesen dieser besteht in der Auffindung der Gesetze, wonach sogenannte zufällige Ereignisse sich wiederholen." Wozu aber den Unternehmer für fremden Zufall verantwortlich machen, damit derselbe sich gegen diese Haftpflicht versichert? Ist da nicht der gerade Weg viel einfacher, die Unternehmer zu zwingen, ihre Arbeiter direct gegen die Unfälle zu versichern, was z. B. Adickes[2]) verlangt? Dasselbe aber was gegen das letztere spricht, spricht auch gegen das erstere: Ein Versicherung gegen Zufall kann nur von dem ausgehen, der durch den Zufall Schaden erleidet, eine Haftpflicht kann nur den treffen, der den Unfall verschuldet. Der Arbeitgeber aber leidet durch Zufall des Arbeitnehmers weder Schaden, noch hat er ihn verschuldet, wie man einen Zufall überhaupt nicht verschulden kann. Aus diesen Gründen ist u. E. auch die Begründung Barons[3]) unzutreffend, welcher den Arbeitgeber und den Arbeitnehmer, jeden zur Hälfte, haften läßt: „Der Arbeitsvertrag gehört zu den sogenannten zweiseitigen Geschäften, er bezweckt die Vortheile beider Theile, beide Theile wollen und sollen daraus Nutzen ziehen, beide Theile haben Anlaß zu Schaden gegeben: der Arbeitgeber, indem er die Arbeit verrichten ließ, der Arbeiter, indem er sie übernahm." Baron beruft sich dabei auf die preußischen Knappschaftskassen, zu welchen Arbeiter und Arbeitgeber Beiträge leisten. Jedoch hat man bei dieser Regulirung schwerlich in Anerkennung des von Baron aufgestellten Grundsatzes gehandelt, sondern wohl nur in „Rücksicht auf den socialen Frieden", einen Rechtstitel, den Baron für die Haftpflicht für Zufall selbst und mit Recht verwirft. Wenn Baron ferner meint, beide Theile „haben Anlaß zu Schaden gegeben",

so handelt es sich ja gerade um den Fall, da kein Theil Anlaß zum Schaden gegeben hat, derselbe vielmehr, wie wir uns ausdrücken, von einer höheren Gewalt herrührt — um den Zufall. Da aber eben Niemand für den Zufall verantwortlich gemacht werden kann, kann ihn nur der tragen, der von ihm betroffen wird. Baron löst jeden Zufall, der den Arbeiter betrifft, in eine Schuld auf, die er dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gleichen Theilen zuschiebt. Diese ihre Schuld hat darin bestanden, daß sie überhaupt das Arbeitsverhältniß eingingen. Wenn nun das Schuld ist (oder auch nur „Veranlassung" des „Zufalls"), so würde es einen Zufall auf der Welt gar nicht geben können.

So ungerechtfertigt uns auch die Haftpflicht für Zufall erscheint, so wünschenswerth erscheint uns dieselbe für Verschuldung, ja sogar, wenn für diese in einem dem Zufall eben so sehr wie der böswilligen Einwirkung ausgesetzten Betriebe wie dem Eisenbahnbetriebe präsumirt wird.

Im § 2 des Haftpflichtgesetzes, der von Bergwerken ꝛc. handelt, kommen plötzlich andere Grundsätze zur Geltung. Hier wird für Schuldlosigkeit präsumirt, der Arbeiter also hat die Schuld zu beweisen. Welchen Erfolg das hat, wird erst klar, wenn man sich der allgemeinen Behauptung, erinnert, „wer zu beweisen hat, verliert den Prozeß." Wenn dieses war ist, und wenn andererseits das Gesetz, das doch um der Arbeitnehmer und nicht um der Arbeitgeber willen gemacht ist, den arbeitenden Klassen wirklich helfen soll, heißt es da nicht von vornherein das Gesetz wirkungslos machen, wenn man denen den Beweis und damit den Schaden zuschiebt, die man durch dasselbe Gesetz vor dem Schaden bewahren will?

Dazu kommt, daß der Arbeitgeber sich der Haftpflicht selten willig unterzieht, es also zumeist zu einem Prozesse kommt. Ja die Versicherungsgesellschaften, bei denen die Arbeitgeber sich gegen Haftpflicht versichern, zahlen sogar nur auf Grund eines richter-

lichen Urtheils aus. Es ist zwar eigentlich keine nationalökonomische, sondern mehr rechtswissenschaftliche Frage, ob man diese Art der Versicherung, wie z. B. die Magdeburger allgemeine Versicherungs-Actien-Gesellschaft verlangt hat als contra bonos mores verbieten soll — dieselbe wird abhängen von der Frage, ob der Schadenersatz durch den Unternehmer zugleich eine Strafe sein soll — jedoch ist volkswirthschaftlich auf die Unzulässigkeit der Haftpflichtversicherung hinzuweisen. Denn erkennt man eine Schuld — die unserer Meinung nach allein Grund einer Haftpflicht sein kann — an, so würde eine Versicherung gegen die Folgen dieser Schuld den Leichtsinn herbeiführen und so die Unfälle, die volkswirthschaftlich stets, auch wenn gegen ihre Folge Schutz eintritt, zu beklagen sind, vermehren statt vermindern. Vor allem aber ist es nationalökonomisch nicht zu rechtfertigen, daß Bestimmungen der Versicherungsgesellschaften noch einen langwierigen Prozeß provociren, während dem ohnehin schon schwer geschädigten Arbeiter dringende Hilfe Noth thut. Auch stört ein Prozeß immer das gütliche Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Sollte also die Haftpflichtversicherung ohne richterliches Urtheil keine Entschädigung übernehmen, so scheint uns das ein Grund mehr für ihre Beseitigung zu sein. Roscher meint zwar, daß, wenn der Arbeitgeber gegen seine Haftpflicht versichert sei, die Klage des Arbeiters gegen ihn „nichts persönlich Feindliches mehr habe." Dann würde also die Klage bloß die Form sein, die der Arbeiter zu wählen hat, um zu seinem Rechte zu kommen, die Feindseligkeit sich also gegen die Versicherungsgesellschaft richten, welche diese Form vorschreibt. Auch scheint es mir fraglich, ob der Arbeitgeber, der in den Augen des Arbeiters als an seinem Unfalle schuldig oder quasi schuldig erscheint, nicht häufig aus Gründen der Disciplin und Einigkeit den prozessirenden Arbeiter entlassen wird, selbst wenn seine Invalidität ihm noch Beschäftigung verstattet. Schmoller[4]) sagt in Hinweis auf die Berichte

der Fabrikinspectoren: „Am meisten wird darüber geklagt, daß, wenn es zum Processe komme, der Arbeiter im günstigsten Falle Monate, Jahre lang warten müsse, bis in mehreren Instanzen (dies spricht u. E. am Besten gegen Roscher, wenn er meint, die Klage habe nichts persönlich Feindseliges) der Prozeß entschieden sei. „Aus einem einzigen Fall," sagt der Berliner Fabrikinspector, „erwächst eine größere Feindseligkeit gegen den Arbeitgeber, wenn ein verunglückter Arbeiter Jahre lang im Prozeßwege mit seinen Entschädigungsansprüchen hingehalten wird, als in hundert anderen Fällen wieder gut gemacht werden kann. Auch darüber wird geklagt, daß der Unternehmer, der seine Arbeiter versichere, nunmehr kein Interesse für die Verbesserungen der technischen Einrichtung seiner Fabrik habe."

Obwohl also die Haftpflichtversicherung zu verbieten ist, sind wir der Meinung, daß der Arbeitgeber außer für Zufall, den er zu beweisen hat, nicht allein beim Eisenbahnwesen, Bergbau, Steinbrüchen und den andern im Haftpflichtgesetz genannten Berufsarten einstehen müsse, sondern bei allen Berufsarten überhaupt. Ein Einschreiten des Staates durch Versicherungszwang können wir zwar nur bei den gefährlichsten Berufsarten, auf die sich übrigens das Haftpflichtgesetz gar nicht vollständig bezieht, für begründet halten, jedoch deswegen, weil nur da die Selbstbestimmung des Einzelnen durchbrochen werden kann, wo der Staat geschädigt wird. Hier liegt die Sache anders. Das Gesetz spricht einmal den Rechtsgrundsatz aus, daß der Arbeitgeber auch für die Schuld seiner Bevollmächtigten haften müsse. Soll dieser Grundsatz nur bei den gefährlichsten Berufsarten gelten? Wie kann ein Arbeitgeber z. B. beim Eisenbahnwesen für das gestraft werden, was ein anderer etwa bei der Landwirthschaft ungestraft thun durfte? Aber die Beweislast muß ebenfalls dieselbe sein, wie die durch das Gesetz beim Eisenbahnwesen anerkannte, weil sie erst das Gesetz wirksam macht. Auch Baron sagt richtig: „Die Ge-

fährlichkeit oder Ungefährlichkeit des Betriebes ist überhaupt nicht der entscheidende Punkt bei Normirung der Haftpflicht für fremde Schuld. . . . Wenn einmal in der ungefährlichen Unternehmung ein Unfall vorkommt, so ist kein Grund vorhanden, ihn juristisch anders zu behandeln als den in einer gefährlichen Unternehmung."

Damit kommen wir in Betreff der Haftpflichtfrage zu folgendem Resultat:

a) Die Haftpflicht für Zufall ist nicht zu rechtfertigen, weil die Haftpflichtigen selbst sich dann gegen diesen versichern müßten und so eine Abart der unzulässigen zwangsweisen „Versicherung" des Arbeiters durch den Arbeitgeber eintritt.

b) Bei Schuld der Verletzten darf keine Haftpflicht eintreten, weil das eine Prämie auf Leichtsinn und Verbrechen sein würde.

c) Bei Schuld des Unternehmers respective seines Bevollmächtigten 2c. ist Haftpflicht wünschenswerth in der Ausdehnung des beim Eisenbahnwesen geltenden Rechtes und mit Beziehung auf sämmtliche Berufsarten.

d) In allen den Fällen aber, in denen eine Haftpflicht nicht eintritt, hat die Unfallversicherung einzutreten, also beim Zufall.

Gegen die Haftpflicht darf man sich nicht versichern, und die Unfallversicheruug dehnt sich nur aus auf die zufälligen Verunglückungen.

Wenn die Leipziger Unfallversicherungsbank Schiedsgerichte vorschlägt, in denen technische Sachverständige Sitz und Stimme haben, so stimmen wir dem um so lieber bei, als diese Schiedsgerichte zu entscheiden haben müßten, wo Schuld, wo Zufall vorliegt, wo also Haftpficht und wo Unfallversicherung helfen muß.

Haftpflicht und Versicherung dürfen nicht concurriren, sondern müssen sich ergänzen.

2. Die Arbeiter-Unfall-Versicherung.

Nachdem so die Grenze zwischen Haftpflicht und Arbeiter-Unfall-Versicherung gekennzeichnet ist, erübrigt noch ein Wort über die letztere selbst.

Mag es da nun verstattet sein, auf eine oben gemachte Bemerkung zurückzugreifen. Es wurde gesagt: Bei den Bedenken die sich hinsichtlich eines Staats-Zuschusses zu Gunsten von Arbeiter-Associationen immer vorbringen lassen, wäre darauf hinzuweisen, daß man diese Organisation ja nicht sogleich für alle Berufsarten, sondern nur für die zunächst einführen mag, deren Lohn so hoch steht, daß die Beiträge von den Arbeitern selbst erschwungen werden können. Dies sind präsumptiv — eine genaue Lohnstatistik existirt allerdings nicht — die das Leben besonders gefährdenden Berufsarten, d. h. die, für welche man eine Unfall-Versicherung einführen will.

Es wurde daran die Frage geknüpft, ob es nicht besser sei, diese Unfall-Versicherung zunächst noch ganz ruhen zu lassen und lieber die Sache sogleich in ihrem Kern zu ergreifen und hier mit der Bildung von Arbeiter-Associationen zu beginnen.

Und in der That würde Letzteres wohl das Richtige sein: Indessen läßt es sich hier wenigstens rechtfertigen, auch ohne die Grundlage dieser Arbeiter-Vereinigungen zur Unterstützung während Arbeitslosigkeit ꝛc. eine zwangsweise Unfall-Versicherung einzuführen, und zwar darum rechtfertigen, weil einmal hier die Gefahr der Verarmung durch die größere Gefährdung des Lebens eine besonders drohende, dann weil hier der nöthige Lohn als vorhanden anzunehmen ist, weil gleichsam der Lohn präsumptiv um die Unfall-Versicherungs-Prämie erhöht ist. Allerdings ist nicht nur die Lohnstatistik, sondern auch die Unfallstatistik durch-

aus unzureichend zu nennen und man hat es hier nur mit einer begründeten Annahme zu thun. Sollte sich die Annahme als unbegründet herausstellen, sollte eines der Momente fehlen, die hier einen Versicherungszwang gerechtfertigt erscheinen lassen, zumal der ausreichende Lohn, so ist allerdings für einen Versicherungszwang die Möglichkeit nicht mehr gegeben.

Aus anderen Gründen nun nimmt Brentano bei der Arbeiterunfallversicherung ausnahmsweise den Zwang an. Da es sich um eine theoretische Untersuchung handelt, muß diese Begründung, wenngleich auch sie die eventuelle Berechtigung zum Zwange anerkennt, doch besprochen werden.

Brentano sagt (Arb.-Vers.-Zwang S. 36 f.): „So lange die heutige Erwerbsordnung besteht, kann wegen der fehlenden Gewährleistung eines Einkommens aus Arbeit, aus dem die Prämien gezahlt werden müssen, durch Versicherungszwang eine wirksame Unterstützung des Arbeiters nicht herbeigeführt werden. Dieser Satz erleidet eine Ausnahme bezüglich der Unfallversicherung. Diese Ausnahme besteht nur, weil wegen der Eigenthümlichkeit der Gefahr, gegen die hier versichert wird, jenes Einkommen aus Arbeit, ohne welches die Versicherungsprämien des Arbeiters nicht gezahlt werden können, so lange die Gefahr dauert, immer vorhanden ist. Die Gefahr, bei der Arbeit von Unfällen betroffen zu werden, bedroht den Arbeiter eben nur so lange seine Beschäftigung dauert."

Also die Eigenthümlichkeit der Gefahr ist es, welche die Arbeiterunfallversicherung von den anderen Arbeiterversicherungen unterscheidet. Und zwar besteht diese Eigenthümlichkeit der Gefahr darin, das letztere keine dauernde ist, sondern nur so lange dauert, als der Arbeiter beschäftigt ist: also Lohn erhält.

Diese Argumentation ist nicht zutreffend:

Zunächst ist jede Versicherung eine Versicherung gegen „Unfälle" (genauer gegen die ökonomischen Folgen von Unfällen). Die Eigenart dieser Unfälle im engeren Sinne besteht nun allerdings

darin, daß dieſelben ſich nur beim Betriebe ereignen können. Alter, Invalidität, Tod, Arbeitsloſigkeit dagegen ſind Gefahren, die den Arbeiter immer bedrohen.

So lange man in Gefahr ſchwebt beim Betriebe z. B. einer Fabrik zu verunglücken, muß man in derſelben beſchäftigt ſein, argumentirt Brentano, ſo lange man beſchäftigt iſt, erhält man Lohn, ſo lange man Lohn erhält, kann man eine Prämie zahlen. Droht einem die Gefahr nicht mehr, ſo iſt man eben nicht mehr beſchäftigt, kein „Arbeiter" mehr wie ihn die Unfallverſicherung braucht. Ebenſo aber verhält es ſich bei den anderen Arbeiter-Verſicherungen. Tod, Alter, Invalidität ſind gewiß Dinge, die einem Jeden drohen. Wir betrachten ſie bei der Arbeiterverſicherung, ſo lange ſie dem „Arbeiter" drohen, ſo lange Jemand als Arbeiter beſchäftigt iſt, ſo lange Jemand als Arbeiter Lohn erhält. Der ganze Unterſchied der Gefahr bei der Unfallverſicherung iſt der, daß hier die Gefahr nur in Mitte der Arbeitsverrichtung ſelbſt, bei anderen Arbeiterverſicherungen auch zur Zeit der Pauſe (Tod), bei anderen nur von einem beſtimmten Zeitpunkt ab eintreten kann (Alter). Dieſe Unterſchiede ſind alſo rein äußerliche und unerhebliche. Allen dieſen Verſicherungen gemeinſam aber iſt, daß ſie „nur ſo lange drohen, als der Arbeiter beſchäftigt iſt", als der Betreffende überhaupt Arbeiter iſt und Lohn erhält. Wünſchenswerth wäre eben, daß die Verſicherungen auch den Arbeiter während der Arbeitsloſigkeit als Arbeiter betrachten und ihm trotz des fehlenden Einkommens die Verſicherung zu erhalten ſuchen. Das iſt aber doch ebenſo wünſchenswerth bei der Unfallverſicherung, denn auch hier verliert der Arbeiter bei der Arbeitsloſigkeit gleich ſeine Anſprüche. Tritt er dagegen nach überwundener Arbeitsloſigkeit in eine andere Fabrik ein, zahlt neue Beiträge etwa nur eine Woche lang an eine andere Kaſſe und verunglückt nun, und dieſe andere Kaſſe zahlt ihm dennoch trotz ſeiner nicht lange dauernden Leiſtungen, ſo hat das ſeinen Grund, oder ſollte we-

nigstens seinen Grund haben, nicht in der Eigenthümlichkeit der Gefahr, sondern in der vorzüglichen Technik der Versicherungskasse, welche die Zeit der (unverschuldeten) Arbeitslosigkeit, gleichzeitig durch welche Berechnungen, dem Arbeiter nicht zum Nachtheile gereichen ließ.

Denn überall kommen wir zu dem Schluß, daß die wahre Grundlage jeder Arbeiter-Versicherung in den Vereinen zur Unterstützung während der Zeit unverschuldeter Arbeitslosigkeit resp. zur Prüfung der Zweckmäßigkeit von Arbeits-Einstellungen liegen wird. Darin kann i. A. auch die Unfallversicherung keine Ausnahme bilden. Die Selbsthilfe des Arbeiterstandes ist überall die Grundlage seiner Versicherung und im planmäßigen Großbetrieb der köperlichen Arbeit findet diese Selbsthilfe ihre naturgemäße Entfaltung.

Anmerkungen.

1) Roſcher § 152: „Liegt die Schuld des Unfalls an dem Arbeitsherrn ſelbſt, ſo bedarf ſolche Pflicht der Entſchädigung keiner weiteren Begründung. Liegt ſie an einem Mitgliede ſeines Perſonals, ſo würde ein Anſpruch an den Schuldigen ohne Vertretung durch den Herrn ſelten zum Zwecke führen." (Nationalökonomik d. Handels ꝛc. 1881.)

2) Zeitſchr. f. d. geſ. Staatsw., 1879, S. 634.

3) Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 19. Baron: „Zur Haftpflichtfrage."

4) Schmoller: „Materialien z. Arbeiterverſ." in Zeitſchr. für Geſetzgebung, Verwaltung u. Volkswirthſchaft, 1881. 1. Heft, S. 305.

Berlin

Druck von J. Drügers Buchdruckerei (C. Feicht)
Adler-Str. 5.

Ueber

dramatische Musik

und

das Kunstwerk der Zukunft.

Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik

von

Max Schasler.

Zweite Abtheilung:

Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Einleitung.

Ist die Musik in Verbindung mit der Poesie, bezw. der Mimik, eines dramatischen Ausdrucks fähig? — Verbindung von Künsten überhaupt zu einer Gesammtwirkung. — Die verschiedenartige Beihilfe, welche der Poesie durch die andern Künste in der dramatischen Darstellung gewährt wird. —

In der ersten Abtheilung meiner Untersuchung über „dramatische Musik" wurde die Frage als eine ganz allgemeine, nämlich als die, ob die Musik als solche, d. h. als reine Musik, eines dramatischen Ausdrucks fähig sei, in Betracht gezogen und aus Gründen, die im Wesen dieser Kunst selbst liegen, verneint. Es bleibt nunmehr nur übrig zu untersuchen, ob sie etwa in Verbindung mit andern Künsten, zunächst mit der Poesie, zu einer solchen Fähigkeit gelangen kann. Da — abgesehen von andern Künsten — die Verbindung der Musik mit der Poesie, im Hinblick auf die verschiedenen Arten der letzteren (Lyrik, Epik, Dramatik), wieder eine weitere Gliederung erfordert, so wird es nöthig sein, bevor ich zu meinem eigentlichen Thema, zur Charakteristik einerseits des musikalischen Dramas oder der „Oper", andererseits des Wagner'schen Ideals vom absoluten Kunstwerk oder des „Musikdramas" übergehe, zuvor die verschiedenen Verbindungen, welche etwa die Musik, sei es mit andren Kunstgattungen, sei es mit den verschiedenen Arten einer Kunstgattung, der Poesie nämlich, einzugehen vermag, einer kurzen Erörterung zu unterziehen. — Beiläufig

iſt zu bemerken, daß zwar etymologiſch betrachtet die beiden Ausdrücke „muſikaliſches Drama“ und „Muſikdrama“ keinen weſentlichen Unterſchied der Bedeutung ausdrücken, daß aber im Sinne Richard Wagner's eine ſo erhebliche Differenz zwiſchen ihnen herrſcht, daß ſie, weil das Verhältniß der in ihnen verbundenen beiden Elemente, Muſik und Poeſie, in dem Muſik-Drama ein durchaus verſchiedenes, ja umgekehrtes ſein ſoll als in dem muſikaliſchen Drama, geradezu einen Gegenſatz zu einander bilden. Wo daher im Verlauf der Unterſuchung von der einen oder der anderen Form die Rede iſt, dürfen die Ausdrücke nicht miteinander verwechſelt oder als identiſch betrachtet werden.

Die Verbindung zweier oder mehrer Künſte zu einer Geſammtwirkung — denn in dieſe noch allgemeinere Form muß vor allem die Frage gefaßt werden — iſt vielfach Gegenſtand ausführlicher Unterſuchungen geweſen, namentlich in Bezug auf die beſondere Frage, ob in einer ſolchen Verbindung die Künſte eine gleichberechtigte Stellung einnehmen könnten, oder ob darin eine Kunſt immer dominiren, d. h. als Hauptkunſt fungiren müßte, die andern alſo eine nur auxiliare Stellung beanſpruchen dürften. Wenn, wie wir ſpäter ſehen werden, die letztere Alternative entſchieden zu bejahen iſt, ſo iſt hier noch ein zweiter Punkt in's Auge zu faſſen, ehe wir auf die Unterſuchung über die Natur einer Verbindung des muſikaliſchen Tons mit dem Worte näher eingehen können, nämlich: welche Künſte überhaupt zu einer ſolchen nicht blos äußerlichen, ſondern organiſchen Verbindung ſich eignen. Offenbar iſt nur zwiſchen ſolchen Künſten eine derartige Verbindung denkbar, welche derſelben Anſchauungsſphäre angehören, alſo einerſeits nur zwiſchen räumlichen Künſten untereinander (Architektur, Plaſtik, Malerei), andrerſeits zwiſchen zeitlichen (Muſik, Mimik, Poeſie). Denn es iſt einleuchtend, daß eine räumliche Kunſt ſich mit einer zeitlichen nur äußerlich, nicht aber organiſch verbinden läßt — der Grund davon liegt in dem qualitativen Unterſchied von Raum

und Zeit als differenten Anschauungsformen: — daraus folgt aber, daß aus solcher Verbindung auch keine einheitliche Kunstwirkung hervorgehen kann[1]).

Wir sind also von vorn herein bei dieser Frage auf ein und dasselbe Anschauungsgebiet beschränkt; in Betreff einer etwaigen organischen Verbindung der Musik mit einer anderen Kunst mithin auf das zeitliche Anschauungsgebiet. Aber auch hier ergeben sich bei näherer Betrachtung hinsichtlich der organischen Bedeutung solcher Verbindung sogleich wesentliche Unterschiede, welche durch die Verschiedenheit in der ideellen Ausdrucksfähigkeit der hierher gehörigen Künste (Musik, Mimik, Poesie) bedingt sind; Unterschiede, welche kurz danach zu bestimmen sind, ob eine (und welche) Kunst in solcher Verbindung einen mehr substanziellen und primären, oder aber einen mehr elementaren und sekundären Antheil an der Gesammtwirkung hat. Dieser Unterschied, welcher für die Untersuchung über die organische Bedeutung sowohl der „Oper" als musikalischen Dramas wie des Musikdramas als „Kunstwerks der Zukunft" von principieller Wichtigkeit ist, wird sogleich näher in Betracht gezogen werden. Gegen die obigen Beschränkungen einer organischen Verbindung von Künsten entgegengesetzter Anschauungssphären scheint zwar der Umstand zu sprechen, daß es wenigstens eine Kunstwirkung giebt, an der sich alle Künste, also auch die räumlichen in Verbindung mit den zeitlichen, und außerdem noch manche Kunststücke (in der Maschinerie) betheiligen, nämlich die dramatische Darstellung bez. die Oper. — Dieser Einwand ist zunächst zu beseitigen.

Lassen wir vorläufig die Oper bei Seite, weil deren organische Bedeutung ja überhaupt in Frage steht, um zunächst nur das Drama in seiner scenischen Verwirklichung auf der Bühne unter dem obigen Gesichtspunkt zu betrachten. Hier ist vor allem einleuchtend, daß nur eine Kunst, nämlich die Poesie, weil diese den specifischen Inhalt der Darstellung bildet, unbedingt zu dominiren hat. Was aber die Betheiligung der andern Künste be-

trifft, so ist ebenso einleuchtend, daß die beiden, derselben Anschauungssphäre angehörigen Künste, die Musik und die Mimik nämlich, nur eine sekundäre Beihilfe für die einheitliche Kunstwirkung gewähren können, die erstere nämlich durch die elementaren Mittel der Modulation der Stimme und des Rhythmus in der „Deklamation", die zweite durch die der ausdrucksvolle Bewegung und Geberdung in der „Gestikulation"; beide Formen deshalb elementar, weil, um es kurz zu sagen, das Drama denn doch weder „gesungen" noch „getanzt" wird. Die Beihilfe dagegen, welche Architektur, Plastik und Malerei (ohnehin nur als Scheinkünste, wenigstens die ersteren beiden: Pappe, Lattenwerk und Leinwand statt Marmor, Granit und Bronze!) in der scenischen Ausstattung gewähren, ist keineswegs, wie die, wenn auch nur elementare, der Musik und Mimik, organischer Art, da die Scenerie sich überhaupt nicht direkt auf den poetischen Inhalt des Dramas bezieht, sondern lediglich auf die äußerliche Situation, wodurch der Inhalt, nämlich die dramatische Action, nur seiner Form nach der sinnlichen Vorstellung näher gebracht wird. Dies ergiebt sich am deutlichsten daraus, daß, während Deklamation und Gestikulation die sich entwickelnde Stimmung und Handlung des dramatischen Charakters, welche sich allein im poetischen Wortinhalt des Dramas aussprechen, im engsten Anschluß an diesen, begleiten, so daß sie sich also selber mit diesem Inhalt fortentwickeln, die Scenerie unverändert bleibt, wenigstens so lange die Handlung sich im einheitlichen Fluß befindet. Wenigstens sollte es so sein; und es ist keineswegs als eine neue künstlerische Errungenschaft, sondern als ein Mißbrauch zu betrachten, wenn Rich. Wagner, um die heutzutage ohnehin schon sich allzubreit machende und das sinnliche Interesse allzusehr in Anspruch nehmende, auf bloße Naturillusion abzielende scenische Maschinerie durch die Wiedereinführung der „Wandeldekorationen" und Erfindung andrer Kunststückchen bis zum schwindelerregenden Extrem auszubilden versucht hat. Höchstens mag es ästhetisch gerechtfertigt

erscheinen, einen allmäligen Wechsel in der Beleuchtung eintreten zu lassen, wo es unbedingt nöthig scheint (z. B. wenn im Stück selbst darauf angespielt wird, daß es dunkelt u. s. f.); aber dann muß dieser Wechsel so diskret behandelt werden und so unmerklich vor sich gehen, daß die Illusion durch die Erinnerung an die mechanische Herstellung solcher Effekte nicht gestört wird. Was dagegen die Nachbildung von Naturtönen, Donnerrollen, Windessausen u. s. f. betrifft, so gehören sie nicht in diese Kategorie, weil sie nicht für das Auge, sondern für das Ohr vorhanden, also selber zeitlicher Natur sind.

Soviel kann also wohl als feststehend betrachtet werden, daß einerseits eine Verbindung von räumlichen mit zeitlichen Künsten überhaupt keine organische, d. h. den Inhalt als solche mitbestimmende sein kann, andrerseits eine Verbindung einer zeitlichen mit einer andern zeitlichen Kunst (die räumlichen können wir nunmehr, als unserm Thema fern liegend, bei Seite lassen), also beispielsweise der Musik mit der Mimik oder mit der Poesie, nur dann als organische Verbindung erscheint, wenn die eine Kunst, also hier die Musik, als herrschende fungirt, während die andern entweder nur die Beihilfe ihrer elementaren Mittel gewähren oder doch als sekundäre Begleiterinnen sich unterordnen.

I.

Verbindung der Musik mit der Mimik. — Die Musik in Verbindung mit der Lyrik, Epik und Dramatik: Wesen der lyrischen Musik (Das Lied und die Arie), der epischen Musik (Das Oratorium), der dramatischen Musik (Die Oper).

Betrachten wir nun die Musik in ihrer Verbindung mit einer der andern beiden Künste, und zwar zunächst mit der Mimik, näher. Eine etwaige Verbindung beider könnte — da eine gleichberech-

tigte Stellung zweier Künste bei ihrer Verbindung überhaupt auszuschließen ist[2]), nur zwiefacher Art sein: entweder fungirt darin die Musik als Hauptkunst, die Mimik dagegen als Begleiterin, oder umgekehrt die letztere als Hauptkunst und die Musik als begleitend. Der erste Fall ist nun sogleich ebenfalls auszuschließen, weil die Ausdrucksformen der Mimik — sofern sie in wirklich künstlerischer Weise behandelt und nicht, wie in unserm modernen akrobatisirenden Ballet, mißhandelt wird — konkreter sind als die der Musik; d. h. weil die Empfindungen, welche, z. B. im nationalen Charaktertanz und in der Pantomime, durch die mimischen Bewegungen und Geberden ausgedrückt werden, der lyrischen Unbestimmtheit der musikalischen Empfindungen gegenüber, von einer viel objektiveren Deutlichkeit sind, die ich früher als „episch" bezeichnet habe. Wenn z. B. im „Fandango", der „Tarantella", dem „Saltarello" und ähnlichen Nationaltänzen (die — Dank der nivellirenden Kultur und dem Mangel eines künstlichen Fixirungsmittels[3]) — leider mehr und mehr verschwinden) durch die mimischen Bewegungen des Tänzerpaars die Entwicklung eines Liebesverhältnisses geschildert wird, wobei alle Stufen dieser Entwicklung von dem ersten schüchternen Erwachen der Leidenschaft, durch Koketterie- und Eifersuchtsscenen hindurch, bis zur vollen Hingebung in drastischer Lebendigkeit zur Anschauung gelangen, so ist eine solche Schilderung konkreter Empfindungen in auch nur annähernder Verständlichkeit der Musik als solcher versagt. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß die Musik wohl ganz allgemeine Empfindungen wie Freude und Trauer, Lust und Schmerz, Sehnsucht, Zorn u. s. f. durch Töne zu symbolisiren[4]) vermag, aber darüber hinaus den konkreten Inhalt dieser Empfindungen, ihre Quelle und ihre Richtung auf ein bestimmtes Objekt, zu bezeichnen und zur Anschauung zu bringen unfähig ist. Dies vermag wohl die Mimik, nicht aber die Musik.

Aus der ästhetischen Nothwendigkeit dieses Unterschiedes zwischen den beiden Künsten ergiebt sich nun aber, daß bei einer Ver-

bindung derselben die Mimik, eben weil sie eine konkretere Ausdrucksfähigkeit besitzt, keine blos dienende Stellung zur Musik als Hauptkunst einnehmen kann, sondern daß nur das umgekehrte Verhältniß eine organische Verbindung ermöglicht. Wenn allerdings in den modernen Tänzen, um die Charakterlosigkeit und den Mangel an künstlerischer Schönheit derselben zu verdecken, die begleitende Musik einen möglichst melodiösen Charakter anzunehmen sucht, ja sogar, um durch den Kontrast den pikanten Reiz des Walzer- und Polkarhythmus zu verschärfen, lange Introductionen im Styl der ernsten Symphoniemusik vorausgehen zu lassen pflegt[5]), so ist dies eben ein ungesunder und unnatürlicher Zustand, der ästhetisch als frivol zu bezeichnen ist. Uebrigens hindert diese melodische Behandlung der Tanzmusik keineswegs die Tanzenden — wie wenig auch ihr mechanisches Im-Kreise-sich-Drehen ästhetischen Werth hat — den Tanz selbst oder vielmehr die durch solche Bewegung hervorgerufene Aufregung als Hauptsache und Hauptzweck ihrer „Kunstleistung" zu betrachten. Am deutlichsten geht die naturgemäße Unterordnung der Musik in Verbindung mit der Mimik aus einer Vergleichung der ausdruckslosen modernen Tänze mit den echten Nationaltänzen hervor, deren musikalische Begleitung sich — im Gegensatz zu der modernen Salontanzmusik — selbst hinsichtlich der Instrumente auf die allereinfachsten elementaren Mittel beschränkt. Denn weder beim Tambourin noch bei den Castagnetten, welche meist die einzigen Begleiter des Nationaltanzes sind, kann von eigentlicher Musik, wenigstens gewiß weder von Melodie — und was ist Musik ohne Melodie? — noch von Harmonie, die Rede sein, da ihr Schellengeklingel und tonloses Knacken im Grunde nur eine prägnantere Accentuirung des Rhythmus bezwecken, während der eigentliche Kunstwerth der Darstellung — die hier wirklich den Namen einer „Kunstleistung" verdient — in der ausdrucksvollen mimischen Bewegung, d. h. (um mit Aristoteles zu reden) in der lebendigen Plastik, beruht. — Um die Undenkbarkeit einer Verbindung der

Mimik mit der Musik in der Art, daß die letztere als Hauptkunst sich von jener — etwa des anschaulicheren Eindrucks halber — nur begleiten lasse, sich recht klar zu machen, stelle man sich vor, der Gefühlsinhalt einer Beethoven'schen Symphonie solle während des Spiels derselben durch mimische Bewegungen einer oder mehrerer Personen, natürlich auch in entsprechenden (?) Kostümen, veranschaulicht werden: schon der bloße Gedanke erscheint so korrupt, daß er einer besonderen Widerlegung wohl nicht bedarf. Umgekehrt erscheint eine Begleitung der Mimik als Hauptkunst durch die Musik als Begleiterin nicht nur ganz naturgemäß, sondern für gewisse Darstellungen pantomimischer Art sogar nothwendig. — Gehen wir jetzt zur zweiten Frage, nämlich zu der Stellung der Poesie zur Musik, bei einer Verbindung derselben, über.

Diese Frage zerlegt sich, wie schon in der Einleitung bemerkt, entsprechend den drei Arten der Poesie: Lyrik, Epik, Dramatik, sogleich in drei besondere Fragen, weil, im Falle einer Verbindung mit denselben, die Stellung der Musik zu jeder Art, der differenten Natur der letzteren halber, ebenfalls eine ganz verschiedene sein muß. Zwar haben wir es für die Entscheidung darüber, ob die Musik in Verbindung mit dem poetischen Wort eines dramatischen Ausdrucks fähig sei, eigentlich nur mit der Dramatik zu thun; jedoch, wenn es sich herausstellen sollte, daß schon die Verbindung der Musik mit der Lyrik nur in sehr bedingter Weise als „organisch" bezeichnet werden darf, während die Epik ihrer Natur nach einer solchen Verbindung bereits entschieden widerstrebt, so dürfte es — auf Grund der Stellung, welche die Musik im System der Künste einnimmt; einer Stellung, zu welcher die drei Arten der Poesie einen stetig sich von der Musik entfernenden Stufengang bis zur Dramatik hinauf bilden —, um so zweifelloser erscheinen, daß in dem letzteren Falle von einer organischen Verbindung mit der Musik unter keinen Umständen die Rede sein kann.

a. Was also zunächst die Lyrik betrifft, so ist eine organische Verbindung derselben mit der Musik schon deshalb nicht absolut ausgeschlossen, weil sowohl die Musik an sich wesentlich lyrischer Natur als umgekehrt die Lyrik — wie schon ihr Name besagt — musikalischer Natur ist. Der Grund dieser inneren Verwandtschaft der Lyrik mit der Musik liegt eben darin, daß sie beide einer gemeinsamen Quelle, nämlich der Innerlichkeit rein subjektiver Seelenstimmungen, entspringen. Im Drama, welches lyrische und epische Elemente in sich vereinigt, entspricht dem ersteren Element nur der „Monolog", als Abspiegelung des subjektiven Seelenzustandes des handelnden Charakters, während in dem antiken Drama Reflexionen mehr objektiver Art einer im Grunde außerhalb des Handlungsinhalts stehenden Instanz, dem „Chor", anheimfielen, der daher auch — soviel wir von der antiken Musik wissen — wesentlich musikalisch-recitativischen Charakters war. Was die Oper betrifft, so hat nur die aus dem Liede hervorgegangene „Arie", und zwar in ihrer einfachen Form, ohne italienisirende Schnörkeleien, lyrischen Charakter, weshalb denn auch Rich. Wagner mit Recht die ganze Oper aus ihr hervorgehen läßt. Diejenige Form daher, in welcher sich Ton und Wort wahrhaft organisch verbunden zeigen, ist einzig und allein das Lied; und es ist deshalb charakteristisch für diese seine Bedeutung, daß man bei dem Worte „Lied" keineswegs blos an den Gesang, aber auch nicht blos an das Gedicht denkt, sondern stets an beides zugleich als organische Einheit von Ton und Wort. Dennoch ist, trotz dieser organischen Einheit von Melodie und Gedicht im Liede, auch hier darauf hinzuweisen, daß diese Verbindung durchaus nicht auf einer Gleichwerthigkeit beider Elemente beruht — welche, wie oben ausgeführt, überhaupt niemals stattfindet und stattfinden kann —, sondern daß das Gedicht, welches ohnehin nothwendiger Weise früher da sein muß als die Melodie dazu, immerhin den Hauptinhalt in dieser Verbindung bildet. Dieser Behauptung scheint nun die Thatsache zu widersprechen, daß die Lieder, welche

z. B. in Koncerten gesungen werden, nicht nur hauptsächlich des Gesanges wegen angehört, sondern auch meist ihrem Wortinhalt nach wenig oder gar nicht verstanden werden. Allein dies ist eben, gerade wie bei der Ueberwucherung der mimischen Bewegung beim Tanze durch die begleitende Musik, ein abnormer und daher unkünstlerischer Zustand, welcher für die Beurtheilung des natürlichen Verhältnisses der beiden Künste nicht maaßgebend ist. Vielmehr ergiebt sich die primäre Bedeutung des poetischen Wortinhalts im Liede schon daraus, daß ein lyrisches Gedicht, ohne Musik vorgetragen, immer noch einen tiefen Eindruck auf die Empfindung hervorbringen kann, der durchaus konkreter Natur ist, während die bloße Melodie, wenn man den Text dazu nicht kennt, (wie bei den sog. „Liedern ohne Worte") musikalisch zwar sehr wirkungs- und stimmungsvoll sein kann, einen Eindruck auf die *substanzielle* Empfindung aber schon deshalb nicht hervorzubringen vermag, weil sie solchen selber nicht auszudrücken im Stande ist. Unterstützen und vertiefen kann der begleitende Gesang den Eindruck des poetischen Wortinhalts, ihn ersetzen unter keinen Umständen. Allerdings sind — zu Gunsten der organischen Verbindung beider Elemente — gerade diejenigen Gedichte musikalisch am leichtesten und vollkommensten zu verwerthen, welche sich in der Schilderung der subjektiven Seelenstimmungen am einfachsten geben, d. h. sich möglichst innerhalb der Grenze der für die Musik allein zugänglichen Sphäre allgemeiner Empfindungen halten; und es werden solche daher auch immer am wirkungsvollsten an die Empfindung des Zuhörers anklingen. Aber daraus folgt keineswegs, daß die Musik darin die Hauptsache ist; im Gegentheil, es ist eine Konzession, welche der an sich konkretere Wortinhalt des Gedichts an die abstraktere Ausdrucksfähigkeit der Musik macht, also vielmehr eine Rücksichtnahme auf die Schwäche der Begleiterin, die einem ideentieferen, mannigfaltigeren und vor Allem *bestimmteren* Inhalt mit ihren Ausdrucksmitteln nicht zu folgen im Stande wäre. Ein weiterer Belag dafür liegt auch in dem Umstande, daß zu einem

und demselben Gedicht, von verschiedenen Komponisten in Musik gesetzt, ebenso viel verschiedene Melodien geschaffen werden nicht nur können, sondern müssen; Melodien, die als solche oft nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander haben. Denn wenn auch der allgemeine Empfindungsinhalt des Gedichts den allgemeinen Charakter der Melodie bestimmen muß, so ist doch die formale Behandlung des Tonsatzes so sehr von der durch die subjektive Stimmung des Tondichters, ja sogar durch seine individuelle musikalische Richtung bedingten Auffassungsweise des Inhalts abhängig, daß eine völlige Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Komponisten zu den größten Wundern gehören würde. Solche Uebereinstimmung wäre aber eine absolute Nothwendigkeit, wenn zu einem und demselben Gedicht nur eine und dieselbe Melodie denkbar wäre, d. h. wenn die organische Einheit zwischen beiden so innig wäre, daß sie beide einen gleichwerthigen Antheil an dem Liede besäßen und einander vollkommen deckten[6]).

Wenn daher R. Wagner (Oper u. Drama S. 31) bemerkt: „Das Volkslied ging aus einer unmittelbaren, eng unter sich verwachsenen, gleichzeitigen Gemeinwirksamkeit der Dichtkunst und Tonkunst hervor ....; dem Volke fällt es nie ein, seine Lieder ohne Text zu singen; ohne den Wortvers gäbe es für das Volk keine Tonweise .... beide sind ihm ein zusammengehöriges Ganzes wie Mann und Weib": so ist dies, namentlich auch für den letzteren Vergleich, durchaus zu unterschreiben. Denn eben darin spiegelt sich der konkretere, bestimmtere, energischere und ideentiefere Charakter des Gedichts gegenüber dem sich weich anschmiegenden, sinnlich anmuthenden Charakter der Melodie wieder, daß der Wortinhalt (wie die prägnante Zeichnung im Gemälde) das männliche, die Melodie zu diesem Inhalt (wie das malerische Kolorit) das weibliche Element in dieser Ehe von Poesie und Musik, welche man „Lied" nennt, repräsentirt. Kehrt sich in unnatürlicher Weise das Verhältniß um, so daß die Frau zum Mannweib, der Mann zum Pantoffelhelden

wird, so kann von einer normalen Ehe nicht mehr die Rede sein, sondern sie ist ein unsittliches Verhältniß geworden. Was aber hier, in der wirklichen Ehe, zur Unsittlichkeit wird, gestaltet sich in der ästhetischen Sphäre zum Unkünstlerischen; und dieses Gepräge erhält nothwendig jede Liedkomposition, in welcher das musikalische Element derartig das poetische überwuchert, daß es, statt nur den Ideeninhalt des letzteren in lebendiges Fleisch und Blut zu verwandeln, für sich selbstständige Geltung und Wirkung beansprucht, ohne Rücksicht auf diesen Inhalt zu nehmen.

Ob man übrigens die Forderung, daß im Liede, als organischer Einheit von Dichtung und Melodie, die erstere das primäre, die zweite das sekundäre Element der künstlerischen Wirkung bilden müsse, als berechtigt betrachte oder nicht, so bleibt unter allen Umständen doch die Thatsache bestehen, daß das Wesen des Liedes überhaupt solche organische Einheit bedingt. Was daher beim Gesange über diese organische Einheit hinausgeht (wie in den figurirten Arien, Duetts, Chören u. s. f., namentlich die mannigfaltigen musikalischen Formen der „Nachahmung", des „Canons", der „Wiederholung" u. s. f., welche beim polyphonen Gesange vorkommen), entzieht sich nothwendig der engeren Verbindung mit dem poetischen Wortinhalt und fällt, indem es diesen zu einem bloßen Vehikel der abstrakt musikalischen Wirkung auf das Ohr herabsetzt, der andern Seite der musikalischen Wirkung, nämlich der rein ästhetischen Formengestaltung, anheim. (Vergl. Abth. I, S. 49 ff.) Aus diesem Grunde hat die „Arie", obschon sie den demWesen der Musik adäquatesten Inhalt der Oper bildet, weil sie als (wenn auch figurirtes) Lied im Ganzen innerhalb der subjektiven Empfindungssphäre bleibt, doch schon in viel geringerem Grade organische Bedeutung als das einfache Lied.

b. Viel lockerer noch als mit der lyrischen ist nun die Verbindung der Musik mit der epischen Poesie. Das Epos im eigentlichen Sinne widerstrebt schon durch seine wesentlich auf objektive Anschaulichkeit sich beziehenden Inhalt einer solchen Verbin-

dung; und wenn im Laufe der epischen Erzählung lyrische Momente vorkommen, z. B. Stimmungsergüsse der darin auftretenden Personen, so können diese doch, trotz ihres lyrischen Gepräges, ebensowenig musikalisch verwerthet werden wie die Monologe im Drama, welche meist ebenfalls lyrischen Inhalt haben. Solche musikalische Verwerthung würde dem Charakter des Gedichts zuwiderlaufen und den inneren Organismus desselben zerstören. Es ist nur etwa ein Fall denkbar, wo beim rhapsodischen Vortrag eines Epos der einheitliche Fluß der Erzählung durch musikalische Verwerthung eines mit derselben verwebten lyrischen Inhalts unterbrochen werden könnte, ohne gerade den Eindruck der Naturwidrigkeit zu machen, nämlich der, daß in der Erzählung ein Sänger auftritt, der als solcher zum Vortrage eines Liedes veranlaßt wird. Dann aber wird eben durch solchen Vortrag der epische Fluß zum Stillstande gebracht, d. h. ein derartiges Zwischenspiel hat nur den Charakter einer „Episode"; immerhin ist die hier stattfindende Verbindung der Musik mit dem Epos eine nur ganz äußerliche, die ihr selbst in keinem Falle einen epischen Charakter verleihen kann[7]).

Es ist hier bei der Frage nach der Möglichkeit einer Verbindung der Musik mit der Epik immer nur der Gesang in Betracht gezogen; stellt man sich nun aber das Verhältniß so vor, als ob das Epos selbst seinem eigentlichen Inhalt nach, während des rhapsodischen Vortrags, mit Instrumentalmusik begleitet werden könnte, so springt die Inkongruenz solcher Verbindung sofort in die Augen; schon deshalb, weil solche Begleitung, wenn sie irgendwelche Wirkung auf die Empfindung ausüben, also mit einer gewissen Nachhaltigkeit sich bemerkbar machen wollte, den Vortrag selber, der doch immer die Hauptsache bleibt, derartig übertönen müßte, daß er gar nicht zum Verständniß gelangen könnte. Hiebei ist gar nicht einmal in Betracht gezogen — worauf es im Grunde hauptsächlich ankommt —, daß die begleitende Musik, ihrer wesentlich nur an die subjektive Empfindung anklingen-

den Natur halber, mit dem Inhalt des epischen Vortrags, der sich an die objektive Anschauung wendet, in gar keinem inneren Zusammenhange stehen könnte[8]).

Wenn also in keinem Falle eine organische Verbindung der Musik mit dem Epos im eigentlichen Sinne dieses Wortes denkbar ist, so drängt sich die Frage auf, was man sich denn nun verständiger Weise unter der Bezeichnung „epische Musik" sonst vorstellen könnte? — Denn bekanntlich giebt es ein von der lyrischen und der sog. dramatischen Musik durchaus verschiedenes, sehr umfangreiches Gebiet, das mit diesem Titel bezeichnet wird, nämlich das sog. „Oratorium" im weitesten, d. h. nicht blos religiösen, sondern auch profanen Sinne des Wortes. — Die moderne Aesthetik hat sich außerordentliche Mühe gegeben, nicht nur das Oratorium überhaupt, weil es einmal durch die geschichtliche Entwickelung der musikalischen Formen — und zwar durch bedeutende Werke berühmter Meister — eingeführt ist, als organisches Kunstgebilde zu rechtfertigen, sondern auch die mannigfaltigen besonderen Arten dieser kurzweg als „musikalisches Epos" definirten Kunstform in ein logisches System zu bringen. Namentlich ist es der Verfasser des die Musik behandelnden Abschnitts der Vischer'schen „Aesthetik", in dessen Darstellung diese Systematisirung zu anscheinend konsequentestem Ausdruck gelangt, weshalb unsere kritische Betrachtung des Wesens des Oratoriums auf dieselbe zu rücksichtigen hat. Im § 819 wird das Oratorium als „dasjenige Tonwerk" definirt, „welches den einer objektiven Anschauung, Geschichte oder Handlung immanenten Gefühlsinhalt musikalisch wiedergiebt". — Ohne selbst den Mangel an Logik in dieser Zusammenstellung von gar nicht koordinirten Begriffen wie „Anschauung", „Geschichte" oder „Handlung" — denn die „Anschauung" umfaßt ja die beiden letzteren, und die „Geschichte" wieder die Handlung — besonders urgiren zu wollen, möchte ich nur fragen, wie der blos äußerlichen Erscheinung (denn darin beruht doch ihre Anschaulichkeit) einer Begebenheit (Geschichte oder

Handlung) ein „Gefühlsinhalt immanent sein“ kann? Wir haben nur die Wahl zwischen zwei differenten, immer aber subjektiven Gefühlsinhalten: entweder nämlich ist der Gefühlsinhalt der im Oratorium als handelnd vorgestellten Personen, die den Gegenstand der epischen Erzählung bilden, gemeint, oder aber der Gefühlsinhalt der durch die Sänger repräsentirten idealen Erzähler selbst, welche die vorgestellte Handlung mit ihren lyrischen Reflexionen begleiten: in jedem Falle wird, wenn dieser Gefühlsinhalt „musikalisch wiedergegeben werden“ soll, nichts wiedergegeben als etwas durchaus Subjektives, keineswegs aber Etwas, was die Handlung als reines Anschauungsobjekt bezeichnen könnte. Somit ist auch im Oratorium als sog. „musikalischem Epos“ die Musik ebenfalls nur lyrischer Natur, wenn sie wirklich solchen Gefühlsinhalt ausdrückt, oder aber sie ist rein formalästhetischer Natur, wenn sie solchen Gefühlsinhalt nicht ausdrückt, niemals aber objektiv-anschaulicher Natur.

Wenn daher der Verf. fortfährt: Dieses Tonwerk, das „Oratorium“ nämlich, „ist zunächst, wie alle Musik, ursprünglich lyrisch, d. h. noch“ (!) „ohne dramatische Darstellung, aber es ist bereits“ (!) „episch-lyrisch, weil es die musikalische Darstellung der an ein bestimmtes objektives Sein oder Geschehen sich knüpfenden oder in ihm zu Tage tretenden“ (! ist dies dasselbe? und wie ist das letztere möglich?) „Reihen von Stimmungen und Gefühlen bezweckt“, so bewegt er sich in lauter schiefen Vorstellungen. Denn was kann man sich vernünftiger Weise unter einer „Stimmung“, die in einer Handlung oder gar in einem Sein zu Tage tritt, denken? — „Dieses episch-lyrische Tonwerk“ — fährt der Verf. fort — „kann in dreierlei Hauptformen erscheinen“. — Warum es dies kann, wird nicht gesagt —. „Es ist 1. vorherrschend (!) lyrisch, indem die Aussprache der für das anschauende Subjekt an die Vorstellung eines objektiven Seins oder Geschehens sich knüpfenden Gefühle überwiegt, lyrisches Oratorium. Es ist 2. vorherrschend oder rein episch, indem die Begebenheit oder

Handlung wie im historischen Liede" (was ist das?) „gesungen, in der Form belebter musikalischer Erzählung" (! d. h. in Form eines hölzernen Eisens!) „eines das Gefühl ansprechenden und selbst eine Reihe von Gefühlen und Stimmungen darstellenden Geschehens vorgetragen wird, epische Cantate"[9]). — Eine „Begebenheit, die gesungen wird", fällt in die Kategorie der Ballade, wozu auch das Bänkelsängerlied gehört, und was in diesem für ein Zusammenhang zwischen „Begebenheit" und dem „Gesange" obwaltet, ist bekannt. Ein „Geschehen" aber, das „selbst eine Reihe von Gefühlen und Stimmungen darstellt", könnte höchstens auf die Mimik, nimmermehr auf die Musik passen. Diese Definition der epischen Cantate als „musikalischer Erzählung", nämlich, daß sie der „Vortrag" (d. h. doch die musikalische Darstellung) „eines Geschehens" sei, welches „selber eine Reihe von Gefühlen darstellt", enthält ein wahres Nest von Widersprechen: einmal soll die Musik ein „Geschehen" darstellen, was unmöglich ist, und dann soll dies Geschehen wieder Gefühle darstellen, was wo möglich noch unmöglicher ist. — „Es" (nämlich immer das Tonwerk) „ist" — fährt der Verf. fort — 3. „in seiner episch-lyrischen Haltung zugleich dramatisch, indem es die Einzel- und Gesammtpersönlichkeiten (?), auf die das Ganze Bezug hat, und deren Zustände und Thätigkeiten, Stimmungen und Empfindungen den Inhalt und Verlauf des Ganzen selbst bilden, in der Form selbstständiger, durch eigne Stimmen und Stimmenganze repräsentirter Individuen neben und nacheinander auftreten und ihre Gefühle selbst aussprechen läßt, so daß der Gefühlsinhalt des Ganzen in allmäliger Entfaltung dem Subjekt" (?) „in völlig objektiver Form gegenüber gestellt wird: episch-dramatisches Oratorium".

Ich habe es bei diesem Satz vermieden, außer durch ein paar Fragezeichen den ohnehin sehr mäandrisch-gewundenen Fluß der Diction zu unterbrechen, weil er sonst noch unverständlicher geworden wäre. Zu widerlegen ist darin nichts, weil das oben Ge-

sagte nur wiederholt werden könnte. Was es aber heißen soll, daß dem „Subjekt“ — hier ist doch wohl nicht der Zuhörer (denn sonst müßte er, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, als solcher genannt sein), sondern jene, „durch eigne Stimmen und Stimmenganze (!) repräsentirten Individuen“ selbst gemeint — „der Gefühlsinhalt des Ganzen in völlig objektiver Form gegenüber gestellt wird“, ist mir unverständlich. Die im Oratorium auftretenden Personen drücken doch nur ihren Gefühlsinhalt, d. h. die in ihnen durch den objektiven Inhalt des Epos erregten Empfindungen aus; wie ist es dann denkbar, daß dieser Gefühlsinhalt sich ihnen zugleich „in völlig objektiver Form gegenüberstellt“? Es klingt daher wie eine dem Verfasser unwillkürlich sich aufzwingende Konceſſion an die wahre Bedeutung des Oratoriums als „Musikepos“, wenn er unmittelbar darauf hinzufügt: „Streng zu sondern sind diese Hauptformen nicht, da eine ausführlichere Hereinnahme epischer Elemente in das lyrische, lyrischer in das episch-dramatische Tonwerk unter Umständen“ (unter welchen?) „jenes zur Belebung der Darstellung, dieses zur Innigkeit des Stimmungsausdrucks wesentlich beitragen kann.“ —

Hiermit ist die eigentliche Schwäche der ganzen Form berührt. Zunächst ist ganz entschieden die falsche Anwendung des Ausdrucks „dramatisch“ zu beseitigen. Stellen etwa die bei Aufführung des Oratoriums betheiligten Sänger oder gar die Spieler der Instrumente, indem sie singen und spielen, die in dem Tonstück vorkommenden Personen selber, d. h. für die Vorstellung als wirklich handelnd dar — denn nur dies verliehe der Aufführung einen dramatischen Charakter —? Durchaus nicht; selbst wo sie die Worte dieser als handelnd vorgestellten Personen in direkter, nicht blos in indirekt erzählender Sprachform, singend zu sprechen haben, sind es immer nur die den Sängern als musikalischen Rhapsoden durchaus fremden, von ihnen nur wiederholten, im Grunde also immer nur erzählten Worte, welche den Inhalt des Gesanges bilden. Bemerkt doch der Verfasser in dem zu dem § gehörenden

Zusatz selber, daß die in dem Haydn'schen Oratorium: „Worte des Erlösers am Kreuz" vorkommenden Worte: „Ach, mich dürstet!" zwar „von einer Solostimme vorgetragen werden, die aber nicht dramatisch den Sprechenden selbst, sondern nur einen epischen, die Worte dieses Letzteren berichtenden Erzähler vorstellt". Nun, wenn diese direkt gesprochenen und gewiß mit einer für die Vorstellung im höchsten Sinne dramatisch-wirksamen Scene in Verbindung stehenden Worte trotzdem nicht dramatischen Charakter haben können, weil sie eben von einer unbetheiligten, d. h. nicht selbst als Träger der dramatischen Handlung fungirenden Person gesungen werden, wodurch könnte dann sonst noch dem Gesange ein dramatischer Charakter verliehen werden? Und wenn daher der Verf. in konsequenter Weise die in der Bach'schen „Passionsmusik" vorkommenden Worte „Laß ihn kreuzigen!", die ebenfalls direkt sind, nur deshalb als „zum wirklich Dramatischen fortgehend" betrachtet wissen will, weil sie „etwas lebhafter im Rhythmus gehalten sind und, statt von einer einzelnen Stimme, von einem Komplex mehrerer Stimmen gesungen" werden, so haben diese Unterschiede mit dem Wesen des Dramatischen nicht das Geringste gemein.

Im Grunde gipfelt der Widerspruch in der Definition der dritten Art des Oratoriums, nämlich der angeblich „dramatisch-epischen" Form desselben, in der charakteristischen Erklärung des Verfassers, daß das „dramatisch-epische" Oratorium ein Drama, nur ohne scenische Darstellung", sei. Allein ein Drama ist eben nur ein wirkliches Drama, wenn es scenisch dargestellt, oder wenigstens, wie beim Lesen von Dramen (obgleich dies immer nur ein Nothbehelf ist) als scenisch sich entwickelnd vorgestellt wird. Beim Oratorium liegt aber eben das Undramatische darin, daß es überhaupt nicht etwa blos „ohne scenische Darstellung" ist, sondern daß es zu solcher überhaupt unfähig erscheint. Wäre es dazu fähig, so hätte es nicht mehr den Charakter eines Oratoriums, sondern den eines wirklichen musikalischen Dramas, d. h. es fiele mit dem Begriff der Oper zusammen. Um diese einfache Alter-

native ist nicht herumzukommen; damit aber fällt der ganze komplicirte Apparat von Unterscheidungsmerkmalen zwischen den drei Arten zusammen, und es bleibt, falls der allgemeine Begriff des „Oratoriums" als musikalischen Epos überhaupt auf Wahrheit beruht, nur noch diese letztere allgemeine Form für die Untersuchung übrig.

Der Irrthum, in den die Musik-Aesthetik (auch die Vischer'sche) regelmäßig verfällt, um die Behauptung zu begründen, daß die Musik objektiv-Anschauliches, „Ereignisse und einzelne Actionen", darzustellen vermöge, beruht auf dem sophistischen Trugschluß, daß, weil die Musik, in der Verbindung mit einem objektiv-schildernden oder darstellenden Wortinhalt, diesem für die Empfindung eine größere Wirkungskraft verleihen kann, sie dadurch auch der Anschaulichkeit des Inhalts eine entsprechend größere Klarheit und Bestimmtheit verleihe. Die Vischer'sche Aesthetik nennt dies „Tonmalerei", worunter in ganz unwissenschaftlicher Weise (S. 1103) neben bloßer Naturtonnachahmung, wie „Sturm, Erdbeben, sanftes Säuseln u. s. f.", auch menschliche Actionen von blos geräuschvollem Charakter, wie „Angriff, Kampf, Verwirrung, Getümmel", und dann wieder „Marsch, Tanz" u. s. f. (als ob dies Alles in dieselbe Kategorie gehörte!) zusammengehäuft wird, und bemerkt dabei, daß diese „Tonmalerei erst dann zu voller und künstlerisch-berechtigter Entwicklung gelangen kann, wenn sie zu einer durch den Wortausdruck oder die scenische Darstellung klar veranschaulichten Begebenheit oder Handlung hinzutritt und so(?) selbst klar und deutlich wird." In diesem „so" (d. h.: durch die Verbindung mit dem Wort und der Scenerie) koncentrirt sich der ganze Irrthum. Denn wenn die Musik erst durch solche Verbindung Klarheit und Deutlichkeit erhält, so folgt, daß sie außerhalb dieser Verbindung unklar und undeutlich bleiben, folglich außer Stande sein würde, objektiv-Anschauliches darzustellen. Wie aber etwas an sich Unklares einem Anschaulichen noch größere Klarheit verleihen könne, ist selber nicht klar.

Wenn dann weiterhin der Verfasser in einer wissenschaftlich sehr bedenklichen Art der Motivirung, worin sich aber zugleich eine instinktive Unsicherheit hinsichtlich der logischen Beweiskraft seiner obigen Aeußerungen ausspricht — hinzufügt: „Die Musik müßte auf eine große Zahl der ihr eigenthümlichen Tonwirkungen verzichten" — was hat diese Konseqenz mit dem ästhetischen Princip zu thun? —, „wenn sie nicht zu Werken fortginge, in welchen sie Gelegenheit erhält, objektiven Ereignissen, Begebenheiten, Actionen, Bewegungen (?) musikalischen Ausdruck zu verleihen", so ist dies nun wieder etwas Anderes, nämlich noch Falscheres als die obige Auffassung, daß sie als Begleiterin des Wortinhalts diesem größere Klarheit verleihe. Aber jetzt endlich, ganz am Schlusse der ganzen Erörterung, kommt beim Verfasser doch das Bewußtsein über das wahre Verhältniß zum Durchbruch, indem er hinzufügt, daß „dadurch zugleich die Veranschaulichung der Stimmungen und Gefühle verstärkt werde, die an jene Ereignisse u. s. f. sich anknüpfen und deren Darstellung für sie allerdings Hauptsache bleibt". — Hier ist nur der Ausdruck „Veranschaulichung" zu urgiren, es müßte dafür „Ausdrucksform" stehen; und in solcher Fassung wäre diese Schlußpassage unbedingt zu unterschreiben. Allerdings wirft sie damit zugleich die ganze voraufgehende, aus lauter unwissenschaftlichen Konceſſionen an die realen Entwicklungsformen der Musik zusammengesetzte Erörterung über den Haufen. Der Verfasser rügt einmal die Strenge, mit welcher die faktisch bestehenden Formen der Musik von andern Aesthetikern auf ihre künstlerische Berechtigung hin geprüft werden, und bezeichnet solche Prüfung tadelnd als „Purismus". Nun, wenn die ästhetische Wissenschaft nicht solches Recht auf Purificirung des Hergebrachten besäße, was hätte sie wohl sonst noch für einen Werth, etwa den, zu beweisen, daß nach dem Hegel'schen Grundsatz „alles Wirkliche auch vernünftig" sei? — Vielmehr ist zu behaupten, daß alles Wirkliche mehr oder weniger unvernünftig ist, da es niemals vollkommen seinem Begriff entspricht, weil

was Hegel ebenfalls hervorhebt: „Wirklichkeit und Wahrheit einander niemals völlig decken".

Lassen wir jedoch jetzt den Verfasser des die Musik betreffenden Abschnitts der Vischer'schen Aesthetik bei Seite, um uns nur mit der Sache selbst, d. h. mit dem Begriff des „Oratoriums" als musikalischen Epos seinem wahren Inhalt nach zu beschäftigen, wobei wir, aus den oben angegebenen Gründen, die ihm aufgezwungene, weil nur in der Qualität des Wortinhalts begründete Unterscheidung in drei Unterarten unberücksichtigt lassen können. Was zunächst als charakteristisches Unterscheidungsmerkmal des Oratoriums, das dieses mit der Oper theilt, von dem Liede in die Augen fällt, ist nicht etwa blos die größere Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der musikalischen Formen, sondern der Umstand, daß seiner Komposition nicht, wie bei dem Liede, ein schon vorher vorhandenes Gedicht, das durchaus ohne Rücksicht auf etwa musikalische Verwerthung geschaffen wurde, als Objekt vorliegt, sondern daß, wie bei der Oper, der Text — und zwar nicht blos im Rhythmus, sondern auch in der Gestaltung und Aufeinanderfolge der einzelnen Dichtungsformen — ausdrücklich in Rücksicht auf die musikalische Verwerthung disponirt und zugeschnitten wird[10]). Der Unterschied des Oratoriums von der Oper ist in dieser Beziehung nur der, daß, während für die letztere der Stoff des Textes auf einer dramatischen Grundlage ruht, damit er für die scenische Darstellung sich eignet, dort, im Oratorium, der Stoff eine epische Grundlage oder richtiger: einen solchen Hintergrund, der aber nur für die Vorstellung vorhanden ist, besitzen muß. Ich sage absichtlich: „Grundlage" und „Hintergrund", nicht Inhalt. Denn thatsächlich ist der poetische Wortinhalt, wenn man ihn rein für sich, wie ihn das Textbuch giebt, betrachtet, ohne die Musik dazu (auch nicht innerlich) zu hören, weder bei der Oper dramatischen, noch bei dem Oratorium epischen, sondern durchaus lyrischen Charakters. Das, was ihm dramatischen, bezw. epischen Charakter zu verleihen scheint, ist eben

lediglich der durch den Wortinhalt indirekt angedeutete Hintergrund, welcher in der Oper durch den dramatischen und scenischen Apparat Realität für die Anschauung gewinnt, während er im Oratorium nur für die Vorstellung vorhanden ist.

Mit der Oper, die hier nur des Vergleichs halber zur Verdeutlichung des Verhältnisses von Wortinhalt und Musik herangezogen wurde, haben wir vorläufig uns noch nicht näher zu beschäftigen; was aber das Oratorium betrifft, so besteht dasselbe, wie die Oper, ausschließlich aus Arien, Duetts, Trios u. s. f., Chören, Recitativen u. s. f., welche sämmtlich — mit Ausnahme etwa der Recitative, die sich deshalb von den Arien wesentlich unterscheiden — durchaus nur die Empfindungen idealer (bei der Oper realer) Persönlichkeiten ausdrücken, und zwar Empfindungen, welche den durch den Wortinhalt indirekt angedeuteten Erzählungshintergrund als lyrische Stimmung derselben wiederspiegeln, in keiner Weise aber den objektiven Inhalt der (latent bleibenden) Erzählung der Begebenheit zur Anschauung zu bringen weder beabsichtigen noch vermögen. — Jener Umstand, daß der poetische Wortinhalt, wie er im Textbuch vorliegt, ausschließlich durch die Formen der musikalischen Verwerthung bedingt ist, unterscheidet ihn nun schon bedeutend von der Diction des eigentlichen Epos, indem dort die Bestandtheile der Dichtung nicht nur wesentlich lyrischer Natur sind, sondern auch durch jene Abhängigkeit von der musikalischen Formengebung meist so dürftig gestaltet erscheinen, daß von vorn herein der Eindruck hervorgerufen wird, es komme im Grunde wenig oder gar nicht auf den dichterischen Gehalt, sondern hauptsächlich, ja im Grunde ausschließlich auf die rein musikalische Wirkung an. Ohnehin ist es ja Jedem, der ohne Einblick in das Textbuch der Aufführung eines Oratoriums beigewohnt hat, sattsam bekannt und gleichsam selbstverständlich, daß man die Worte, welche gesungen werden, nicht zu verstehen braucht, wenn nur die musikalische Begleitung und namentlich die Gesänge eine schöne Wirkung hervorbringen. Heißt dies aber etwas An-

deres, als die Bedeutung von Form und Inhalt im Kunstwerk völlig umkehren? —

Man braucht durchaus nichts gegen die ergreifende Wirkung und die echt künstlerische Schönheit mancher Oratorien einzuwenden haben, sondern mag sich dieser Wirkung mit voller Seele und eingehendem Verständniß ihrer gewissermaßen monumentalen Erhabenheit hingeben; aber man soll dann auch aufrichtig genug sein, um einzugestehen, daß weder der sogenannte epische Inhalt noch der poetische Gehalt überhaupt es ist, durch welchen diese Wirkung hervorgebracht wird, sondern lediglich die Macht der Wirkung, welche die musikalische Formengebung für sich selbst besitzt. Wäre irgendwie der poetische Inhalt, bezw. der epische Hintergrund, als ästhetischer Zweck, d. h. als primäres Darstellungsobjekt des Oratoriums anzusehen, so müßten die für den ohnehin dürftigen und dichterisch oft äußerst unbedeutenden Wortinhalt ganz indifferenten, ja ihn im Grunde bis zur ermüdendsten Langweiligkeit verwässernden Wiederholungen und kanonischen Verflechtungen, die er durch die musikalische Formengebung erleidet, die Wirkung des ganzen Werkes nothwendig abschwächen. Dies ist aber so wenig der Fall, daß gerade nach dieser Seite hin die Musik, weil sie keinen neuen Ideeninhalt zu gestalten braucht, sondern sich in vollkommener Freiheit tonaler Bewegungsformen mannigfaltigsten Charakters ergehen kann, die schönsten und kunstvollsten Wirkungselemente besitzt und die größten Triumphe feiert.

Das einfache Resultat dieser ganzen Erörterung ist also dies: Im Oratorium, als angeblichem „musikalischem Epos", liegt das Epische ausschließlich einerseits in dem, wenn auch meist dürftigen, Wortinhalt, andrerseits in dem durch denselben für die Vorstellung des Zuhörers angedeuteten epischen Hintergrunde, während die Musik entweder rein lyrischer Natur ist, indem sie theils die Schilderung der Gefühle der in der vorgestellten Begebenheit auftretenden Personen selbst oder die Schilderung der Empfindungen der durch die Sänger repräsentirten idealen Zuschauer der vorgestellten Hand-

lung bezweckt — diese zwei Seiten sind, weil sie beiderseits wirkliche Empfindungen ausdrücken sollen, substanziell-lyrischer Natur und stehen als solche in organischem Zusammenhange mit dem die Empfindung schildernden Wortinhalt —, theils indem sie (die Musik nämlich) mit ihren blos formal-ästhetischen Mitteln auf rein musikalische, von einem specifischen Empfindungsinhalt ganz abstrahirende Wirkung tendirt: in allen diesen Fällen ist sie aber durchaus unfähig, mit dem epischen Wortinhalt eine organische Verbindung einzugehen.

Es wurde vorhin, im Unterschiede von der Arie, des „Recitativs" gedacht, als welches eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel mache, insofern es speciell die Aufgabe habe, einen objektiv-erzählenden Wortinhalt in musikalischer Form zum Vortrage zu bringen. Aber diese scheinbare Ausnahme enthält gerade die stärkste Bestätigung der Regel, da das Recitativ nur in dem Grade für solche Bestimmung sich eignet, als es sich von dem specifisch-tonalen Charakter der Musik entfernt, um sich dem Charakter der gesprochenen Rede zu nähern. Es steht daher auf der Grenze zwischen dem im strengen Rhythmus gesungenen und dem in freierer Weise gesprochenen Tonfall, indem es beide mit einander verbindet; aber in dieser Verbindung ist es nur die Verwandtschaft mit der gesprochenen Rede, nicht die mit dem melodischen Gesange, welche das Recitativ fähig macht, einen objektiven Erzählungsinhalt auszudrücken; und hierin beruht eben sein specifischer Unterschied von der Arie, die immer nur Empfindungen zum Ausdruck zu bringen vermag.

Der Unterschied zwischen dem religiösen und dem profanen Oratorium, der noch mit einigen Worten zu berühren ist, berührt das Verhältniß zwischen Musik und Wortinhalt in keiner Weise, sondern hat nur eine Bedeutung hinsichtlich der allgemeinen Stylform, in welcher die Musik sich bewegt, und die natürlich in dem ersteren einen strengeren, gleichsam monumentalen Charakter hat. In Händels „Messias", ebenso wie in seinem

„Alexanderfest", besteht der intendirte epische Charakter des Oratoriums beiderseits im Wesentlichen darin, daß die Sänger ideale Persönlichkeiten vorstellen sollen, welche nur, gleichsam wie der griechische Chor, der Handlung zuschauen und nun in dem Gesange ihre Reflexionen und Empfindungen über die Handlung ausdrücken, wodurch zugleich für den Zuschauer der Gang der letzteren wie die Charaktere der in ihr selbst verflochtenen Persönlichkeiten auf indirekte Weise zur Vorstellung gelangen. Diese Erklärung paßt ebensowohl auf die als lyrisches Oratorium geltende „Passionsmusik" von Bach, wie auf dessen als episches Oratorium geltenden „Messias", wie endlich auch auf den als dramatische Oratorien geltenden „Paulus" und „Elias" von Mendelssohn. Auch „die Jahreszeiten" und „die Schöpfung" von Haydn zeigen denselben allgemeinen Charakter, wenn auch — was aber für die musikalische Behandlung völlig gleichgültig ist — in ihnen keine eigentlich historischen Begebenheiten, immerhin aber doch Begebenheiten epischen Inhalts, d. h. Schilderungen von Ereignissen, den Hintergrund bilden und, wenn auch diese Ereignisse zum überwiegenden Theil nicht der menschlichen, sondern der Naturwelt entnommen sind, doch immer in unverkennbarer Beziehung auf menschliche Stimmungen und Empfindungen stehen, die sich in der musikalischen Gestaltung gleichsam wiederspiegeln. Ohnehin mischen sich darin, wie beim historisch-biblischen Oratorium, vielfach religiöse Stimmungen und allgemein-menschliche Empfindungen verschiedenster Art mit den epischen Schilderungen.

Nach diesen Vorbemerkungen über die Natur der lyrischen und der epischen Musik, welche letztere im „Oratorium", als musikalischem Epos, zu besonderer Kunstform sich erhebt, können wir nun zur Betrachtung der dramatischen Musik übergehen, als deren specifische Kunstform die „Oper" im Sinne des musikalischen Dramas gilt.

II.

(Widerspruch im Begriff der „dramatischen Musik". — Charakteristik der Oper als „musikalischen Dramas". — Unzuträglichkeiten in derselben; das Extrem davon offenbart die sog. „große historische Oper". — Welche Gattung von Stoffen läßt den der Oper, ihrem eigenartigen Wesen nach, im Princip anhaftenden Widerspruch noch am wenigsten fühlbar werden?)

Was „dramatisch" im eigentlichen Sinne bedeute, ist bereits bei früherer Gelegenheit erklärt worden[11]), hier können wir uns einfach auf die aristotelische Definition des „Dramas" beziehen, welche seit den beiläufig 2000 Jahren, da der alte Stagirite sie formulirte, noch durch keine bessere und präcisere ersetzt ist. Er bemerkt nämlich, daß „das Drama darin mit dem Epos übereinstimme, daß es wie dieses die Schilderung von Charakteren und Handlungen bezwecke", daß das Epos sich aber von dem Drama „durch das einfachere Metrum und die erzählende Form" unterscheide[12]), indem das Drama eine „Schilderung von Handlungen und Gemüthsstimmungen durch die Darstellung der handelnden Charaktere selbst" enthalte. — — Gemüthsstimmungen — Handlungen — Charakterdarstellung: hiemit haben wir die sämmtlichen wesentlichen Requisite des Dramas beisammen, und zwar sind in ihnen zugleich die drei Hauptelemente der dramatischen Darstellung, nämlich das lyrische, das epische und das specifisch dramatische ausgedrückt; das lyrische in dem Ausdruck der Gemüthsstimmungen der handelnden Charaktere, das epische in dem Komplex der Begebenheiten und Handlungen selbst, worin die Charaktere verflochten sind, das specifisch-dramatische in der unmittelbaren persönlichen Erscheinung derselben als empfindender und handelnder Persönlichkeiten auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten". Hierdurch werden dem Zuschauer sowohl Handlungen wie Charaktere nicht, wie im Epos, als ein der Ver-

gangenheit entnommener Erzählungsstoff, sondern als ein gegenwärtiger, sich vor seinen Augen lebendig entwickelnder Vorgang zur Anschauung gebracht. Mit Recht betrachtet daher Aristoteles die dramatische Aufführung als eine so nothwendige Bedingung der dramatischen Wirkung, daß er geradezu die für eine solche sich nicht eignenden Dramen — die sog. „Lesedramen", welche auch bei uns vor einem halben Jahrhundert sehr beliebt waren[13]) — als keine wahren Dramen angesehen wissen will.

Der Umstand nun, daß das Drama neben seinen epischen und specifisch-dramatischen Elementen auch lyrische, nämlich den Ausdruck von Gemüthsstimmungen, enthält, die als solche eine natürliche Verwandtschaft mit dem musikalischen Ausdruck besitzen, ist offenbar die Ursache gewesen, daß man zunächst dieses lyrische Element des Dramas wirklich musikalisch zu verwerthen gesucht hat, obschon ohne Zweifel der organische Zusammenhang des Dramas durch solchen Uebergang von der gesprochenen zur gesungenen Rede aufgehoben wird. Die bekannte Zwitterform des sog. „Melodrams" ist somit als die Grundform für die eigentliche Oper zu betrachten, und die Bemerkung Rich. Wagner's, die Quelle und „musikalische Grundlage der Oper sei die Arie, d. h. das vom Kunstsänger der vornehmen Welt vorgeführte Volkslied, dessen Wortgedicht ausgelassen und durch das des dazu bestellten Kunstdichters ersetzt wurde", enthält eine Bestätigung der obigen Behauptung, obgleich es meiner Ansicht nach nicht nöthig ist, sich den Vorgang so absichtlich und tendenziös vorzustellen. Es bedarf weder der Voraussetzung eines „Kunstsängers" und „bestellten Kunstdichters", noch auch der einer Aushöhlung des Volksliedes und Wiederausfüllung desselben mit anderem Inhalt, um es erklärlich zu machen, daß das, namentlich bei südlichen Nationen — denn diese allmälige Verwandlung des Dramas in ein Melodrama ging zuerst von Italien aus — stark hervortretende Bedürfniß, den Ausdruck von Gemüthsstimmungen musikalisch zu gestalten, in ganz unbefangener, so zu sagen naiver

Weise den ersten Anstoß dazu gegeben habe. Dennoch liegt darin, trotz der Verwandtschaft des lyrischen Inhalts mit der musikalischen Ausdrucksform, ein Irrthum, der sich eben in der Zwitterhaftigkeit des aus solcher Verbindung hervorgegangenen Produkts abspiegelt, der Irrthum nämlich, daß die Musik, statt sich in blos elementarer Weise durch die Modulation der Stimme und den metrischen Rhythmus an der dramatischen Darstellung zu betheiligen, als selbstständige Kunst damit in Verbindung treten könne, ohne den organischen Zusammenhang der dramatischen Entwickelung zu stören. Mit derselben Berechtigung könnte auch die Mimik, die ja ebenfalls an der dramatischen Darstellung durch ihre elementaren Mittel der Gestikulation und Geberdung betheiligt ist, darauf Anspruch machen, als selbstständige Kunst, nämlich als substanziell mimische Darstellung, mit dem poetischen Wortinhalt in Verbindung zu treten; eine Möglichkeit, die trotz ihrer auf der Hand liegenden Absurdität — denn das echte Drama kann, wie schon früher bemerkt, ebensowenig „getanzt" wie „gesungen" werden — dennoch zur Wirklichkeit geworden ist (denn was wäre der Geschmacklosigkeit, die sich, statt an die ästhetische Vorstellung, nur an den materiellen Sinnenreiz wendet, unmöglich?), nämlich durch die gewaltsame, meist mit den Haaren herbeigezogene „Einlage" von Ballets in die Oper. Giebt es doch selbst Ballets mit ausdrücklich für sie komponirter Musik, welche sogar einen Anspruch auf dramatischen Inhalt erheben; aber dieser ist freilich auch danach, nämlich meist ebenso willkürlich und unsinnig, wie die gliederverrenkende Akrobatik halbnackter Tänzerinnen, einschließlich der cancanisirenden Musik, als deren Hohepriester der selige Offenbach und Consorten verehrt werden.

Aber von diesen frivolen Auswüchsen der Oper, welche nur durch die bedauerliche Geschmacksdepravation des sog. eleganten Publikums ihre Existenz fristen und erklärlich sind, abgesehen, muß auch hinsichtlich der reineren und edleren Gestalt des Melodrams betont werden, daß die Unterbrechung der dramatischen

Wortdichtung durch Gesang ebenso unkünstlerisch ist, wie die Unterbrechung des in Gesang verwandelten Gefühlsinhalts durch gesprochene Reden. Der Unterschied beider Formen der Unterbrechung beruht im Grunde nur auf dem rein quantitativen Verhältniß von Gesang und Rede, d. h. auf dem relativ größeren Umfang, welchen das eine Element dem andern gegenüber beansprucht: unorganisch ist solches Verhältniß immer und unter allen Umständen. Der Mangel an organischem Zusammenhang darin macht sich auch dem Gefühl des unbefangenen Zuhörers, d. h. desjenigen Zuhörers, welcher noch nicht durch die Gewöhnung an hergebrachte Formen gegen solche Differenzen abgestumpft ist, sofort dadurch bemerklich, daß, wenn auf den melodiösen Vortrag plötzlich wieder die dagegen verständig wirkende Rede anhebt, sofort die Wirkung einer völligen Ernüchterung hervorgebracht wird, d. h. der Eindruck, als ob man gleichsam symbolisch mit kaltem Wasser übergossen werde. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß, wenn man in solcher Weise — z. B. im „Freischütz" — aus einer der realen Welt weit entrückten idealen Sphäre — denn dies ist die Musik im abstrakten Sinne des Worts — plötzlich in jene reale Welt zurückgeschleudert wird, man einen Ruck in seiner Empfindung spürt, als ob man aus einem Luftschiff auf die Erde herabstürze[14]). Aber auch umgekehrt muß für die Empfindung solche Differenz eintreten, wenn nach der gesprochenen Rede, die ohnehin — wie z. B. in der „Preciosa" — mitunter herzlich trivial ist, plötzlich wieder die anmuthigsten Melodien ertönen; nur daß es hier weniger Anstrengung kostet, sich von der Verständigkeit des realen Lebens, die sich in der Wortdichtung koncentrirt, los zu machen, um sich dem rein idealen Eindruck der Musik hinzugeben. Eine gewaltsame Durchbrechung des inneren Zusammenhangs und damit eine Aufhebung der Einheitlichkeit in der Darstellung bleibt Beides. Wenn daher schon einmal in der Oper sich Dichtung mit Musik verbinden sollen, dann muß, um wenigstens den äußeren Schein einer ästhetischen Berechtigung solcher Verbindung zu be-

wahren, mit aller Entschiedenheit die Forderung gestellt werden, daß Alles, was im eigentlichen Drama nur durch das poetische Wort ausgedrückt wird, hier seine musikalische Ausdrucksform erhalte, d. h. daß Alles gesungen und gespielt und nichts blos geredet werde. Die Frage ist freilich die, ob die Erfüllung dieser Forderung innerhalb der Grenzen des ästhetisch-Möglichen liege, d. h. ob solche allerdings dem Wesen der Oper, wie sie sich einmal gebildet hat, adäquatere Verbindung von Wort und Ton wirklich zu einer organischen Einheit von Dichtung und Musik führen könne. Dieser Punkt ist nunmehr speciell in's Auge zu fassen.

Es wurde oben, mit Beziehung auf die aristotelische Definition des Dramas, darauf hingewiesen, daß sich in demselben lyrische mit epischen und specifisch-dramatischen Elementen verbunden zeigten. Indem nun die Oper diese sämmtlichen drei Elemente, welche wesentlich differenter Natur sind, in musikalische Ausdrucksformen zu bringen sucht, muß sie nothwendig — eben dieser Differenz halber — zu jedem derselben eine verschiedene Stellung einnehmen; oder: die Opernmusik muß, je nach der specifischen Natur des gegebenen Wortinhalts, bald einen lyrischen, bald einen epischen, bald einen dramatischen Charakter haben. Hiermit berühren wir nun die eigentlich principielle Seite der ganzen Frage, welche somit in die drei besonderen Fragen zerfällt: Was ist „lyrische", was „epische", was „dramatische Musik" in der Oper? oder genauer ausgedrückt: Wodurch kennzeichnet sich jede dieser Ausdrucksformen der Opernmusik in ihrem charakteristischen Unterschiede von den andern beiden?

1. Was die lyrische Form betrifft, die als „Arie" einen wesentlichen, wenn nicht den wesentlichsten Theil der Opernmusik bildet, so war oben bereits davon die Rede; und es ist hier nur resultatorisch zu wiederholen, daß, soweit ihr Charakter identisch mit der Natur des Liedes ist, d. h. sofern sie sich auf den melodischen Ausdruck einer substanziellen Empfindung beschränkt, sie in

dieſer Beſchränkung ihre volle äſthetiſche Berechtigung als lyriſcher Ausdrucksform beſitzt; daß aber, ſofern ſie ſich zu einer dieſem Inhalt gegenüber indifferenten und darum abſtrakten Figuration ausbreitet, die übrigens an ſich von bedeutender äſthetiſcher Wirkung ſein kann, ſie dieſen ſubſtanziellen Boden verläßt, um ſich mit der im Grunde nur der reinen Inſtrumentalmuſik adäquaten, abſtrakt muſikaliſchen Formwirkung zu begnügen. „Lyriſch" iſt dieſe formelle Ausbildung des Liedes zur figurirten Arie deshalb eigentlich nicht mehr zu nennen, weil das, was in ihr über die Grenze des ſubſtanziellen Empfindungsausdrucks hinaus auf die Wirkung eines rein äſthetiſchen Wohlgefallens an der formellen Schönheit und Mannigfaltigkeit der muſikaliſchen Kompoſition tendirt, ſtrenggenommen geſungene Inſtrumentalmuſik iſt, die mit dem poetiſchen Wortinhalt direkt nichts mehr gemein, ſondern lediglich ornamentale Bedeutung hat. Man mißverſtehe dies nicht: es ſoll damit keineswegs dieſe formale Ausbildung der Lied- zur figurirten Arienform innerhalb der Oper als unberechtigt hingeſtellt oder gar ihr Kunſtwerth in Zweifel gezogen werden; für die Oper, als ein der Entwicklungsgeſchichte der Muſik nun einmal angehöriges Kunſtgebilde von hohem muſikaliſchen Werth, hat vielmehr die Arie vorzugsweiſe eine große, den andern Formen derſelben gegenüber ſogar entſchieden überwiegende Berechtigung, da hier die Muſik immerhin in der ihrer lyriſchen Natur adäquateſten Ausdrucksform auftritt; nur ſchließt dies nicht aus, daß das ſpecifiſch Lyriſche darin ſich eben auf den nur in Liedform ſich ausſprechenden ſubſtanziellen Empfindungsausdruck beſchränkt. Beſtände daher die Oper aus nichts weiter als aus einem Komplex von Liedern — was aber eben nicht denkbar iſt, weil ſie damit ihren Anſpruch auf dramatiſchen Charakter überhaupt aufgäbe — dann wäre jedes Bedenken gegen die Möglichkeit einer organiſchen Verbindung von Wortinhalt und muſikaliſcher Ausdrucksform in ihr beſeitigt.

Wenn hier der ſubſtanzielle Inhalt der Arie auf ihre Iden-

tität mit dem Liede beschränkt wird, so muß sogleich, um einem andern Mißverständniß vorzubeugen, bemerkt werden, daß dabei die Bezeichnung „Lied" im weitesten und nicht etwa in dem engen Sinne des einfachen Volksliedes zu verstehen ist. In dieser letzteren Form würde die Arie nicht im Stande sein, den Gefühlsinhalt, der hier von viel größerer Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit als im Liede ist, zum Ausdruck zu bringen, weil er nicht blos allgemein-menschliche und in dieser Allgemeinheit nothwendig auf einfache Gegensätze sich beschränkende Stimmungen, sondern wesentlich konkrete, durch reale Situationen motivirte Stimmungen bestimmter Charakterindividualitäten in sich schließt. Auch ohne ornamentale Figurationen unterscheidet sich daher die Arie vom Liede nicht nur überhaupt durch konkretere Gefühlsbestimmtheit, sondern auch durch einen in der Mannigfaltigkeit des individuellen Empfindungsausdrucks begründeten, viel weiteren Umfang, welche beide Momente wiederum ihr, dem Liede gegenüber, eine eigenthümliche Freiheit der musikalischen Bewegung verleihen; und in dieser ihrer reicheren, immerhin aber substanziellen Bedeutung bildet sie entschieden das Hauptelement der Oper. Was daher die Oper an wahrhaft charakteristischem und allein durch sie zu hoher Entwicklung gefördertem Inhalt besitzt, das besitzt sie eben in der Arie als dieser reicher und freier ausgebildeten Liedform. Damit ist aber auch das einzige ästhetische Element bezeichnet, was in der Oper, sofern sie auf organischen Werth Anspruch macht, als künstlerisch berechtigt anzuerkennen wäre, da alle andere Formen, einschließlich der zur ornamentalen Figurirung fortschreitenden Arie, außerhalb der Grenzen des der Musik, als dieser wesentlich subjektiven Kunstform, allein zugänglichen substanziellen Empfindungsausdrucks fallen.

2. Wir kommen nun zu der zweiten Frage, nämlich: was unter epischer Ausdrucksform in der Opernmusik zu verstehen sei, und inwiefern diese eine ästhetische Berechtigung habe. Genau genommen beschränkt sich das epische Element hier theils,

wie im Oratorium, auf den in recitativer Form zur Veranschaulichung der Situation vorgetragenen Erzählungsstoff, theils auf die durch die Scenerie in ihrer wechselnden Gestalt gegebenen Andeutungen über den objektiven Hergang der Handlung. Letzteres Element fehlt dem Oratorium, weil es der scenischen Ausstattung entbehrt und daher derartige Andeutungen nur indirekt, d. h. nur für die Vorstellung zu geben vermag, nämlich durch die in den einzelnen Stimmen und Chören repräsentirten idealen Träger der Gefühlsstimmungen und Reflexionen über die den Hintergrund bildende Handlung, als deren Zuschauer sie gedacht sind, während die Oper durch die direkte Verlebendigung der Handlung vermittelst der Scenerie und durch persönliche Betheiligung der in den Sängern repräsentirten Träger der Handlung selbst einen wesentlich dramatischen Charakter erhält. Insofern also hat das Oratorium in der That einen epischeren Charakter als die Oper, wenn auch — vom Recitativ, als der allein musikalisch-epischen Ausdrucksform, abgesehen — in beiden Formen aller sonstige epische, bezw. dramatische Stoff, sofern er musikalisch zu verwerthen ist, nothwendig sich einer Uebertragung in lyrische Formen — d. h. in Arien, Duetts, Trios, Chöre u. s. f. — zu unterziehen hat.

Wie beim Oratorium, so bildet daher auch bei der Oper das Textbuch ein wesentlich zusammenhangsloses Konglomerat von ausschließlich für lyrisch-musikalische Behandlung bestimmten Wortdichtungen, die übrigens von meist sehr zweifelhaft poetischem Werth sind[15]). Diese unvermeidliche Lückenhaftigkeit des Textbuchs, welche an sich schon den Mangel an organischer Einheit der Gesammtkomposition wiederspiegelt, hat nun ganz von selbst darauf geführt, eine solche Einheit, welche ja für die Verständlichkeit des Gesammtinhalts überhaupt und des Ganges der Handlung sowie der Charakterisirung der handelnden Individualitäten im Besondern unbedingt erforderlich ist, wenigstens für die Vorstellung der Zuschauer, dadurch künstlich (ich sage künstlich, nicht künstlerisch, denn es ist gerade das Gegentheil von Letzterem) zu be-

wirken, daß vorzugsweise Stoffe gewählt werden, welche entweder (wie beim religiösen Oratorium) aus der (bibliſchen) Geſchichte bekannt und daher dem Zuſchauer geläufig ſind, oder deren Handlungsinhalt mit dem ebenfalls bekannten Handlungsinhalt gleichnamiger Dramen berühmter Dichter übereinſtimmt. Denn nur durch die Erinnerung an dieſen bereits für die Vorſtellung des Zuſchauers in dichteriſcher Geſtaltung vorhandenen Inhalt, welche Erinnerung ſowohl die Entwicklung der Handlung wie die Zeichnung der Charaktere in ganz konkreter Form zur Vorausſetzung hat — und nicht etwa durch das Textbuch ſelbſt oder gar durch die dazu komponirte Muſik — füllen ſich jene Lücken unter dem Beiſtand der an die Anſchauung ſprechenden Scenerie in bequemer Weiſe aus, ſo daß immerhin der, wenn auch abgeblaßte, Schein einer Einheit und damit die Möglichkeit einer Art von Verſtändniß entſteht. Von wie großer Bedeutung jene der Oper an ſich als muſikaliſchem Drama gänzlich fremden Elemente der Wirkung ſind, geht ſchon daraus hervor, daß ſelbſt die wenigen und ziemlich bedeutungsloſen Worte, welche die meiſten Textbücher dem Verſtändniß darbieten, im Geſangsvortrage ſelbſt nicht nur meiſt ziemlich unverſtändlich geſprochen werden, ſondern daß man auch wenig Werth darauf legt, ſie zu verſtehen, wenn nur der Geſang ſelbſt das Ohr befriedigt.

Wie ſelbſtverſtändlich eigentlich dieſer Mangel an Verſtändlichkeit des den Geſängen untergelegten Wortinhalts betrachtet wird, dafür liefert die wahrhaft naive Einrichtung einen merkwürdigen Beweis, daß die Zuhörer, die etwas mehr als bloße Töne, nämlich auch die weſentlich zur Verſtändlichkeit der Handlung führenden Worte hören wollen, überhaupt auf Textbücher angewieſen ſind. Wäre die Oper auch ihrem Wortinhalt nach verſtändlich, ſo fiele ja die Nothwendigkeit des Textbuches überhaupt fort. Naiv aber nenne ich dieſe Einrichtung, theils weil ſich darin der völlige Mangel des Bewußtſeins darüber abſpiegelt, daß durch die Nothwendigkeit, in das Textbuch zu blicken, um den

objektiven Handlungsinhalt der Oper zu verstehen, nicht nur die Illusion nothwendig gestört wird, theils weil darin das Eingeständniß liegt, daß das episch-dramatische Element ganz wo anders als in dem Antheil zu suchen ist, welchen die Musik an der künstlerischen Wirkung der Oper besitzt. Vergleicht man überdies den Inhalt dieses für das Verständniß so nothwendigen und trotz alledem elenden Nothbehelfs, welchen man „Textbuch" nennt, mit dem Inhalt der Dramen, nach welchem derselbe in mehr oder weniger trivialer Weise zusammengestoppelt ist, etwa das Textbuch zum „Tell" von Rossini mit dem gleichnamigen Schiller'schen Drama, das zum „Othello" mit der Shakespeare'schen Tragödie, das zur „Margarethe" von Gounod, der aus dem Goethe'schen „Faust" eine ganz gewöhnliche französische Grisettennovelle gemacht hat, mit diesem, in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele hinabtauchenden, philosophisch-dramatischen Gedicht, so hieße es in der That die Würde des echten Dramas mit Füßen treten, wenn man sich auch nur auf eine Prüfung ihres respektiven poetischen Werths, geschweige denn ihrer dramatischen Bedeutung einlassen wollte[16]).

Wollte man aber darauf hinweisen, daß es ja in der Oper vor allen Dingen auf die Musik und in zweiter Linie erst auf den Text dazu ankomme, und soll mit diesem ganz berechtigten Einwurf etwa behauptet werden, daß das, was dem Textbuch an dramatischem und überhaupt poetischem Inhalt und innerem Zusammenhang mangelt, durch die Musik ersetzt werden könne, so liegt der innere Widerspruch solcher Behauptung klar am Tage. Denn da eingestandener Maaßen, neben der durch die Scenerie angedeuteten dramatischen Situation, vor Allem eben das Textbuch, so wenig sein Inhalt bedeuten mag, zum Verständniß der Handlung und der Charaktere unbedingt nothwendig ist, wie soll die Musik, welche hinsichtlich ihrer episch-dramatischen Verständlichkeit eben auf die Scenerie und die dramatische Situation angewiesen ist, ihrerseits im Stande sein, die Lücken der Verständlichkeit auszufüllen? —

Werfen wir jetzt einen Blick auf die realen musikalischen Formen, welche die Oper für diesen, wie gezeigt, sich selbst widersprechenden Zweck verwendet, und zwar zunächst diejenigen, welche einen episch-musikalischen Charakter zu haben prätendiren. Im Grunde ist nur eine einzige dahin zu rechnen, das Recitativ nämlich, und gerade diese zwischen melodisirter und gesprochener Rede in der Mitte liegende Zwitterform besitzt, wie schon bemerkt, solchen Charakter immer nur insoweit, als sie sich von der Melodisirung entfernt, um sich der bloßen Deklamation zu nähern: dies bedeutet aber Nichts Anderes, als daß die Tonsprache ihre specifische Natur in demselben Grade zu verleugnen genöthigt ist, als sie den Schein epischen Inhalts annehmen will. Wenn daher das Recitativ sich auf diese seine eigentliche deklamatorische Bestimmung, faktische Mittheilungen irgend welcher Art einzuflechten, nicht beschränkt, sondern auch Gefühlsäußerungen selbst auszudrücken versucht (was vielfach vorkommt), so ist dies entschieden als ein Mißbrauch dieser Form schon deshalb zu betrachten, weil sie sich dadurch die Wirkung der viel substanzielleren und für den lyrischen Stimmungsausdruck allein geeigneten Arienform anmaßt. Außerdem liefert dieser Mißbrauch, mag er auch als solcher durch die Gewöhnung an einmal hergebrachte Formen nicht mehr gefühlt werden, nur einen neuen Beweis für die Willkür, welche, hinsichtlich der Verbindung von Ton und Wort, überhaupt der musikalischen Kompositionsweise der Oper anhaftet.

Wenn nun die Arie, ihrer wesentlich lyrischen Natur halber, überhaupt nicht, das Recitativ aber nur durch die deklamatorische, d. h. unmelodische Seite seiner Zwitternatur die Fähigkeit epischer Darstellung besitzen, so wäre noch zu fragen, ob die verschiedenen, der Oper eigenthümlichen Formen des polyphonen Gesanges, die Duetts, Trios, Chöre u. s. f., etwa durch die inneren Beziehungen theils harmonischer, theils gegensätzlicher Art, welche dabei zwischen den einzelnen kollidirenden Stimmen zum Ausdruck gelangen, eine epische Bedeutung zu gewinnen vermöchten. Hierauf

ist zu antworten, daß, wenn dieselben eine andere als specifisch-lyrische Bedeutung zu haben vermöchten, eine solche, da der polyphone Gesang die in die actionelle Situation verflochtenen Persönlichkeiten ja als gegenwärtig handelnde zur Voraussetzung hat, nur dramatischer Art sein könnte. Ob sie dies dramatische Gepräge wirklich besitzen und zu besitzen fähig seien, werden wir später sehen; hier ist nur die Annahme zurückzuweisen, als ob dies Gepräge epischer Art sein könnte. Zwar können sich natürlich zwei Personen in der Form von Duetts faktische Mittheilungen machen, dann aber erhält diese Form nothwendig den Charakter eines auf zwei Stimmen, die mit einander abwechseln, vertheilten Recitativs, in welchem das specifisch-tonale Element nothwendig um so mehr an musikalischem Werth verliert, je bestimmter es für den Ausdruck solcher Mittheilungen verwendet wird. Schon die an sich prosaische Natur solcher Mittheilungen widerstrebt so sehr der musikalischen Ausdrucksform, daß, wenn der Komponist trotzdem eine solche anwenden wollte, der Widerspruch gegen den Inhalt selbst in der Oper zu kraß erscheinen würde, um nicht den Eindruck affektirter Sentimentalität zu machen und eher lächerlich als gefühlvoll zu wirken. Gehen aber die alternirenden Stimmen zu harmonischer Einheit oder melodischer Wechselwirkung fort, so hört damit sofort die Möglichkeit faktischer Mittheilung auf und das Duett erhält einen durchaus lyrischen Charakter.

Es wurde oben die ausschließliche ästhetische Berechtigung der Arie als Ausdrucksform lyrischer Empfindungen in der Oper behauptet, und hier scheint es nun, als ob solche Berechtigung auch dem polyphonen Gesange, dem Duett, Terzett, dem Ensemble überhaupt zuerkannt werden solle. Dies ist jedoch so wenig der Fall, daß, je reicher in musikalischer Beziehung der polyphone Gesang sich gestaltet, er um so mehr die Fähigkeit des substanziellen Empfindungsausdrucks verliert. Einer der wenigen, nicht in einseitigen Vorurtheilen befangenen Musikgelehrten, Emil Naumann, bemerkt gelegentlich (in einem Aufsatz über den „modernen musi-

kalischen Zopf"), daß „Mozart darin einen bedeutenden Schritt über Gluck hinausgegangen sei, daß er nicht mehr wie dieser seine dramatischen Personen meist noch in der Form eines nur abwechselnden Sichaussprechens sich äußern läßt, sondern die verschiedenen dramatischen Persönlichkeiten gleichzeitig in Kontakt setzt und sie daher auch gleichzeitig sich äußern läßt". Er ist der Ansicht, daß Mozart (hiemit, sowie) „durch das von ihm eingeführte große Ensemble, in welchem die verschiedensten Personen die entgegengesetztesten Empfindungen in einem und demselben Moment ausdrücken, ohne daß der betreffende Tonsatz als künstlerisches Ganze darunter litte, die Oper bereichert habe". Das Letztere, nämlich die Bereicherung der Oper ist gewiß zuzugeben; daß aber damit „der Meister" — wie Naumann sich ausdrückt — „das dramatische Leben auf einen Gipfel gesteigert habe, welcher der Musik auf diesem Gebiet" (d. h. nämlich auf dem specifisch-dramatischen) „sogar einen Vorzug vor der Poesie einräumt" (nämlich weil im Drama die Personen nicht gleichzeitig sprechen können, ohne unverständlich zu werden!): dies ist denn doch eine etwas kühne Behauptung. Die Hinfälligkeit derselben resultirt übrigens schon aus der sich daran knüpfenden Begründung des Verfassers, nämlich aus der Ansicht, „ein solches dramatisch-musikalisches Ineinander" (besser: „Durcheinander") „verrathe uns nicht nur das, was sie" (die Personen nämlich) „gleichzeitig sagen, sondern auch das, was sie gleichzeitig fühlen, empfinden und denken" (ist dies etwas von dem „Gesagten" Verschiedenes?), „so daß wir ihnen gleichsam bis in's Herz hinein zu schauen glauben." Eine solche Wirkung ist nämlich eine pure Unmöglichkeit, und zwar einfach darum, weil das Ohr wohl die harmonisch verbundenen Theile des Ensembles eben als musikalisch harmonische percipiren kann, in keiner Weise aber im Stande ist, die in den einzelnen Stimmen sich ausdrückenden, noch dazu entgegengesetzten Empfindungen — von Gedanken zu schweigen — gleichzeitig

in sich aufzunehmen und dem bewußten Verständniß zuzuführen. Im Gegentheil: wenn das Ohr seine Aufmerksamkeit, was doch zu solchem gleichzeitigen Verständniß der Gefühls- und Gedankenäußerungen sämmtlicher Personen erforderlich wäre, auf alle mit gleichem Interesse zu richten versuchen wollte, so könnte das Resultat nothwendig nur dies sein, daß es eben keine von allen ihrem Inhalt nach sich zum Verständniß bringt. Will es also wirklich von dem Inhalt des Ensembles etwas in sich aufnehmen, so bleibt ihm nur die Wahl, ob es seine Aufmerksamkeit auf den Vortrag einer einzigen, etwa der Haupt-Person, konzentriren, oder aber alternirend bald der einen, bald der andern Person, in beiden Fällen aber immer unter Ausschließung aller übrigen, zuwenden mag. Weit entfernt davon also, daß die Musik im „Ensemble" einen „Vorzug vor der Poesie" besitze, offenbart sich darin vielmehr, dem echten Drama gegenüber, ein erheblicher Mangel derselben, insofern hier die größere Mannigfaltigkeit und die reichere Fülle der musikalischen Wirkung im umgekehrten Verhältniß zu der größeren Verständlichkeit des auszudrückenden Empfindungsinhalts steht. Ja, selbst der einfachen Arie gegenüber kann das Ensemble zwar ebenfalls auf eine reichere Wirkung Anspruch machen, weil es vor ihr das harmonische Wirkungselement des polyphonen Gesanges voraus hat; hinsichtlich der konkreten Verständlichkeit des Inhalts aber und folglich auch hinsichtlich der größeren Intensität der Gefühlswirkung, welche wesentlich auf der Einheitlichkeit der ausgedrückten Stimmung beruht, steht das Ensemble entschieden gegen die einfache Arie zurück. Denn in der letzteren wird der Zuhörer nicht, wie dort, durch Inanspruchnahme seiner Aufmerksamkeit auf die zum Theil entgegengesetztesten Empfindungsausdrücke, denen er vergeblich zu folgen versucht, zerstreut und vermag sich daher mit ungetheiltem Interesse dem Inhalt des Gesanges hinzugeben. Die Verschiedenheit beider Arten von Wirkungen, dort der extensiv reicheren Fülle, hier der intensiv größeren

Kraft und Tiefe des Ausdrucks, reducirt sich, wenn man sie genauer in's Auge faßt, lediglich darauf, daß die musikalische Wirkung des Ensembles einen sinnlicheren, die der Arie einen ideelleren und deshalb auch idealeren Charakter hat.

Was die einfacheren Formen des polyphonen Gesanges, das Duett, Terzett u. s. f. betrifft, so nähern sie sich um so mehr der Wirkung der Arie, je weniger, dagegen der des Ensembles um so mehr, je mehr Stimmen dabei betheiligt sind; das Duett ist deshalb nicht nur verständlicher, sondern auch von inhaltlich bedeutenderer Wirkung als das Trio u. s. f. Denn je mehr das harmonische Element das melodische überwiegt, desto stärker herrscht die sinnlich-ästhetische Wirkung vor der ideellen vor; ähnlich wie wenn beim Gemälde die harmonische Farbenwirkung eine größere sinnliche Kraft und Bedeutung besitzt als die des ideellen Inhalts der Komposition, welcher sich in der Zeichnung ausspricht. Aber allerdings, wie beim Bilde, als Produkt der Malerei im specifischen Wortsinne, denn doch die Farbe, zwar nicht das wesentlichste, aber das charakteristischste Element ist, und wie die specifische Schönheit des „Gemäldes" als eines solchen hinsichtlich seiner rein ästhetischen Wirkung vornehmlich in dem Glanz des Kolorits und der Harmonie der Gesammttönung liegt, ebenso beruht die specifische Schönheit der musikalischen Komposition hauptsächlich in der von allem sonstigen, durch das verständige Wort auszudrückenden Inhalt unabhängigen, rein ästhetischen Formenwirkung. Aber damit wird immer nur ein neuer Belag für die obige Behauptung geliefert, daß, sofern der musikalische Ton eine ganz selbstständige, außerhalb seiner Verbindung mit dem poetischen Wort sogar bedeutendere, Wirkungskraft besitzt als in solcher Verbindung, eben diese Verbindung nur äußerlicher, nicht organischer Natur sein kann. Es ist mithin thatsächlich ganz richtig, was Naumann (freilich fälschlich als einen Vorzug der Musik vor der Poesie) hervorhebt, daß „der betreffende Tonsatz als künstlerisches Ganzes durchaus nicht darunter leidet, wenn von den ver-

schiedensten Personen die entgegengesetztesten Empfindungen in einem und demselben Moment ausgedrückt werden;“ allein daß dies überhaupt möglich ist, beweist eben nur, daß der Tonsatz als „künstlerisches Ganzes“ in seiner ästhetischen Wirkung ganz und gar unabhängig ist von seinem Empfindungs- und Gedankeninhalt, weil dieser seinerseits als künstlerisches Ganzes absolut nicht zu percipiren ist — selbst wenn er ein solches wäre. Er ist aber gar nicht einmal ein künstlerisches Ganzes, weil er eingestandener Maaßen aus einem Konglomerat von möglicherweise gänzlich differenten, ja entgegengesetzten Inhalten besteht, die mit einander im Widerspruch stehen und daher, statt sich organisch zu einem Ganzen zu verbinden, vielmehr einander aufheben müssen. Es offenbart sich also auch in dieser von Naumann mit Recht gerühmten Eigenschaft des Ensembles (und dies gilt in geringerem Grade auch von den einfacheren Formen des polyphonen Gesanges), nämlich der musikalischen Wirkung einen größeren Reichthum und eine mannigfaltigere Schönheit zu verleihen, wiederum nur in unverkennbarer Weise der Mangel an organischer Einheit zwischen Wortinhalt und musikalischer Formengebung. Es ist merkwürdig und liefert einen schlagenden Beweis für die Macht der Gewöhnung an das Hergebrachte, daß man dieselbe Form der Darstellung, welche man in dem eigentlichen Drama als Widersinn und Abgeschmacktheit perhorresciren würde, nämlich daß 2—8 Personen gleichzeitig und zwar ganz Verschiedenes reden, in der Oper, die ja auch ein Drama sein will, als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet, nämlich daß so viele Personen gleichzeitig singen, obschon hier zu dem differenten Wortinhalt noch andere, die Aufmerksamkeit erfordernde Elemente hinzutreten, nämlich einerseits die Verschiedenheit des musikalischen Ausdrucks in den Gesängen, andererseits die Wirkung der begleitenden Orchestermusik, wodurch die Schwierigkeit einer nach so verschiedenen Seiten in Anspruch genommenen Perception sich noch verdreifacht, d. h. thatsächlich zur Unmöglichkeit wird. In

Summa: es ist eine leere Selbsttäuschung, wenn der Zuhörer vermeint, durch das Ensemble und den polyphonen Gesang überhaupt eine andere Befriedigung als die rein formal-ästhetische einer harmonischen Wirkung gesungener und gespielter Musik zu erhalten.

Aber selbst bei den einfacheren Formen des polyphonen Gesanges kommen endlich noch Momente in Betracht, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, weil sich auch in ihnen die Inkommensurabilität von musikalischem Ton und poetischem Wortinhalt, und zwar auf ziemlich drastische Weise, abspiegelt: z. B. die vielfach in den Opern, selbst der berühmtesten Komponisten, vorkommende, musikalisch sehr wirksame Duettform, welche die verschiedenen Gefühlsinhalte theils in harmonischer Verbindung und gleichzeitig, theils alternirend, aber in wesentlich identischer Melodieform zum Ausdruck bringt. Die Differenz in musikalischer Beziehung beruht hier im Grunde nur in der Verschiedenheit der Tonhöhe und damit auch der Klangfarbe der Stimmen, also lediglich in quantitativen, bezw. materiellen Wirkungsmomenten. Unter den zahlreichen Beispielen mag hier nur eins als Belag angeführt werden, welches dem anerkanntermaßen großartigsten und schönsten Opernwerke, dem „Don Juan" von Mozart, entnommen ist, nämlich das Duett zwischen „Don Juan" und „Zerline". Wenn es, wie hier, möglich ist, in dieselbe wesentlich identische Melodie, deren wunderbarem Reiz sich Niemand, der überhaupt musikalische Empfindung besitzt, entziehen kann, zwei vollkommen entgegengesetzte Gefühlsinhalte einzuschließen: dort kühnes Begehren — hier zaghafte Zurückhaltung, dort leidenschaftliches Drängen seitens Don Juans, ihm zu folgen — hier ängstliches Herzklopfen und schüchternes Versagen Zerlinens (denn die Melodie zu: „Nein, nein, ich darf's nicht wagen, mein Herz warnt mich dafür" stimmt genau mit der zum ersten Satz Don Juans: „Reich mir die die Hand, mein Leben, komm' auf mein Schloß mit mir" u. s. f. überein): ich sage, wenn solche Identität der Melodie bei zwei

gänzlich einander entgegengesetzten Empfindungsinhalten überhaupt möglich ist, ohne daß, wie Naumann sich ausdrückt, „der betreffende Tonsatz als künstlerisches Ganzes darunter irgendwie leidet", so weiß ich in der That nicht, worin man dann noch eine organische Verbindung zwischen Ton und Wortinhalt finden will; denn entweder kann diese identische Melodie (wenn überhaupt einem von beiden) nur dem einen oder aber nur dem andern Gefühlsinhalt adäquat sein; beiden zugleich aber adäquat zu sein vermag sie deshalb nicht, weil eben die Inhalte einander völlig widersprechen. Vielleicht wird man à la Naumann gerade hierin einen Beweis nicht nur für das geniale Kompositionstalent Mozart's, sondern auch für die außerordentlich vielseitige Ausdrucksfähigkeit der Musik überhaupt finden wollen: ich meinerseits gestehe, aus Gründen einfacher Logik, daß ich in solcher Dehnbarkeit des Empfindungsausdrucks nur einen weiteren Beleg für die Unabhängigkeit der musikalischen Formenwirkung überhaupt von dem poetischen Gefühlsinhalt, d. h. für den Mangel an organischer Einheit von Ton und Wort, zu erkennen vermag.

3. Hiemit können wir die Betrachtung über den angeblichen inneren Zusammenhang zwischen dem poetischen Wortinhalt der Oper und den ihr beigelegten musikalischen Ausdrucksformen *lyrischen* und *epischen* Charakters abschließen, um zu der dritten Frage uns zu wenden, ob die Musik in der Verbindung mit dem Wort zu einer *dramatischen* Ausdrucksfähigkeit gelangen könne? — Denn daß sie hiezu *ohne* solche Verbindung nicht im Stande ist, habe ich bereits in der ersten Abtheilung dieser Untersuchung gezeigt.

Es ist nun zwar schon von vorn herein zu vermuthen, daß, wenn die Musik eine organische Verbindung mit dem ihr viel näher liegenden epischen Inhalt — nämlich im Recitativ — nur durch relatives *Aufgeben ihres specifisch-musikalischen Charakters* eingehen kann, während sie sich mit einem dargebotenen *lyrischen* Inhalt, der ihrem Wesen noch am konformsten ist, nur

in der Arienform, unter Ausschluß der gegen einen substanziellen Empfindungsinhalt indifferenten Figurationen derselben, organisch verbinden kann —, sie dann noch viel weniger sich für die tonale Gestaltung eines dramatischen Inhalts eignen könne. Prinzipiell ist diese Vermuthung auch schon durch die Aufzeigung des absoluten Widerspruchs zwischen dem Wesen des „Dramatischen", als der anschaulichen Darstellung von Handlungen und Charakteren, mit dem Wesen der Musik, als der Sphäre des rein subjektiven Empfindungsausdrucks abstraktesten Inhalts, bestätigt; und es erübrigt nur, diesen principiellen Widerspruch auch thatsächlich an den verschiedenen als „dramatisch" geltenden Formen der Opernmusik nachzuweisen. Diese Forderung führt uns abermals auf die schon unter einem andern Gesichtspunkt betrachteten Formen der Arie und des polyphonen Gesanges zurück, sowie zu der weiteren Frage, ob etwa in der theils begleitenden, theils die Lücken zwischen den Gesängen ausfüllenden Instrumentalmusik der Oper solche dramatische Bedeutung liegen könne. Denn dies ist von vorn herein, um jeder Selbsttäuschung über die wirklichen Ursachen einer dramatischen Wirkung der Oper zu entgehen, ausdrücklich zu betonen, daß bei dieser Frage von jeder Mitwirkung mimischer und scenischer Hilfsmittel zu abstrahiren ist, wenn die specifische Ausdrucksfähigkeit der poetisch-musikalischen Form bestimmt werden soll.

Was zunächst die Arienform betrifft, so wird sie zwar, trotz ihrer lyrischen Natur, oft mit einem dramatischen Wortinhalt verbunden und so mißbräuchlicher Weise zur Andeutung dramatischer Beziehungen verwendet, natürlich ohne daß solche Beziehungen sich in ihrer musikalischen Form abspiegeln können; denn dies liegt eben außerhalb der Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit. Daraus entsteht zwischen Form und Inhalt ein Widerspruch, der unter Umständen selbst dem gegen mancherlei andern, uns von der Oper aufgetischten Unsinn abgehärtetsten Gewohnheitsmenschen mitunter ein Kopfschütteln abnöthigt. Um durch ein Beispiel, wozu sich

in vielen Opern Seitenstücke finden lassen dürften, diesen Widerspruch zu illustriren, stelle man sich vor, der Heldentenor habe eine Arie zu singen, worin er seine Besorgniß über die ihm verloren gegangene Geliebte — sie sei etwa in's Wasser gestürzt oder von Räubern entführt worden — sowie seinen Entschluß, sie zu retten, auszusprechen hat. Im wirklichen Drama würden wenige Worte des Helden genügen, um ihn sofort zur Handlung, d. h. zur dramatischen Ausführung des Entschlusses, schreiten zu lassen; davon kann natürlich in der Oper nicht die Rede sein, denn was sollte sonst aus der Arie, d. h. aus der Schönheit des Gesanges, auf die es denn doch dem Heldentenor am meisten ankommen muß, werden? So muß er denn schon, trotz der Gefahr im Verzuge, noch eine Zeitlang auf der Bühne stehen bleiben, um zu singen: „O, grausames Schicksal, das dich mir geraubt, o, grau .... sames Schick ... sal, das dich mi .... r geraubt, o grau ... sames, grausames Schicksal, das dich mi .... r geraubt! ... Ich eile, ei .... le, Ge—liebt ... e, ich eile, Dich zu ret .. .. ten, Geliebte, Gelie .... iebte, Dich zu retten! o grau ... sames .... u. s. f. etwa 2—5 Minuten lang, wobei dem braven Heldentenor der jedem vernünftigen Menschen sich aufdrängende Gedanke durchaus ferne liegt, daß alle diese Wiederholungen, Cadenzen und Triller gerade das verhindern müssen, was der Wortinhalt des Gesanges ausdrückt, weil inzwischen seine Geliebte längst ertrunken, bezw. über alle Berge gebracht sein dürfte. Dergleichen Reflexionen liegen ihm aber deshalb fern, weil er sowohl wie das Zuhörerpublikum ja recht gut wissen, daß dieser Wortinhalt im Grunde nur Spaß, das Ernsthafte dagegen lediglich der schöne Gesang ist. Macht also dieser nur seine gehörige Wirkung, so ist Alles erreicht, was billiger Weise von einer Opernarie zu verlangen ist; ja, das gute Publikum unterstützt wohl noch, ohne die Ironie darin zu merken, den Widerspruch durch Da-Capo-Ruf, so daß der brave Heldentenor, der nun endlich (wiewohl freilich zu spät) zur Ausführung des so herrlich angekündigten Entschlusses

ſchreiten möchte, genöthigt iſt von Neuem zu beginnen: „O grauſames . . .“ u. ſ. f. — Nichts kennzeichnet übrigens die ſtillſchweigend von Allen anerkannte Zuſammenhangsloſigkeit zwiſchen Wortinhalt und Geſang in der Oper beſſer als überhaupt ſolch' Dacaporuf, auch wo er nicht den Widerſpruch in ſo flagranter Weiſe unterſtützt, wie in dem angeführten Beiſpiel; denn jedes derartige Verlangen, einen Geſang zu wiederholen, muß unausbleiblich den organiſchen Zuſammenhang der Handlung aufheben und zerſtört folglich die ohnehin mit Mühe aufrecht zu erhaltende Illuſion einer dramatiſchen Entwicklung. Man braucht, um von der darin liegenden Ironie gegen die Einbildung, als ob es ſich in der Oper um ein wirkliches Drama handele, eine klare Vorſtellung zu gewinnen, ſich nur die Möglichkeit zu vergegenwärtigen, daß bei der Aufführung einer Shakespeariſchen Tragödie, z. B. im „Richard III“ oder „Othello“, einer der Zuſchauer auf den Einfall käme, den die Titelrolle vertretenden Schauſpieler, etwa nach dem Vortrage eines Monologs, durch Dacaporuf aufzufordern, denſelben zu wiederholen. Allgemeine Entrüſtung würde ſolchem Attentat auf die Einheit der dramatiſchen Handlung gegenüber nicht nur aus dem Zuſchauerraum, ſondern wahrſcheinlich auch von der Bühne herab die Antwort ſein. In der Oper findet man dergleichen Widerſinn ganz ſelbſtverſtändlich; und der Grund davon iſt einfach der, daß, weil ſie eben ſelber der verkörperte Widerſinn iſt, ein partieller Widerſinn in ihr gar nicht mehr als ſolcher empfunden wird. — Aehnlich und womöglich noch widerſinniger iſt die auch vorkommende „Einlage von Arien“, die gar nicht in die Oper hineingehören oder gar von Ballets, und mehr dergleichen an ſich unſinnige, in der Oper aber, durch die Gewöhnung an hergebrachte Formen, ganz gebräuchliche Dinge, die im echten Drama ganz undenkbar wären.

Im polyphonen Geſange ſind ſo auffallende Widerſprüche nur deshalb ſeltner oder doch weniger fühlbar, theils, weil ſie durch die dramatiſche Wirkung des gleichzeitigen Erſcheinens der

in actioneller Beziehung zu einander stehenden Personen auf der Bühne verdeckt werden, theils weil sich unwillkürlich diese mit dem Gesange selbst nur äußerlich verbundene dramatische Wirkung für die Empfindung auf den Gesang selbst überträgt; in Wahrheit haftet sie aber durchaus nicht an diesem, sondern lediglich an den erwähnten mimisch-dramatischen und scenischen Elementen. Wenn als Einwand dagegen auf den Unterschied zwischen dem Vortrag und der Wirkung des Gesanges auf der Bühne und dem rein lyrischen Gesange, z. B. in Koncerten, hingewiesen wird, so ist allerdings zuzugeben, daß der Gesang von Personen, die sich dem Zuschauer — ich sage absichtlich Zuschauer, nicht Zuhörer — als individuelle Charaktere in konkreter Bestimmtheit präsentiren, nothwendig auch hinsichtlich seiner specifisch-musikalischen Natur einen prägnanteren, die Empfindung schärfer accentuirenden und daher lebendigeren Charakter besitzt als der reine lyrische Gesang: und dies prägnantere Gepräge des polyphonen Bühnengesanges ist das, was von den Musikern und Musikästhetikern gewöhnlich unter „dramatischem Gesange" verstanden wird. Aber dieser Unterschied wurzelt doch wesentlich nur darin, daß der rein lyrische Gesang ganz allgemein-menschliche Empfindungen, die eben Allen (nicht blos bestimmten Personen) angehören, ausdrückt und deshalb auch seiner Trägern einen blos repräsentativen, gleichsam abstrakten Charakter verleiht, während der „dramatische" Gesang Empfindungen bestimmter Persönlichkeiten, die mit einander in aktuellen Kontakt treten, schildert; aber was er schildert, ist dennoch immer nur die Empfindung, welche dadurch, daß sie durch jenen aktuellen Kontakt konkreter erscheint, nicht aufhört Empfindung, d. h. lyrischer Natur zu sein. Wenn daher Duetts, Trios, Chöre u. s. f., die einer Oper entnommen, also ursprünglich für die dramatische Aufführung bestimmt sind, in Koncerten vorgetragen werden, so verlieren sie durch die verschiedene Behandlung und Wirkung sogleich auch ihren dramatischen Charakter, oder bewahren ihn doch nur scheinbar für die Vorstellung, näm-

lich durch die Erinnerung des Zuhörers — jetzt sage ich absichtlich Zuhörer — an das, was er in der betreffenden Opernvorstellung geschaut hat. Wollten daher die Koncertsänger, die hier durchaus nicht als die Repräsentanten der dramatischen Charaktere, sondern lediglich, wie beim Vortrage eines Liedes, als Träger des subjektiven Empfindungsausdrucks der Musik fungiren, sich darauf einlassen, solche Opernarien, Duetts u. s. f. in ihrer dramatischen Wirkung wiederzugeben, statt ausschließlich die formell-ästhetische Seite der rein musikalischen Wirkung des Tonstücks als Objekt ihrer künstlerischen Leistung zu berücksichtigen — wollten sie also den Vortrag etwa mit mimischen Bewegungen begleiten, um ihn auch dramatisch verständlich zu machen, so würde dies von den Zuhörern sofort als geschmacklose Affektation empfunden werden. Hieraus geht aber mit Evidenz hervor, daß nicht in der Musik als solcher, auch nicht in ihrer Verbindung mit dem poetischen Wortinhalt — denn dieser ist bei solchen Koncertvorträgen bekannter Maßen nicht nur Nebensache, sondern thatsächlich meist wenig oder gar nicht verständlich — sondern ausschließlich in jenen mit ihr äußerlich verbundenen actionellen und sceniſchen Elementen der bühnenmäßigen Darstellung die Ursache zu suchen ist, welche dem polyphonen Gesang der Oper den Anschein dramatischen Charakters verleiht.

Wir haben bisher bei der Frage nach der dramatischen Ausdrucksfähigkeit der Musik in ihrer Verbindung mit einem poetischen Wortinhalt hauptsächlich nur die Musik ins Auge gefaßt; werfen wir jetzt einen Blick auf das andere Element dieser Verbindung, nämlich auf die Natur dieses poetischen Wortinhalts, um zu untersuchen, von welcher Art derselbe sein müsse, um die Inkongruenz gegen seine musikalische Verwerthung in der Oper am wenigsten fühlbar zu machen; mit andern Worten: versuchen wir, aus rein ästhetischem, im Wesen der Musik selbst begründetem Gesichtspunkt, die Frage zu beantworten, welche Art von Opern-Sujets sich, wenn überhaupt, noch am naturgemäßesten

mit der Musik verbinden lassen möchten. Gänzlich wird die Differenz zwischen Ton und Wort in der musikalisch-poetischen Operndichtung natürlich sich niemals aufheben lassen, weil sie eben durch die differente Natur der beiden Elemente bedingt ist; allein ebenso natürlich ist, daß nicht alle Süjets jene Differenz auf gleich starke Weise fühlbar machen werden. Am sichersten dürften wir bei dieser Untersuchung dadurch an's Ziel gelangen, daß wir zunächst nach denjenigen Süjets forschen, in denen sich die Differenz zwischen Ton und Wort und damit der innere Widerspruch zwischen dem musikalischen und dichterischen Element in der Oper am stärksten fühlbar macht. Haben wir diese aufgefunden, so ergiebt sich als logische Konsequenz daraus, daß die Süjets entgegengesetzter Natur die der Operndichtung angemessensten und darum auch nothwendiger Weise wirksamsten sein müssen.

Die hier aufgeworfene Frage ist, wenigstens im Princip, bereits früher beantwortet: da nämlich das Wesen des Dramatischen in der Darstellung handelnder, entweder thatsächlich der Wirklichkeit angehörender, d. h. historischer, oder doch solcher Charaktere beruht, welche als der Wirklichkeit angehörig vorgestellt werden, das Wesen der Musik dagegen sich nur auf den Ausdruck allgemein-menschlicher Seelenstimmungen beschränkt, so folgt mit Nothwendigkeit, daß alle Stoffe, die speciell jenes Gepräge objektiver Realität besitzen, am wenigsten für musikalische Verwerthung geeignet sein können. Dieser Fall liegt nun in der sog. „*großen historischen Oper*" vor. Zwar ist auch sie genöthigt, den poetischen Wortinhalt des zu Grunde gelegten dramatischen Handlungsstoffs gleichsam in's Lyrische zu übersetzen, d. h. in eine Reihe von ganz lose oder auch gar nicht zusammenhängenden „Partien" — Arien, Duetts, Trios, Chören, Recitativen u. s. f. — aufzulösen, die, wenn man von der Musik dazu abstrahirt, d. h. sie nur vom dichterischen Standpunkt betrachtet, einen ähnlichen Eindruck machen, wie etwa einzelne Stücke einer zerschlagenen Marmorstatue, welche man von ungeschickten Händen in lückenhafter

und ganz unorganischer Weise hat wieder zusammenflicken lassen. Namentlich fällt, wie schon früher bemerkt, dieser Mangel an organischem Zusammenhang bei der Vergleichung der Textbücher solcher Opern, die nach berühmten Dramen fabricirt sind, mit dem Inhalt dieser Dramen selbst auf. Aber nicht nur diese Zusammenhangslosigkeit und Lückenhaftigkeit ist die Folge der nothwendigen Lyrisirung — um diesen Ausdruck zu brauchen — des dramatischen Handlungsstoffs, sondern eine noch viel schlimmere Konsequenz dieses Verfahrens beruht in der unausbleiblichen Trivialisirung des poetischen Gedankeninhalts, da Alles, was die Entwicklung des dramatischen Stoffs über die bloße Schilderung von Empfindungen hinaus besitzt, sich dabei nothwendig verflüchtigen muß. Wenn daher manche Komponisten, in richtiger Erwägung dieser nicht zu vermeidenden Trivialisirung des Wortinhalts, von vorn herein solche Stoffe gewählt haben, die nicht erst trivialisirt zu werden brauchten, weil sie es hinlänglich an sich schon waren, so ist ihnen hieraus am allerwenigsten, wie geschehen, ein Vorwurf zu machen; im Gegentheil thaten sie dies offenbar aus dem ganz richtigen instinktiven Gefühl, daß, da sich die Sache selbst nicht vermeiden ließ, sie wenigstens nicht dadurch noch auffälliger gemacht werden dürfe, daß sie Themata von allzu schwer in's Gewicht fallendem Handlungs- und Gedankeninhalt wählten. (Vergl. die citirten Beispiele in Anm. 15 bis 17.)

Letzterer Fehler haftet nun aber grade der „großen historischen Oper" in hohem Grade an: dies und die absolute Unvereinbarkeit des musikalischen Ausdrucks mit der Darstellung eines der Realität angehörigen objektiven Anschauungs- und Handlungsinhalts rechtfertigen gerade ihr gegenüber die früher citirte, etwas unhöfliche Definition Müllner's, die Oper sei ein „Rührei von Kunst und Unsinn", wobei natürlich das Element der Kunst auf die Musik, der Unsinn auf den poetischen Wortinhalt fällt.

Es muß, denke ich, jedem Unbefangenen einleuchten, daß, da einmal die Nothwendigkeit einer „Lyrisirung", d. h. Entdramati-

sirung des dramatischen Stoffs, um ihn dem an sich undramatischen Charakter der Musik konform zu machen, in der Operndichtung nicht zu vermeiden ist, es doch sehr wunderbar wäre, wenn aus solcher Verbindung zweier undramatischen Elemente ein dramatisches Produkt hervorgehen könnte. Es liegt an sich schon etwas durchaus Unnatürliches darin, Gedanken und Empfindungen, die sich naturgemäß in Worte kleiden, um sich verständlich zu machen — zu *singen*; den Gipfel der Unnatur aber erreicht diese Form des Ausdrucks, wenn es sich um Gedanken und Empfindungen von *historischen* Personen handelt, die doch als wirkliche zur Anschauung gebracht werden sollen. Am deutlichsten empfindet man das Naturwidrige darin, wenn man Männer von scharf ausgeprägter Individualität, namentlich ernstheroischen, bezw. düsteren Charakters, die gerade für das echte Drama den dankbarsten Stoff abgeben, wie Philipp II., Alba, Wallenstein, Attila, Wilhelm von Oranien, Friedrich II., Napoleon — als singende Opernfiguren sich vorstellt; eine solche Vorstellung hat etwas so Komisches, es liegt darin eine so grausam-naive Selbstironisirung der Oper hinsichtlich ihrer „dramatischen" Wirkung, daß nur die Macht der Gewöhnung an hergebrachte Formen es erklärt, wenn ganz verständige Menschen, ohne die Miene zu verziehen, es mit anhören können, wenn Rossini seinen „Tell" seinen „Geßner" und vice versa anfingen läßt, da doch die Vorstellung, es hätte dies in der Wirklichkeit stattfinden können, bis zur Absurdität lächerlich erscheint. Dabei wollen wir ganz unberücksichtigt lassen, *was* er sie singen läßt! Voltaire, glaub' ich, war's, der über dergleichen Widersinn einmal die Bemerkung machte: „Was zu unsinnig ist, um gesprochen zu werden, das läßt man auf der Bühne singen." — Indeß, um dem Verstand der Opernbesucher nicht zu nahe zu treten, muß billiger Weise hinzugefügt werden, daß der Zuhörer zu solchen Reflexionen über die Unnatur der Oper und folglich zu dem Eindruck der darin liegenden Absurdität überhaupt nicht gelangt, und zwar deshalb nicht, weil er im Grunde seines

Herzens von vorn herein weiß und fühlt, daß es sich bei der ganzen Darstellung wenig oder gar nicht um die gesungenen Worte, sondern thatsächlich nur um die gesungenen Worte, d. h. um den Gesang als solchen, handelt. Befriedigt dieser, gewährt überhaupt die Musik einen dem Ohr wohlgefälligen Eindruck, und kommt zu diesem ästhetischen Eindruck noch eine die sinnliche Schaulust erregende und befriedigende Pracht der scenischen Ausstattung, der Kostüme u. s. f. hinzu, so hat man so ziemlich alle Ingredienzien beisammen, welche den wesentlichen Inhalt der beabsichtigten Wirkung ausmachen: Alles Uebrige, namentlich aber der „poetische" Wortinhalt, erscheint dem gegenüber so sehr als Nebensache, daß der Zuhörer sich meist auch wenig Mühe giebt, ihn zu verstehen, selbst wenn er ein Textbuch besitzt.

Es ist daher auch leicht erklärlich, daß man dem den „historisch-dramatischen" Charakter des Helden repräsentirenden Sänger Fehler, die man dem dramatischen Schauspieler am allerwenigsten verzeihen würde, nämlich hölzerne Bewegungen und ausdruckslose Mimik, gern nachsieht, wenn er nur eine gute Stimme und eine gute „Schule" hat und beides gut zu gebrauchen weiß. Ja, eine Nachsicht nach dieser Seite hin ist schon deshalb für den Sänger zu verlangen, weil das Singen ohnehin durch das fortwährende, ebenfalls unnatürliche Aufreißen des Mundes und die sonstige Anstrengung, welche es den Brust- und Halsmuskeln auferlegt, sowohl die charakteristische dramatische Bewegung wie namentlich die mimische Charakterisirung der Gesichtszüge wesentlich beeinträchtigt, wenn nicht unmöglich macht. Daß aber freilich selbst in diesen nothwendig mit dem Singen verbundenen, obwohl nur äußerlichen Konsequenzen abermals ein Beweis für die gänzlich undramatische Natur der Oper liegt, ist nicht abzustreiten. In Wahrheit, man möchte sagen, Komponist, Sänger und Zuhörer betrügen sich nicht nur jeder selber, sondern auch gegenseitig, wenn sie von der Oper die Wirkung eines musikalischen Dramas erwarten zu dürfen glauben.

Um nun diese Selbsttäuschung, deren Verkörperung die Oper ist, einigermaßen zu verhüllen, so daß sie annäherungsweise den äußeren Schein dramatischer Entwicklung aufrecht erhält, sucht man sie wenigstens in ihrem Exterieur dem echten Drama möglichst konform zu machen, indem man ihr nicht nur eine ähnliche, oder wo möglich noch glänzendere und realistischere scenische Ausstattung verleiht, sondern auch die dem Drama entnommene ökonomische Eintheilung in Akte und Scenen auf sie überträgt. Aber dieser doppelte Apparat, welcher bei dem echten Drama aus seinem inneren Wesen als nothwendige Konsequenz hervorgeht und bei ihm durchaus organische Bedeutung besitzt, muß bei der Oper eine rein äußerliche Zuthat bleiben, die mit ihrem eigentlichen Inhalt, nämlich der musikalischen Wirkung, nicht das Geringste zu thun hat, ja mit ihm meist in Widerspruch steht. Bei der scenischen Ausstattung liegt der Widerspruch ohne Weiteres auf der Hand, da sie lediglich auf die Anschauung berechnet ist, womit die Musik schlechterdings keinen andern Berührungspunkt besitzt als höchstens den der Naturtonnachahmung, während der Wortinhalt des Dramas sich unmittelbar an die objektive Vorstellung und folglich, wenn auch indirekt, ebenfalls an die Anschauung wendet. Aber auch die Eintheilung in Akte und Scenen ist, obwohl sie scheinbar mit dem poetischen Wortinhalt der Oper in Verbindung steht, nur äußerliche Maske; denn diese Eintheilung beruht durchaus nicht auf jener festen innerlichen Gliederung, welche im echten Drama sich als nothwendige Form der Entwicklung des dramatischen Charakters in Spiel und Gegenspiel der Handlung offenbart, und ist in der Oper schon deshalb eine Unwahrheit, weil die Bestandtheile des durch das Textbuch repräsentirten dramatischen Handlungsstoffs sammt und sonders zusammenhangslose Bruchstücke von durchaus undramatischer, weil specifisch lyrischer, bezw. recitativisch-epischer Natur sind. Denn da die Oper, behufs der musikalischen Verwerthung des fragmentarischen Textes, genöthigt ist, den vom Drama geforderten einheitlichen Fluß der Handlung

gleichsam in stoßweise auftauchende Einzelwellen von bloßen Empfindungsausdrücken zu zerlegen, die jede für sich abgeschlossene Ganze ohne inneren Zusammenhang mit einander bilden, so ist in der That schlechterdings nicht abzusehen, wie die blos äußerliche Eintheilung in Akte und Scenen im Stande sein soll, dem Fluß der Handlung die fehlende Kontinuität zu verleihen. Denn wenn auch diese einzelnen Bruchstücke, welche in Form von Arien, Duetts u. s. f. auftreten, mit gewissen Formen des Dramas, z. B. mit dem Monolog, dem Dialog u. s. f., eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, so beschränkt sich diese doch immer nur auf die äußere Form und überdies auf solche Partien, die auch im Drama wesentlich lyrischer Natur sind.

Die letztere Bemerkung führt uns von selbst auf die Beantwortung der oben aufgestellten Frage, welche Stoffe die unvermeidliche innere Differenz zwischen dem poetischen Wortinhalt und seiner musikalischen Verwerthung in der Oper am wenigsten fühlbar machen und daher sich noch am naturgemäßesten für eine solche eignen; es sind dies offenbar nicht diejenigen, welche der logischen Verständigkeit des realen Lebens unterworfen und namentlich der Geschichte im specifischen Sinne des Wortes entnommen sind, weil hier die Charaktere und Handlungen eine vorzugsweise konkrete Bestimmtheit besitzen, sondern solche, welche gleichsam jener Zwielichts- und Dämmerungssphäre angehören, worin die Phantasie, ohne sich durch die logischen Gesetze der Wirklichkeit allzusehr beschränkt zu fühlen, sich in freier Weise, gleichsam wie im Reiche der Traumgestaltung, ergehen mag. Diese Konsequenz liegt auch offenbar der Ansicht Richard Wagner's zu Grunde, indem er an die Stelle der historischen Stoffe den „Mythos" und an Stelle der prosaischen Lebenswirklichkeit, welche den Naturgesetzen mit unbedingter Nothwendigkeit zu folgen hat, „das Wunder" gesetzt wissen will. Daß er freilich diese Forderung, statt ihre Nothwendigkeit aus der principiellen Inkongruenz zwischen Ton und Wort, d. h. zwischen lyrischer Empfindung und anschaulicher Verständlichkeit,

zu folgern, auf phantastische Weise mittelst einer durchaus paradoxalen Beweisführung zu begründen sucht (vergl. Abhandlung I Anm. 9), die ihn dazu führt, das naturgemäße Verhältniß von poetischem Wortinhalt und musikalischer Ausdrucksform völlig umzukehren (wie wir später sehen werden), beeinträchtigt die Richtigkeit seiner Ansicht von dem Wesen der historischen Oper durchaus nicht. Er sieht den Grund „der gänzlichen Unnatur dieses Kunstgenres" (s. „Oper und Drama" S. 25) in „den Bestrebungen, die Musik" (welche „in der Oper nur die Empfindungen des Redenden und Darstellenden ausdrücken" könne) „zum Inhalt des Dramas selbst zu machen". Und so sei, sagt er, „jener unbeschreiblich konfuse Wechselbalg zu Tage gefördert werden, den wir, nicht selten selbst von anscheinend vernünftigen Leuten, moderne „„dramatische Oper"" nennen hören". — An einer andern Stelle (S. 56) bemerkt er über den historischen Charakter der Oper: „Das historische Gewand der Oper ist eigentlich nur das Werk des Dekorationsmalers und Theaterschneiders, wie denn diese beiden Faktoren in Wahrheit die allerwichtigsten Bundesgenossen des modernen Opernkomponisten geworden sind". —

Kann man nun zwar mit diesen Ansichten R. Wagner's, abgesehen von ihrer oft leidenschaftlich übertriebenen Form der Einkleidung, im Wesentlichen übereinstimmen, und selbst in der Accentuirung des „Mythos" und des „Wunders" ein instinktiv richtiges Gefühl für die Inkongruenz zwischen Wort- und Ton-Dichtung anerkennen, so dürfte es doch zwischen den Extremen der historischen Realität und der mythischen Wunderwelt ein Gebiet geben, das hinlänglich von dem lyrischen Charakter der letzteren besitzt, um die Differenz gegen den musikalischen Ausdruck auf ein Minimum zu reduciren und sich dadurch demselben möglichst zu konformiren: ich meine das Gebiet jener etwas sentimentalen Phantasiewelt, welche man im allgemeinen Sinne als Romantik bezeichnet. Diese schließt weder mythische Stoffe noch das Wunderbare

aus, beschränkt sich aber nicht auf sie, sondern verbindet sich unter Umständen sogar auf höchst wirksame Weise mit den Gestalten und Begebenheiten des realen Lebens, die sie aber — weil der ganze Vorstellungshintergrund ein lyrisch-romantischer ist — gleichsam mit einem durchsichtigen Schleier subjektiver Phantastik umhüllt. Dies phantastische Gepräge, welches oben als „Zwielichts- und Dämmerungscharakter" bezeichnet wurde, und welches einen ähnlichen Eindruck auf die Einbildungskraft hervorbringt wie jene Nacht- und Mondscheingemälde, welche mit Elfentänzen und Wilden-Jägerzügen staffirt zu werden pflegen (Staffagen, die in Bildern mit Tagesbeleuchtung sofort widerwärtig oder lächerlich erscheinen würden), läßt den Zuschauer, selbst den in solchen Stoffen vorkommenden realen Personen gegenüber, gar nicht zur Reflexion über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge kommen, weil eben die Gesammtstimmung des Gemäldes einen phantastischen Grundton besitzt, der allen Einzelheiten ein romantisches Kolorit verleiht. Richard Wagner macht zwar Carl Maria von Weber, dessen Opern ich bei der obigen Charakteristik zunächst im Sinne hatte, den Vorwurf, er habe sich „in dem Irrthum befunden, den dramatischen Inhalt vollständig in Melodie auflösen zu können"; dieser Vorwurf ist aber nur gerechtfertigt, wo er, wie in der „Euryanthe", einen realistisch-dramatischen Stoff wählte, nicht aber, wo dieser Stoff, wie im „Freischütz" (den daher R. Wagner auch ganz richtig (S. 76) als „ein nur mit lyrischen Momenten erfülltes Schauspiel" nennt) und im „Oberon", einen wesentlich lyrisch-romantischen Charakter an sich besitzt. Wenn daher Wagner dem Komponisten Weber außerdem vorwirft, er habe die Dichter zu seinen Opern abgehetzt und gezwungen, der Melodie halber immer wieder den Text zu ändern, zu streichen, zu kürzen u. s. f., so wäre dieser Vorwurf nicht sowohl an den Komponisten als an die widerspruchsvolle Natur der Oper selbst zu richten, welche, da sie einmal die Musik als primäres Wirkungselement betrachten muß, genöthigt ist, den Wort-

text, welcher naturgemäß selber das primäre Element sein müßte, wo es sich um die Gestaltung eines dramatischen Inhalts handelt, dem Bedürfniß der musikalischen Formengestaltung anzupassen und unterzuordnen. Im Gegentheil dürfte — die faktische Berechtigung der Oper vorausgesetzt — grade in der Tendenz Weber's, „den dramatischen Inhalt vollständig in Musik aufzulösen", wie Wagner sich ausdrückt, der einzig richtige Weg zu erkennen sein, um den Widerspruch zwischen Ton- und Wortdichtung für die Empfindung möglichst unfühlbar zu machen. Ob übrigens Wagner selbst einen wesentlich verschiedenen Weg einschlägt, und ob derselbe wirklich zu dem beabsichtigten Ziel führe, werden wir später sehen.

Wenn also die Oper diesen in ihrer Natur wurzelnden Widerspruch möglichst wenig fühlbar machen will, so muß sie solche Themata wählen, welche ihrem inneren Wesen nach selber lyrischer Natur sind, während das Dramatische, was sie enthalten, so wenig in's Gewicht fallen darf, daß es, ohne die Empfindung zu verletzen, ausschließlich in die Mimetik und die Scenerie verlegt werden kann. Dieser Aufgabe sucht nun, mehr oder weniger unbewußt, die romantisch-lyrische Oper gerecht zu werden; ja, sie pflegt mit Recht nach der lyrischen Seite hin eher noch in's Extrem zu gehen, d. h. eher in's Dämmerungsgebiet des Zauberhaften und Gespenstigen hinab-, als nach der andern Seite hin in's helle Tageslicht realer Begebenheiten hinaufzusteigen. Wenn daher in einer Oper das Zauberhafte, was zuerst seine volle Wirkung auf die Phantasie der Zuhörer ausgeübt, schließlich, an's helle Tageslicht gezogen, sich in diesem als bloßer Schein demaskirt, wie in der „Weißen Dame", so mag durch diese Wendung die romantische Entwicklung durch Selbstauflösung in eine komische Wirkung umschlagen: im Grunde liegt aber darin eine Selbstironisirung der Musik, welche nothwendig auch im Zuschauer die Empfindung einer zerstörten Illusion hervorbringen muß, weil er erkennt, die ganze Romantik sei nur ein Spaß und die Poesie da-

rin nur eine frivole Maske für gewöhnliche Genreprosa gewesen. So reizend daher die Musik zur „Weißen Dame“ ist, als künstlerisches Gesammtwerk macht sie in ihrem Endresultat entschieden einen prosaisch-ernüchternden Eindruck auf die ästhetische Empfindung; ein Fehler, welcher der ehrlichen romantischen Oper, die vor Allem naiv ist, am allerwenigsten gemacht werden darf[17]). Uebrigens giebt es, vom „Mythos“ im Wagner'schen Sinne ganz abgesehen, zahlreiche Motive romantischen Charakters genug, vom naiven Märchenstoff hinauf bis zur Sage ernsteren Inhalts, die sich ebensogut wie der „Freischütz“ und der „Oberon“ für die Opernkomposition eignen würden. Derartige Stoffe haben außerdem den großen Vorzug, einmal: daß sie, als wahrhafte Volksdichtung, in der Phantasie des Volks leben, weil sie schon gleichsam mit der Muttermilch eingesogen werden und deshalb nicht, wie die großartigen heroischen Mythen Wagners, mit Aufwand sprachlicher und literarhistorischer Gelehrsamkeit erst studirt werden müssen, sodann: daß sie als Stoffe selbst, ihrer naiven Natur gemäß, ein so geringes Gewicht in gedanklicher Beziehung besitzen, daß ihr dramatisches Exterieur, ohne der Empfindung Abbruch zu thun, mit Leichtigkeit auf die scenische Darstellung beschränkt werden kann. Auf diese Weise wird die Differenz zwischen dem Empfindungsausdruck der Musik und dem stofflichen Inhalt, welchen die Wortdichtung in Verbindung mit der scenischen Ausstattung der Vorstellung des Zuhörers darbietet, am unfühlbarsten gemacht und der Genuß an dem Gesammtwerke am wenigsten beeinträchtigt. Daß, wie bemerkt, dennoch immer Momente eintreten werden, in denen sich die Empfindung durch den Widerspruch berührt fühlt — auch den Weber'schen Opern fehlen sie nicht — das liegt eben in dem Wesen der Oper selbst, welche einmal, als aus zwei inkongruenten Elementen, die einander nie ganz decken, bestehend, ein „hölzernes Eisen“ ist und bleibt.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung des Wagner'schen „Musikdramas“ über.

III.

Richard Wagner's Opposition gegen die Oper und seine darauf begründete Theorie des Musikdramas. Seine Ansicht über die Ausdrucksfähigkeit der reinen Instrumentalmusik; die Musik als „Kunst des Ausdrucks". Die Natur des „Leitmotivs". Die Bedeutung des Symbolischen als specifischer Form der Wagner'schen Musik, Poesie und Philosophie: Fremdartigkeit, Dunkelheit, Mysticismus. Seine Behandlungsweise der Poesie nach Form und Inhalt: der Mythos und das Wunder. Seine Behandlungsweise der bildenden Künste in der Scenerie. Wahre Bedeutung seines Ideals vom „absoluten Kunstwerk". Mangel an Einfachheit und Naivetät. Schluß.

Richard Wagner ist — wenigstens unter den Musikern von Fach — der Erste gewesen, der die widerspruchsvolle Natur der Oper als „musikalischen Dramas" in ihrer ganzen Schärfe empfunden und dieser Empfindung (in seinen theoretischen Schriften, namentlich in dem öfter citirten Buch „Oper und Drama") den entschiedensten Ausdruck gegeben hat, um dann auf diese Kritik seine Idee eines „Musikdramas" als einzig möglicher organischer Einheit von musikalischem Ton und dichterischem Wortlaut zu begründen. Dies „Kunstwerk der Zukunft", wie er es nennt, ist in seinem Sinne das absolute Kunstwerk überhaupt, und zwar nach drei Richtungen hin: einmal als Lösung des in der Oper verkörperten Widerspruchs, die er daher — von seinem Standpunkt aus folgerichtig, wenn auch etwas drastisch — bald als ein labyrinthisches „Narrenhaus für allen Wahnsinn der Welt", bald als einen „unbeschreiblich konfusen Wechselbalg" bezeichnet; sodann, als Beseitigung der von ihm behaupteten Unzulänglichkeit des eigentlichen Dramas, welches er, weil es „bloßes Literaturdrama" sei, als echtes Drama nicht anerkennen will; endlich als Aufhebung der angeblichen Einseitigkeit aller übrigen Künste, deren Berechtigung als selbstständiger Kunstsphären er dadurch bestreitet, daß er diese Selbstständigkeit als „egoistische Vereinzelung" kennzeichnet[18]). — In dieser dreifachen Opposition gegen die Oper, das Drama und die bildenden

Künste (denn diese sind speciell gemeint) haben wir im Wesentlichen alle negativen Momente beisammen, welche das Musikdrama Wagners charakterisiren, und es handelt sich mithin nur um die Prüfung der entsprechenden positiven Momente, welche sich ihm als Konsequenzen aus jener Opposition ergeben; oder es ist zu fragen:

1. Wie will Wagner die Musik behandelt wissen, um ihren Widerspruch gegen den dramatischen (Wort-) Inhalt aufzuheben?
2. Welche Stellung räumt er der Poesie ein, um sie dem musikalischen Ausdruck konform zu machen?
3. Wie behandelt er die Scenerie, d. h. die bildenden Künste mit Einschluß der Maschinerie, um die erstrebte organische Einheit von Musik und Poesie zur beabsichtigten dramatischen Totalwirkung zu erheben?

Ehe ich in die Beantwortung dieser drei Fragen, die so ziemlich das Wesentliche für die positive Begriffsbestimmung des „Musikdramas" oder, wie Wagner es später genannt hat, „Bühnenfestspiels" berühren dürften, eingehe, bemerke ich ausdrücklich, daß mir die Absicht, R. Wagner's Tonwerke selbst als solche einer Kritik zu unterziehen, durchaus fern liegt. Fühlte ich mich selbst — auf Grund meiner Kenntniß der musikalischen Technik — dazu befähigt, so könnte doch davon in dieser Abhandlung schon deshalb nicht die Rede sein, weil eine solche Kritik den mir zugemessenen Raum weit überschreiten würde. Vielmehr sollen hier nur die Principien, auf denen Wagner seine Theorie aufbaut, in Betracht gezogen werden. Ob und welche Folgerungen aus der Kritik dieser Prinzipien hinsichtlich der Beurtheilung seiner Tondichtungen gezogen werden mögen, muß ich dem Leser überlassen. Wird also im Folgenden eines oder das andere Tonwerk Wagner's erwähnt, so hat dies immer nur die Bedeutung eines Belags für die Kritik seiner Theorie.

1. Was die erste Frage betrifft, so ist vor Allem zu konstatiren, daß auch Wagner die Musik nur als Ausdruck rein subjektiver und zwar ganz allgemeiner Empfindungen betrachtet. In diesem Kardinalpunkte befinde ich mich also mit ihm in vollster Uebereinstimmung. Da derselbe von principiell entscheidender Wichtigkeit ist, so mögen hier, um jeden Zweifel über ein etwaiges Mißverständniß zu beseitigen, einige dahin zielende Aeußerungen aus seinen Schriften angeführt werden. In seiner bekannten begeisterungsvollen Paraphrase der „Eroica" von Beethoven charakterisirt er, wie schon früher mitgetheilt wurde, den Inhalt des ersten Satzes als „Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmuth (?) und Wehmuth, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und unbändiges Selbstgefühl", welche Empfindungen darin abwechselnd „sich auf's Innigste durchdringen" u. s. f. Wenn nun auch ein solches „Einander-Durchdringen" von Empfindungen, die zum Theil ganz entgegengesetzter Natur sind (z. B. Trotz und Wehmuth, Kühnheit und Schmachten u. s. f.) etwas problematisch klingt, so liegt doch in diesem Satze das durchaus Richtige, daß nur Empfindungen von ganz allgemeiner und in dieser Allgemeinheit völlig unbestimmter Art durch die Musik zum Ausdruck kommen können. Nur, wenn die Musik im Stande wäre auszudrücken, wonach geschmachtet, worin geschwelgt, worüber gesinnt u. s. f. wird, könnte von einem bestimmten Empfindungsausdruck die Rede sein: hievon ist jedoch in der Paraphrase nirgend die Rede. Wo daher Wagner — was er übrigens meist vermeidet — wirklich sich darauf einläßt, aus der Beethoven'schen Musik konkrete Anschauungen heraus- oder vielmehr in sie hineinzudeuten, erhält seine Sprache selber ein derartiges Gepräge von Unbestimmtheit, daß man sogleich seine eigene Unsicherheit in den Versuchen solcher Deutung erkennt [19]).

Wenn er daher an einer Stelle der „Erläuterungen" zur Neunten Symphonie bemerkt, daß „das Wesen der höheren Instrumentalmusik darin besteht, in Tönen das auszusprechen, was

in Worten unaussprechbar ist", so ist zwar darin die von mir behauptete Inkommensurabilität von Ton und Wort ebenfalls angedeutet, zugleich aber — und dies ist ein wichtiger Punkt hinsichtlich des Wagner'schen Princips — liegt darin die schiefe Vorstellung, als ob das „Unaussprechbare" des Toninhalts etwas über die Sphäre des „bloßen" Wortausdrucks Hinausliegendes, die Sprache der Musik mithin etwas Höheres, nämlich Bedeutungstieferes sei als die Sprache der Wortpoesie; eine Vorstellung, die übrigens bei Musikern und Musikgelehrten sehr verbreitet ist. Das Verhältniß ist aber vielmehr ein umgekehrtes, insofern in jener Unbestimmtheit des tonalen Ausdrucks vielmehr eine Schranke der Musik gegen die Poesie erkannt werden muß, welche sie hindert, sich zur Klarheit des poetischen Gedankenausdrucks zu erheben, und sie zwingt, unterhalb der Schwelle des Bewußtseins in jenem halbdunkeln Dämmerungsgebiet allgemeiner Seelenstimmungen zu verharren, welches das Reich der Töne gegen die Sphäre des in Worte zu fassenden poetischen Gefühls- und Gedankenausdrucks nach oben hin abgrenzt. Die letztere Ansicht von dem Verhältniß zwischen Musik und Poesie scheint übrigens aus einer schon früher bei anderer Gelegenheit citirten Stelle hervorzugehen, die sich in seinem Buche „Oper und Drama" (S. 62) findet, worin er, mit Beziehung auf die Beethoven'sche Instrumentalmusik bemerkt: „Daß der Ausdruck eines ganz bestimmten, klar verständlichen individuellen Inhalts in dieser, einer Empfindung nur nach ihrer Allgemeinheit gewachsenen Sprache in Wahrheit unmöglich war, hat erst derjenige Instrumentalkomponist aufzudecken vermocht, bei welchem das Verlangen, einen solchen Inhalt auszusprechen (?), zum verzehrend glühenden Lebenstriebe alles künstlerischen Gestaltens wurde" (nämlich eben Beethoven).

Und dennoch ist dies gerade der Punkt, an welchen Wagner mit Hilfe einer ihm eigenthümlichen Logik anknüpft, um der Musik, welche er hier ausdrücklich als eine „Sprache" definirt,

die „einer Empfindung nur nach ihrer Allgemeinheit gewachsen“ sei, nicht nur die entgegengesetzte Fähigkeit, nämlich des Ausdrucks bestimmter Empfindungen beizulegen, sondern ihr ausschließlich, im Unterschied von allen andern Künsten, namentlich von der Poesie, die Fähigkeit zu vindiciren, Alles überhaupt auszudrücken, so daß er sie im eminenten Sinne des Worts schlechthin als „die Kunst des Ausdrucks“ bezeichnet. Die Stelle lautet: „Uns ist jetzt das unerschöpfliche Vermögen der Musik durch den urkräftigen Irrthum Beethoven's erschlossen. Durch sein unerschrocken kühnstes Bemühen, das künstlerisch Nothwendige in einem künstlerisch Unmöglichen zu erreichen, ist uns die unbegrenzte Fähigkeit der Musik aufgewiesen zur Lösung jeder denkbaren Aufgabe, sobald sie eben nur das ganz und allein zu sein braucht, was sie wirklich ist — Kunst des Ausdrucks“. —

Wir dürfen über diesen Satz trotz seiner etwas mystischen Dunkelheit[30]) nicht fortgehen, ohne wenigstens den Versuch zu einem Verständniß desselben zu machen. Der „Irrthum“ Beethovens bestand nach Wagner's Ansicht also — dies möchte aus dem Zusammenhang der citirten Stellen unzweifelhaft zu folgern sein — darin, daß er in der reinen Instrumentalmusik, ein („künstlerisch unmögliches“) Mittel gefunden zu haben glaubte, Alles, also auch konkret Anschauliches, auszudrücken. Nun sei es aber eine „künstlerische Nothwendigkeit“, der Musik „die unbegrenzte Fähigkeit zu verschaffen zur Lösung jeder denkbaren Aufgabe“; und es sei mithin zu fragen, welche Art von Musik dies allein sein könne. Antwort: die reine Instrumentalmusik nicht, sondern diejenige, welche „nur das ganz und allein“ ist, „was sie wirklich ist — Kunst des Ausdrucks“. Hier stehen wir nun vor einer Hieroglyphe!

Was bedeuten diese Worte? Eins zwar scheint klar: Da die Instrumentalmusik jene unbegrenzte Fähigkeit, Alles auszudrücken, nicht besitzt, also nicht (im eminenten Sinne des Worts)

„Kunst des Ausdrucks" ist, so bleibt nur die eine Folgerung — denn ein Drittes ist nicht denkbar — übrig, daß Wagner darunter, obgleich er es nicht sagt, die Musik in Verbindung mit dem poetischen Wort versteht. Wie er sich diese Verbindung denkt, ist hier vorläufig nur negativ festzustellen. Bei der Charakteristik der modernen Oper („Oper und Drama" S. 25) bemerkt er: „Die Musik .. als Kunst des Ausdrucks ... hat sich immer nur auf das zu beziehen, was sie ausdrücken soll: in der Oper ist dies ganz entschieden die Empfindung des Redenden und Darstellenden, und eine Musik, die dies mit überzeugender Wirkung thut, ist gerade das, was sie irgend sein kann. Eine Musik aber, die mehr sein, sich nicht auf einen Gegenstand beziehen, sondern ihn selbst erfüllen" (? soll wohl heißen: sich mit ihm erfüllen!) „d. h. dieser Gegenstand zugleich sein will" (dies ist also der Vorwurf, den er der Oper macht), „ist im Grunde gar keine Musik mehr, sondern ein von Musik und Dichtung abstrahirtes Unding, das sich in Wahrheit nur als Karrikatur verwirklichen kann". —

Sehen wir ab von der abnormen Vorstellung einer „Musik, die zugleich der Gegenstand, den sie ausdrücken soll, selbst sein will" — dies könnte doch höchstens auf die Nachahmung von Naturtönen passen —, so folgt doch daraus keineswegs, daß eine solche Musik eine Abstraction von Musik und Dichtung wäre, sondern im Gegentheil: sie wäre eine Identificirung beider, d. h. eine mehr künstliche als künstlerische Verschmelzung von Ton und Wort, worin ja auch ich die unorganische Natur der Oper als musikalischen Dramas nachzuweisen versucht habe. Negativ steht also so viel fest, daß die Wagner'sche Vorstellung von der Musik als „Kunst des Ausdrucks", in welcher Eigenschaft sie „die unbegrenzte Fähigkeit zur Lösung jeder denkbaren Aufgabe" besitzen soll, weder mit der reinen Instrumentalmusik, noch mit der modernen Opernmusik identisch, sondern gleichsam in der Mitte zwischen beiden zu suchen ist: von der ersteren unterscheidet sie sich dadurch,

daß sie durch die Verbindung mit dem Worte sich auf einen objektiven Inhalt beziehen kann; von der Opernmusik dadurch, daß sie nicht, wie diese, solchen Inhalt selbst ausdrücken will, sondern eben nur eine Beziehung auf denselben ausdrückt; mit andern Worten: für Wagner ist die Musik, in Verbindung mit dem Worte, wesentlich Beziehungsausdruck und als solcher, wie er behauptet, „zur Lösung jeder denkbaren Aufgabe befähigt".

Die ganze Dunkelheit der Wagner'schen Definition der absolutausdrucksfähigen Musik koncentrirt sich in der Bezeichnung „Kunst des Ausdrucks", weil er geflissentlich verschweigt oder doch nur ganz nebenher andeutet, was ausgedrückt werden soll. Oberflächlich betrachtet erscheint nun diese Bezeichnung ohne rechten Sinn, wenn man sie nämlich so auffaßt, als ob Wagner damit allen anderen Künsten die Fähigkeit, etwas auszudrücken, absprechen wolle; was ihm natürlich nicht einfällt. Ich habe daher, um dieses Mißverständniß zu beseitigen, die Worte „im eminenten Sinne des Worts" hinzufügt. Aber immerhin bleibt auch die Definition der Musik als „Kunst des Ausdrucks im eminenten Sinn des Worts" dunkel, solange nicht der Sinn des Worts „Ausdruck" genauer bestimmt wird. Dies aber, obgleich diese Phrase unzählige Mal von ihm gebraucht wird, geschieht niemals; und die Folge davon ist, daß andere Stellen, wenn man sie dem bloßen Wortsinne nach mit den oben citirten zusammenhält, direkt im Widerspruch damit zu stehen scheinen. So heißt es in seiner Broschüre „Zukunftsmusik" (S. 10): „Ganz abgewandt von der Oper, von dem Musikzweige aus, von dem die Italiener mit der Entstehung der Oper sich losgerissen, entwickelte sich die eigentliche Musik von Bach bis Beethoven zu der Höhe ihres wundervollen Reichthums ... u. s. f". Hier ist also die reine Instrumentalmusik als „eigentliche Musik" bezeichnet, während in der oben citirten Stelle ihr vorgeworfen wird, daß sie das nicht „ganz und allein" sei, „was sie wirklich ist — Kunst des Ausdrucks". Da

man nun unter „eigentlicher Musik“, falls überhaupt etwas Bestimmtes darunter verstanden werden kann, nothwendig nur diejenige Musik verstehen kann, welche dem wahren Wesen dieser Kunst entspricht, so folgt zweierlei: 1. daß die „eigentliche“ (d. h. die reine Instrumental-) Musik, weil sie nur ganz allgemeine Empfindungen ausdrücken könne, nicht als „Kunst des Ausdrucks“ im eminenten Wortsinne, und 2. daß die „zur Lösung jeder denkbaren Aufgabe“ befähigte Musik als „Kunst des Ausdrucks“ nicht als „eigentliche Musik“ zu betrachten sei.

Wie diese widerspruchsvollen Konsequenzen zu vermeiden seien, ist schwer zu sagen. Die meiner Ansicht nach einzig mögliche, den Widerspruch zwischen den verschiedenen Stellen zwar nicht beseitigende, aber doch das Dunkel etwas erhellende Deutung der Musik als „Kunst des Ausdrucks“ liegt eben in der Accentuirung des von Wagner nur ganz beiläufig hingeworfenen Prädikats des Beziehungsgemäßen, d. h. in der Annahme daß seine Ansicht von der absoluten Ausdrucksfähigkeit der Musik, wie bemerkt, darauf hinausläuft, da sie weder — wie die reine Instrumentalmusik — jeder Beziehung auf einen objektiven Wortinhalt ermangele, noch — wie die Opernmusik — solchen Inhalt selbst, — statt einer bloßen Beziehung auf denselben, ausdrücken wolle. Für diese Auffassung spricht übrigens die eigenartige Behandlung, welche er in seinen Tonwerken den musikalischen Ausdrucksformen zu Theil werden läßt, und welche als die Tendenz bezeichnet werden kann, das durch die Opernmusik eingeführte Schema lyrischer Gesangsformen, der Arien, Duetts, Terzetts und andrer Ensembleformen, worin der angeblich dramatische Handlungsstoff eingeschachtelt wird, zu durchbrechen und diese Formen durch Aufhebung ihrer Abgrenzung in einheitlichen Fluß zu bringen, oder sie wenigstens durch die Einführung einer mehr episch-deklamatorischen Gesangsform in den Hintergrund zu drängen. Diese Tendenz tritt bekanntlich bereits im „Lohengrin“, sowie in „Tristan und Isolde“ hervor und gelangt in den „Ni-

belungen" zu ihrer vollsten Ausbildung. Ferner spricht dafür die Erfindung und konsequente Verwerthung des sogenannten „Leitmotivs"; einer Form, in welcher das Beziehungsgemäße in dem Verhältniß von Ton und Handlungsinhalt am prägnantesten zum Ausdruck gebracht wird, und welche, in Verbindung mit der Durchbrechung der schematischen Gesangsformen, der Wagner'schen Musik ihr specifisches Gepräge verleiht. Verweilen wir daher einige Augenblicke bei der Betrachtung des Leitmotivs, da dessen Bedeutung gerade für die uns hier beschäftigende Frage, nämlich was unter der Definition der Musik als „Kunst des Ausdrucks" verstanden werden müsse, von principieller Wichtigkeit ist.

Das Leitmotiv besteht bekanntlich darin, daß nicht nur für jeden dramatischen Charakter, sondern auch für jedes mit der dramatischen Entwicklung des Charakters in Zusammenhang stehende Handlungsmoment eine bestimmte musikalische Phrase geformt wird, die jedesmal, wenn auch in den verschiedensten Wendungen und Zusammenhängen und in vielfach modificirter Gestaltung, aber stets in ihrer Grundform erkennbar, im Orchester wiederkehrt, sobald entweder der Charakter selber auftritt, oder insofern auch nur an ihn erinnert werden soll, oder endlich wenn ein Handlungsmoment berührt wird, welches mit den specifischen Seelenzuständen und Stimmungen des Charakters in Beziehung zu denken ist. Da nun im Drama mehrere Charaktere auftreten und in Handlungskonnex zu einandergesetzt werden, so ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit, daß die ihnen entsprechenden Leitmotive ebenfalls mit einander in Verbindung zu bringen sind, so daß in diesen sich durchwachsenden, einander ablösenden und in einander hineinspielenden Motiven für den Zuhörer gleichsam ein musikalisches Spiegelbild der dramatischen Entwicklung selbst erzeugt wird. Hierin wenigstens besteht die künstlerische Intention des Komponisten; die Frage ist nur die, ob diese Intention in solcher Form überhaupt erreichbar sei.

Ohne Zweifel ist die unbedingte Forderung zu stellen, daß

die Beziehung auf den Charakter, bezw. auf den Inhalt der Handlung — ihrer *specifischen Natur* nach — wirklich durch das Leitmotiv zum Ausdruck gelange, d. h. daß ein *innerer* nothwendiger Zusammenhang zwischen ihnen existire. Sieht man aber genau zu, so erkennt man, daß der Zusammenhang ein durchaus äußerlicher ist, insofern er sich lediglich auf das Moment der *Wiederholung* beschränkt: der Zuhörer lernt durch die stete Wiederholung die betreffende musikalische Phrase gewissermaßen auswendig und ist dadurch gezwungen, sie in eine Ideenassociation mit dem Charakter zu bringen; eine Ideenassociation, die daher selber nur *auswendiger*, d. h. eben äußerlicher Natur ist. Würde, um ein etwas drastisches Beispiel zu wählen, der Sänger, statt durch das Leitmotiv des Orchesters angekündigt zu werden, jedesmal, wenn er auf der Bühne erscheint, etwa einen — Moschusgeruch verbreiten, und es träte der Fall ein, daß zufällig sich im Zuschauerraum ein solcher Geruch ohne ihn bemerkbar machte, so würden die Zuhörer durch den letzteren unwillkürlich ebenfalls an den Charakter erinnert werden, obgleich von diesem gar nicht die Rede wäre. Hierin liegt nun der Irrthum Wagners: er *verwechselt die durch die bloße Wiederholung desselben Motivs im Zusammenhange mit dem Erscheinen des Charakters bewirkte, ganz äußerliche Ideenassociation mit der innerlich nothwendigen Beziehung zwischen beiden.* In Wahrheit haben beide nichts Anderes gemein als eben das rein zeitliche Zusammentreffen.

Daß sich hierauf thatsächlich die Bedeutung des Leitmotivs beschränkt, wird übrigens durch Nichts schlagender als durch Wagner selbst bewiesen, indem er zuweilen dieselben oder wenigstens sehr ähnliche musikalische Phrasen zur Andeutung gänzlich verschiedener Charaktere anwendet. Namentlich fällt dies in den Leitmotiven des „Parsifal" auf, der auch in andrer Beziehung vielfache Reminiscenzen an frühere Werke Wagner's enthält. Es ist auch schon von andrer Seite her[21]) beispielsweise auf die Aehnlichkeit des

einen „Kundrymotivs“ mit dem „Fluch des Nibelungen Alberich“, eines andern mit dem „Erſcheinen Erdas“, ferner des Geſangs der „Zaubermädchen“ mit dem der „Rheintöchter“, ſowie auf zahlreiche andere Anklänge von Motiven im „Parſifal“ an ſolche aus „Lohengrin“, „Triſtan und Iſolde“ u. a. m. hingewieſen worden. Daraus aber folgt mit unabweislicher Logik, daß das Leitmotiv zwar eine Beziehung ausdrückt, aber doch nur eine ſolche, welche, als auf blos äußerlicher, durch Wiederholung ſich fixirender Ideenaſſociation beruhend, keinerlei innere Nothwendigkeit beſitzt, ſondern rein willkürlicher Natur iſt.

Hiemit nun haben wir einen feſten Anhaltspunkt für die Beurtheilung des Axioms gewonnen, daß ſeine Muſik — im Unterſchied von der allzu abſtrakten Inſtrumentalmuſik einerſeits und von der allzu konkreten Opernmuſik andrerſeits — dadurch, daß er ihr die Function ertheilt, nur *Beziehungen* auszudrücken, die „unbegrenzte Fähigkeit zur Löſung jeder denkbaren Aufgabe“ erhalten habe. Darin hat Wagner vollkommen Recht, dieſe Fähigkeit eine „unbegrenzte“ zu nennen; er irrt ſich nur darin, daß er dieſe Unbegrenztheit in der abſoluten Ausdrucksfähigkeit der Muſik ſelbſt finden zu können vermeint, während ſie thatſächlich in der abſoluten *Willkür der rein ſubjektiv-muſikaliſchen Formengeſtaltung* liegt. Seine Muſik ſchlechthin als „Kunſt des Ausdrucks“ zu definiren, würde ſich daher nur dann rechtfertigen laſſen, wenn die Beziehungen, welche durch ſie zum Ausdruck zu bringen ſind, innerlich-nothwendiger Natur wären. Da ſie dies nun nicht ſind, ſondern, wie gezeigt, nur in der äußerlichen Verknüpfung von zwar beſtimmten, aber willkürlich erfundenen Tonphraſen mit den Charakteren und Handlungsmomenten beruhen, ſo kann bei der Wagner'ſchen Muſik von einer „abſoluten Ausdrucksfähigkeit“ ebenſowenig die Rede ſein wie bei der reinen Inſtrumentalmuſik. Wagner hat allerdings den Schematismus der Opernmuſik durchbrochen, aber nur um dafür einen Schematismus anderer Art an die Stelle zu ſetzen, nämlich den Schematismus willkürlicher Be-

ziehungsformen; und in dieser Hinsicht kann die Wagner'sche Musik — unbeschadet ihrer Originalität in der Erfindung der Motive und unbeschadet der oft monumentalen Großartigkeit der reinen Tonwirkung — am füglichsten als schematisirte Instrumentalmusik bezeichnet werden.

Fassen wir diesen schematischen Charakter der Wagner'schen Musik mit dem Beziehungsgemäßen ihrer Verwendung als angeblicher „Kunst des Ausdrucks" in einen einfachen Begriff zusammen, der ihr Wesen am prägnantesten kennzeichnet, so bietet sich am füglichsten die Bezeichnung des Symbolischen dar; denn das „Symbol" ist eben nichts Anderes als Beziehungsausdruck. In der That ist die Wagner'sche Musik wesentlich symbolischer Natur; und — worauf hier, unter Vorbehalt näheren Nachweises, sogleich aufmerksam zu machen ist — nicht nur seine Musik trägt dies Gepräge des Symbolischen, sondern ebenso sehr auch seine Poesie, und nicht nur diese, sondern auch seine von außerordentlicher Bühnengewandtheit zeugende Behandlung der Scenerie. Ja, wenn man genauer zusieht, so erkennt man, daß selbst die Form seines Aesthetisirens, wie es sich in seinen theoretischen Schriften kundgiebt, insofern ebenfalls wesentlich symbolischer Natur ist, als er sich fast immer, wo es sich um principielle Erörterungen handelt, einer Sprache bedient, die, statt klarer und einfacher Begriffsentwicklung, zwar beziehungsreiche, aber durch ihre phantastische Unbestimmtheit schwer verständliche Andeutungen darbietet, welche die Wahrheit nur umkreisen ohne durch die nebelhaft verschwimmende Peripherie hindurch in ihren Kern einzudringen. Diese Tendenz auf das Symbolische, welches somit der gesammten Gemüths- und Geistesrichtung Wagner's als Künstlers wie als Kunstphilosophen ein ganz specifisches Gepräge geheimnißvoller Dunkelheit aufdrückt, dürfte daher die einzig mögliche Erklärung nicht nur für seine theoretische Ueberzeugung, sondern auch für die Eigenartigkeit seines künstlerischen Schaffens als Musikers und Dichters darbieten.

Das Wesen des Symbols nun beruht, schon seiner etymologischen Bedeutung nach[29]), darin, daß ein materielles Zeichen in eine mehr oder weniger willkürliche Gedankenverbindung mit einer Idee gebracht wird. Stets haften also dem Symbol zwei Eigenschaften an: einmal drückt es niemals die Idee selbst, sondern nur eine mehr oder weniger entfernte, rein äußerliche Beziehung auf dieselbe aus; sodann hat es der Idee gegenüber einen wesentlich materiellen Charakter. Das Symbol ohne solche hineingelegte Beziehung ist ein Ding von ganz trivialer Art, welches erst durch solche Beziehung eine anscheinend tiefere Bedeutung erlangt, weil durch die intendirte Ideenassociation zwischen ihm und der Idee von der letzteren gleichsam ein Abglanz ideellen Scheins auf es hinüberspielt. Hierin liegt auch der Grund des geheimnißvollen Dunkels, welches stets das Symbol umhüllt und welches ihm für Alle, die eine Idee ihrer Wesenheit nach, als reine Idee, in sich aufzunehmen außer Stande sind, den Anschein unendlicher, in „bloßen Worten" nicht auszudrückender Tiefe verleiht, der ihre Phantasie mit ehrfurchtsvollem Schauer erfüllt. Menschen von unklarem Denken klammern sich daher mit um so heftigerer Neigung an das Symbolische und eifern mit um so größerer Leidenschaftlichkeit gegen das rein Ideelle, je weiteren Spielraum das erstere ihrem Phantasiebedürfnisse gewährt und — im Zusammenhange damit — je mehr das rein Ideelle Klarheit und scharfe Bestimmtheit des Denkens erfordert, um es in seiner einfachen und vollen Wahrheit zu begreifen.

Unter den charakteristischen Merkmalen des Symbolischen hinsichtlich seiner Wirkung ist nun zunächst auf seine Fremdartigkeit hinzuweisen, insofern demjenigen, welchem der Grund für die einem materiellen Dinge willkürlich beigelegte Beziehung auf eine Idee, wodurch es zum „Symbol" wird, unbekannt ist, solche Verbindung, weil ihr die innere Nothwendigkeit mangelt, auch fremd und unverständlich bleiben muß. Diese Fremdartigkeit potenzirt sich dann durch die ihr zu Grunde liegende Unverständlichkeit bis

zur geheimnißvollen Dunkelheit; weiterhin steigert sich einerseits das Geheimnißvolle zum Mysteriösen und Wunderbaren, andererseits die Dunkelheit zur orakelhaften Tiefe, zum Mystischen und Fatalistischen. — So bedeutungsvoll nun auch diese Eigenschaften erscheinen mögen und so gewaltig ihre Wirkung gerade dadurch, daß sie sich absichtlich dem verständigen Begreifen entziehen, auf die Phantasie ist, so reduciren sie sich doch, wenn man ihrem tieferen Grunde nachforscht, schließlich auf den eigentlich trivialen Umstand, daß der Schein von Beziehung, der zwischen dem Symbol und der es andeuten sollenden Idee gesetzt wird, etwas durchaus Aeußerliches, Zufälliges und Willkürliches ist; ein Schein, der — und mit ihm alle jene Eigenschaften — sofort verschwindet, sobald man ihn eben unter dem Gesichtspunkt innerer Nothwendigkeit betrachtet. Das Symbol demaskirt sich dann, gerade wie ein Gespenst, das man an's Tageslicht zieht, als etwas an sich Plumpes und Triviales, dem jede ideelle Berechtigung mangelt.

Wenn es sich nun nachweisen ließe, daß die Art und Weise, wie Wagner einerseits die Musik in ihrer Verbindung mit dem poetischen Wort, andererseits die Poesie in ihrer Verbindung mit dem musikalischen Ton sowohl theoretisch auffaßt, als auch praktisch behandelt, ebenfalls jene Merkmale des Fremdartigen, Mysteriösen, Mystischen, Wunderbaren und Fatalistischen an sich trägt, so dürfte die Bezeichnung, daß sie wesentlich symbolischer Natur sei, wohl gerechtfertigt erscheinen. Was die erste Seite, nämlich seine Behandlung der Musik in Verbindung mit dem poetischen Wort betrifft — durch welches „Zusammenwirken", wie er sich in „Oper und Drama" S. 12 ausdrückt, „dem Drama eine noch nie zuvor geahnte Bedeutung zu Theil werden könne und müsse" — so geht er von dem Satze aus, daß der Dichter das Material des abstrakten Begriffs, die Sprache, in einer Weise zu verwenden habe, daß es auf das Gefühl selbst wirke" .. und daher „suchen müsse, der abstrakten konventionellen, Bedeutung der

Worte ihre ursprüngliche sinnliche unterzustellen und durch rhythmische Anordnung sowie endlich durch den fast schon musikalischen Schmuck des Reims im Verse" auf das Gefühl zu wirken. („Zukunftsmusik" S. 21). „Damit aber", meint er, sei der Dichter endlich an der Grenze seines Kunstzweigs anlange, auf welcher die Musik unmittelbar bereits berührt wird", so daß dasjenige Werk des Dichters als das gelungenste gelten müßte, welches in seiner letzten Vollendung gänzlich Musik würde". Dieses eigentlich in die Beantwortung der zweiten Frage gehörende Citat führe ich hier nur hinsichtlich der Stellung an, welche Wagner der Musik als einer über die Poesie hinausreichenden Sphäre des Ausdrucks eingeräumt wissen will. Der darin liegende Trugschluß liegt auf der Hand: Weil sich die Poesie der elementaren Mittel der Musik, namentlich des Rhythmus, als Vehikel der formalen Wirkung auf die Empfindung bedient, deshalb soll sie ihre höhere Vollendung darin finden, daß sie sich, ihren specifischen Inhalt aufgebend, ganz in Musik auflöst! — An einer andern Stelle (S. 33) spricht er von einer „gleichmäßigen gegenseitigen Durchdringung der Poesie und der Musik", als in welcher das Ideal des absoluten Kunstwerks sich realisire; noch an einer andern (S. 18) bezeichnet er sogar dies Ideal als „dasjenige Kunstwerk, in welchem alle einzelnen Kunstarten" (nämlich auch Malerei und Plastik, denn er sagt dies in Beziehung auf Lessings „Laokoon") „zu ihrer eigenen höchsten Vervollkommnung (!) sich zu vereinigen hätten".

Auf die Widerlegung dieser durchaus falschen Ansicht brauche ich mich hier um so weniger einzulassen, als ich die im Wesen der reinen Kunstwirkung selbst liegende Nothwendigkeit, daß bei einer Verbindung mehrer Künste stets die eine dominiren müsse, bereits in der Einleitung dargelegt habe. An die Möglichkeit einer „eigenen höchsten Vervollkommnung aller einzelnen Kunstarten", die nur in solcher Verbindung zu erreichen sei — also auch etwa der Malerei, Plastik und Architektur bei ihrer sceni-

schen Verwendung! — kann im Ernste Niemand denken, welcher das eigentliche Wesen der Kunst begriffen und erkannt hat, daß jede Kunst nur in ihrer Selbstständigkeit — Wagner bezeichnet diese als „egoistische Vereinzelung" — die volle Kraft für höchste und einheitliche Kunstwirkung zu entfalten vermag.

Das Wesentliche in der schiefen Ansicht Wagner's über die Stellung der Musik zur Poesie im „Kunstwerk der Zukunft" ist also einerseits (im Gegensatz zur Opernmusik) dies, daß die Musik nicht den durch das poetische Wort repräsentirten dramatischen Inhalt selbst, sondern nur die Beziehung darauf ausdrücke, andrerseits, im entschiedenen Widerspruch damit, daß nicht nur die Wortpoesie sich in Musik auflösen oder daß, wie er sich (S. 39) in Beziehung auf den „Tristan" ausdrückt, „im Gewebe der Worte und Verse bereits die ganze Ausdehnung der Melodie vorgezeichnet, nämlich diese Melodie dichterisch konstruirt" sein, sondern auch, daß umgekehrt zugleich die Musik sich in Wortpoesie „verdichten", oder, wie er (S. 40) sich ausdrückt, „im Gedicht die musikalische Form bereits vollständig vorgebildet sein" müsse! Sein Ideal gipfelt mithin, um es kurz zu sagen, darin, daß einerseits die Poesie in Musik, andrerseits die Musik in Poesie verwandelt werde. Was bleibt bei einer solchen, bis zur völligen Identificirung gehenden Verschmelzung zweier ihrer Natur nach inkommensurabeln Elemente — angenommen, sie wäre möglich — dann noch von einem bloßen Beziehungsverhältniß übrig, oder mit andern Worten: wodurch könnte sich dann noch diese Verbindung von der analogen, welche in der Opernmusik angestrebt wird, unterscheiden?

Es ist lediglich Selbsttäuschung, wenn Wagner eine solche „Verschmelzung", wie er diese Verbindung selber nennt, für möglich hält; thatsächlich bleibt sein ganzes Verfahren auf der Basis des blos Beziehungsgemäßen stehen, d. h. er versucht, der Musik in formaler Behandlung eine äußerliche Aehnlichkeit mit der poetischen Diction, und der poetischen Diction eine Aehnlich-

keit mit der Musik zu verleihen; letzteres lediglich dadurch, daß er die Klarheit des poetischen Gedankens sowohl seinem Inhalt wie seiner Form nach zur phantastischen Unbestimmtheit und mystischen Dunkelheit des musikalischen Ausdrucks herabstimmt und abdämpft. Diese Verähnlichung einerseits der Musik in der Richtung auf die Poesie, andrerseits der Poesie in der Richtung auf die Musik kann nun — weit entfernt davon, zu einer Verschmelzung beider zu führen — nur das Resultat haben, daß sowohl der Musik wie der Poesie ihr eigenthümlicher Charakter geraubt wird; ein Resultat, welches, theoretisch betrachtet, eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem von Wagner gegen die Opernmusik geschleuderten Vorwurf besitzt, sie sei „im Grunde gar keine Musik mehr, sondern ein von Musik und Dichtung abstrahirtes Unding, das sich in Wahrheit nur als Karrikatur verwirklichen könne." Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß der Opernmusik eher der entgegengesetzte Vorwurf gemacht werden könnte, nämlich nicht, daß sie eine Abstraction von Musik und Poesie darstelle, sondern daß sie vielmehr eine unnatürliche Verbindung beider anstrebe, während, wenn von einer Abstraction die Rede sein dürfte, diese vielmehr das Wesen der Wagner'schen Musik kennzeichnet. Und wenn ich auch, aus Respekt vor der großen Bedeutung und der zum Theil überwältigenden Großartigkeit der Wagner'schen Musik, mich nicht so weit vergessen kann, sie ihrer Abstraktivität halber als einen „unbeschreiblich konfusen Wechselbalg" zu bezeichnen, wie er selbst es der Opernmusik gegenüber zu thun keinen Anstand nimmt („Oper und Drama" S. 26), so kann ich doch nicht umhin zu behaupten, daß Schönheit und Größe, überhaupt die wahrhaft bedeutenden Eigenschaften seiner Musik, durchgehends doch nur denjenigen seiner musikalischen Gedanken beiwohnen, welche er, unabhängig von seiner die Natur sowohl der Musik wie der Poesie verfälschenden Theorie und nur seinem schöpferischen Genius folgend, aus der Fülle seiner künstlerischen Intuition heraus geschaffen hat.

2. Die oben aufgeworfene erste Frage also, ob Wagner durch seine Behandlungsweise der Musik den dieser ihrer Natur nach anhaftenden Widerspruch gegen den dramatischen Wortinhalt aufzuheben vermöge, ist hienach entschieden mit Nein zu beantworten. Gehen wir nunmehr zur zweiten Frage über, ob seine Behandlungsweise der Poesie der Art sei, daß dadurch der Zweck, sie dem musikalischen Ausdruck konform zu machen, erreicht werden könne.

Bei dieser Frage ist sogleich ein Unterschied zwischen Form und Inhalt zu machen, d. h. es ist zunächst zu fragen, ob seine Behandlungsweise der poetischen Form zu solcher Konformität führen könne, sodann ob die Wahl und Behandlung der Stoffe dazu geeignet sei. Was zunächst die formale Seite, d. h. die Behandlung der sprachlichen Form, anbetrifft, so prägt sich in ihr — darüber sind wohl Anhänger wie Gegner einer Ansicht — der Charakter der Fremdartigkeit, welche ich oben als Kennzeichen des „Symbolischen" erwähnte, in schärfster Weise aus. Seine Anhänger sehen allerdings in dieser oft bis zur gewaltsamen Verrenkung des Wortlauts gehenden Manier nur einen Beweis für sein Geni- und Originalität, während die Gegner zwar die Originalität zugeben, dagegen in der Sucht nach Alterthümeleien im Ausdruck und nach absichtlich gesuchter Unverständlichkeit weniger Genialität als barocke Kaprice finden wollen. Diese dem modernen Sprachgeist aufgezwungene Absonderlichkeit der Form, welche sich namentlich auch in der Wiederaufnahme längst abgestorbener Wurzeln, Wortwendungen und Versformen[23]) gefällt, um durch den Schein klassischer Naivetät zu imponiren, bildet zu jenen im altdeutschen „Styl" komponirten Gemälden in der Manier von v. Leys und v. Gebhardt ein Seitenstück, worin beispielsweise der „Einzug Christi in Jerusalem" so dargestellt wird, als ob der Hergang sich in einer mittelalterlichen Stadt mit spitzgiebligen Häusern und in Gegenwart einer aus ehrbaren altnürnberger Spießbürgern mit Pelzmützen und Schauben bestehenden Menge

sich zugetragen habe. Solches gewaltsame Zurückschrauben des Formgefühls auf den Styl einer längst vergangenen Vorstellungswelt, der in ihrer Gegenwart wirklich naiv und in dieser Naivetät berechtigt war, bezeichnet Wagner[24]) ebenso dunkel wie emphatisch als „eine Verstärkung der Motive"; es prägt sich aber darin — abgesehen von der Unnatur solchen Verfahrens — lediglich eine Scheinnaivetät aus, die nothwendig den Eindruck der Absichtlichkeit macht. Im Sinne Wagner's hat diese Manier indeß, wenigstens seiner künstlerischen Intention nach, schwerlich diese frivole Bedeutung; sondern er befindet sich, meiner Ueberzeugung nach, in dem ehrlichen Irrthum, daß er durch dies Gepräge fremdartig anmuthender Absonderlichkeit und der aus derselben nothwendig folgenden Dunkelheit die Poesie schon formell dem Charakter der Musik nähere, kurz daß er dadurch eine symbolische Verschmelzung zwischen Ton und Wortlaut bewirken könne. Dies ist übrigens schon aus dem Umstande zu schließen, daß Wagner selbst von dem Extrem dieser Absonderlichkeiten, wie es sich namentlich auch im „Tristan" und den „Nibelungen" bis zur abenteuerlichsten Schwülstigkeit und mysteriösesten Unverständlichkeit gesteigert zeigt, mehr und mehr zurückgekommen ist und selbst von der strengen Durchführung der Alliteration, die noch in den „Nibelungen" in oft unbewußter Komik herrscht, im „Parsifal" Abstand genommen und dem früher von ihm perhorrescirten Reim ziemlich bedeutende Konceſſionen gemacht hat.

Allein das Mehr oder Weniger der Anwendung eines Princips hebt das Princip selbst nicht auf; und daß er an diesem entschieden festhält, ja — will er nicht die Grundlage seiner gesammten Richtung zerstören — festhalten muß, dafür spricht, daß er in seinen theoretischen Schriften den mühseligen Versuch gemacht, die Nothwendigkeit davon darzuthun. Unter Hinweis auf die schon früher citirten Stellen aus „Oper und Drama" sind noch einige Aeußerungen Wagner's anzuführen, die seine Ansicht von dem Verhältniß der Wort- zur Tonsprache hinsichtlich ihrer formalen Verschiedenheit zu illustriren geeignet sind.

Abſchnitt VI des das Weſen des Dramas behandelnden zweiten Theils beginnt mit folgender Phraſe: „Die Tonſprache iſt Anfang und Ende (!) der Wortſprache, wie das Gefühl Anfang und Ende (!!) des Verſtandes, der Mythos Anfang uud Ende (!!!) der Geſchichte iſt[25]). — Die in dieſem Klimax liegende regelmäßige ſophiſtiſche Verwechslung zweier Begriffsinhalte — denn die Tonſprache, aus welcher die Wortſprache entſtand, iſt doch nicht mit der Muſik als künſtleriſcher Tonſprache zu identificiren — verwickelt ihn ſogleich in die wunderlichſten und widerſpruchvollſten Konſequenzen. Er bemerkt nämlich bald darauf: „Eine ähnliche Ausdrucksweiſe wie die, welche noch heute einzig den Thieren zu eigen iſt, war jedenfalls auch die erſte menſchliche; und dieſe können wir uns jeden Augenblick ihrem Weſen nach vergegenwärtigen, ſobald wir aus unſerer Wortſprache die ſtummen Mitlauter ausſcheiden und nur noch die tönenden Laute übrig laſſen. In dieſen Vokalen ... erhalten wir ein Bild von der erſten Empfindungsſprache der Menſchen, in der ſich das erregte und geſteigerte Gefühl gewiß nur in einer Fügung tönender Ausdruckslaute mittheilen konnte, die ganz von ſelbſt als Melodie ſich darſtellen mußte". — Faßt man dieſen Satz ernſthaft, ſo kann man ſich der für die Wagner'ſche Logik ſehr bedenklichen Schlußfolge nicht erwehren, daß wir in dem Gebrüll der Ochſen und dem Meckern der Ziegen das Vor- und Urbild der menſchlichen (Ton-) Empfindungs- und weiter der menſchlichen (Wort-)Verſtandsſprache zu erblicken haben, welche letztere alſo („Anfang und Ende"!) zu jenem Urbild zurückkehren müſſe. Jene „tönenden Laute", welche durch das „Ausſcheiden der Konſonanten aus der Wortſprache" die urſprüngliche Einheit der Thier- und Menſchenſprache „vergegenwärtigen" ſollen, ſind aber ebenſowenig mit den Thierlauten wie mit den menſchlichen Melodielauten identiſch; und es iſt nichts als eine auf unbewußter Begriffsverwechslung beruhende Sophiſtik, wenn Wagner dieſe „tönenden Laute ganz von ſelbſt in Melodie" ſich verwan-

deln läßt. Weder der reine Empfindungslaut (Interjection) des sich entwickelnden menschlichen Sprachgefühls noch die onomatopoetische Wortbildung (d. h. die sprachliche Nachbildung von Naturtönen zur Bezeichnung der diese Naturtöne hervorbringenden, sei es lebenden sei es leblosen, Dinge) hat mit der Tonsprache im melodischen Sinne des Worts das Geringste zu thun. — Und auf solche Grundlage baut nun Wagner seine Theorie auf; eine Theorie, deren Resultat darin gipfelt, daß, wenn die Wortsprache wirklich poetische Bedeutung erlangen wolle, sie sich völlig in Musik verwandeln müsse!

Das Weitere ist für ihn nun verhältnißmäßig leicht. Mit der seiner Ansicht nach „sich ganz von selbst" aus der thierisch-menschlichen Sprache als konsonantenloser Vokalsprache entwickelnden „Melodie" gelangt er dann wieder „ganz von selbst" zum Rhythmus, zum Vers, zum Stabreim und allen andern formalen Requisiten, deren er für die Konstruction seines „vollkommenen Dramas" bedarf. Daß er mit Hilfe derselben phantastisch-sophistischen Logik auch die Nothwendigkeit begründet, daß der „Verstand sich wieder in Gefühl", sowie „die Geschichte in Mythus" zu verwandeln habe, wenn sie ihre höchste Entwicklung erreichen wollen, bedarf keiner besonderen Versicherung. — Hierüber ist nun nichts weiter zu sagen; nur die eine Bemerkung will ich, als Uebergang zu der zweiten Unterfrage — welche seine Ansicht von dem stofflichen Inhalt der Poesie in ihrer Verschmelzung mit der Tonsprache zum Gegenstande hat — noch hinzufügen, daß er, für ihn höchst charakteristisch, überall, wo er von Dichtkunst spricht, nur die ganz äußerliche Form des poetischen Ausdrucks, d. h. den Versbau u. s. f. versteht. Von der inneren Entwicklung des dramatischen Stoffs, den er schlechthin als „Mythos" bezeichnet, ist bei ihm niemals die Rede; Fragen wie die nach der Natur des dramatischen Charakters, der Qualität der Handlung, ja von der Konception und organischen Gestaltung des Inhalts des Dramas liegen ihm durchaus fern[26]). Der einzige

Ausspruch, in dem sich etwa eine Andeutung, wenigstens über die Natur der poetischen Thätigkeit, finden lassen könnte, steht im Eingang des II. Abschnitts des zweiten Theils und lautet: „Der Mensch ist auf zweifache Weise Dichter: in der Anschauung und in der Mittheilung. Die natürliche Dichtungsgabe ist die Fähigkeit, die seinen Sinnen von Außen sich kundgebenden Erscheinungen zu einem inneren Lebensbilde von ihnen sich zu verdichten" (ein Lieblingsausdruck Wagner's), „die künstlerische, dieses Bild nach Außen hin wieder mitzutheilen". — Hier hat man nun die Wahl, ob man diese Definition als eine durch ihre Unverständlichkeit besonders tiefe, nämlich, wie jene Definition der Musik als „Kunst des Ausdrucks", als Hieroglyphe, oder aber als eine sich von selbst verstehende Trivialität betrachten will. Faßt man sie nämlich ihrem Wortlaut nach, so ist dagegen zu bemerken, daß sie nicht nur ebenso gut auf jede andere Kunst wie gerade auf die Poesie sich anwenden läßt, sondern daß sie auch den allerprosaischsten Inhalt umfaßt. Wenn beispielsweise ein Bauernjunge zwei Hunde einander beißen sieht und er „theilt" diese „seinen Sinnen sich kundgebende Erscheinung" seinem Vater „mit", so ist er also, nach Wagners Ansicht, schon sowohl „natürlicher" wie „künstlerischer" Dichter! Soll aber dieser triviale Sinn nicht in jenem so vornehm klingenden Ausspruch liegen, welcher andere tiefere liegt dann wirklich darin; genauer gesprochen: wie gewinnt die „Anschauung" und „Mittheilung" des Angeschauten ihren spezifisch künstlerischen, bezw. poetischen Charakter? Es mangelt mir der Raum, die seitenlangen, sich durch die wunderlichsten Verschlingungen hindurchwindenden Erörterungen (S. 139—143) über das Wesen der „Phantasie", welche Wagner als die Quelle für die künstlerische Form der Anschauung und Mittheilung bezeichnen zu wollen scheint — was ja an sich ganz richtig ist — wörtlich mitzutheilen, geschweige denn kritisch zu beleuchten. Das Resultat davon kommt auf den Satz hinaus: Weil „nur der griechi-
„schen Weltanschauung bis heute noch das wirkliche Kunstwerk

„des Dramas erblühen konnte, der Stoff dieses Dramas aber der „Mythos war", so kann das (bis heute noch garnicht existirende) echte Drama nur durch die Rückkehr zum Mythos erzeugt werden. Denn Alles, was bisher seit der Antike als Drama gegolten, das Drama Calderons, Shakespeares, Schillers, Goethes u. s. f., ist lediglich „Literaturdrama und als solches ebensowenig ein echtes Drama wie das Klavier schon ein Orchester[37])." —

Nur eine Stelle möchte ich nicht übergehen, weil in ihr seine Ansicht von der Bedeutung des Mythos als ausschließlichen Stoffs für das vollkommene Drama niedergelegt ist. Sie lautet (S. 141): „Aller Gestaltungstrieb des Volkes geht im Mythos dahin, den „weitesten Zusammenhang der mannigfaltigsten Erscheinungen in „gedrängtester Gestalt sich zu versinnlichen" (Hieroglyphe!); „diese „zunächst nur von der Phantasie gebildete Gestalt gebart (?) sich, „je deutlicher sie werden soll, ganz nach menschlicher Eigenschaft, „trotzdem ihr Inhalt in Wahrheit ein übermenschlicher und über„natürlicher ist" (Hieroglyphe), „nämlich diejenige zusammenwir„kende vielmenschliche (?) oder allnatürliche Kraft und Fähigkeit, „die, als nur im Zusammenhange des Wirkens menschlicher und „natürlicher Kräfte im Allgemeinen gefaßt (Hieroglyphe!), aller„dings menschlich und natürlich ist, gerade dadurch aber über„menschlich und übernatürlich erscheint, daß sie der eingebildeten „Gestalt eines menschlich dargestellten Individuums zugeschrieben „wird." — —

An dieser hieroglyphischen Probe muß sich der Leser genügen lassen. Wohl ihm, wenn er den Satz verstanden hat; erklären läßt er sich natürlich eben so wenig wie widerlegen. Das Wahre an der Sache aber ist dies, daß Wagner seiner wesentlich symbolisirenden Gefühls- und Geistesrichtung nach keinen anderen Stoff als einen mythischen brauchen kann, um die angestrebte Verschmelzung von Poesie und Musik wenigstens für die Phantasie plausibel zu machen. Denn nur der Mythos gewährt einerseits der Phantasie hinlänglich unendlichen Spielraum, Wirkliches und

Unwirkliches, Mögliches und Unmögliches in Zusammenhang zu bringen, andrerseits ist er selber so wesentlich symbolischer Natur, daß die in ihm erscheinenden Gestalten beliebig als realistische Persönlichkeiten mit menschlichen Gedanken und Empfindungen, oder auch wieder als abstrakte Repräsentanten bloßer sog. „allgemeinmenschlicher" Ideen, mit denen sie in äußerliche Beziehung gesetzt erscheinen, betrachtet werden können. Diese Doppelseitigkeit ihrer Natur verleiht ihnen nun jenes Gepräge des Wunderhaften, das wiederum ganz natürlich erscheint, weil die „Uebernatürlichkeit" und „Uebermenschlichkeit" ja eben die eine Seite ihres Wesens ausmacht. So wird die Phantasie bald nach der einen bald nach der andern Seite hin angeregt, so daß sie zuletzt gar nicht mehr im Stande ist, die beiden Seiten, obschon sie im Grunde einen vollkommenen Widerspruch bilden, auseinanderzuhalten: sie verschmelzen schließlich für die taumelnde Vorstellung zu einem phantastischen Gesammtbilde, welches einen um so überwältigenderen Eindruck macht, je widerspruchsvoller und „wunderbarer" der Zusammenhang der Theile ist. So laufen z. B. im „Parsifal" neben den dunkelsten Phrasen (z. B. „Aus Mitleid wissend" — „der reine Thor"[28]) u. s. f.) die allertrivialsten Redensarten (z. B. „Laß' Du hier künftig die Schwäne in Ruhe und suche dir Gänser(ich) die Gans" u. s. f.), neben den mysteriösesten Actionen ganz gewöhnliche Handlungen unvermittelt her; und gerade diese trivialen Redensarten und diese gewöhnlichen Handlungen müssen, als unmittelbar verständlich an die Anschauung sprechend, dazu dienen, dem Wunderbaren, Mystischen und Unbegreiflichen überhaupt den Schein von fast selbstverständlicher Begreiflichkeit zu verleihen. Aber es ist eben nur ein Schein[29]), der einerseits durch die das Gefühl bestrickende Macht der Musik nach der Seite der Wunderhaftigkeit, andererseits durch die die Sinne bestrickende Macht der mit allen Mitteln realistischer Naturwirkung ausgestatteten Scenerie nach der Seite der Wirklichkeit unterstützt wird, und der, weil er nicht künstlerischer, sondern nur künstlicher Schein ist, sofort in wesenlosen

Dunst sich verflüchtigt, sobald man versucht, sich der differenten Gründe seiner Wirkung bewußt zu werden. Wenige freilich sind, eben der Gewalt dieser Wirkung wegen, die ihre Phantasie wie ihre Sinne zu gleicher Zeit und mit gleicher Gewalt umstrickt, dazu im Stande, aber diesen Wenigen muß nothwendig, sobald dies Bewußtsein an Stelle des Taumels tritt, der sie eine Zeitlang gefangen gehalten, die ganze Geschichte — d. h. sowohl die Charaktere wie die Handlung selbst — im Grunde blos unnatürlich und langweilig vorkommen, weil Alles darin, objektiv betrachtet, Willkür und Zusammenhangslosigkeit ist.

Nicht als ob Wagner die künstlerische Absicht fern gelegen hätte, den Eindruck hervorzubringen, daß dem Ganzen, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, ein tiefer, weit über die Verständnißgrenze des bloßen „Literaturdramas" hinausreichender Sinn innewohnte. Hat man doch seitens seiner fanatischen Verehrer im „Parsifal", hauptsächlich wohl auf Grund der in die Handlung (meiner Ansicht nach in ziemlich frivoler Weise) hineingemischten christlich-symbolischen Momente des Fußwaschens, der herabschwebenden Taube u. s. f. ein wahrhaft christliches Weltdrama, ja die absolute Offenbarung des Daseinsgeheimnisses der Welt finden wollen! Wenn dem „Parsifal" überhaupt ein Grundgedanke innewohnt, so kann es nur der des uralten Gegensatzes zwischen zwei feindlichen die Welt beherrschenden Principien sein, der schon in der altpersischen Götterlehre als Kampf des Ormuzd und Ahriman, d. h. den Herrschern in den Reichen des Lichts und der Finsterniß, symbolisirt wird. Indem nun Wagner analoge Anschauungen aus dem christlichen Dogma damit verbindet, gewinnt das Ganze einen mystisch-fatalistischen Charakter, der durch geschickte Verwerthung des Wunders, welche sich bis auf die plötzliche und gänzlich unmotivirte Veränderung einzelner Charaktere (Parsifal z. B. erscheint, man weiß nicht warum, plötzlich — wie das Textbuch vorschreibt — „in furchtbarer Veränderung") erstreckt, sowie durch noch geschicktere Verwerthung einer geradezu bacchantisch sich ge-

bahrenden Sinnlichkeit, welche in vollster Realität zur Darstellung gebracht wird, endlich durch die am allergeschicktesten gehandhabten Kunststücke sceniſcher Verwandlung, bis zur Schwindelhaftigkeit gesteigert wird. So haben wir denn wiederum alle Requisite, die oben als charakteriſtiſche Merkmale des Symboliſchen bezeichnet wurden, beiſammen: Fremdartigkeit, orakelhafte Dunkelheit, myſtiſche Wunderbarkeit und Fatalismus, verquickt außerdem mit extatiſcher Verzückung, dämoniſcher Sinnlichkeit (Kundry), heiligenſcheinumſtrahlter Askeſe bis hinab zur Abſtruſität redender Leichen (Titurel): und dies Alles mit ſchrankenloſeſter Willkür, ohne Rückſicht auf pſychologiſche Motivirung oder naturgemäße Entwicklung zu nehmen — denn das würde dem Wunderbaren Eintrag thun —, durcheinandergemiſcht zu einem auch das geſundeſte Gehirn zeitweiſe zum Taumeln bringenden Gewirr kaleidoskopiſcher Phantasmagorien. Kann man dies ein geſundes künſtleriſches Thun nennen? Iſt es denkbar, daß eine ſolche jeder Einfachheit und inneren Wahrheit in's Geſicht ſchlagende Kunſtrichtung, mag ſie augenblicklich auch noch ſo ſehr dem überreizten Geſchmack des Publikums (?) entgegenkommen, Beſtand haben könnte? —

3. In der Beantwortung der dritten Frage, nämlich wie Wagner die Scenerie, d. h. die übrigen Künſte mit Einſchluß der Maſchinerie, behandelt, um ſie dem muſikaliſchen Ausdruck konform zu machen, kann ich mich ebenfalls ziemlich kurz faſſen, da es ſich für uns nur um die principielle Frage handelt, ob ſeine theoretiſche Behauptung, daß nicht nur die Muſik und Poeſie, ſondern auch alle übrigen Künſte in ſeinem Muſikdrama erſt zur höchſten Vollendung gelangen, ſich bewahrheitet. In ſeiner Broſchüre „Zukunftsmuſik“ (S. 17 ff.) erklärt er nämlich, daß er „mit den Ausſagen der bedeutendſten Kunſtkritiker, mit den Unterſuchungen z. B. eines Leſſing „„über die Grenzen der Malerei und der Dichtkunſt““ an der Hand, zu der Einſicht gelangt ſei, daß jeder einzelne Kunſtzweig nach einer Ausdehnung ſeines Vermögens hin ſich entwickelt, die ihn ſchließlich an die Grenze

desselben führt, und daß er diese Grenze, ohne die Gefahr, sich in das Unverständliche und absolut Phantastische, ja Absurde zu verlieren, nicht überschreiten kann". — Dies sieht sonderbarer Weise beinahe wie Selbstkritik aus, denn ist es nicht gerade Er, der durch die beabsichtigte Verwandlung der Poesie in Musik und umgekehrt die natürlichen Grenzen dieser Künste zu überschreiten sucht? — Allein mit Hilfe seiner eigenthümlichen Logik gelangt er vielmehr zu dem entgegengesetzten Resultat: „An diesem Punkte glaubte ich in ihm" (nämlich in dem Kunstzweig) „das Verlangen zu erkennen, der anderen ... verwandten Kunstart die Hand zu bieten"; — was ist dies Anderes als Ueberschreiten" seiner Grenze? — „und mußte es mich, im Hinblick auf mein Ideal, lebhaft interessiren, diese Tendenzen in jeder besonderen Kunstart zu verfolgen, so glaubte ich schließlich im Verhältniß der Poesie zur Musik diese Tendenz am deutlichsten nachweisen zu können"; d. h. also: Jene — mit der Gefahr, „sich ins Absurde zu verlieren", verbundene — Tendenz aller Kunstarten, sich einer anderen höheren Kunstart behufs eigener Vervollkommnung anzuschließen, hat Wagner hauptsächlich bei der Poesie gefunden, nämlich daß diese die Neigung hat, sich in die seiner Ansicht nach höhere Kunstart, die Musik, aufzulösen. Er kommt dann zu dem Schluß: „Indem ich mir auf diese Weise dasjenige Kunstwerk vorzustellen suchte, in welchem alle einzelnen (in „Oper und Drama" heißt es bekanntlich: „egoistisch vereinzelten") Kunstarten, zu ihrer eigenen höchsten Vervollkommnung, sich zu vereinigen hätten, traf ich von selbst auf den bewußten Anblick (?) desjenigen Ideals, das unbewußt sich allmälig in mir gebildet hatte." — Es konnte meinerseits nicht umgangen werden, diese Stelle im Zusammenhang anzuführen, um jeden Zweifel an der wirklichen Ansicht Wagner's zu beseitigen.

Ueber die Stellung der Poesie zur Musik ist oben bereits das Erforderliche gesagt; hier handelt es sich nur noch um die

übrigen, namentlich die bildenden Künste, welche Wagner — — schon die Citirung Lessing's beweist dies — wesentlich mit im Auge hat. Auf diese angewandt, würde also der Satz, von allem unklaren Phrasenbeiwerk entkleidet, so lauten: Sowohl Architektur, wie Plastik und Malerei können in ihrer „egoistischen Vereinzelung" — d. h. als selbstständige Künste — nicht „zu ihrer höchsten Vollkommenheit" gelangen, sondern nur in ihrer Verbindung mit Poesie und Musik im Wagner'schen Ideal vom Musikdrama als absolutem Kunstwerk.

Wie aber wäre dies wohl möglich, da thatsächlich die bildenden Künste in ihrer Function als scenischer Elemente gar nicht ihrer Wesenheit nach zur Darstellung gelangen; oder sind etwa die aus Leinwand und Latten konstruirten, plump bemalten Architekturansichten, z. B. das Klingsohrsche Zauberschloß im „Parsifal", als wirkliche Bauwerke, oder die etwaigen, aus denselben dürftigen Materialien zusammengeflickten „Skulpturen" als wirkliche Plastik, und gar in der „höchsten Vervollkommnung" dieser Künste, zu betrachten? — Auch was die Malerei betrifft, die im Grunde das Beste bei der scenischen Ausstattung leisten muß und dabei für ihre Schwesterkünste mit einzustehen hat, so erscheint es geradezu absurd, dabei an die Möglichkeit einer Vervollkommnung zu denken, nicht nur weil sie als Dekorationsmalerei eine lediglich ornamentale und als solche untergeordnete Bedeutung hat, sondern weil sie auch in dieser Function die höheren Arten der Gattung, namentlich die Historienmalerei, gänzlich ausschließen muß. Oder möchte etwa Wagner die architektonische und landschaftliche Kulissendekorationsmalerei seines „Parsifal" über eine Landschaft von Andreas Achenbach, geschweige denn über ein Historiengemälde von Lessing oder Kaulbach stellen?

Man sieht also, wohin man gelangt, wenn man aus dem phantastischen Theoretisiren, in das sich Wagner zwar mit großer Sicherheit der Ueberzeugung, aber mit nicht minder großer Unklarheit des Denkens verliert, die nothwendigen Konsequenzen zieht:

die ganze Theorie von seinem absoluten Kunstwerk führt nothwendig, durch das Verkennen des wahren Wesens der Kunst überhaupt und der Künste im Besondern, zu Schlußfolgerungen, deren Unwahrheit so auf der Hand liegt, daß sie auch dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben kann. Da diese Theorie nun das Fundament ist, worauf das Princip seines „Kunstwerks der Zukunft" beruht und da sie wesentlich in der irrigen Vorstellung von der Möglichkeit einer gleichwerthigen Verbindung aller Künste im Musikdrama wurzelt, so muß dieses sein Ideal an seinem eignen inneren Widerspruch scheitern.

Ich könnte hier mit der dritten Frage und demzufolge mit der Betrachtung des Wagner'schen Ideals vom absoluten Kunstwerk überhaupt abschließen, wenn ich nicht noch auf ein paar Punkte hinzuweisen mich gedrungen fühlte, worin sich die völlig unadäquate Natur der im Musikdrama intendirten Verbindung der Künste auf eine auch für das Laienauge deutlich erkennbare Weise ausspricht. Weit entfernt nämlich davon, daß die einzelnen Künste in dieser Verbindung erst „zu ihrer eignen höchsten Vervollkommnung" gelangen können, ist vielmehr — und kein Wagner'sches Werk bethätigt dies mehr als der „Parsifal" — leicht nachzuweisen, daß sie sämmtlich denaturirt, d. h. über die ihnen durch das Wesen der Kunst selbst gesteckten Grenzen hinaus zur Unnatur und dadurch zur Unkunst getrieben werden. Was die Poesie betrifft, so ist die sowohl formell wie inhaltlich unkünstlerische Behandlung derselben seitens Wagners bereits oben dargethan; ohnehin liegt der Beweis dafür schon in dem von ihm aufgestellten Princip selbst ausgesprochen, daß die Poesie, wenn sie ihre höchste Vollkommenheit — im Gegensatz zu dem („unechten") Literaturdrama — erreichen wolle, sich in Musik verwandeln müsse. Aber auch die Musik — abgesehen von der an sie ebenfalls, nur in umgekehrter Richtung, gestellten Forderung, nämlich daß sie, wie Wagner sich ausdrückt, von vorn herein „poetisch konstruirt werden" müsse — wird selbst innerhalb ihrer eignen Sphäre nach ver-

schiedenen Seiten hin über die ihr naturgemäßen Grenzen hinausgedrängt auf ein Terrain, wo sie überhaupt aufhört musikalisch zu wirken. (Vergl. die Bemerkungen Hanslick's in Anm. 21.)

Nach der Seite des Gesanges findet diese Ueberschreitung der Grenze in den zahlreichen, ebenso unmusikalischen wie (poetisch betrachtet) unartikulirten, durch das Textbuch vorgeschriebenen Lauten statt: „Geschrei", „Lachen", „dumpfer Schrei", „gräßlicher Schrei", „Klagegeheul, von höchster Heftigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstufend", „unheimliches Lachen", „ein immer extatischeres Lachen, welches endlich in ein krampfhaftes Wehgeschrei übergeht", „dumpfes Stöhnen", „Alles bricht in einen jähen Wehruf aus" u. s. f.; nach der Seite der reinen Musik in der mannigfachen Anwendung von Glockengeläute und ähnlichen, musikalisch betrachtet, unorganischen Tonbildungen. Hat er doch keinen Anstand genommen, die Schmiedescene im „Rheingold" durch 18 abgestimmte Ambose, den „Walkyrenritt" (in den Nibelungen) mit Peitschengeknall, Pferdegepolter und Sturmesausen musikalisch zu illustriren. Fast hat es den Anschein, als ob Wagner gerade in diesen unorganischen Lauten einen Beweis für die thatsächliche Verschmelzung der Musik mit der Poesie liefern wolle, da es schwierig sein dürfte zu entscheiden, wohin — ob zur Musik oder zur Poesie? — z. B. ein Klagegeheul, das von höchster Heftigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstuft" gehöre. Thatsächlich gehört es aber ebenso wenig zu Einem von Beiden wie die angebliche „thierisch-menschliche konsonantenlose Ursprache", zu der die heutige Wortsprache seiner Ansicht nach zurückkehren müsse, wenn sie ihre höchste Vollendung als poetische Sprache erreichen will. —

Kann man nun mit einem Anschein von Vernunft behaupten wollen, daß das Musikdrama, welches, als das Wagner'sche Ideal vom Kunstwerk der Zukunft, derartige durchaus unkünstlerische Mittel — unkünstlerisch, weil sie eben weder poetische noch musikalische Mittel sind — und zwar nicht partiell und nebensächlich, sondern

als sehr wesentliche Wirkungselemente verwendet, auf den Ehrentitel des „absoluten Kunstwerks" Anspruch erheben dürfe?

Ganz analog behandelt nun auch Wagner die bildenden Künste. Es soll hier gar nicht darauf hingewiesen werden, daß die arabischen und gothischen Stylformen, in denen er seinen Gralstempel und sein Zauberschloß aufbaut, von so wunderbar phantastischer Konstruction sind, daß die Leute von Fach, d. h. die Architekten, welche der Aufführung des „Parsifal" beiwohnten, die Hände über dem Kopf zusammengeschagen haben sollen; denn hier wäre ja immerhin eine Korrektur möglich. Aber wenn man in seiner Wiedereinführung der Wandeldekoration eine epochemachende Erfindung für die Vervollkommnung der Malerei erblicken will, so befindet man sich denn doch in einem sonderbaren Irrthum; denn da das Wesen der bildenden Künste als der Künste der räumlichen Anschauung gerade in der Unveränderlichkeit ihrer Darstellung beruht, so haben solche beweglichen Panoramen für die echte Kunst der Malerei etwa dieselbe Bedeutung wie die Wachsfigurenkabinette für die echte Plastik. — Höchst naiv, aber durchaus charakteristisch, ist daher die barocke Bemerkung, welche der den Parsifal führende Gurnemanz macht, als ersterer sich darüber wundert, daß er, obschon er „kaum schreite, doch schon weit" vorwärts gekommen sei: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit"; eine Bemerkung, die man mit Unrecht als „Unsinn" bezeichnet hat, obschon sie allerdings umgekehrt lauten müßte: zur Zeit wird hier der Raum; d. h. die räumliche Kunst (Malerei) wird ihrer innersten Natur widersprechend in eine zeitliche verwandelt. Vielleicht hat Wagner dabei die phantastische Idee, daß sie eben durch dieses In-Bewegung-Setzen sich ebenfalls in eine zeitliche Kunst, d. h. etwa in Musik, verwandeln könne.

Ueberhaupt spielt die Verwandlung im „Parsifal" eine große Rolle, nicht blos in dem sonst gebräuchlichen Sinne einer bloßen, wo möglich plötzlichen Scenenänderung, sondern in wohlerwogener Absicht als allmälige, mit einer gewissen Intensitätssteigerung

verbundene Bewegung alles sonst als fest und beständig Gedachten[30]). Uebrigens sind diese Kunststückchen der Maschinerie, wenn auch im „Parsifal" außerordentlich vervollkommnet, keineswegs neu. Namentlich erinnert die Wandeldekoration, welche einmal von links nach rechts und später wieder von rechts nach links sich bewegt, frappant an das bekannte Zauberballet „Ellinor", in welchem der Held, nebst seinem Begleiter auf der Bühne stehend, dadurch als reisend vorgestellt wird, daß eine bunte Reihe von Städten und Landschaften vor den Augen des Publikums vorbeigeführt wird. Ebenso hat die Scene im „Zaubergarten" mit den in Blumen verwandelten Zaubermädchen eine deutliche Verwandtschaft mit den tanzenden Nonnen in der Kirchhofscene im „Robert der Teufel", und die Verwandlung des Zaubergartens in eine Einöde gleicht auffällig der im letzten Akt von Gounod's „Margarethe" stattfindenden Verwandlung des Festsaals, in welchem die Feier des Bacchanals stattfand, in die Darstellung des Blocksbergs u. s. f. Aber jene Komponisten haben sich wenigstens nicht der Einbildung hingegeben, daß sie dadurch etwas andres als bloße Theaterffekte, geschweige denn eine „Vervollkommnung der bildenden Künste", erzielen könnten. Diese Durchbrechung der Gesetze räumlicher Einheit beruht, wenn man sie ihrer Wirkungsabsicht nach betrachtet, materiell ganz auf derselben Tendenz, wie die mystische Wunderbarkeit des poetischen Inhalts, d. h. sie bringt, wie die letztere die Phantasie, so die sinnliche Anschauung in einen bis zum Schwindel gesteigerten Taumel; kurz, nicht reine ästhetische Befriedigung und wahrer Kunstgenuß ist das letzte Ziel dieses „absoluten Kunstwerks", sondern eine durch alle Ingredienzien übernatürlicher Symbolisirung und mit Aufwendung aller geistigen und materiellen Effekte die Klarheit des Gehirns betäubende künstliche Aufreizung der Einbildungskraft und der Sinne[31]).

Wenn hierin, in diesem „Kunstwerk der Zukunft", die Kunst überhaupt ihr höchstes Ziel erreicht haben sollte, dann stände es wahrlich schlimm um die Zukunft der Kunst.

Werfen wir von dieser Betrachtung des Wagner'schen Musikdramas einen Rückblick auf Das, was oben (im Abschnitt II) über das Wesen des musikalischen Dramas, d. h. der Oper, gesagt ist, so dürfte dem Leser vielleicht aufgefallen sein, daß gerade diejenigen Eigenschaften, welche bei jenem als unadäquat und unverträglich mit dem Charakter einer echt dramatischen Wirkung hingestellt wurden, nämlich das Mystische, Wunderbare und Zauberhafte, dort als die der Oper noch am meisten entsprechende oder richtiger: ihrer Natur am wenigsten widersprechende Motivsphäre bezeichnet worden sind. Der hierin scheinbar liegende Widerspruch löst sich aber sehr einfach durch die Reflexion, daß dem Wagner'schen Musikdrama ein sehr wesentliches Element mangelt, welches der romantischen Oper in dem hier gemeinten Sinn allein eine ästhetische Berechtigung verleiht, die Naivetät nämlich. Das haben diese beiden Formen, das Musikdrama wie die romantische Oper, allerdings mit einander gemein, daß sie für die poetisch-musikalische Verwerthung die real-historischen Stoffe verwerfen müssen; darin aber unterscheiden sie sich völlig von einander, ja bilden geradezu einen unversöhnlichen Gegensatz, daß Wagner den „Mythos" in ernsthaft poetischer Weise behandelt, indem er ihn als Symbol für einen ganz abstrakt ideellen, sozusagen philosophisch phantastischen Gedankeninhalt zu verwerthen sucht, während die „romantische Zauberoper" — um diesen Ausdruck zu brauchen —, die ebenfalls Sagen- und Märchenhaftes zu ihrem Inhalt wählt, diesen in einer durchaus naiven, mehr oder weniger aufrichtig sentimentalen Weise behandelt, welche jede Reflexion auf einen etwa tiefer darin liegenden symbolischen Sinn ausschließt und auf nichts tendirt als auf den poetischen Glauben. Man kann hierin etwas Kindisches finden; allein gerade dies Kindische, richtiger Kindliche — was überhaupt den Reiz des Märchen- und Sagenhaften bildet — entbehrt so wenig eines echt poetischen Charakters, daß vielleicht keine Art der Dichtung, wenn sie gelungen ist, mehr für die poetische Begabung eines Dichters spricht,

als gerade das Märchen. Vor Allem aber muß das Märchen *einfach* und in ſeiner Einfachheit vollkommen *naiv* ſein — beides Eigenſchaften, die dem Wagner'ſchen Mythos durchaus mangeln — und in dieſer *naiven Einfachheit*, der ſich die Phantaſie des Leſers, bezw. Zuhörers, ohne alle Reflexion auf ſymboliſche Beziehungen mit gleicher kindlicher Gläubigkeit hinzugeben vermag, liegt allein die Möglichkeit einer Verbindung mit der Muſik, als derjenigen Kunſt, die ebenfalls, neben dem Ausdruck rein ſeeliſcher Empfindungen, dem Gebiet der ſchrankenloſen, von den Geſetzen der Wirklichkeit unabhängigen Idealwelt angehört.

Anmerkungen.

[1]) (zu Seite 5) Es giebt zwar derartige unadäquate Verbindungen, welche von großer Wirkung sind, nur daß diese Wirkung weder eine rein ästhetische noch, selbst diese Möglichkeit zugegeben, eine einheitliche ist. Zu den ergreifendsten Productionen dieser Art gehören die „Transparentgemälde mit Musikbegleitung", welche die Berliner Akademie alljährlich zu Weihnachten zu veranstalten pflegt und worin also eine Verbindung von Malerei und Musik stattfindet. Aber eine einheitliche Verbindung z. B. zwischen einer Rafael'schen Komposition und irgend einem alten oder neueren Kirchenliede, welches dazu gesungen wird, so lange das Transparentbild sichtbar ist, kann schon deshalb nicht stattfinden, weil beiderlei Productionen ganz unabhängig und ohne welche Beziehung auf einander entstanden sind. Aber selbst wenn dies geschehen könnte, vermöchte doch die begleitende Musik dabei immer nur die durch den Anblick des Bildes etwa hervorgerufene Gefühlsstimmung, niemals aber den Anschauungsinhalt der Komposition anzudeuten: sie ist mithin nicht sowohl mit dieser als nur mit der Empfindung des Zuschauers verbunden. Ohnehin ist die Tendenz dieser Aufstellungen wesentlich religiöser Natur; und diese Tendenz, nicht das rein ästhetische Motiv, erscheint darin als primäres Wirkungselement; daher auch — um diese Stimmung zu erhöhen — während der Vorhang vom Gemälde fortgezogen und der Gesang angestimmt wird, der Saal sich plötzlich verdunkelt. Handelte es sich lediglich um eine ästhetische, statt wie hier um eine sinnlich-mystische Wirkung, so würden Oelgemälde bei Tageslicht — mit oder ohne Musikbegleitung — den Zweck ebenso gut, vielleicht sogar besser erfüllen. Von einer einheitlichen, d. h. organischen Verbindung von Musik und Malerei kann also in keinem Falle dabei die Rede sein. (Vergl. übrigens über die verschiedenen Kombinationen der Künste mein „System der Künste" Kap. VIII S. 201 ff.

[2]) (zu Seite 8.) Sehr gut hat dies bereits Pabst in seiner Schrift „Die Verbindung der Künste auf der Bühne" dargethan. Außerdem vergl. den früher citirten Abschnitt in meinem „System der Künste".

[3]) (zu Seite 8). Vergl. Anm. 2 u. 16 der ersten Abtheilung.

[4]) (zu Seite 8). Auch Richard Wagner — dies erwähne ich nur, um die irrige Ansicht der Herren ästhetisirenden Musiker und Musikgelehrten zu widerlegen, als ob blos die ästhetische Kritik das Darstellungsgebiet der Musik auf solche allgemeinen und in ihrer Allgemeinheit nothwendig unbestimmten Gefühls-

bahrenden Sinnlichkeit, welche in vollster Realität zur Darstellung gebracht wird, endlich durch die am allergeschicktesten gehandhabten Kunststücke sceniſcher Verwandlung, bis zur Schwindelhaftigkeit gesteigert wird. So haben wir denn wiederum alle Requisite, die oben als charakteriſtiſche Merkmale des Symboliſchen bezeichnet wurden, beiſammen: Fremdartigkeit, orakelhafte Dunkelheit, myſtiſche Wunderbarkeit und Fatalismus, verquickt außerdem mit extatiſcher Verzückung, dämoniſcher Sinnlichkeit (Kundry), heiligenſcheinumſtrahlter Askeſe bis hinab zur Abſtruſität redender Leichen (Titurel): und dies Alles mit ſchrankenloſeſter Willkür, ohne Rückſicht auf pſychologiſche Motivirung oder naturgemäße Entwicklung zu nehmen — denn das würde dem Wunderbaren Eintrag thun —, durcheinandergemiſcht zu einem auch das geſundeſte Gehirn zeitweiſe zum Taumeln bringenden Gewirr kaleidoskopiſcher Phantasmagorien. Kann man dies ein geſundes künſtleriſches Thun nennen? Iſt es denkbar, daß eine ſolche jeder Einfachheit und inneren Wahrheit in's Geſicht ſchlagende Kunſtrichtung, mag ſie augenblicklich auch noch ſo ſehr dem überreizten Geſchmack des Publikums (?) entgegenkommen, Beſtand haben könnte? —

3. In der Beantwortung der dritten Frage, nämlich wie Wagner die Scenerie, d. h. die übrigen Künſte mit Einſchluß der Maſchinerie, behandelt, um ſie dem muſikaliſchen Ausdruck konform zu machen, kann ich mich ebenfalls ziemlich kurz faſſen, da es ſich für uns nur um die principielle Frage handelt, ob ſeine theoretiſche Behauptung, daß nicht nur die Muſik und Poeſie, ſondern auch alle übrigen Künſte in ſeinem Muſikdrama erſt zur höchſten Vollendung gelangen, ſich bewahrheitet. In ſeiner Broſchüre „Zukunftsmuſik“ (S. 17 ff.) erklärt er nämlich, daß er „mit den Ausſagen der bedeutendſten Kunſtkritiker, mit den Unterſuchungen z. B. eines Leſſing „„über die Grenzen der Malerei und der Dichtkunſt““ an der Hand, zu der Einſicht gelangt ſei, daß jeder einzelne Kunſtzweig nach einer Ausdehnung ſeines Vermögens hin ſich entwickelt, die ihn ſchließlich an die Grenze

desselben führt, und daß er diese Grenze, ohne die Gefahr, sich in das Unverständliche und absolut Phantastische, ja Absurde zu verlieren, nicht überschreiten kann". — Dies sieht sonderbarer Weise beinahe wie Selbstkritik aus, denn ist es nicht gerade Er, der durch die beabsichtigte Verwandlung der Poesie in Musik und umgekehrt die natürlichen Grenzen dieser Künste zu überschreiten sucht? — Allein mit Hilfe seiner eigenthümlichen Logik gelangt er vielmehr zu dem entgegengesetzten Resultat: „An diesem Punkte glaubte ich in ihm" (nämlich in dem Kunstzweig) „das Verlangen zu erkennen, der anderen ... verwandten Kunstart die Hand zu bieten"; — was ist dies Anderes als Ueberschreiten" seiner Grenze? — „und mußte es mich, im Hinblick auf mein Ideal, lebhaft interessiren, diese Tendenzen in jeder besonderen Kunstart zu verfolgen, so glaubte ich schließlich im Verhältniß der Poesie zur Musik diese Tendenz am deutlichsten nachweisen zu können"; d. h. also: Jene — mit der Gefahr, „sich ins Absurde zu verlieren", verbundene — Tendenz aller Kunstarten, sich einer anderen höheren Kunstart behufs eigener Vervollkommnung anzuschließen, hat Wagner hauptsächlich bei der Poesie gefunden, nämlich daß diese die Neigung hat, sich in die seiner Ansicht nach höhere Kunstart, die Musik, aufzulösen. Er kommt dann zu dem Schluß: „Indem ich mir auf diese Weise dasjenige Kunstwerk vorzustellen suchte, in welchem alle einzelnen (in „Oper und Drama" heißt es bekanntlich: „egoistisch vereinzelten") Kunstarten, zu ihrer eigenen höchsten Vervollkommnung, sich zu vereinigen hätten, traf ich von selbst auf den bewußten Anblick (?) desjenigen Ideals, das unbewußt sich allmälig in mir gebildet hatte." — Es konnte meinerseits nicht umgangen werden, diese Stelle im Zusammenhang anzuführen, um jeden Zweifel an der wirklichen Ansicht Wagner's zu beseitigen.

Ueber die Stellung der Poesie zur Musik ist oben bereits das Erforderliche gesagt; hier handelt es sich nur noch um die

übrigen, namentlich die bildenden Künste, welche Wagner — — schon die Citirung Lessing's beweist dies — wesentlich mit im Auge hat. Auf diese angewandt, würde also der Satz, von allem unklaren Phrasenbeiwerk entkleidet, so lauten: Sowohl Architektur, wie Plastik und Malerei können in ihrer „egoistischen Vereinzelung" — d. h. als selbstständige Künste — nicht „zu ihrer höchsten Vollkommenheit" gelangen, sondern nur in ihrer Verbindung mit Poesie und Musik im Wagner'schen Ideal vom Musikdrama als absolutem Kunstwerk.

Wie aber wäre dies wohl möglich, da thatsächlich die bildenden Künste in ihrer Function als scenischer Elemente gar nicht ihrer Wesenheit nach zur Darstellung gelangen; oder sind etwa die aus Leinwand und Latten konstruirten, plump bemalten Architekturansichten, z. B. das Klingsohrsche Zauberschloß im „Parsifal", als wirkliche Bauwerke, oder die etwaigen, aus denselben dürftigen Materialien zusammengeflickten „Skulpturen" als wirkliche Plastik, und gar in der „höchsten Vervollkommnung" dieser Künste, zu betrachten? — Auch was die Malerei betrifft, die im Grunde das Beste bei der scenischen Ausstattung leisten muß und dabei für ihre Schwesterkünste mit einzustehen hat, so erscheint es geradezu absurd, dabei an die Möglichkeit einer Vervollkommnung zu denken, nicht nur weil sie als Dekorationsmalerei eine lediglich ornamentale und als solche untergeordnete Bedeutung hat, sondern weil sie auch in dieser Function die höheren Arten der Gattung, namentlich die Historienmalerei, gänzlich ausschließen muß. Oder möchte etwa Wagner die architektonische und landschaftliche Kulissendekorationsmalerei seines „Parsifal" über eine Landschaft von Andreas Achenbach, geschweige denn über ein Historiengemälde von Lessing oder Kaulbach stellen?

Man sieht also, wohin man gelangt, wenn man aus dem phantastischen Theoretisiren, in das sich Wagner zwar mit großer Sicherheit der Ueberzeugung, aber mit nicht minder großer Unklarheit des Denkens verliert, die nothwendigen Konsequenzen zieht:

die ganze Theorie von seinem absoluten Kunstwerk führt nothwendig, durch das Verkennen des wahren Wesens der Kunst überhaupt und der Künste im Besondern, zu Schlußfolgerungen, deren Unwahrheit so auf der Hand liegt, daß sie auch dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben kann. Da diese Theorie nun das Fundament ist, worauf das Princip seines „Kunstwerks der Zukunft" beruht und da sie wesentlich in der irrigen Vorstellung von der Möglichkeit einer gleichwerthigen Verbindung aller Künste im Musikdrama wurzelt, so muß dieses sein Ideal an seinem eignen inneren Widerspruch scheitern.

Ich könnte hier mit der dritten Frage und demzufolge mit der Betrachtung des Wagner'schen Ideals vom absoluten Kunstwerk überhaupt abschließen, wenn ich nicht noch auf ein paar Punkte hinzuweisen mich gedrungen fühlte, worin sich die völlig unadäquate Natur der im Musikdrama intendirten Verbindung der Künste auf eine auch für das Laienauge deutlich erkennbare Weise ausspricht. Weit entfernt nämlich davon, daß die einzelnen Künste in dieser Verbindung erst „zu ihrer eignen höchsten Vervollkommnung" gelangen können, ist vielmehr — und kein Wagner'sches Werk bethätigt dies mehr als der „Parsifal" — leicht nachzuweisen, daß sie sämmtlich denaturirt, d. h. über die ihnen durch das Wesen der Kunst selbst gesteckten Grenzen hinaus zur Unnatur und dadurch zur Unkunst getrieben werden. Was die Poesie betrifft, so ist die sowohl formell wie inhaltlich unkünstlerische Behandlung derselben seitens Wagners bereits oben dargethan; ohnehin liegt der Beweis dafür schon in dem von ihm aufgestellten Princip selbst ausgesprochen, daß die Poesie, wenn sie ihre höchste Vollkommenheit — im Gegensatz zu dem („unechten") Literaturdrama — erreichen wolle, sich in Musik verwandeln müsse. Aber auch die Musik — abgesehen von der an sie ebenfalls, nur in umgekehrter Richtung, gestellten Forderung, nämlich daß sie, wie Wagner sich ausdrückt, von vorn herein „poetisch konstruirt werden" müsse — wird selbst innerhalb ihrer eignen Sphäre nach ver-

schiedenen Seiten hin über die ihr naturgemäßen Grenzen hinausgedrängt auf ein Terrain, wo sie überhaupt aufhört musikalisch zu wirken. (Vergl. die Bemerkungen Hanslick's in Anm. 21.)

Nach der Seite des Gesanges findet diese Ueberschreitung der Grenze in den zahlreichen, ebenso unmusikalischen wie (poetisch betrachtet) unartikulirten, durch das Textbuch vorgeschriebenen Lauten statt: „Geschrei", „Lachen", „dumpfer Schrei", „gräßlicher Schrei", „Klagegeheul, von höchster Heftigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstufend", „unheimliches Lachen", „ein immer extatischeres Lachen, welches endlich in ein krampfhaftes Wehgeschrei übergeht", „dumpfes Stöhnen", „Alles bricht in einen jähen Wehruf aus" u. s. f.; nach der Seite der reinen Musik in der mannigfachen Anwendung von Glockengeläute und ähnlichen, musikalisch betrachtet, unorganischen Tonbildungen. Hat er doch keinen Anstand genommen, die Schmiedescene im „Rheingold" durch 18 abgestimmte Ambose, den „Walkyrenritt" (in den Nibelungen) mit Peitschengeknall, Pferdegepolter und Sturmesausen musikalisch zu illustriren. Fast hat es den Anschein, als ob Wagner gerade in diesen unorganischen Lauten einen Beweis für die thatsächliche Verschmelzung der Musik mit der Poesie liefern wolle, da es schwierig sein dürfte zu entscheiden, wohin — ob zur Musik oder zur Poesie? — z. B. ein Klagegeheul, das von höchster Heftigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstuft" gehöre. Thatsächlich gehört es aber ebenso wenig zu Einem von Beiden wie die angebliche „thierisch-menschliche konsonantenlose Ursprache", zu der die heutige Wortsprache seiner Ansicht nach zurückkehren müsse, wenn sie ihre höchste Vollendung als poetische Sprache erreichen will. —

Kann man nun mit einem Anschein von Vernunft behaupten wollen, daß das Musikdrama, welches, als das Wagner'sche Ideal vom Kunstwerk der Zukunft, derartige durchaus unkünstlerische Mittel — unkünstlerisch, weil sie eben weder poetische noch musikalische Mittel sind — und zwar nicht partiell und nebensächlich, sondern

als sehr wesentliche Wirkungselemente verwendet, auf den Ehrentitel des „absoluten Kunstwerks" Anspruch erheben dürfe?

Ganz analog behandelt nun auch Wagner die bildenden Künste. Es soll hier gar nicht darauf hingewiesen werden, daß die arabischen und gothischen Stylformen, in denen er seinen Gralstempel und sein Zauberschloß aufbaut, von so wunderbar phantastischer Konstruction sind, daß die Leute von Fach, d. h. die Architekten, welche der Aufführung des „Parsifal" beiwohnten, die Hände über dem Kopf zusammengeschagen haben sollen; denn hier wäre ja immerhin eine Korrektur möglich. Aber wenn man in seiner Wiedereinführung der Wandeldekoration eine epochemachende Erfindung für die Vervollkommnung der Malerei erblicken will, so befindet man sich denn doch in einem sonderbaren Irrthum; denn da das Wesen der bildenden Künste als der Künste der räumlichen Anschauung gerade in der Unveränderlichkeit ihrer Darstellung beruht, so haben solche beweglichen Panoramen für die echte Kunst der Malerei etwa dieselbe Bedeutung wie die Wachsfigurenkabinette für die echte Plastik. — Höchst naiv, aber durchaus charakteristisch, ist daher die barocke Bemerkung, welche der den Parsifal führende Gurnemanz macht, als ersterer sich darüber wundert, daß er, obschon er „kaum schreite, doch schon weit" vorwärts gekommen sei: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit"; eine Bemerkung, die man mit Unrecht als „Unsinn" bezeichnet hat, obschon sie allerdings umgekehrt lauten müßte: zur Zeit wird hier der Raum; d. h. die räumliche Kunst (Malerei) wird ihrer innersten Natur widersprechend in eine zeitliche verwandelt. Vielleicht hat Wagner dabei die phantastische Idee, daß sie eben durch dieses In-Bewegung-Setzen sich ebenfalls in eine zeitliche Kunst, d. h. etwa in Musik, verwandeln könne.

Ueberhaupt spielt die Verwandlung im „Parsifal" eine große Rolle, nicht blos in dem sonst gebräuchlichen Sinne einer bloßen, wo möglich plötzlichen Scenenänderung, sondern in wohlerwogener Absicht als allmälige, mit einer gewissen Intensitätssteigerung

verbundene Bewegung alles sonst als fest und beständig Gedachten[30]). Uebrigens sind diese Kunststückchen der Maschinerie, wenn auch im „Parsifal" außerordentlich vervollkommnet, keineswegs neu. Namentlich erinnert die Wandeldekoration, welche einmal von links nach rechts und später wieder von rechts nach links sich bewegt, frappant an das bekannte Zauberballet „Ellinor", in welchem der Held, nebst seinem Begleiter auf der Bühne stehend, dadurch als reisend vorgestellt wird, daß eine bunte Reihe von Städten und Landschaften vor den Augen des Publikums vorbeigeführt wird. Ebenso hat die Scene im „Zaubergarten" mit den in Blumen verwandelten Zaubermädchen eine deutliche Verwandtschaft mit den tanzenden Nonnen in der Kirchhofscene im „Robert der Teufel", und die Verwandlung des Zaubergartens in eine Einöde gleicht auffällig der im letzten Akt von Gounod's „Margarethe" stattfindenden Verwandlung des Festsaals, in welchem die Feier des Bacchanals stattfand, in die Darstellung des Blocksbergs u. s. f. Aber jene Komponisten haben sich wenigstens nicht der Einbildung hingegeben, daß sie dadurch etwas andres als bloße Theaterffekte, geschweige denn eine „Vervollkommnung der bildenden Künste", erzielen könnten. Diese Durchbrechung der Gesetze räumlicher Einheit beruht, wenn man sie ihrer Wirkungsabsicht nach betrachtet, materiell ganz auf derselben Tendenz, wie die mystische Wunderbarkeit des poetischen Inhalts, d. h. sie bringt, wie die letztere die Phantasie, so die sinnliche Anschauung in einen bis zum Schwindel gesteigerten Taumel; kurz, nicht reine ästhetische Befriedigung und wahrer Kunstgenuß ist das letzte Ziel dieses „absoluten Kunstwerks", sondern eine durch alle Ingredienzien übernatürlicher Symbolisirung und mit Aufwendung aller geistigen und materiellen Effekte die Klarheit des Gehirns betäubende künstliche Aufreizung der Einbildungskraft und der Sinne[31]).

Wenn hierin, in diesem „Kunstwerk der Zukunft", die Kunst überhaupt ihr höchstes Ziel erreicht haben sollte, dann stände es wahrlich schlimm um die Zukunft der Kunst.

Werfen wir von dieser Betrachtung des Wagner'schen Musikdramas einen Rückblick auf Das, was oben (im Abschnitt II) über das Wesen des musikalischen Dramas, d. h. der Oper, gesagt ist, so dürfte dem Leser vielleicht aufgefallen sein, daß gerade diejenigen Eigenschaften, welche bei jenem als unadäquat und unverträglich mit dem Charakter einer echt dramatischen Wirkung hingestellt wurden, nämlich das Mystische, Wunderbare und Zauberhafte, dort als die der Oper noch am meisten entsprechende oder richtiger: ihrer Natur am wenigsten widersprechende Motivsphäre bezeichnet worden sind. Der hierin scheinbar liegende Widerspruch löst sich aber sehr einfach durch die Reflexion, daß dem Wagner'schen Musikdrama ein sehr wesentliches Element mangelt, welches der romantischen Oper in dem hier gemeinten Sinn allein eine ästhetische Berechtigung verleiht, die Naivetät nämlich. Das haben diese beiden Formen, das Musikdrama wie die romantische Oper, allerdings mit einander gemein, daß sie für die poetisch-musikalische Verwerthung die real-historischen Stoffe verwerfen müssen; darin aber unterscheiden sie sich völlig von einander, ja bilden geradezu einen unversöhnlichen Gegensatz, daß Wagner den „Mythos" in ernsthaft poetischer Weise behandelt, indem er ihn als Symbol für einen ganz abstrakt ideellen, sozusagen philosophisch phantastischen Gedankeninhalt zu verwerthen sucht, während die „romantische Zauberoper" — um diesen Ausdruck zu brauchen —, die ebenfalls Sagen- und Märchenhaftes zu ihrem Inhalt wählt, diesen in einer durchaus naiven, mehr oder weniger aufrichtig sentimentalen Weise behandelt, welche jede Reflexion auf einen etwa tiefer darin liegenden symbolischen Sinn ausschließt und auf nichts tendirt als auf den poetischen Glauben. Man kann hierin etwas Kindisches finden; allein gerade dies Kindische, richtiger Kindliche — was überhaupt den Reiz des Märchen- und Sagenhaften bildet — entbehrt so wenig eines echt poetischen Charakters, daß vielleicht keine Art der Dichtung, wenn sie gelungen ist, mehr für die poetische Begabung eines Dichters spricht,

als gerade das Märchen. Vor Allem aber muß das Märchen einfach und in seiner Einfachheit vollkommen naiv sein — beides Eigenschaften, die dem Wagner'schen Mythos durchaus mangeln — und in dieser naiven Einfachheit, der sich die Phantasie des Lesers, bezw. Zuhörers, ohne alle Reflexion auf symbolische Beziehungen mit gleicher kindlicher Gläubigkeit hinzugeben vermag, liegt allein die Möglichkeit einer Verbindung mit der Musik, als derjenigen Kunst, die ebenfalls, neben dem Ausdruck rein seelischer Empfindungen, dem Gebiet der schrankenlosen, von den Gesetzen der Wirklichkeit unabhängigen Idealwelt angehört.

Anmerkungen.

1) (zu Seite 5) Es giebt zwar derartige unadäquate Verbindungen, welche von großer Wirkung sind, nur daß diese Wirkung weder eine rein ästhetische noch, selbst diese Möglichkeit zugegeben, eine einheitliche ist. Zu den ergreifendsten Productionen dieser Art gehören die „Transparentgemälde mit Musikbegleitung", welche die Berliner Akademie alljährlich zu Weihnachten zu veranstalten pflegt und worin also eine Verbindung von Malerei und Musik stattfindet. Aber eine einheitliche Verbindung z. B. zwischen einer Rafael'schen Komposition und irgend einem alten oder neueren Kirchenliede, welches dazu gesungen wird, so lange das Transparentbild sichtbar ist, kann schon deshalb nicht stattfinden, weil beiderlei Productionen ganz unabhängig und ohne welche Beziehung auf einander entstanden sind. Aber selbst wenn dies geschehen könnte, vermöchte doch die begleitende Musik dabei immer nur die durch den Anblick des Bildes etwa hervorgerufene Gefühlsstimmung, niemals aber den Anschauungsinhalt der Komposition anzudeuten: sie ist mithin nicht sowohl mit dieser als nur mit der Empfindung des Zuschauers verbunden. Ohnehin ist die Tendenz dieser Aufstellungen wesentlich religiöser Natur; und diese Tendenz, nicht das rein ästhetische Motiv, erscheint darin als primäres Wirkungselement; daher auch — um diese Stimmung zu erhöhen — während der Vorhang vom Gemälde fortgezogen und der Gesang angestimmt wird, der Saal sich plötzlich verdunkelt. Handelte es sich lediglich um eine ästhetische, statt wie hier um eine sinnlich-mystische Wirkung, so würden Oelgemälde bei Tageslicht — mit oder ohne Musikbegleitung — den Zweck ebenso gut, vielleicht sogar besser erfüllen. Von einer einheitlichen, d. h. organischen Verbindung von Musik und Malerei kann also in keinem Falle dabei die Rede sein. (Vergl. übrigens über die verschiedenen Kombinationen der Künste mein „System der Künste" Kap. VIII S. 201 ff.

2) (zu Seite 8.) Sehr gut hat dies bereits Pabst in seiner Schrift „Die Verbindung der Künste auf der Bühne" dargethan. Außerdem vergl. den früher citirten Abschnitt in meinem „System der Künste".

3) (zu Seite 8). Vergl. Anm. 2 u. 16 der ersten Abtheilung.

4) (zu Seite 8). Auch Richard Wagner — dies erwähne ich nur, um die irrige Ansicht der Herren ästhetisirenden Musiker und Musikgelehrten zu widerlegen, als ob blos die ästhetische Kritik das Darstellungsgebiet der Musik auf solche allgemeinen und in ihrer Allgemeinheit nothwendig unbestimmten Gefühls-

stimmungen beschränke — nennt in seinem Buche „Oper und Drama“ die Musik „eine Sprache, welche einer Empfindung nur nach ihrer Allgemeinheit gewachsen“ sei, und charakterisirt in seiner begeisterungsvollen Paraphrase der „Eroica“ Beethovens den Inhalt des ersten Satzes als „Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmuth (?) und Wehmuth, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und unbändiges Selbstgefühl“ — mithin durch lauter ganz allgemeine Empfindungen, welche darin „wechseln und sich aufs Innigste durchdringen“; aber nirgends ist angedeutet, wonach geschmachtet und sich gesehnt, worin geschwelgt u. s. w. wird. (Vergl. Abtheilung 1 Anm. 20 u. 26; namentlich S. 77.) — Bei dieser Gelegenheit glaube ich daran erinnern zu müssen, was ich bereits früher (s. Abth. I Anm. 7 am Schluß) bewerkte, daß diese ganze Untersuchung, auch die der vorliegenden zweiten Abtheilung, lange vor dem Tode des berühmten Komponisten vollendet und dem Herrn Verleger übergeben war.

5) (zu Seite 9.) Auch Carl Maria v. Weber schickt seiner „Aufforderung zum Tanz“ eine solche in ernstem Styl gehaltene Introduction voraus, die dann plötzlich in den lebhaften, scharf accentuirten Walzerrhythmus umschlägt, um zuletzt wieder mit dem ersten Motiv zu schließen. Indeß ist wohl die ganze Komposition nicht sowohl als wirkliche Tanzbegleitung gedacht (wenigstens nicht so behandelt), als daß sie vielmehr als freie Komposition nur in dem Charakter derselben gehalten erscheint. Gleichwohl sind jene Uebergänge von und zu dem erstem Motiv — trotz der dazwischen liegenden Pausen — so schroff, daß sie das feinere ästhetisch-musikalische Gefühl immerhin als ein nicht ganz überwundener Widerspruch berühren müssen. Daß mit dieser Kritik die Schönheiten der Komposition nicht in Frage gestellt werden sollen, bedarf wohl keiner Versicherung; sie richtet sich vielmehr nur gegen die unvermittelte Verbindung von Rhythmen, die ihrer Natur nach einen Gegensatz bilden und daher in ihrer Wirkung einander aufheben. Ganz anders ist das Verhältniß zwischen den einzelnen Sätzen der Sonate. Hier ist zwar auch, z. B. zwischen dem Adagio- und dem Scherzo-Satz, eine Kluft durch die völlige Veränderung nicht nur des Rhythmus, sondern auch des ganzen Charakters; allein diese Kluft ist nicht wie bei der „Aufforderung zum Tanz“ durch eine bloße Pause innerhalb des ganzen Satzes, sondern durch einen festen musikalischen Abschluß bezeichnet. Ohnehin fällt der Scherzo-Rhythmus keineswegs so entschieden aus dem Charakter des ganzen Werkes heraus, wie dort der Walzerrhythmus, zu dem sich der Schluß der Introduction — trotz der Pause — gewissermaßen als ein, wenn auch nur durch den Kontrast wirkender Auftakt verhält, während das am Schluß des Walzers wieder in das Anfangsmotiv umlenkende Finale ganz unvermittelt dasteht. Wenn daher gewisse Dirigenten diesen Widerspruch noch dadurch zu verstärken suchen, daß sie den jeseitigen Rhythmus möglichst verschärfen, um den Eindruck des Kontrastes zu erhöhen, so beweisen sie damit nur ihren Mangel an feinerem ästhetischen

Gefühl. Es ist in dieser Hinsicht die öfters zu machende Beobachtung charakteristisch, daß Personen, die zum ersten Mal die „Aufforderung zum Tanz" hören — namentlich wenn dieselbe von einem vollen Orchester vorgetragen wird — schon beim Schluß des Walzerrhythmus, d. h. in der dann eintretenden Pause, in Beifall ausbrechen, in der Meinung, daß das Stück zu Ende sei, und dann sehr erstaunt sind, wenn plötzlich die anfängliche Melodie wieder anhebt. — Die Deutung jenes Kontrastes, daß die Introduction den Moment schildere, in welchem der Herr sich der vorher gewählten Dame nähert, um sie in höflich-graziöser Weise zum Tanze „aufzufordern" — daher der Titel des ganzen Stücks — und daß der Schluß umgekehrt das Zurückführen der Dame auf ihren Platz veranschaulichen solle, hebt den obigen Einwurf gegen den Mangel an Vermittlung beider mit der Tanzmelodie selber keineswegs auf.

6) (zu S. 13) Wenn daher beim Vortrage eines Liedes die Worte des Gedichts für den Zuhörer meist zu relativer Bedeutungslosigkeit herabgedrückt erscheinen, so daß man kaum noch darauf achtet, so kann doch dieses Vorherrschen der Musik darin nicht als ein normales Verhältniß betrachtet werden, weil es der höheren Würde des ideentieferen und konkreteren Wortinhalts des Gedichts zuwiderläuft, daß dieser durch eine vielleicht empfindungsvollere, immerhin aber an substanzieller Ausdrucksfähigkeit tiefer stehende Form gleichsam überschwemmt ja vernichtet werde. Daß beim Vortrage eines Liedes das Interesse der Zuhörer am poetischen Inhalt gewöhnlich gleich Null ist, weil die Musik es so gänzlich für sich absorbirt, daß sie thatsächlich als Hauptkunst, die Poesie nur als sekundäre Begleiterin fungirt — als eine Begleiterin, die anscheinend nur deshalb geduldet wird, weil gesungene Töne sich nothwendig an Worte, gleichviel welcher Art, anlehnen müssen —, hebt den Mangel an Normalität dieses Verhältnisses durchaus nicht auf und erklärt sich nur daraus, daß das zuhörende Publikum durch Eindrücke, die sich unmittelbar an die Sinne, hier das Ohr, wenden, leichter afficirt wird, als durch solche, die sich auf die ideale Vorstellung, wenn auch durch Vermittlung des Gehörs, beziehen. — Uebrigens kann hinsichtlich der im Text gemachten Bemerkung, daß „zu einem und demselben lyrischen Wortinhalt von verschiedenen Komponisten ebensoviel verschiedene Melodien geschaffen werden nicht nur können, sondern müssen", hinzugefügt werden, daß auch umgekehrt eine und dieselbe Melodie unter gewissen Umständen zu verschiedenen Gedichten gesungen werden kann, ohne daß die Empfindung durch eine Inkongruenz berührt wird. Ich meine nicht blos die Gedichte, welche „nach bekannter Melodie" gefertigt werden, sondern auch solche, die ganz unabhängig von einander und ohne Beziehung auf eine Melodie entstanden, wenn nur die sich in ihnen ausdrückende Stimmung im Allgemeinen einen verwandten Charakter hat und außerdem selbstverständlich der musikalische Rhythmus mit dem Versbau sich deckt. So z. B. wäre es für das Gefühl gewiß nicht störend, wenn die bekannte Reinhardt'sche Melodie zu Goethe's „Schäfers Klagelied" auf die

erste Strophe von Heine's „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" übertragen würde, da die beiden Inhalte:

„Dort droben auf jenem Berge
Da stand ich wohl tausendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal."

und: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

—, obgleich sie gänzlich verschiedenen Inhalt haben, doch hinsichtlich der Stimmung einen ähnlichen Charakter, nämlich den einer gewissen Schwermuth, an sich tragen. Grade in solcher Uebereinstimmung des Stimmungscharakters, welcher allein musikalisch zu verwerthen ist, zeigt sich aber recht deutlich, wie fern die Musik von jeder Beziehung auf einen objektiv-anschaulichen Inhalt ist. — Auch der Umstand, daß bei mehrstrophigen Liedern, trotz der zuweilen großen Verschiedenheit des Inhalts der einzelnen Strophen, doch für alle sich dieselbe Melodie wiederholt, liefert einen weiteren Belag für die substanzielle Differenz von Wortinhalt und Musikbegleitung.

[7]) (zu S. 15.) Es giebt allerdings Formen der Lyrik, die an sich — d. h. ihrem Inhalt nach — einen epischen Charakter zu haben scheinen, wie die Romanze und die Ballade. Denn in diesen wird trotz ihres lyrischen Formcharakters entschieden etwas erzählt. Dergleichen Uebergangs- und Zwitterformen existiren nicht sowohl zwischen aneinandergrenzenden Kunstgattungen derselben Anschauungssphäre, als nur zwischen den Arten derselben Kunstgattung; wie z. B. in der Malerei zwischen Historie und Genre das sog. „historische Genre", zwischen Genre und Landschaft die sog. „Genrelandschaft" u. s. f. Wie hier in der Malerei, so giebt es nun auch in der ihr gegenüberstehenden Parallelkunst, der Poesie, solche Zwitterarten, wie die obenerwähnten der „Romanze" und „Ballade", die in lyrischer Form einen epischen oder in epischer einen lyrischen Inhalt haben, so daß man sie weder der einen noch der andern reinen Art zurechnen kann. Ich habe nicht die Absicht, auf den ästhetischen Werth derselben näher einzugehen, sondern erwähne sie nur, um ihre Stellung zur Musik in's Auge zu fassen; und hier zeigt sich dann das Unadäquate einer Verbindung mit derselben sogleich darin, daß die Ballade, obschon epischen Inhalts, lediglich ihrer lyrischen Form halber gesungen werden kann, während die Romanze, obschon lyrischer Natur, lediglich ihrer epischen Form halber der musikalischen Begleitung widerstreht. Kann es einen zutreffenderen Beweis dafür geben, daß die Musik sich nur mit der Form, nicht mit dem Inhalt des Gedichts zu verbinden vermag? —

Was übrigens die Ballade im Besondern betrifft, so kann aus dem Grunde die Musik dazu sich niemals auf den objektiven Inhalt derselben beziehen, weil solche Beziehung überhaupt jenseits der Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit liegt, sondern sie vermag nur die allgemeine Stimmung an-

zubeuten, welche durch diesen Inhalt in der Empfindung des Zuhörers hervorgebracht werden soll. Wo also eine solche Andeutung fehlt, oder wo — in humoristisch-ironischer Absicht — die Musik sogar einen dem Stimmungsinhalt des Gedichts widersprechenden Stimmungscharakter annimmt, entsteht sofort ein Zwiespalt in der Empfindung, der die Wirkung überhaupt aufhebt, oder — wie im letztangenommenen Falle — in ihr Gegentheil verwandelt. In die letztere Kategorie gehören die meisten sog. Bänkelsängerlieder, die schreckliche Mord- und Raubscenen schildern, aber in munterem Allegrorhythmus vorgetragen werden. Eine derartige humoristisch wirkende Verbindung von Gedicht und Musik kann, wenn sie beabsichtigt ist unter Umständen von großer, echt künstlerischer Wirkung sein, wie z. B. die prächtige Ballade „Als Noah aus dem Kasten war", bei welcher — umgekehrt wie bei dem Bänkelsängerliede — ein heiterer, schalkhaft gemeinter Inhalt in einer scheinbar ernstgestimmten, getragenen Melodie in Moll-Tonart zum Vortrag gebracht wird. (Vergl meine Abhandlung „Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung" in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff", Heft 332 u 333. S. 94, wo speciell von der Ironie in der Musik die Rede ist.) Die Differenz ist allerdings auch hier vorhanden, aber sie ist, weil gerade darin die beabsichtigte ästhetische Wirkung des Vortrags beruht, auch künstlerisch berechtigt. Wo ihr freilich diese Berechtigung fehlt, erscheint sie immer nur als leerer, zweckloser Widerspruch, oder aber sie macht, wie beim Bänkelsängerliede, eine unbeabsichtigte humoristische Wirkung, d. h. sie ist nicht mehr komisch, sondern blos lächerlich. Für die naive, ästhetisch ungebildete Empfindung ist daher dieser lächerliche Charakter gar nicht vorhanden, sondern sie wird im Gegentheil durch solchen Widerspruch angeregt. Deshalb legt Shakespeare, der große Seelenkündiger, (im „Wintermärchen") dem „Tölpel", als der Hausirer seine Balladen anpreist, die Bemerkung in den Mund: „Ich hab' die Balladen gar zu gern, wenn die Geschichte recht traurig ist und lustig gesetzt, oder eine wirklich spaßhafte Scene mit einem kläglichen Gesang."

8) (zu S. 16.) Nur die stumme Epik, d. h. die Mimik, verträgt eine musikalische Begleitung, aber allerdings keine solche, die eine Beziehung auf den Anschauungs- und konkreten Empfindungsinhalt des mimischen Ausdrucks prätendirt, sondern nur eine solche, die entweder in äußerlicher Weise den Rhythmus der mimischen Bewegungen markirt, oder doch nur die ganz allgemeine Stimmung der mimisch-ausgedrückten Empfindungen wiederzugeben versucht.

9) (zu S. 18.) Zu den Unzuträglichkeiten, welche durch die Verschiedenheit der Verfasser in die Vischer'sche Aesthetik hineingekommen sind, gehört unter Anderem auch die Inkonsequenz in der Entwicklung einerseits der drei

Arten der Poesie seitens Vischers selbst, andererseits in der Entwickelung der drei Hauptformen nicht nur des Oratoriums, sondern der Musik überhaupt. Vischer nämlich beginnt mit der Epik als erster (objektiver) Grundform, läßt aus dieser durch den Gegensatz die Lyrik als subjektive Form hervorgehen und schließt mit der Dramatik als Einheit der objektiven und subjektiven Form. Der Verfasser der Abtheilung „Musik" dagegen beginnt mit der lyrischen Form, geht dann zur epischen und schließlich zur dramatischen über. Vischer ist hier meiner Ueberzeugung nach im Unrecht. Die Subjektivität des Ausdrucks bildet nothwendig überall, auch z. B. in der Sprach-erzeugung (die reine Interjection war ohne Zweifel früher als die onomato-poetische Bezeichnung von Objekten), den Anfang der Entwickelung. Denn wenn auch die Empfindung selbst erst Resultat der Anschauung, diese also von beiden das Prius ist, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Ausdruck für beide zeitlich in umgekehrtem Verhältniß steht, d. h. daß die durch die Anschauung afficirte Empfindung zunächst — und wäre es nur durch einfache Ausrufe des Staunens, des Schmerzes, der Freude u. s. f. — zum Ausdruck gelangt und dann erst der Geist fortschreitet zur Erkenntniß des objektiven Inhalts der Anschauung und somit zur Bezeichnung dieses Inhalts. Aus diesem Grunde ist auch die Lyrik — was übrigens auch historisch sich bewahrheitet — nicht nur faktisch, sondern auch principiell die erste Grundform der Poesie. Allein dieser Umstand, daß der Verf. der Abtheilung „Musik" in diesem Falle Recht gegen Vischer hat, hebt die völlige Unzuträglichkeit der Uebertragung der drei Arten der Poesie auf die angeblichen drei Hauptformen des Oratoriums selbstverständlich nicht auf.

10) (zu S. 23.) Es giebt allerdings Oratorien, wenn man sie so nennen will, deren Musik zu einem bereits vorhandenen und nicht auf musikalische Verwerthung hin geschaffenen dichterischen Wortinhalt komponirt ist, z. B. die Romberg'sche Komposition zur „Glocke" von Schiller. Sieht man aber genauer zu, so besteht das Gedicht selbst wesentlich in lyrisch gehaltenen poetischen Reflexionen ganz allgemein-menschlichen Inhalts, welche sich an die immer in demselben Strophenbau und Rhythmus wiederkehrenden „Worte des Meisters" nur äußerlich anschließen und sie von einander trennen, gleichsam um die Pausen zwischen den einzelnen Momenten des Glockengusses mit Stimmungsinhalt auszufüllen. Es findet also hier wesentlich eine für die musikalische Verwerthung höchst glückliche Verbindung der Balladenform mit dem die einzelnen Strophen der Ballade unterbrechenden lyrischen Stimmungsstoff statt. Der letztere war daher durch die Musik, ganz dem wechselnden Inhalt gemäß, in völliger Freiheit und substanziell, d. h als tonales Stimmungsspiegelbild der poetischen Gedanken, zu behandeln, während die erstere identisch bleiben und daher nothwendig eine selbstständige Stellung dem Inhalt gegenüber einnehmen mußte. Wenn also die Romberg'sche Komposition

als „Oratorium" zu bezeichnen ist, so beweist gerade sie, daß es beim Oratorium keineswegs auf den epischen Wortinhalt ankommt, da von einem solchen in der Schiller'schen Glocke eigentlich nicht die Rede ist. Denn das anscheinend Epische darin, nämlich eben die in Balladenform gebrachten „Worte des Meisters", enthalten zwar in ihrem Fortschritt von Strophe zu Strophe bestimmte Andeutungen auf eine vor sich gehende Handlung, nämlich eben den Glockenguß; diese Handlung ist aber erstens nicht in erzählender Form dargestellt, und zweitens — dies ist der Hauptpunkt — bildet sie eigentlich nur das Vehikel für die sich daran anknüpfenden Reflexionen, die sich in ihrer Entwickelung weit ab davon fortspinnen, so daß man bei dem jedesmaligen Schluß derselben durch die wieder einfallenden Worte des Meisters gleichsam zur Besinnung über den realen Vorgang gebracht wird. Außerdem ist die Melodie zu den „Worten des Meisters" stets dieselbe, obgleich jede Strophe einen verschiedenen Inhalt hat.

11) (zu S. 28.) Siehe Erste Abtheilung S. 48—49. Charakteristisch für die Unklarheit, welche selbst unter Musikern von Fach über den Begriff des „Dramatischen" in Bezug auf Musik herrscht, ist eine Aeußerung des bewährten Musikästhetikers Hanslick in seinem Buche „Die moderne Oper" (S. 258) über Schumann's Musik zur „Genovefa". Er rühmt an ihr „die Keuschheit der Empfindung" und den „Adel des Ausdrucks", setzt aber hinzu: „Leider krankt seine Musik an dem einen unheilbaren Uebel, undramatisch zu sein. Schumann's ganze Natur, auf ein tief innerliches Arbeiten und ein höchst subjektives, bis zur Grübelei verfeinertes Empfinden gestellt, war undramatisch, d. h. unfähig, sich an die Charaktere eines Dramas so zu entäußern, daß diese als lebendige, stark ausgeprägte" (durch die Musik? Wie ist das möglich?) „Personen vor uns stehen und gehen" u. s. f., während Schumann selbst (Hanslick setzt hinzu „in wunderlicher Selbsttäuschung") an einen Freund schrieb, daß „in seiner Genovefa jeder Takt durch und durch dramatisch" sei. Wenn nun vollends Hanslick hierzu bemerkt: „In wörtlichem Sinne mag man das gelten lassen; jeder Takt für sich ist allenfalls dramatisch" (was heißt das?), „könnte es wenigstens sein in andrer Umgebung, aber der einzelne Takt verschwindet im Eindruck des ganzen Musikstücks" — so wird die Konfusion vollständig.

12) (zu S. 28.) Als drittes Unterscheidungsmerkmal fügt Aristoteles bekanntlich noch den größeren Umfang des Epos hinzu, da das Drama die Darstellung der Handlung „innerhalb eines Sonnenlaufs" abschließen müsse. Ich habe dies Moment als unerheblich für unsere Untersuchung fortgelassen, um so mehr, als die Herren Philologen noch heute darüber uneinig sind, ob diese Bezeichnung „innerhalb eines Sonnenlaufs" sich auf die dargestellte Handlung selbst, oder auf die Länge der Darstellung auf der Bühne beziehen solle.

13) (zu S. 29.) Diese „Lesedramen", welche im Grunde für die Aufführung gar nicht berechnet sind, dürfen nicht mit dem von Richard Wagner erfundenen Namen „Literaturdramen" verwechselt werden, womit er die gesammte dramatische Literatur der modernen Zeit, mit Einschluß Shakespeares, Schillers, Goethes u. s. f., bezeichnet, indem er sie als „dem wahren Begriff des Dramas nicht entsprechend" verwirft, um daran den Beweis zu knüpfen, daß erst sein Ideal des Musikdramas das wahre Drama repräsentire. (Vergl. Abth. I. Anm. 9.)

14) (zu S. 31.) In Bezug auf den „Oberon" von C. M. v. Weber bemerkt Hanslick (in dem citirten Buche S. 75) ganz richtig: „Aus jedem Moment wohlthuender musikalischer Erwärmung werden die Zuhörer wie mit kaltem Wasserstrahl aufgeschreckt durch den platten gesprochenen Dialog und die an's Komische streifende Gewaltsamkeit der Handlung. Die kindischen Prosascenen werfen uns aus der großen Oper heraus in die kleinstädtische Ritterkomödie, der Dekorationsluxus in's Ballet u. s. f." Hanslick fordert deshalb, von seinem Standpunkte aus, völlig berechtigt, „die Verwandlung des gesprochenen Dialogs in Recitative als die einzige Form, in welcher „Oberon" im großen Opernhause mit Erfolg aufzuführen" sei. Da aber gerade das Recitativ, wie vorhin bemerkt, immerhin nur den äußern Schein einer organischen Verbindung von Wort und Ton bewahren kann, im Grunde also eine musikalische Lüge ist, so kann es höchstens als Nothbehelf betrachtet werden.

15) (zu S. 35.) Aber auch wo, wie in Mozarts „Figaros Hochzeit" — wovon der Text bekanntlich Beaumarchais' berühmtem Lustspiel entnommen ist — das Textbuch von besserer Qualität ist, tritt die Differenz zwischen dem Wortinhalt und seiner musikalischen Verwerthung unverkennbar zu Tage. Denn obwohl — wie Hanslick a. a. O. S. 39 bemerkt — „alle Figuren und Scenen Beaumarchais' in unsrer gesungenen „Hochzeit des Figaro" treulich beibehalten, ja wie an der Fensterscheibe durchgepaust sind, so ging doch das Beste und Eigenthümlichste des Originalstücks verloren: der beispiellos schlagfertige . . . Dialog. Dieser Dialog ist bei B. ein unausgesetztes geistiges Turnier . . . voll zahlreicher epigrammatischer Spitzen . . . Die Musik muß sie fallen lassen; was soll sie auch damit? Man dehne eines dieser witzigen Aperçüs zu einer Dauer von 4—5 Sekunden aus, wie sie die Musik braucht, und es wird langweilig . . . Mit dem geistvollen Dialog ist diesem Lustspiel die Hälfte seiner Bedeutung und Anziehungskraft genommen; in die andere Hälfte theilen sich die Charaktere und die Handlung. Was die Charaktere betrifft, so erfahren sie eine nothwendige Alteration schon durch das Wesen der Musik, welche Witz und Reflexion zu Gunsten der sich ausbreitenden Empfindung zurückdrängt" — ein Moment, das der komischen Oper überhaupt den Boden entzieht —. „Von B.'s Lust-

spiel bleibt somit in dem Opernlibretto nicht viel mehr, als die sauber abgeschälte Hülfe des Faktischen: die Handlung"; (— Aber diese gehört doch nicht dem Libretto, sondern der Scenerie an! —) „der Oper bietet sie neben einigen wirksamen Situationen auch sehr ungünstige . . . Dahin gehören alle Scenen, welche die Handlung vorwärts schieben" (ein Beweis mehr gegen die dramatische Wirkungskraft der Musik) und motiviren . . . sie sind in der Oper geradezu unverständlich . . . Noch weniger können wir die Komik der Figuren rühmen: Basilio, Bartolo erscheinen als singende Statisten, welchen die Darsteller nur dadurch einigen Humor abgewinnen können, daß sie sich affenmäßig bemalen und benehmen" . . . u. s. f. — Von dem Textbuch des „cosi fan tutte" sagt Hanslick (S. 56), daß es seine „grenzenlose Plattheit sei, was Mozarts lieblicher Musik dazu den Garaus gemacht" habe; von der „Zauberflöte" bemerkt er, sie sei „von Haus aus die in eine höhere Kunstregion erhobene Wiener Zauberposse . . . Papageno ist nichts weiter als der idealisirte Kasperl . . Die Albernheit und Trivialität der Diction ist kaum länger zu ertragen u. s. f." — Sehr beherzigenswerth sind die Aeußerungen Hanslick's über Gounods „Faust" (a. a. O. S. 199). „Von der deutschen Kritik wurde die Oper schlechtweg als ehrenrührige Parodie des Goethe'schen Faust gefaßt . . . aber diese Kritik scheint mir in einer doppelten Befangenheit zu stecken: sie denkt zu gering von Gounod und zu hoch von der Oper überhaupt . . . Die Oper ist eine zu gemischte, unreine, bedingte Kunstgattung, als daß sie im Stande wäre, einen Faust von der Höhe und Vollendung des Goethe'schen hervorzubringen, überhaupt den vollkommenen Organismus einer Tragödie ernstlich nachzuschaffen . . . . Der Gounod'sche Faust ist nichts als eine Art musikalischen Bilderbuchs zu Goethes Faust. Der Komponist nahm aus diesem dramatischen Mikrokosmos echt musikalisch die Liebesscenen" (also das Lyrische!) „heraus und legte sie in einer Reihe von Bildern auseinander" . . Allerdings fehlen auch nicht „Illustrationen, die, gegen den Geist des Ganzen sündigend, uns verstimmen und verletzen, indem sie, wohlfeilem Applaus zu Liebe, die Goethe'sche Handlung zu bloßen Theatercoups mißbrauchen Dazu gehört z. B. Mephistos Fluch zu Ende des IV. Akts, die kokette Walzerarie Gretchens u. s. f. . . . Das Opernhafte im schlechten Sinn" (giebt es auch ein Lyrisches, Dramatisches im schlechten Sinn?) stürzt im 5. Akt entfesselt hervor Einen künstlerisch befriedigenden, reinen Eindruck macht demnach Gounods Oper ebensowenig, wie die übrigen Erzeugnisse der modernen Oper . . bald herrscht der Komponist, bald der Poet, jetzt der Dekorationsmaler, dann der Balletmeister: es gilt eben einer Oper, d. h einem Mischprodukt, das, wie Faust selbst, ein Zankapfel guter und böser Geister ist."

16) (zu S. 37.) Außer den bereits oben citirten Beispielen aus dem Buche Hanslicks — dessen Aeußerungen ich gerade deshalb anführe, weil dieser

ausgezeichnete Musikästhetiker trotz seines abfälligen Urtheils über die realen Produkte der modernen Oper, doch keineswegs die dramatische Ausdrucksfähigkeit der Musik leugnet, sondern im Gegentheil ein eifriger Vertheidiger derselben ist (man vergl. seine Bemerkung über Schumann's „Genovefa" in Anm. 11) — will ich noch folgende charakteristische Bemerkungen desselben mittheilen: Ueber den Text zum „Hamlet" von Ambroise Thomas sagt er (S. 189 a. a. O): „Shakespeares Hamlet als Operntext! Ein singender Hamlet" (nun, das wäre doch nicht schlimmer als ein singender Othello oder Faust!), „Sein oder Nichtsein in Musik gesetzt! Der Widerspruch liegt so handgreiflich auf, daß es fast eine Banalität ist, darüber zu reden . . . Dasjenige, worin die Macht und der Reiz des Shakespeare'schen Hamlet vor Allem ruht: die unerschöpfliche Gedankentiefe, die stahlhelle, schneidige Dialektik, das feinste Nervengeflecht des menschlichen Denkens und Wollens — es ist der Musik unerreichbar . . . vor Allem Hamlets verstellter Wahnsinn, den allmälig der wirkliche so grauenhaft zu überschatten beginnt! Die Musik besitzt für die Schilderung des wirklichen Wahnsinns nur ein sehr beschränktes, mehr andeutendes, anspielendes Ausdrucksvermögen" (worin sollte das bestehen?); „den geheuchelten Wahnsinn zu schildern und vollends die beiden auseinanderzuhalten, vermag die Tonkunst ganz und gar nicht . . . Was bleibt übrig? Das rohe Gerüst der Handlung mit den Figuren des Königs, der Königin, des Polonius und Laertes als singenden Ausfüllrollen. Die einzige Ophelia" (also wiederum eine wesentlich lyrische Natur!) „bietet dem Musiker eine sympathische und dankbare Aufgabe" u. s. f.

Aber in diesem Hamlet ist wenigstens ein ernsthafter Versuch zu einem anständigen Textbuch gemacht; ein Lob, das man vielen berühmten Opern, deren Text bekannten Dramen entnommen ist, nicht nachsagen kann. Hanslick führt in dieser Beziehung höchst ergötzliche Beispiele an. In „Romeo und Julie" von Benda — beiläufig ist dies Shakespeare'sche Stück nicht weniger als 12 Mal komponirt, d. h. musikalisch verhunzt worden — „erwacht (in der Schlußscene) die scheintodte Julia, ehe Romeo Gift genommen, die Beiden umarmen sich unter den Glückwünschen der herbeieilenden Verwandten und empfehlen sich als Verlobte" (!). „Wie die (italienischen) Komponisten mit Shakespeare's Tragödie umgesprungen sind, ist schmählich; sie war ihnen nur ein Gerüst, wie ein anderes, um ihre Cantilenen und Triller daran aufzuhängen" . . . „Verdi's Oper I Lombardi alla prima Crociata hat ein Libretto, das ein Muster von Abgeschmacktheit und Unklarheit ist . . . Die Nonne Griselda hat eine Vision . . . es war kein Traum! ruft sie und singt das lustig-freche F-dur-Allegro, das später für Elvira im Ernani eingelegt wurde. Wir hören also eine Nonne ihre religiösen Gefühle mit denselben Tönen ausdrücken, in welchen die feurige Elvira ihre Leidenschaft für den Banditenhäuptling austobt"! — Ein drastischer

Belag für den Blödsinn, den man der Opernmusik aufzubürden keinen Anstand nimmt, findet sich auch in Verdi's Giovanna d'Arco (Jungfrau von Orleans). Hier „liebt die Jungfrau den König. Irgend ein unerfahrener deutscher Komponist, Beethoven z. B., würde versucht haben, diesen inneren Kampf zwischen ihrer Mission und ihrem Herzen psychologisch zu schildern. Verdi macht das viel klüger und effektvoller. Johanna steht ruhig auf der Bühne; ihre sündhaften Gedanken sind durch einen unsichtbaren Dämonenchor repräsentirt, der unter dem Podium einen unbeschreiblichen Walzer mit dem Reim Gioventù-Belzebù brüllt. Hierauf flötet das gute Princip vom Schnürboden herab als unsichtbarer Engelchor. Die Jungfrau läßt abwechselnd die gute und die böse Douche auf sich wirken In der Partitur steht zwar ausdrücklich Alla sola anima di Giovanna si fa sentir questo coro, ich kann jedoch versichern, daß der Zuhörer nicht minder dabei ausgesteht." . . . Durch seine „Jungfrau" hatte Verdi Appetit nach Schillers Dramen bekommen, er verschlang nach einander die Räuber, Kabale und Liebe und Don Carlos . . Ein in italienischem Styl singender Franz Moor ist ohne Frage eine komische Figur, eine der widerwärtigsten aber ist die Verdi'sche Amalia. Sie kommt in tiefer Trauer an das Grab des alten Moor und weint daselbst in einem tödlich langweiligen Largo ihren Schmerz aus. Wie macht es nun der Komponist, um das ersehnte lustige Allegro, das nun folgen soll, herbeizuführen? Ein Diener erscheint eiligst auf dem Friedhofe, überreicht Amalien einen Brief, genau im letzten Takt des Largo; sie öffnet ihn und bricht, sehr erfreut über dessen Inhalt, in ein Allegro von muthwilligster Lustigkeit aus. Wenn die zarte Dame plötzlich eine Schnapsflasche am Grabe des alten Moor hervorzöge, es könnte keinen überraschenderen Eindruck machen." .... „In Verdi's Oper Stiffelio werden ‚deutsche Zustände mit unglaublicher Naivetät geschildert. So ist z. B. Stiffelio (ein italienisirter „Stiefel") nur ein angenommener Name des Helden, der sich unter seinem wahren (nicht mehr ungewöhnlichen) Namen Müller nicht mehr sicher genug glaubt. Wenn die Primadonna in den tragischsten Momenten: »»Müller! o mio Müller«« singt, so ist das von unwiderstehlichem Effekt. Auch ein Jüngling Frederico tritt auf, il Klopstock unter dem Arm, und macht Miene daraus vorzulesen . . . La Traviata behandelt bekanntlich die Dame aux camélias vom jüngeren Dumas. Für die Musik bleibt das immer ein widerlicher Vorwurf: die erste Hälfte der Oper verherrlicht die Liederlichkeit, die zweite die Lungenschwindsucht; dort das übertünchte, hier das offne Grab." — (S. Anm. 32.)

17) (zu S. 60.) Wenn daher der in der Opernliteratur offenbar gut bewanderte Verfasser des in einer Leipziger Musikzeitung erschienenen Artikels über „Mythische und historische Sujets der Oper" gerade diese schließliche Enttäuschung als einen Vorzug an der „Weißen Dame" rühmt und sie als Beispiel anführt, „wie Poesie und Musik im Dienste der Aufklärung (!) zu

wirken vermögen", so liefert er damit nur einen Beweis dafür, daß ihm für Poesie überhaupt, besonders aber für Märchen- und Sagenpoesie, vollständig das Verständniß mangelt. Die Sage und das Märchen darum verwerfen wollen, weil sie — wie er behauptet — „aus Aberglauben entsprossen" seien und deshalb „den Aberglauben befördern", dazu gehört allerdings eine Nüchternheit der Anschauung, die (mit Plato) alle Dichter aus dem Staate zu verbannen bereit ist, weil sie angeblich nichts als Lügen auftischen. Daß obiger Verf. für die Oper deshalb nur wirklich historische Motive, als „die Aufklärung befördernd", für geeignet hält, kann man sich auch ohne seine ausdrückliche Versicherung leicht denken. Solchen Ansichten gegenüber ist es vergeblich, über den Unterschied von Wahrheit und Wirklichkeit, von innerer und äußerer Wahrscheinlichkeit zu reden. Was der Verf. beispielsweise für eine Vorstellung von dem Wesen der „Wahrheit" hat davon giebt folgender, auch in andrer Hinsicht merkwürdiger Satz einen Belag: „Historische Begebenheiten in poetische Form gebracht haben noch den hochschätzbaren Vorzug der Wahrheit und wirken schon aus diesem Grunde belehrend auf jene Volksschichten, die wenig Lust, Zeit und Gelegenheit gehabt, historische Studien zu machen." Und das ist nicht etwa ironisch, sondern ganz ernsthaft gemeint: nun wissen die Opernliebhaber wenigstens, warum sie die Oper besuchen sollen, nämlich um darin Weltgeschichte zu studiren! — Nachträglich ist hier noch eine Bemerkung über die „Euryanthe" zu machen, deren Stoff im Text als „realistisch-dramatisch" bezeichnet wurde, obgleich bekanntlich das darin verwebte überirdische „Geheimniß von Udo und Emma", also etwas geradezu spukhaft Wunderbares, ein wesentliches Wirkungsmoment bildet. Aber eben, weil die ganze historische Basis — das Stück spielt am prächtigen Hofe des französischen Königs — realistischer Art ist, wirkt die Einflechtung des Wunderbaren widersinnig und poetisch unwahrscheinlich, während die rein romantische Basis im Freischütz und Oberon solchen Zwiespalt nicht fühlbar werden läßt.

18) (zu S. 61.) Die Beläge finden sich im Anhang unter Anm. 1 u. 9 der ersten Abtheilung, worin — um spätere Wiederholungen der Einzelheiten zu vermeiden — eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der von Wagner entwickelten Theorie zusammengestellt sind.

19) (zu S. 63.) Vergl. die Citate aus seinen Erläuterungen zur Eroica sowie zur Neunten Symphonie Beethovens in der Anm. 26 der ersten Abtheilung (S. 77 79).

20) (zu S. 65.) Dies Gepräge tragen fast alle Definitionen Wagner's, und am meisten leiden gerade diejenigen, welche von principieller Wichtigkeit sind. Wenn man endlich vor der Lösung des Problems zu stehen glaubt, so erhält man schließlich — statt eines klaren Gedankens — eine Hieroglyphe, deren scheinbar tiefer Sinn hauptsächlich in seiner Dunkelheit beruht und da-

her dem an präciſes Denken nicht Gewöhnten imponirt. Wenn der große Muſiker philoſophirt, ſo philoſophirt er gewiſſermaaßen auch muſikaliſch, d. h. ſein Denken entlehnt von der Muſik die phantaſtiſche Unbeſtimmtheit des Ausdrucks.

21) (zu S. 70.) Namentlich von Ehrlich in ſeinem ebenſo objektiv gehaltenen wie verſtändnißvollen Artikel in der „Gegenwart" (1882 Nr. 31 u. 32). Wenn indeß der Verf. hierin eine „Manier" erblickt, ſo iſt dies zwar richtig erklärt die Sache indeß nicht ganz. Nicht darin liegt die Manier, daß im „Parſifal" die meiſten Leitmotive Anklänge aus früheren Werken des Komponiſten zeigen, ſondern daß das Leitmotiv überhaupt ſeiner Natur nach manieriſtiſch iſt, weil es eine rein äußerliche, nicht auf innerer Nothwendigkeit beruhende Form iſt, deren Anwendung lediglich auf Willkür beruht. Hanslick, deſſen oben citirtes Buch lange vor Bekanntwerden des „Parſifal" erſchienen iſt, charakteriſirt — mit Beziehung auf „Die Meiſterſinger" — die Wagner'ſche Muſik als ein „bewußtes Auflöſen aller feſten Formen in ein geſtaltloſes, ſinnlich berauſchendes Klingen, das Erſetzen ſelbſtſtändig gegliederter Melodien durch ein unförmlich vages Melodieſiren." Dieſe „unendliche Melodie" — wie Wagner ſie ſelber nennt, beſteht darin, daß „ein kleines Motiv beginnt, welches, ehe es zur eigentlichen Melodie, zum Thema ſich geſtaltet, gleichſam umgebogen, geknickt, durch fortwährendes Moduliren und enharmoniſches Rücken höher und tiefer geſtellt, durch Roſalien fortgeſetzt, dann angeſtückelt und wieder verkürzt, bald von dieſem, bald von jenem Inſtrument wiederholt oder nachgebildet wird. Mit ängſtlicher Vermeidung jeder abſchließenden Cadenz fließt dieſe knochenloſe Tonmolluske, ſich immer wieder aus ſich ſelbſt erneuernd, in's Unabſehbare fort . . . Die Singſtimme für ſich allein iſt nicht etwas, ſondern gar nichts; die Begleitung iſt Alles, iſt eine ſelbſtſtändige ſymphoniſche Schöpfung, eine Orcheſterphantaſie mit begleitenden Singſtimmen ad libitum . . Das natürliche Verhältniß iſt auf den Kopf geſtellt, das Orcheſter unten iſt der Sänger, die Sänger auf der Bühne ſind ausfüllende Inſtrumente. Um bei dieſer Methode . . . doch ein Mittel für Charakteriſtik der Perſonen zu gewinnen und dem Ohr einen Rettungsanker in dem Ocean der melodiſchen Unendlichkeit zu ſchaffen, verwendet Wagner die ſog. Gedächtniß- oder Leitmotive" u. ſ. f.

22) (zu S. 73.) Symbol (*σύμβολον*) kommt von *συμβάλλω*: zuſammenwerfen, zwei Dinge in äußerliche Verbindung bringen. In dieſer, eine innerlich nothwendige Beziehung gänzlich ausſchließenden Bedeutung wird es zur Bezeichnung von mancherlei Verbindungen gebraucht, z. B. als „Wahrzeichen", d. h. irgend ein Gegenſtand, der einem ausgeſetzten Kinde mitgegeben wurde, um es daran zu erkennen. Wurde alſo ein ſolches Kind von Jemand gefunden und von dieſem das Wahrzeichen einem andern Kinde beigegeben, ſo mußte, da ein innerer Zuſammenhang zwiſchen dem Kinde und dem Wahr-

zeichen nicht existirt, im Falle des Wiederfindens das fremde Kind durch das Symbol bezeichnet werden. So nannte man auch gewisse Marken, die von römischen Kaisern bei den Cirkusvorstellungen unter die Menge geworfen wurden, bei deren Vorzeigung der in ihrem Besitz Befindliche ein gewisses Honorar erhielt, Symbole; und in dieser Hinsicht kann das Geld überhaupt als Symbol bezeichnet werden, da es zum Pfund Ochsenfleisch in keiner andern Beziehung steht als zu einem Parterrebillet für das Opernhaus oder zu einem Platz im Dampfwagen. Dieselbe Aeußerlichkeit des Zusammenhangs haftet auch dem Leitmotiv an.

[23]) (zu S. 78) Einige Beispiele aus dem Textbuch des „Parsifal" mögen dies belegen: „es staunt das Weh'" — „ hat er auf neue Sucht sich fortgeschwungen" — „der Zeugengüter höchstes Wundergut" — „die seinem Dienst ihr zugefindet" — „den freislichen Knaben" — eine Waffe, die „freislich geführt" wird — „des sündigen Blutes Gewell" — „ein schönes Geteufel" — „solch' zieres Geschlecht" — „das rauhe Gedörn" — u. s. f. u. s. f. Auch Hanslick bemerkt (mit Beziehung auf „Rheingold"): „Wagner gebraucht mit Vorliebe Wörter, die heutzutage kein Mensch mehr versteht, z. B. „Mein Friedel sei, du frauliches Kind" — „bin glatt und glau" — „Glühender Glanz entgleißt weihlich im Wag" u. s. f. Was die Alliteration betrifft, so ruft bei Wagner nicht der Gedanke sie hervor, sondern umgekehrt: „diese unausgesetzte Buchstaben- und Lautspielerei umschwirrt uns wie ein lästiger Schwarm von Wespen ... Man schaukelt bei der Lektüre dieses poetischen Ungethüms seekrank zwischen Aerger und Lachen. Ein wahres Glück, daß man bei der Aufführung selbst fast nichts von den Textworten versteht" u. s. f. — Es klingt daher geradezu komisch, wenn Wagner unter den großen künstlerischen Errungenschaften, welche die Welt seinen Bühnenfestspielen zu danken habe, auch die „Rettung der deutschen Sprache vor Verwilderung" anführen zu müssen glaubt. Als eine Probe solcher Sprachreinigung möge hier noch folgende Stelle aus dem „Rheingold" angeführt werden:

Siegfried tritt in Begleitung eines gefangenen Bären zu dem hämmernden Mime — 18 Amboße thun hierbei ihre Schuldigkeit — und äußert sich unter Anderem, wie folgt:

(Siegfried:) „Mime, weilst du am Quell?
Dahin laß ich den Wurm wohl gehen:
Nothung stoß ich
Ihm erst in die Nieren,
Wenn er dich selbst dort
Mit weggesoffen"! u. s. f.

Dann erscheint der Lindwurm (Fafner) in der Gestalt eines ungeheuren eidechsenartigen Schlangenwurms, welcher „einen starken gähnenden Laut ausstößt".

Dieſer Lindwurm droht nicht nur mit dem Schweif, ſpeit Feuer und brüllt, ſondern ſingt auch dazwiſchen Tenor. Er beginnt, die Zähne fletſchend:

„Trinken wollt ich!
Nun treff ich auch auf Fraß."

worauf Siegfried bemerkt:

„Eine zierliche Freſſe
Zeigſt du mir da! . . .
Von dir verdaut zu ſein,
Dünkt mir übel;
Räthlich und fromm doch ſcheint's,
Du verreckteſt hier ohne Friſt!" u. ſ. f.

24) (zu S. 79.) Siehe Anfang Anm. 9 der erſten Abtheilung.

25) (zu S. 80.) Uebrigens erinnert dieſe Phraſe auffallend an einen ähnlichen Satz, den der ſelige Hamann in der Einleitung zu ſeiner barocken aber geiſtvollen „Aeſthetik in der Nuß" ausſpricht; er ſagt nämlich: „Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, wie der Gartenbau älter als der Ackerbau, Malerei als Schrift, Geſang als Deklamation, Gleichniſſe als Schlüſſe, Tauſch als Handel" . . . u. ſ. f. Neben dem Wahren, was hierin liegt, enthält der Satz allerdings auch das Schiefe, daß die Ausgangspunkte als etwas Höheres gelten ſollen: die Malerei aber, aus welcher die Schrift hervorging, war ebenſo wenig ſchon eine Malerei im Sinne der echten Kunſt, wie die Poeſie, aus welcher die proſaiſche Sprache entſtand, wirkliche Dichtkunſt war. Der Unterſchied von der Wagner'ſchen Phraſe iſt aber der, daß Hamann ſich wenigſtens auf den „Anfang" beſchränkt, während Wagner — weniger geiſtvoll, aber deſto barocker — auch das „Ende" behauptet.

26) (zu S. 81.) Vergl. Abth I, Anhang, Anm. 15.

27) (zu S. 83.) Siehe Abtheilung I, Anhang, Anm. 9.

28) (zu S. 84.) Oder auch „thör'ger Reiner", wie Kundry ſpäter das Fal parsi, als aus dem Arabiſchen ſtammend, ſingend (!) etymologiſirt.

29) (zu S. 84.) Es bedarf wohl kaum der Erinnerung daran, daß hier nicht von einem künſtleriſchen, ſondern nur von einem künſtlichen Schein die Rede iſt. Das Weſen der Kunſt beſteht allerdings im Schein als idealiſirter Wirklichkeit. Dieſer ideale Schein iſt mithin vielmehr die Wiederherſtellung der in der Naturwirklichkeit entſtellten Idee. Solche ideale Wahrheit, welche ohne innere Nothwendigkeit nicht denkbar iſt, fehlt nun aber gerade dem nur künſtlich hervorgebrachten Schein, von welchem im Text die Rede iſt.

30) (zu S. 92.) Das Textbuch ſchreibt vor: „Allmählig, während Gurnemanz und Parſifal zu ſchreiten ſcheinen, verwandelt ſich die Bühne,

von links nach rechts hin, in unmerklicher (?) Weise: es verschwindet der Wald; in Felsenwänden öffnet sich ein Thor, welches nun die Beiden einschließt; dann wieder werden sie in aufsteigenden Gängen sichtbar, welche sie zu durchschreiten *scheinen*. — Lang gehaltene Posaunentöne *schwellen* sanft an" — nämlich nicht der musikalischen Steigerung halber, sondern als ob die Posaunen materiell näher kommen, daher auch — „*näher kommendes* Glockengeläute. Endlich sind sie in einem mächtigen Saal angekommen, welcher nach oben in eine hochgewölbte Kuppel . . sich verliert. Von der Höhe über der Kuppel hört man *wachsendes* Geläute." Später, im dritten Aufzug, „verwandelt sich die Gegend *sehr allmählig* in ähnlicher Weise wie im ersten Aufzuge, nur *von rechts nach links*" . . . u. s. f. — Ueber die Dekoration im „Rheingold", dessen vier Scenenbilder sich bei offener Scene — denn die Oper spielt ohne Unterbrechung 3 Stunden lang bis zu Ende — aus einander nach Art der dissolving views aus Dämpfen entwickeln, äußert sich *Hanslick* (a. a. O. S. 306) folgendermaaßen: „Die Künste des Dekorations-, Kostüms- und Maschinenwesens behaupten eine ungebührliche und unerhörte Wichtigkeit Das Auge wird fortwährend durch zauberhaften Dekorationswechsel, durch Feerien, Flugmaschinen, Lichteffekte und farbige Dämpfe beschäftigt und geblendet . . . . Ist nicht Meyerbeer, der von Wagener mit so tugendhafter Entrüstung Geschmähte, ein unschuldiges Kind gegen den auf die raffinirteste Schauluſt spekulirenden Komponisten dieses Kosmoramas? Was bleibt vom Rheingold, wenn man das scenische Blendwerk abzieht? Nichts als ein nüchtern langweiliges Psalmodiren der Sänger neben einer gestaltlos wogenden, im besten Falle realistisch malenden Begleitung" u. s. f. — In der That, wenn das Textbuch vorschreibt: „Grund des Rheins; aus der Tiefe ragen schroffe Felsenriffe, die Höhe ist von rastlos hin- und herwogendem Gewässer erfüllt" . . . (dann) „lagert sich schwarzes Gewölk über die Scene, die sich nach und nach wieder erhellt und uns in eine freie Gegend mit der Aussicht auf die glänzende Götterburg Walhal führt" . . . (dann) „verbreitet sich Schwefeldampf über die Bühne, die Wolken *verwandeln* sich in finsteres Steingeklüft, das *immer tiefer sinkt*, bis wir eine unterirdische Kluft von fernem Feuerschein geröthet vor uns haben . . es ist Nibelheim, die unterirdische Wohnung der Nibelungen" . . . (dann) „löst sich der Nebeldunst allmählig auf, wir befinden uns wieder in der Rheingegend mit der Götterburg im Hintergrunde", (endlich:) „Donner und Blitz, hiernach ein immenser Regenbogen, über dessen Wölbung die Götter nach Walhalla einziehen, während aus der Tiefe der Gesang der Rheinnixen ertönt" . . . — so glaubt man, daß dergleichen nicht überboten werden könne; und doch erscheint dies Alles nur wie ein Kinderspiel gegen die Wunder des „Parsifal".

31) (zu S. 92.) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus „Oper und Drama" (S. 55) anzuführen, in welcher *Wagner* über die mo-

derne historische Oper die Geißel seiner Satyre auf die unbarmherzigste Art schwingt, und welche trotzdem — sobald man nur statt des Epithets „historisch" ein anderes, die Tendenz *seines* Bühnenfestspiels bezeichnendes, etwa *mythisch*, setzt — in viel charakterischerer Weise auf seine eigene Behandlung sowohl des musikalisch-poetischen Inhalts wie der scenisch-technischen Mittel paßt als auf die von ihm malträtirte unglückliche historische Oper. Er eifert zunächst gegen die in der Oper überhand nehmende tonale „Massenverwendung" und meint, daß, „wenn die Meyerbeer'schen Hugenotten sich zu ihrer höchsten Spitze erheben, wir an ihnen *hören*, was wir an einem preußischen Gardebataillon *sehen* . . . Emancipation der Massen" . . . Es sei dies aber „auch nur eine *Maske*". Dann fährt er fort: „Wenn wirklich charakteristisches Leben in den Hauptpersonen der Oper nicht vorhanden war, so konnte dies wahrlich dem massenhaften Apparat noch weniger eingegossen werden. Der Widerschein, der von diesem Apparat aus belebend auf die Hauptpersonen fallen sollte, konnte daher von irgend welcher Wirkung nur dann sein, wenn auch die *Maske der Umgebung* einen Anstrich erhielt, der über ihre innere Hohlheit täuschte. Diesen Anstrich gewann man aus dem *historischen*" (alias *mythischen*) „Kostüm, welches das nationale" (alias zauberhafte) „Kolorit noch prägnanter machen mußte" . . . . „Der Musiker mußte ganz in dem Maaße auch das wirkliche Vermögen zu gesundem und wahrem Ausdruck verlieren, als er den Gegenstand seines Ausdrucks . . . zum grundsätzlich matten und inhaltslosen Schema herabwürdigte. Hatte er nicht vom Dichter den Menschen verlangt, sondern vom *Mechaniker den Gliedermann*, den er mit *seinen Gewändern nach Belieben drappirte, um durch den Farbenreiz und die Anordnung der Gewänder* allein zu entzücken, so mußte er nun, da er das warme Pulsiren des menschlichen Leibes an dem Gliedermann unmöglich darstellen konnte . . . endlich nur noch *auf unerhört mannigfaltige Variation in den Formen und Falten seiner Gewänder*" (man erinnere sich des Kostüms der Kundry und der Zaubermädchen im Parsifal) „bedacht sein. Das historische" (alias mythische) „Gewand der Oper" (alias Bühnenfestspiels) „ist aber das ergiebigste, weil es nach Klima und Zeitalter auf das Bunteste zu wechseln im Stande war — ist aber *eigentlich nur das Werk des Dekorationsmalers und Theaterschneiders*; wie diese beiden Faktoren denn in Wahrheit die *allergewichtigsten Bundesgenossen* des modernen Opernkomponisten" (etwa des Bühnenfestspielkomponisten nicht?) „geworden sind. Allein auch der Musiker unterließ es nicht, seine Tonfarbenpalette für das historische" (alias mythische) „Kostüm herzurichten; wie hätte er, der Schöpfer der Oper, der sich den Dichter zum Bedienten gemacht hatte, den Maler und Schneider nicht auch ausstechen sollen? Hatte er das ganze Drama, mit Handlung und Charakteren, in Musik aufgelöst, wie sollte es ihm unmöglich bleiben, auch die Zeichnungen und Farben

des Malers und Schneiders musikalisch zu Wasser zu machen? Er vermochte es, alle Dämme niederzureißen, alle Schleusen zu öffnen, die das Meer vom Lande trennen, und so in der Sündfluth seiner Musik das Drama mit Mann und Maus, mit Pinsel und Scheere zu ersäufen." — Hinsichtlich der Einmischung religiöser Elemente in die Opernmusik ruft Wagner mit Beziehung auf Meyerbeer ironisch aus: „Die Religion mußte auf's Theater wandern. So ward die musikalisch-historische" (alias musikalisch-mythische) „Kostümnoth zur christlich-religiösen Operntugend. Für das Verbrechen des Raubes der Volksmelodie verschaffte man sich römisch-katholische und evangelisch-protestantische Kirchenabsolution, so daß . . . nun auch die Religion durch die Oper emancipirt wurde". — Er schließt — und wenn etwas auf ihn selbst paßt, so ist es diese Satyre auf Meyerbeer —: „So ward der Opernkomponist vollständig zum Erlöser der Welt, und in dem tiefbegeisterten, von selbstzerfleischendem Schwärmereifer unwiderstehlich hingerissenen Komponisten haben wir jedenfalls den modernen Heiland, das weltsündetragende Lamm Gottes zu erkennen." Doch genug; der Leser mag nun selber urtheilen, ob die im Text gegebene Charakteristik des Wagner'schen Musikdramas in unbilliger Weise die Schattenseiten dieser ganzen Richtung mit zu schwarzen Farben geschildert hat, namentlich wenn man sie mit seiner Charakteristik der Oper vergleicht.

[32]) Im Anschluß an die in Anm. 16 citirten Beispiele mag hier noch folgendes Kuriosum als Illustration zu der Innigkeit des Zusammenhangs zwischen Melodie und Text mitgetheilt werden: Als Rossini einst beim Fürsten Metternich speiste, bat er diesen, ihm ein deutsches Lied vorzusingen, dessen Melodie er zu einer heroisch-tragischen Arie in seiner neuen Oper „Semiramis" verwenden könne. Nach längerer Weigerung sang endlich Metternich dem Komponisten die bekannte (1794 zuerst mit Klavierbegleitung erschienene) Melodie zu

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!" u. s. f.

vor; und richtig verarbeitete der davon entzückte Rossini dieselbe nachher als Thema in der großen Arie mit Chor, in der Semiramis um den Tod ihres Gatten klagt. Noch heute macht diese Arie in Italien, Frankreich und England den tiefsten tragischen Eindruck; einem Deutschen muß es allerdings sonderbar vorkommen, wenn die große assyrische Königin ihre Klage um den Tod des Gatten mit der Melodie von „Freut Euch des Lebens" anstimmt. —

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(668)

Egypten

in handelspolitiſcher Hinſicht.

Von

Ewald Paul.

©

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Woher kommt — sagt Georg Ebers im Vorwort zu seinem klassischen Werke „Egypten" — die wunderbare Anziehungskraft, welche dem alten Lande der Pharaonen eigen ist? Wie geschieht es, daß sein Name, seine Geschichte, seine natürliche Beschaffenheit und seine Denkmäler in ganz anderen Beziehungen zu uns stehen wie die der anderen Länder des Alterthums? Jedermann, nicht nur die sogenannten Gebildeten, kennt Egypten und seine uralten Heiligthümer. Ehe das Schulkind den Namen seiner Landesfürsten erfährt, hat es von dem freundlichen und bösen Pharao erzählen hören; ehe es lernte, welche Flüsse seine Heimath durchwogen, hörte es von dem Nilstrom, in dessen schilfreichem Ufer das Binsenkörblein mit dem kleinen Moses von der freundlichen Prinzessin gefunden ward, und dem die fetten und mageren Kühe entstiegen. Wem wäre nicht früh die schöne Geschichte vom tugendhaften und klugen Joseph bekannt geworden und ihr Schauplatz, jenes ehrwürdige Egypten? Aber die heilige Schrift, die uns zuerst mit dem Nilthale bekannt macht, weiß nichts von den Pyramiden und den anderen Werken von Menschenhand, die, als wären sie dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nicht unterworfen, für die Ewigkeit gefügt zu sein scheinen. Und doch, wer hörte nicht schon als Kind von jenen Denkmälern erzählen, welche die Griechen mit dem stolzen Namen der „Wunder der Welt" belegten? Täglich und stündlich haben wir es, freilich oft unbewußt,

mit im Pharaonenlande heimischen Vorstellungen und Gegenständen zu thun". Reizvoll und eigenartig war Egypten zur damaligen Zeit, reizvoll und eigenartig ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das Leben, obwohl scheinbar in andere Formen gebannt, bewegt sich heute in fast noch unveränderten Zügen, beobachte man dasselbe nun im Straßengewühl, in den Werkstätten der Handwerker, in den Moscheenhöfen, in den Bazars, oder am „Paradieses-Strome," dessen Segelkähne seit den ururältesten Zeiten den gleichen Typus tragen. So kommt es denn, daß jährlich unzählige Touristen hinüberziehen, um all' die Wunder mit eigenen Augen zu schauen. Aber nicht nur diese, sondern auch Männer des Kapitals, unternehmende Jünger Merkurs werden vom egyptischen Lande angezogen, sie suchen und finden dort ein Arbeitsfeld für ihre Unternehmungen. Wunderbar genug ist das freilich, wenn man bedenkt, was das Land in der letzten Zeit alles durchzumachen hatte und sicher sind der Länder wenige, die unter derart zerrütteten Zuständen noch so leistungsfähig sind wie Egypten. Das ist aber eben die Eigenheit desselben. Nicht, als ob die letzten Ereignisse, wie der vorjährige Krieg mit den Engländern, der jetzige mit den aus dem inneren Sudân schon bis Suakin vorgedrungenen Schaaren des Mahdi, des falschen Propheten und die nun schon einige Monate im Nildelta wüthende Cholera ohne Einfluß auf Handel und Verkehr geblieben wären; behüte! wohl aber hat die grenzenlose Ausbeutung des Landes durch Blutsauger und betrügerische Beamte, und vor Allem die ungeheure Steuerlast auf die Produktion und Konsumtion des Landes nicht wesentlich eingewirkt. Daß durch die Empörung im Sudân der Handel des letzteren gelähmt wurde, daß außerdem viele Arbeitskräfte durch Krieg und Seuche verschlungen wurden, ist nicht zu leugnen, doch bringt andrerseits das Auftreten der Engländer am Nil ein gewisses Vertrauen auf eine bessere Zukunft mit sich. Die im vorjährigen Kriege zu Grunde gerichteten Leute fangen jetzt zum Theil wieder an, das Verlorene zu ersetzen. Die internationale, unter

englischem Vorsitz tagende Entschädigungs-Kommission sorgt dafür, daß ein Jeder zu seinem Rechte komme, und so ist denn der Staat gezwungen, viele Millionen an die durch den Krieg ihrer Habe beraubten Leute zu zahlen. Das bringt eine Masse Geld unter das Volk und wirkt befruchtend auf den ganzen Handel. Alles muß ersetzt werden. Bei dem Bombardement sind viele Häuser zerschossen, andere sind von den Arabern in Brand gesteckt — es werden neue gebaut. Möbel, Spiegel und andere Einrichtungs-Gegenstände sind, soweit sie nicht vom Feuer zerstört, bei der Plünderung zu Grunde gegangen, ganze Waaren-Magazine demolirt worden, und alles das will ersetzt werden und wird ersetzt, natürlich mit egyptischem Gelde. Die an sich schon zerrütteten Finanzen des Staates sind freilich dadurch gänzlich erschöpft und bedürfen englischer Anleihen, die das Land immer mehr in die Hände der Engländer bringen. Trotz alledem steht Egypten heute — besonders durch seine Lage am Suezkanal begünstigt — noch immer unter den afrikanischen Wirthschaftsgebieten obenan und wird sich in Zukunft noch weit mehr hervorthun. Betrachten wir dieses Wirthschaftsgebiet etwas näher und untersuchen wir vor Allem seine Produktions- und Konsumtionskraft. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Baumwolle, Getreide, Zucker, Datteln und Früchte. Durch namhafte Ausdehnung der unter Baumwollkultur stehenden Ländereien hat man jetzt den jährlichen Ertrag an Baumwolle auf ungefähr 600,000 Ballen (zu je 500 Pfund) gebracht. Im Jahre 1871 schätzte man die Ernte auf 445,000 und 1873 auf 500,000 Ballen. Im Jahre 1875 sollen 550,000 Ballen erzeugt worden sein, die Ernte des Jahres 1879 wird mit 289 Millionen Pfund = 578,000 Ballen angegeben. Aus dem Lande geführt wurden davon im Jahre 1874 für ca. 968 Millionen Piaster Tarif (1 Piaster Tarif = ca. 21 Pfennige), 1877 für 716 und 1879 für 812 Millionen Piaster. In den beiden folgenden Jahren stieg die Ausfuhr dieses Artikels aber bedeutend, es wurden nämlich im ersten Viertel von 1880 und 1881 je etwa für 320 Millionen Piaster exportirt. Der

größte Theil der Baumwolle — man kann ruhig sagen $^9/_{10}$ — geht aber nach England. An Brotfrüchten erzeugt das Land eine ansehnliche Menge für die Ausfuhr. Zwar kann von einer regelrechten Versorgung Europas mit Getreide jetzt noch keine Rede sein, doch ist das wohl in Zukunft sehr gut möglich. Der gesammte Werth der Ernte an Brotfrüchten wird auf rund 120 Mill. Mark veranschlagt. Die Weizenernte d. J. 1879 wurde auf 3 Mill. Ardebs (1 Ardeb Weizen = 1,80 Hektoliter) angegeben, eine sehr gute Ernte schätzt man aber auf 4 — $4^1/_2$ Mill. Ardebs Weizen, $2^1/_2$ Mill. Ardebs Mais und Durha und $^1/_2$ Mill. Ardebs Gerste. Das Jahr 1880 brachte soviel hervor. Ausgeführt wurde an Getreide im Jahre 1875 für 36 Mill. Mark, 1877 für 44 und 1879 für über 52 Mill. Mark, auch wieder ein großer Theil nach England. Soviel über die Produktionsverhältnisse. Sehen wir die Liste der Verbrauchsartikel Egyptens durch, so finden wir in ihr obenan Baumwolle und Seidengewebe, Maschinen, Kurzwaaren, Holz und Wein. Die letzteren beiden Artikel kommen von der gegenüberliegenden Mittelmeerküste, die anderen aber sind allesammt Erzeugnisse des großen britischen Inselreiches, dessen Industrie sich auch hier wie überall so wuchtig fühlbar macht und Konkurrenten nur wenig Spielraum läßt. Am Besten erkennen wir den Einfluß des britischen Löwen am Nil, wenn wir die eigentliche Handelsstatistik betrachten, die unter europäischer Leitung ziemlich zuverlässig ist und die Leistungsfähigkeit Egyptens im günstigsten Lichte zeigt. Der Gesammtaußenhandel beträgt danach ca. 400 Mill. Mark, also fast ein Drittel des gesammten afrikanischen Außenhandels. Es dürfte nun interessant sein, die Ergebnisse eines Jahres in Aus- und Einfuhr auf die einzelnen Nationen zu vertheilen und wähle ich dazu das Jahr 1880.

Die Aus- und Einfuhr Egyptens vertheilt sich also in diesem Jahre wie folgt:

	Ausfuhr	pCt.	Einfuhr	pCt.
Amerika . . M.	2,056,195	0,76	1,540,761	1,13
England . . .	188,758,780	69,90	72,539,899	53,25
Frankreich . . .	23,173,351	8,58	23,500,365	17,25
Griechenland . .	2,884,775	1,07	225,098	0,17
Indien, China, Japan	72,733	0,03	8,119,477	5,96
Italien	11,407,334	4,22	5,563,448	4,08
Oesterreich-Ungarn	7,412,560	2,75	18,698,281	13,72
Rußland . . .	15,031,456	5,56	1,834,508	1,34
Türkei	15,337,824	5,68	2,738,207	2,01
Verschiedene Länder	3,915,625	1,45	1,478,559	1,09
Total M.	270,050,633		136,238,603	

Diese Uebersicht zeigt, daß England den ersten Rang in Egyptens kommerziellen Beziehungen einnimmt und beweist zur Genüge, wie begründet das Interesse ist, welches die Briten an der Erwerbung Egyptens haben. Der materielle Gewinn ist der verlockende Zauber, dem zu widerstehen nicht in Englands Macht oder Absicht liegt und so zieht es denn immer engere Kreise um seine Beute, bis ihm solche eines schönen Tages ganz zufällt. Schließlich hat ja auch England mit seinen Ansprüchen auf Egypten die meiste Berechtigung, wenn man bei derartigen Sachen überhaupt von Berechtigung reden kann. Immer ist Egypten, weil Station zwischen Ost-Indien und England, dem letzteren hochwichtig, es ist ihm sogar unentbehrlich. Schon der Schiffsverkehr durch den Suezkanal zeigt das sehr deutlich. Die Schiffe, welche den Kanal 1879 passirten, repräsentiren einen Tonnengehalt von 3¼ Mill. — 77% davon kommen auf die englische, 8% auf die französische, 3% auf die italienische und 2⅓% auf die österreich-ungarische Flagge. Nun, ich meine, diese Zahlen beweisen genug — dabei will man aber noch einen zweiten Kanal anlegen, der doch sicher noch mehr als der erste fast ausschließlich dem englischen Handel und Verkehr dienen würde. Wie sollte er sich auch anders lohnend machen? Die wenigen Schiffe der übrigen Nationen brächten

kaum soviel Einnahmen, daß die jährlichen Kosten der Instandhaltung gedeckt würden, einer Verzinsung des Anlagekapitals, sowie der übrigen Unkosten oder gar eines Reingewinns nicht zu gedenken. Genug, England erhebt Ansprüche auf Egypten und wer möchte wohl als Mitbewerber in die sandige Arena am Nil treten? Frankreich etwa? Zwar trägt dessen äußere Politik den Stempel der Vielgeschäftigkeit, zwar suchen die Franzosen nach Erwerbungen auf außereuropäischen Gebieten, aber doch haben sie, die in Tunis, am Senegal, am Kongo, in Madagaskar und Hinterindien eifrigst vorgehen, wenig Lust, sich mit den Briten um das Nilland zu balgen, obschon sie es auch gern in ihrem Besitz hätten und sichtlich über der Engländer Absichten verstimmt sind. Italien vielleicht? Zwar haben die Italiener löbliche Kolonisationspläne stets zur Hand, immer fehlt aber die Ausführung und schließlich ist es auch noch sehr zweifelhaft, ob — falls wirklich Italien in Egypten Herr würde, was doch schon ein hohes Ding der Unmöglichkeit ist, — dann überhaupt etwas für die Egypter Vortheilhaftes geschaffen wäre. Bliebe also schließlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn, deren Antheil am egyptischen Handel aber doch zu gering wäre, um ein energisches Zugreifen zu lohnen. Uebrigens liegt das auch gar nicht in der Absicht dieser beiden Mächte, dazu ist deren kolonialpolitisches Wirken ein zu geringes. Was sollte sie auch sonst dazu führen, nach Egypten zu trachten? Von einer Kulturmission dazu fühlen sich die beiden Stammesländer durchaus nicht durchdrungen und ihr unbedeutender Handelsantheil ist vielleicht unter englischer Herrschaft besser geschützt und eher des Gedeihens fähig, denn unter dem Regime des Khedive.

Oesterreich hat so wie so viele Vorzüge zu Nutzen seines Handels. Ihm liegt die egyptische Küste sehr nahe — vom herrlichen Triest nach der uralten Handelsstadt Alexandria sind nur wenige Tage — und mithin bleibt ihm der Verkehr mit drüben ein sehr leichter. Eine gute und regelmäßige Schiffsverbindung bietet der Oesterreichische Lloyd zu Triest, so daß es den Oesterreichern recht wohl möglich ist, mit den Engländern, deren Weg viel weiter führt, zu

konkurriren. Ebenso sind die Italiener durch die Nähe ihres Landes bevorzugt. Beide Länder haben also Vorzüge, die ihnen englische Politik nicht wegnehmen kann. Was hat aber Deutschland, das große mächtige Reich, dessen Handel und Industrie sich immer gedeihlicher auf dem Erdrund entwickelt, dagegen aufzuweisen? Nicht einmal eine Schiffsverbindung mit Egypten besitzen wir. Wie kläglich ist unser Handel mit Egypten und den östlichen Mittelmeerländern überhaupt, wie bedeutend könnte er aber sein, wenn richtig vorgegangen würde?

In der vorhin mitgetheilten Statistik ist Deutschlands Handel mit Egypten gar nicht erwähnt, man hat ihn einfach unter die Rubrik „Verschiedene Länder" gebracht und da verschwinden noch die paar Tausend Mark, mit denen wir am egyptischen Handel betheiligt sind. Nach der Statistik des Deutschen Reiches belief sich 1880 die Ausfuhr Egyptens nach Deutschland auf netto 3,960,300 kg im Werthe von 4,615,000 Mark, die Einfuhr auf 716,100 kg im Werthe von 2,236,000 Mark. Zwar lassen diese Zahlen auf einen größeren Antheil Deutschlands am egyptischen Handel schließen, als die schon erwähnte egyptische Statistik, die wahrscheinlich auch einen großen Theil desselben in die Rubrik „Oesterreich-Ungarn" gebracht hat, immerhin ist aber das Ganze für uns doch sehr wenig bedeutend. Dagegen geht eine Menge deutscher Fabrikate über England und durch englische Vermittelung hinüber, wie denn überhaupt der größte Theil des egyptischen Handels auf die englischen Häfen gerichtet ist. Englands Vormundschaft braucht Deutschlands Handel und Industrie eigentlich nicht mehr, wohl oder übel müssen wir aber solche anerkennen, weil uns die direkte Verbindung fehlt. Ein Haupthebel für unseren Handel mit Egypten im Besonderen, den östlichen Mittelmeerländern im Allgemeinen wird zweifellos die Anlegung einer direkten Dampferlinie von Hamburg oder Bremen nach dort sein. Bis jetzt haben wir meist über England oder Oesterreich exportirt; beides ist unpraktisch und kostspielig. Nicht nur die österreichische Südbahn, sondern auch der österreichische Lloyd und manche englische Linien haben zu hohe Frachtsätze, um

eine häufige Benutzung dieser Transportmittel zu erlauben. Ich habe schon an anderer Stelle — in der Deutschen Konsulats-Zeitung — gelegentlich hierauf hingewiesen und kann nicht dringend genug die Anlage einer derartigen Schiffsverbindung befürworten. Die deutschen Exporteure würden sich gewiß gern bereit finden, ihre nach Egypten bestimmten Waaren der vaterländischen Linie anzuvertrauen, umsomehr als solche billiger wäre, als die bislang benutzte. Gleicherzeit möchten auch die Importeure diese Gelegenheit eines billigeren Transportes mit Freuden benutzen. Ueberhaupt würde ja auch durch diese neue Schiffslinie an sich der Handelsverkehr zwischen hüben und drüben belebt und gehoben, eine Folge, die günstig auf ihre Ursache zurückwirken würde. Daß durch Schaffung gesicherter Zustände in Egypten und durch den gesteigerten Einfluß Englands die natürlichen Reichthümer des Landes leichter nutzbar gemacht werden können, ist klar. Der englische Unternehmer arbeitet rüstig weiter, es wäre nun an der Zeit, daß sich der Deutsche einfände. Namentlich möge unser Exporthandel sich immer mehr um die Stärkung seiner Beziehungen zu Egypten sorgen. Der Gegenbezug von drüben würde als nothwendige Folge nicht ausbleiben. Vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, wo man kaufmännische Informationsbureaux in fremden Ländern errichtet, wo man kaufmännische Attachés den Gesandschaften und auch etlichen Generalkonsulaten beigiebt. Dann möchte das besonders für Kairo, die Hauptstadt Egyptens und gleicherzeit die volkreichste Stadt Afrikas (350,000 Einwohner), zu empfehlen sein. Vereinigungspunkt aller Karawanenstraßen, die sich von West- und Innerafrika aus nach Asien richten, mit dem südlichen Egypten durch den Nil verbunden und Knotenpunkt der unteregyptischen Eisenbahnen, die von hier aus nach den einzelnen Häfen und Handelsstädten führen, ist die Stadt als Handelsstadt hochbedeutend. Auf seinen Märkten findet man die verschiedenartigsten Industrieartikel Europas mit den Produkten des Pharaonenlandes, mit den kostbaren Erzeugnissen Nubiens und des inneren Afrika und den nicht minder werthvollen Artikeln Asiens vereint. Hier muß die Sonde

angesetzt werden, hier hat der aufmerksame Beobachter ein großes Feld zu Studien, die unserem Handel und unserer Industrie von nicht geringer Wichtigkeit sein könnten. Darum wäre es gut, wenn man die vielen laut gewordenen Wünsche unseres Handels befriedigte und in derart wichtigen Orten Auskunft und Rath ertheilende Centralstellen für denselben errichtete, sei es, daß dies von Seiten des Staates in Form der erwähnten kaufmännischen Attachés, sei es, daß es aus eigner Initiative unserer Kaufleute und Industriellen in Form kommerzieller Informationsbureaux geschehe.

Neulich wurde aber noch ein andrer Vorschlag laut, der von einem durchaus kompetenten Manne, dem Dr. von Holtzendorff stammt und gewiß beherzigenswerth ist. Dieser Herr schrieb mir nämlich vor Kurzem anläßlich der Beantwortung einer von mir an ihn gerichteten Anfrage: „Ob es sich nicht empfehlen würde, von Reichswegen ein Institut reisender Konsuln zum Zwecke der Berichterstattung zu organisiren, oder doch dafür zu sorgen, daß Männer, welche ihre Kompetenz darzuthun vermögen, durch einen ständigen Reichsfonds subventionirt werden. Mir scheint zwischen dem juristisch gebildeten Berufskonsul und dem ansässigen nur in bestimmten Branchen kaufmännisch sachverständigen Wahlkonsul noch eine Lücke auszufüllen".

Das sind Worte, wie sie passender kaum gesagt werden konnten, Worte, die eine Ansicht entwickeln, der jeder einsichtige Mensch zustimmen muß. Mindestens bekenne ich mich zu derselben Anschauung. Gerade jetzt, wo allerseits viel für Handel und Industrie gethan wird, wo man in Frankreich das Konsulatswesen zu reformiren beginnt und wo auch in Deutschland von vielen Seiten (ich verweise nur auf Steinmann-Buchers lesenswerthe Schrift „Zur Reform des Konsulatswesens" und gedenke gar nicht der unzähligen diesbezüglichen Zeitungsartikel) eine Reformbewegung einzuleiten versucht wird, sind diese Worte am rechten Platze. Das ist es, was uns fehlte und ehe wir nicht in dieser Hinsicht Etwas zu thun beginnen, wird unser Handel kaum einen andauernden und rechten Fortschritt machen. Wollen wir im Kampf um's

Dasein nicht unterliegen, so müssen wir in Anbetracht der Stärke unserer Rivalen, z. B. der Engländer, ganz besondere Anstrengungen machen und unserem Handel energisch unter die Arme greifen, indem wir ihm die rechte Hilfe in Gestalt geeigneter Berichterstatter zukommen lassen. Solche Reisekonsuln resp. staatliche Berichterstatter, die wirklichen Pioniere des Handels, hätten in Egypten ein großes Feld. Der Eine, dessen Ausgangspunkt etwa Kairo wäre, möchte dann das eigentliche Egypten wirthschaftlich durchforschen, während der Andere, vielleicht in Chartum ansässig, sich dagegen mit Nubien, dem egyptischen Sudân und schließlich auch Abyssinien beschäftigte. Ueberhaupt muß man nicht etwa denken, daß sich die Absichten der Engländer nur auf das eigentliche Egypten beschränkten, auch dessen direktes und indirektes Zubehör: Nubien und Abyssinien kommen mit in Betracht. Warum auch nicht? Nubien ist im gewissen Maße noch mehr Wunderland als Egypten. Während Egypten nur verhältnißmäßig wenige Thierarten aufzuweisen hat, besitzt Nubien deren die Menge. Viele, ja die meisten Thierhändler beziehen ihren Bedarf aus dem thierreichen Nubien, z. B. der durch seine nubischen Expeditionen weltberühmte Hamburger Kaufmann Hagenbeck. Auch der Pflanzenreichthum des Landes ist bedeutend, namentlich gegen Süden, wo er in die tropische Waldgegend und mit ihr nach Abyssinien überleitet. Von den Thieren gewinnt man Felle, Wolle und Elfenbein, von den Pflanzen erhält man Nahrungsmittel wie Mehl, Früchte u. s. w., von einigen Akazienarten sehr gutes Gummi arabicum und schließlich ist die Menge der vorhandenen Droguen und Medizinalpflanzen noch unbenutzt. Die wichtigste Handelsstadt Nubiens ist Chartum an der Vereinigung des Blauen und Weißen Nil — hier konzentrirt sich der gesammte Handel der oberen Nilländer. Elfenbein, Straußenfedern und Häute kommen in Menge nach hier. Am Rothen Meere liegen die Exporthäfen Nubiens und Abyssiniens: Suakim und Massaua. Beide werden im Welthandel dereinst eine große Rolle spielen. Großartig ist erst der Reichthum Abyssiniens. Es ist, als ob von Egypten aus stufenweise eine

Besserung einträte: Egypten ist reich, Nubien ist reicher, aber Abyssinien ist am reichsten. Ein gewaltiges Hochgebirgsland, in dessen untersten Regionen die tropischen Erzeugnisse Afrikas, wie der Kaffeebaum, der riesige Baobab und verschiedene Palmen, in dessen mittleren Regionen alle südeuropäischen Frucht- und Getreidearten, wie Orangen, Feigen, Wein, Weizen u. a. gedeihen und dessen oberstes Gebiet die Erzeugnisse des Nordens trägt, ist der Thierreichthum des Landes groß, ebenso sein Besitz an Mineralien. Die Abyssinier sind dem Handel sehr zugeneigt, dennoch beschränkt sich der Export nur auf wenige Sachen, bei der geringfügigen Industrie zumeist auf Rohstoffe, wie Wachs, Elfenbein, Gewürze und Häute. Die Einfuhr in Abyssinien betrifft hauptsächlich folgende Artikel: Kattune und Baumwollenzeug, gefärbte (namentlich blaue) Seidenschnüre, Atlas, Sammt, rothes Tuch, Glasperlen, kleine Spiegel, Waffen, (Messer und Gewehrläufe), Saffianleder u. s. f. Bedeutende Plätze des Landes sind Gafat, Genda, Gondar, Atigerat, und Adua, wo oft große Märkte abgehalten und die Erzeugnisse Abyssiniens und der Nachbarstaaten gegen europäische und asiatische Importartikel umgetauscht werden. Wenn das Land gute Kommunikationen besitzt und in europäischen Händen liegt, wird es die meisten Erwartungen mit seinen Schätzen übertreffen. Mit Egypten eng verbunden, von dem es auch das Christenthum empfing, ist dem großen Reiche europäische Kultur doppelt nöthig. Frankreich bemüht sich hier um die Herrschaft und stützt sich dabei auf einen günstig gelegenen Hafen Obock an der Meerenge Bab-el-Mandeb, gegenüber Aden, den es im Jahre 1859 erwarb und der einen guten Anknüpfungspunkt bildet. Zahlreiche französische Expeditionen haben das Land durchstreift und durchstreifen es noch, um von Allem genaue Kenntniß zu nehmen. Auch Italien macht Ansprüche auf dieses afrikanische Land, hat die nördlich von Bab-el-Mandeb belegene Assab-Bai im Besitz und giebt sich alle erdenkliche Mühe, zum Ziele zu kommen. Italienische Handelsgesellschaften haben ihre Agenten im Lande, einige haben auch ständige Faktoreien dort — sie alle aber machen gute Geschäfte und

dienen außerdem der allgemeinen Menschheit, indem sie das Land in Etwas der Kultur entgegenführen und die Leute mit europäischen Artikeln und Bedürfnissen vertraut machen. Man wird hiernach leicht verstehen, daß sich die Engländer vorläufig um die Herrschaft in Egypten bemühen, später werden sich dann die Fühlfäden auch über Nubien hinaus nach Abyssinien und vielleicht noch weiter erstrecken. Jedenfalls wäre Abyssinien eine angenehme Ergänzung zu Egypten und umgekehrt Dieses zu Jenem. Wer das Eine hat, wird auch das Andere zu besitzen suchen — die langjährigen Kriege zwischen beiden Ländern beweisen das und zeigen, wie sehr die egyptischen Herrscher das richtige Verständniß für den Werth Abyssiniens besaßen, wie wenig sie aber auch in der Lage waren, dieses Gebiet zu erobern. Genug, Egypten ist das Land der Zukunft und geht, sobald es sich vollends in englischen Händen befindet, — im Wesentlichen ist es ja heute schon ein Vasallenstaat Großbritanniens — einer sicheren Größe entgegen. Es wird vielleicht durch seine günstige Lage ein zweites Indien werden. Von Egypten aus hätte schon lange der obere Nil und Kongo, der obere Zambesi und das Gebiet der großen Seen gründlich erforscht werden können, alles das geschah aber nur zum kleinsten Theile, weil man eben mit der Feindseligkeit der Eingeborenen, die sich offen gewaltthätig oder durch Hinterlist bemerkbar machte, zu kämpfen hatte. Die Sicherheit in Egypten ist sehr gering, namentlich aber in den mittleren und oberen Provinzen, im egyptischen Sudân und Nubien gleich Null. Das Geschick vieler Forscher bestätigt das. Erpressungen und Betrügereien von Seiten der Beamten sind an der Tagesordnung. Ausnahmen sind wenige Europäer, die die höheren Verwaltungsposten, namentlich in den Sudânprovinzen erhielten, weil man solche den eigenen Leuten nicht anvertraut, und auch diese Europäer haben mit dem Fanatismus der Eingeborenen manch' harten Strauß zu kämpfen. Waren sie doch „Giaurs" Ungläubige, denen man, wo man nur irgend konnte, feindlich entgegentrat. Verachtung, mindestens aber starke Abneigung gegen Andersgläubige ist die charakteristische

Eigenthümlichkeit des wahren Mohamedaners, ohne sie ist er nicht denkbar.

Ist es doch erwiesen, daß selbst in den letzten Friedensjahren die egyptischen Schulen fremdenfeindliche Lehren ausbreiteten. Daran ist aber auch kaum zu zweifeln. Wer die tief eingewurzelten Anschauungen des Volkes kennt, wird einen wirklichen Umschwung zu Gunsten der Fremden nicht erwarten. Noch heute bemerkt man zum Beispiel in manchen Schulen der egyptischen Hauptstadt unter den Utensilien einen schwarzen Cylinderhut, der ein Seitenstück zu dem Schwätzerhut unserer Kleinkinderschulen bildet und dem zu Bestrafenden als empfindliche Demüthigung aufgesetzt wird. „Gott setze dir einen Hut auf!" heißt im Volksmunde etwa: „Gott verdamme dich". Leute der besten und einflußreichsten Stände, wie die Vertreter der europäischen Mächte, können nach ihrer wahren Meinung dies nicht bestreiten. Auch sie haben Studien darüber angestellt, namentlich zu Zeiten als Ismail noch am Ruder war und Fest auf Fest sich folgten. Es sollte den Europäern der Aufenthalt am Hofe so angenehm als möglich gemacht werden, aller Glanz des egyptischen Thrones wurde aufgefrischt, äußere Höflichkeit wurde zur Schau getragen. Aber, wenn man nur tiefer sah, wehe, da zeigten sich die Schattenseiten und die Schminke verschwand. Es ist nicht nur einmal vorgekommen, daß hohe europäische Ballgäste von halbtrunkenen egyptischen Würdenträgern umarmt und mit Worten wie: Ya Kelb, ya Chansir (o Hund, o Schwein) geliebkost wurden. Früher war es aber weit schlimmer. Man verging sich am Leben der Fremden. Erst Mehemet Ali, der mächtige Neubegründer egyptischer Herrschaft machte einer mehrhundertjährigen Christenquälerei das Ende. Ihm verdankt man es auch, daß sich die Egypter unter allen übrigen Mohamedanern am wenigsten fanatisch zeigten. Seine erziehende Hand zwang den Starrgläubigen eine Maske auf, aber auch nur eine solche. Im Grunde waren sie alle, der Herrscher nicht ausgeschlossen, eifrige Anhänger des Islam.

So liegen die Verhältnisse in Egypten heute noch wie früher,

höchstens daß sie ehemals deutlicher zur Schau traten, während man sie jetzt zu bemänteln sucht. Der Fanatismus der Leute ist die Klippe, die gebrochen werden muß. An ihr ist schon manch' kühne, unter schwellenden Segeln hinausgetragene Hoffnung zerschellt. „Er war kein Apostel des Friedens, kein Fürsprecher der Nächstenliebe, der da seinen Gott „Allah" nannte. Ein triefend' Schwert war der Pilgerstab dieses Propheten, auf den gestützt er seine Offenbarungen, seine Lehre verkündete; Schrecken und Verderben, womit er sich die Annahme seiner „Gebote" erzwang, und Haß und Verachtung für andersgläubige Völker, die er dem eigenen Fleisch einimpfte. Und wie mächtig diese Sekte wurde! Der kleine trübe Strahl, der der Stadt Mekka entquoll, schwoll zu einem Riesenstrome an, der zahllose Lande überschwemmte, hundertfach den Frieden störte und Millionen, die gegen ihn anzukämpfen suchten, verschlang".

Diese Worte des Dr. Holub, jenes berühmten Afrikareisenden, sind nur zu wahr und der Mann hat ganz Recht, wenn er sagt, daß der Kampf gegen diese Leute ein unvermeidlicher ist. Der allmächtige Geist des Fortschrittes und der Civilisation hat ihn übernommen und wird ihn, auf allgemeinen Menschenrechten fußend, fortführen. In Algier und Tunis sind es die Franzosen, welche aufzuräumen begonnen haben, in Egypten werden das die Engländer thun und, wie ich glaube, auch mit Erfolg. Man hat ihnen zwar vorgeworfen, daß sie unfähig dazu seien, aber das ist unrecht. Sie haben viel gefehlt, das ist wahr, aber sie haben auch viel geleistet und ihre Leistungen überwiegen weit ihre Schwächen. Man bedenke, was England für Indien gethan hat und was aus Letzterem geworden wäre, wenn es Englands Fürsorge nicht gehabt hätte. Es sind nun 100 und einige Jahre her, seit Robert Clive das Land für die Engländer eroberte und heute herrscht dort die Königin von Großbritannien als Kaiserin über ein Reich, das den größten Theil Europas in sich aufzunehmen vermag. Englische Thatkraft und günstige Umstände vermochten ein ganz erstaunliches Resultat herbeizuführen. Wie haben

die Eroberer ihren Erfolg benutzt, das besiegte Volk mit der Fremdherrschaft auszusöhnen, wie haben sie der sittlichen Pflicht genügt, welche ihnen durch die Verhältnisse auferlegt war und die ihnen gebietet, die Unterworfenen auf ihre eigene Kulturstufe hinaufzuheben? Ein flüchtiger Blick auf den politischen und moralischen Zustand Indiens und seiner Bevölkerung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und heute belehrt uns darüber in interessanter Weise. Das mächtige Reich, welches Baber und Akbar um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Indien gegründet hatten, war zerfallen. Auf seinen Trümmern waren im nördlichen Lande mehrere Staaten entstanden, die sich untereinander beständig bekämpften und dazu noch durch innere Parteikämpfe zerrissen wurden. Jeder Sieg der äußeren oder inneren Feinde hatte den Mord der bisherigen Herrscher und deren meisten Anhänger im Gefolge; für das furchtbare Leiden des Volkes hatte Niemand ein Herz. In Dekkan bestand ein Mahratten-Raubstaat, dessen Bewohner oft in großen Heeren über ihre Nachbarn herfielen, deren Städte und Dörfer niederbrannten und viele Menschen tödteten. Auch die Dschats räuberten ähnlich. Ueberall war Krieg und Raub. Unter solcher Wirthschaft konnte natürlich an eine friedliche Entwickelung nicht gedacht werden. Der ehemals blühende Seehandel Indiens war vernichtet, die Westküste des Landes durch Seeräuber unsicher gemacht. Das geistige Leben der Indier wollte erlöschen, ging bergab, wogegen der Aberglaube immer mehr um sich griff.

Tausende von Wittwen wurden jährlich auf dem Scheiterhaufen geopfert, tausende von Fanatikern zermalmte der heilige Wagen des Wischnu. Menschenopfer waren in ganz Indien beliebt. Noch im Jahre 1826 opferte der Radschah von Buster 25 Menschen, weil er eine Reise unternehmen wollte und die Meriahs, d. h. Kinder, die zum Opfern bestimmt und auferzogen werden, bezahlte man mit 100—160 Mark. In einem Gebiete allein befreiten die Engländer mehr denn 1500 dieser Kinder. Wie hat sich das Blatt heute gewendet! Ueberall herrscht tiefer

Friede. Die Räuber sind vernichtet, die einzelnen streitbaren Fürsten zur Ruhe gebracht. Die Mahratten, Sikhs, Dschats u. a. Völker, die einst durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit überall Furcht verursachten, sind heute fleißige Ackerbauer. Der Handel hat sich emporgeschwungen, die Verkehrsmittel haben sich vermehrt. Kanäle und Wasserbehälter, seit Jahrhunderten vernachlässigt, wurden von ihrem Schmutz gereinigt und brauchbar gemacht. Ein Netz von Schulen jeder Art hat sich über das ganze Reich ausgespannt. Industrielle Unternehmungen tauchen ab und zu auf, der Nationalwohlstand mehrt sich. Einige Jahrzehnte englischer Herrschaft haben diese Umänderung zu Wege gebracht und doch thut man heute, als wenn England in Indien mehr Schaden als Nutzen angestiftet habe und beruft sich auf Grausamkeiten, die von Einzelnen an den armen Indiern verübt wurden. Du lieber Himmel, Excesse kommen überall vor und werden mit dem Fortschreiten wirklicher Kultur mehr und mehr verschwinden, mindestens aber ihre Strafe erhalten, denn in einer wohlgeordneten Kolonie ist auch eine wohlgeordnete Regierung, die ohne Unterschied der Nationalität ihr Urtheil fällt. Wie haben aber die Indier gegen die Engländer gewüthet, wie viele Weiße sind der mörderischen Sekte der Thugs zum Opfer gefallen? Das erwähnt man nicht. Welche Ungerechtigkeiten die eingeborenen schwarzen und braunen Herrscher gegen ihre Unterthanen begehen, ich könnte hier ein langes und breites davon reden. Wie sie die Leute aussaugen bis auf das Blut, daß diese zuletzt zum Flüchten gezwungen werden (z. B. in Tunis, von wo alljährlich viele Eingeborene nach den anderen Küstengebieten Nordafrikas auswandern), das Alles zu beobachten, hat man in manchen Ländern, auch in Egypten Gelegenheit.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieses Landes, so finden wir, daß die socialen Zustände in demselben denen Indiens im vorigen Jahrhundert an Verdorbenheit nicht nachstehen, eher solche übertreffen. Dem unglücklichen egyptischen Volke ist die Knechtschaft nichts Neues mehr. Seit vier Jahr-

tausenden ist es an eine immer wechselnde Fremdherrschaft gewöhnt. Schon 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung findet sich eine solche: die der Beduinen. Neunhundert Jahre später gelangten die Assyrer zur Herrschaft. Bald darauf rangen die Aethiopier mit ihnen um das Land und rissen Oberegypten an sich. Mit dem Untergange der assyrischen Herrschaft trat eine schreckliche Anarchie ein. Endlich kamen die Perser unter Kambyses ans Ruder, denen dann 332 v. Chr. die Macedonier unter Alexander dem Großen und etwa dreihundert Jahre später die Römer nachfolgten. Mit dem Jahre 638 unserer Zeitrechnung trat ein Wendepunkt in der Geschichte Egyptens ein: die Araber kamen und verbreiteten den Islam im Lande. Die Herrschaft wurde nun konstanter. Zwar wechselten die Araber mit den Mamluken und Osmanen mehrmals ab, immer aber blieb der Mohamedanismus oben. Je strenggläubiger die Herrscher am Nil waren, um so mehr mißhandelten sie ihre strenggläubigen Unterthanen. Ein Beispiel dafür liefert der frommste aller frommen Kalifen, die im Pharaonenreiche ihr despotisches Scepter schwangen — El Hakim, zur Sippe der Fatimiden gehörig. „Bemaer-Illah" (Gottmensch) nannte sich dieser Raubritter, dabei war es ihm aber ein Vergnügen, gelegentlich einem seiner Diener den Bauch aufschneiden zu lassen. Einmal fiel es ihm ein, das Arbeiten bei Tage zu verbieten, dann verbot er wieder alle Arbeit bei Nacht. In seinem zelotischen Fanatismus verbot er alle öffentlichen Vergnügungen, Musik und Tanz — dann ließ er allen Wein auf die Straße gießen und die Honigkrüge in den Nil werfen. Die Sitten der egyptischen Frauen paßten ihm nicht — er verbot den Weibern das Ausgehen oder nur aus Thür und Fenster Sehen. Wer also keine Bedienung zur Besorgung der nöthigen Lebensmittel hatte, mußte verhungern. Man schätzt die Zahl der unter der Regierung dieses Unmenschen wegen Nichtbefolgung seiner Vorschriften oder zu seinem Vergnügen Hingerichteten auf etwa 20,000. Die Mamlukenherrscher waren auch nicht besser als das Fatimidengesindel. Einer derselben, der Sultan

Bursbai, sonst ein sehr frommer Mann, ließ eines schönen Tages seine beiden Leibärzte tödten, weil sie ein leichtes Unwohlsein ihm nicht schnell genug benehmen konnten.

Ein anderer Wütherich — Kaitbai ist sein Name — weinte bitterlich, als er erfuhr, daß die Moschee zu Medina durch einen Blitzstrahl eingeäschert worden sei, dabei stand er nicht an, seine Untergebenen nach Belieben lebendig zu schinden. Unter dem Sultan Nassir war das Elend im Volke am größten, seine Prachtentfaltung übertraf aber trotzdem oder gerade deshalb die seiner Vorgänger in jeder Weise. Als er einst nach Mekka reiste, schleppte er Küchengeschirr aus gediegenem Gold und Silber mit sich. Man sagt, er habe 100—500,000 Mark für ein einziges Pferd gezahlt. Wenn es ihm gelegentlich an Geld fehlte, was gar nicht selten der Fall war, ließ er diejenigen der ihm nahestehenden Großen des Landes abthun, von denen die werthvollste Hinterlassenschaft zu erwarten war. Nun kamen die Türken unter ihrem Sultan Selim I., dem „Trunkenbold" ins Land und trieben es ebenso, wenn nicht noch ärger. Vor Allem knüpften sie die Mamlukenhäuptlinge auf und hängten die Stricke, mit denen diese Arbeit geschehen, als Zierden an eines der Thore der Hauptstadt.

Jetzt müssen wir aber eines Unternehmens gedenken, das zwar groß angelegt war und zu den besten Hoffnungen berechtigte, aber doch zu einem schlechten Ende führte. Ich meine die französische Expedition des Jahres 1798 unter Bonaparte, die trotz ihrer kurzen Dauer und ihres Mißerfolges einen neuen Abschnitt in der Geschichte Egyptens eröffnet. Mit ihr beginnt die Herrschaft europäischer Geldmänner und Abenteurer, die, ein wahrer Auswurf der Menschheit, sich den Egyptern als „Kulturträger" aufdrängten und das Land nach Kräften ausnutzten. Die Franzosen waren ihnen für ihr blutsaugerisches Treiben leider ein gutes Vorbild. Bonaparte, der Mann, welcher Egypten auf eine hohe Kulturstufe bringen wollte, hatte ein richtiges Plündersystem eingerichtet. Die Stadt Rosette mußte 100,000, Damiette 150,000, die Kopten 528,000, die Damasthändler 300,000 und die Kaffee-

händler über eine Million Francs zahlen. Gleicherzeit verordnete der europäische Barbar, daß sämmtliche Mamlukenweiber ausgeraubt werden sollten und der Frau des besiegten Mamlukenführers Murad Bey stellte er die Wahl, ob sie ihm 600,000 Francs Strafgelder zahlen oder sich bis auf die Möbel ihres Schlafgemaches ausplündern lassen wolle. Bonaparte verdächtigte geachtete und reiche Eingeborene des Verraths, um ihnen dann für hohes Lösegeld die verhängte Todesstrafe zu erlassen. Derartige Räubereien bildeten die Schattenseite des Unternehmens, aber die Sache hatte auch ihr Gutes, insofern als sie nämlich dadurch, daß sie die Macht der Mamluken brach und Egypten in den Kreis moderner Civilisation zog, den Keim zu einer nationalen Bewegung legte. Die Anfänge dieser nationalen Regung waren freilich erbärmlich genug. Mehemet Ali war im Jahre 1800 von der türkischen Regierung mit einer Schaar Albanesen nach dem Nillande geschickt worden, um den Mamluken und Türken gegen die französischen „Giaurs" beizustehen. Er zeichnete sich durch Tapferkeit aus, war auch sonst vom Glücke begünstigt, begann aber nach der Abreise der Franzosen das egyptische Volk gegen seine türkischen und mamlukischen Bedrücker aufzustacheln. Es gelang ihm das gründlich. Mit Hülfe der Franzosen erzwang er von der Türkei den Paschatitel. Die Mamluken ließ er durch List mit ihren sämmtlichen Beys ins Jenseits befördern. Nun war der erste Schritt zu einer nationalen Bewegung gethan, Mehemet Ali hatte sich mit Hülfe europäischen Einflusses zum unabhängigen Herrscher des Landes gemacht. Der zweite Schritt war der, daß er eine Armee aus dem Volke — also aus Fellahs und Negern — zusammensetzte, was seit etwa vier Jahrtausenden noch nicht wieder dagewesen war, denn bislang hatte sich ein Söldnerwesen breit gemacht. Jetzt hatte man also in Egypten eine Armee, die aus Egyptern bestand, was im Interesse des Landes sehr gut war. Aber nun regte sich in dem Volke, das vom neuen Herrscher nur bewaffnet war, um seinen despotischen Wünschen zu dienen, selbst der Wunsch nach Unabhängigkeit. Zwar trat er nur sehr

gelinde auf, immerhin aber war er da. Das Heer war es, das zuerst die Losung „Egypten für die Egypter" ausgab und das dann auch später thätig für dieselbe eingriff.

Die Bonaparte'sche Expedition hatte also doch ihre guten Folgen, indem sie nämlich die Leute im Pharaonenlande aus ihrem viertausendjährigen Traumleben aufrüttelte und in ihnen den Wunsch nach nationaler Selbständigkeit reifen ließ. Leider traten aber die bösen Folgen des französischen Feldzuges immer mehr zu Tage. Mehemet Ali hatte wohl Egypten frei gemacht von der direkten Fremdherrschaft, dafür aber einen Schwarm europäischer Beutelschneider und Industrieritter ins Land gelockt, was die indirekte Fremdherrschaft begünstigte. Um dann recht viel äußere Pracht entfalten zu können, riß er das Monopol eines jeden Erwerbszweiges an sich, sich so die Mittel zu seinem Vorhaben verschaffend. Er preßte das Volk in einer Weise aus, wie es seinen Vorgängern nie möglich gewesen war, und schuf eine Art Staatssocialismus, die hier etwas näher zu beleuchten, mir nicht gerade uninteressant erscheint.

Soweit man in der Geschichte Egyptens zurückblättern kann, wird man finden, daß der Grund und Boden dem Gemeinwesen, also bei einem absoluten Staate dem Könige gehörte. Dieser vertheilte die einzelnen Ländereien an die Reichen des Landes, welche für gute Bebauung des Bodens zu sorgen hatten, aber auch dafür, daß die Bebauer desselben (also ihre Arbeiter) so viel vom Erträgniß erhielten, als zu ihrem Lebensunterhalt nöthig war.

Charakteristisch ist hierfür die Grabschrift des Fürsten von Mah, der vor mehr als 4000 Jahren unter Usurtasen I. in Egypten herrschte. Dieselbe lautet u. A.: „Es arbeitete für mich der gesammte Gau von Mah mit Rührigkeit. Keinen Sohn des Armen habe ich bedrückt, keine Wittfrau bedrängt, keinen Landbesitzer vertrieben, keinen Hirten verjagt, keinem Fünfhandmeister seine Leute genommen, der Arbeiten willen. Niemand war unglücklich zu meiner Zeit, niemand hungrig in meinen Tagen, nicht bei den Tagen der Hungersnoth. Denn ich hatte bestellt alle

Felder des Gaues von Mah, bis zu seiner südlichen und nördlichen Grenze. Also fristete ich das Leben seiner Bewohner und gewährte, was er an Speise lieferte. Kein Hungriger war in ihm, ich spendete der Wittfrau gleich der Herrin eines Ehegemahls. Nicht zog ich vor den Großen dem Geringen bei all' dem, was ich gab. Und wenn die Ueberschwemmungen des Nils groß waren, dann war der Herr seiner Aussaat Herr seines Eigenthums, nichts wurde ihm entzogen von meiner Hand an den Antheilen des Feldes."

So lagen die egyptischen Verhältnisse in damaliger Zeit. Nachgerade machten sie aber Wandlungen durch, die zu einer gänzlichen Umgestaltung führten. Die Rechte des Herrschers und seiner Bevollmächtigten im Lande sind dieselben geblieben oder haben noch Erweiterungen erfahren, deren Pflichten gegen die Unterthanen sind aber bald in Vergessenheit gerathen. Bei Mehemet Ali trat dies in ganz besonderer Weise zu Tage. Aller Ernteertrag gehörte ihm, denn er ordnete an, ob der Fellah Getreide oder Zuckerrohr, Baumwolle oder Indigo anbauen sollte, und er bestimmte auch den Preis, für den ihm das Ganze abgelassen werden mußte. Dieser Despot ging aber noch weiter und gründete Fabriken, in denen die Fellahs gegen eine Bezahlung, die dem Belieben des Herrn anheimgegeben war, zu arbeiten gezwungen waren. Auch legte er Verkehrswege an, zu denen wiederum das arme Volk die Frohnarbeiter stellen mußte. Wer seinen Befehlen nicht nachkam, wurde gefoltert und auf gräuliche Weise zum Tode gebracht. Um solchen Qualen zu entgehen, wandten sich die unglücklichen Fellahs nach Syrien, wohin sie übrigens schon weit früher geflüchtet sein müssen, denn eine steinerne Urkunde aus Ramses des Zweiten Zeit enthält bereits darauf bezügliche Andeutungen. Einen Beweis dafür, was sich Mehemet Ali sogar dem Fanatismus des Volkes gegenüber erlaubte, bietet ein Vorfall des Jahres 1834. Der Herrscher ließ nämlich durch seine Schergen eine auf dem Wege nach Mekka befindliche, also zu religiösen Zwecken pilgernde Karawane anhalten und wählte sich

über tausend junge Leute aus, die er für sein Heer brauchte. Niemand wagte sich gegen diese grausame Maßregel aufzulehnen.

Die Nachfolger dieses Barbaren waren durchaus nicht besser. Einen feigen abscheulichen Charakter besaß Abbas Pascha, der Jedermann, selbst seiner nächsten Umgebung mißtraute und heimlich seine wirklichen und vermeintlichen Feinde vergiften oder ertränken ließ. Viele schickte er auch in die Minen von Fasogl, weit im Innern am blauen Nil belegen und das „heiße Sibirien" genannt. Niemals kehrten diese Unglücklichen zurück. Der Nachfolger des Abbas war Said Pascha, der eines schönen Tages Schießversuche mit neuen Kanonen auf den Feldern bei Alexandria, auf denen gerade eine Menge Fellachen arbeitete, anstellte. Dieser Mensch brachte auch die Staatsanleihen auf — wir werden nachher sehen, wie arg er die Finanzen dadurch zerrüttete —, blos um seiner Verschwendungssucht Genüge zu leisten. Beim Bau des Suez-Kanals zwang er einen um den andern Monat je 20,000 Fellahs zur Frohnarbeit. Die Maßregeln des vorletzten Khedive Ismail sind wohl noch in Jedes Gebildeten Gedächtniß. Seine Erfindungsgabe in betreff neuer Geldquellen war wirklich großartig. Nicht nur, daß er die Steuern bis auf das Doppelte hochschrob und auf mehrere Jahre im Vorhinein einstrich, nein, er trieb selbst die armen Fellahs von dem traurigen Rest ihres Grundbesitzes, nahm ihnen ihr kupfernes Kochgeschirr und ihren Frauen und Kindern die Ohrringe weg. Ja, selbst mit offenem Raub war er nicht zufrieden, er bestahl und betrog auch die Armen. Einmal machte der Finanzminister dieses Wegelagerers, ein würdiger Genosse seines Herrn, bekannt, daß Jeder, der zwei Piaster da und da hinbringe, Getreide so viel er wolle, aus den Regierungsmagazinen holen könne. Die Leute waren dumm genug, ihr letztes Geld hinzugeben, aber ein Korn Getreide bekamen sie nie dafür zu sehen. Dann gab dieser hohe Herr einen Ball. Ihm dünkte die Zufahrt nicht bequem genug, flugs ließ er einige Häuser, die ihm im Wege schienen, niederreißen, ohne sich weiter um die Insassen derselben zu kümmern. Derartige Geschichten ließen sich bändeweise nieder-

schreiben, unser Raum gestattet hier keine weiteren Angaben. Traurig genug, daß derartige Dinge möglich sind, obwohl die civilisirte Welt recht gut darüber unterrichtet ist. Sonst erhebt sie doch stets ein Geschrei, wenn irgend ein Jude ausgeprügelt oder ein Thier im Dienste der Wissenschaft zergliedert wird. In einem neueren Hefte der Revue scientifique — ich glaube, es war das Augustheft des vorigen Jahres — war die Lage der egyptischen Bevölkerung treffend beschrieben: „Man nimmt dem Fellah sein Haus ohne Entschädigung, wenn man es braucht; seinen Sohn, damit er Soldat werde; seine Frau, wenn sie gefällt; seine Tochter, wenn sie jung und hübsch ist, man nimmt ihn selbst zum Frohndienst, und oft kehrt er nicht mehr zurück. 20,000 dieser Unglücklichen sind unter den Ufern des Mahmudiehkanals begraben."

Und diese Zustände sind zum Theil noch heute so. Zwar sind die Leute jetzt von den Naturalabgaben befreit, dagegen müssen sie um so bedeutendere Geldsteuern liefern, wodurch dem armen Fellah keineswegs genutzt wird, der europäische Beutelschneider aber reichlich profitirt. So wie ich die Zustände Egyptens aus eigenen, erst unlängst gewonnenen Anschauungen kenne, kann ich nur sagen, daß die Steuerlast für den Eingeborenen eine furchtbare ist. Ein Arbeiter, der täglich etwa 8—10, höchstens 12 Groschen verdient, muß deren 1 an die Regierung abliefern. Selbst die kleinen Schuhputzerbuben, meist im Alter von 8—12 Jahren, sind nicht frei von Abgaben: sie müssen jährlich 20 Frcs. = 16 M. zahlen. Als ich drüben war, sprach man von der neuen Verordnung, nach welcher auch die im Lande ansässigen Europäer, die bisher frei von derartigen Abgaben waren, vom 1. October d. J. ab Steuern zu zahlen hätten. Ich weiß nicht, wem man diese neue Bestimmung verdankt, muthmaße aber, daß den Engländern die Anregung dazu zuzuschreiben ist. Ich weiß auch nicht, ob dieselbe wirklich durchgeführt ist, hoffe es aber von ganzem Herzen, denn, frage ich, mit welchem Rechte sollen Diejenigen, die das meiste Geld im Lande besitzen und verdienen, nicht eben so gut

einen Theil ihres Einkommens an die Landesverwaltung abgeben, als dies die Aermsten des Landes in so ungeheuerlichem Maße thun?

Ueberhaupt ist das Europäerthum in Egypten nicht gerade hochzupreisen. Die Griechen und Italiener haben das größte Kontingent an Beutelschneidern, Vagabonden, Spitzbuben und Räubern gestellt. Am vortheilhaftesten zeigen sich dagegen Deutsche, Engländer und auch Franzosen, in deren Händen sich die größten und besten Handlungshäuser befinden und die auch als Gelehrte und Beamte sich im Lande hervorthun. Selbstredend giebt es auch unter ihnen böse Ausnahmen. —

Trotz der hohen Abgaben des Volkes wächst doch die Staatsschuld ins Ungeheuerliche, während sich die Säckel der Wucherer füllen. Im Jahre 1835 brauchte der Staat jährlich etwa 66 Millionen Mark, 1863 nahe an 100 und heute über 200 Millionen. Dabei sind dies aber nur sogenannte offizielle Angaben, in Wirklichkeit möchte eine weit größere Summe verbraucht werden. Als Said Pascha starb, betrugen die Staatsschulden ca. 66 Millionen Mark. Ismail brachte dieselben auf über 1100 Millionen und das in der kurzen Zeit von 10 Jahren (1864—1873). So arg war die Verschwendungssucht dieses Mannes. Andererseits betrogen aber auch die europäischen Bankiers wacker. Den Betrug nannte man dann kühn Finanzoperation. Das Land hatte im Laufe von 12 Jahren vier Anleihen erhoben und dabei über dreiundeinhalbhundert Millionen Mark eingebüßt, die verzinst werden mußten, ohne je gezahlt zu sein. So war es erklärlich, wie Ismail Pascha oft 25 % Zinsen gab und andererseits, wie die Staatsschuld bis heute auf 2000 Millionen Mark anschwellen konnte. Man sieht also, daß auch der jetzige Khedive, der zarte Tewfik, recht gut das Schuldenmachen versteht. Im Uebrigen ist er durchaus nicht schlecht und keineswegs seinen Vorgängern gleich, denn er besitzt ein Herz für das Leiden seines Volkes, nur fehlt ihm Energie und Macht, die Zustände, wie sie jetzt liegen, zu reformiren. Für Egypten ist aber eine sehr starke Hand nöthig und

die hat Tewfik nicht. Er tröstet sich jedoch einigermaßen, indem er die alte Passion seiner Vorfahren, mit dem Gelde herumzuwerfen, eben so leidenschaftlich betreibt, als Jene. So beschäftigt er sich denn mit der Einführung europäischer Einrichtungen, treibt Pferdesport, unterhält französische und italienische Theater und dergleichen und läßt sich das Alles ein gutes Stück Geld kosten. Der Khedive ist eben ein reicher, verschwenderischer Herr, dem es auf ein paar Millionen nicht ankommt, wenn es gilt, Pracht und Glanz zu entfalten. Manchmal hat er dabei auch Einrichtungen von praktischem Nutzen geschaffen, z. B. Gas- und Wasserleitung, Eisen- und Pferdebahnen, aber das meiste Geld ist doch nutzlos aus dem Fenster geworfen. Nun kommen seine Gläubiger und drücken den armen Schuldner sehr mit ihren Forderungen, so daß er nicht aus noch ein weiß. Wenn er da die guten Engländer nicht hätte, die ihm schließlich Geld geben und ihn vor seinen eigenen Leuten, die ihn gern loswerden möchten, vor den „egyptischen Sozialisten" schützen! Eine Liebe ist die andere werth und so läßt sich denn der Khedive zu Gegendiensten bereit finden, indem er den Engländern Einfluß und Eingriff in seine Politik gestattet.

Je schwächer der Herrscher war, um so stärker mußte sich die nationale Bewegung fühlen und so war es auch. Wäre Tewfik ein Tyrann, ein Wütherich wie die Vorgänger am Staatsruder gewesen, wer weiß, ob dann die Nationalpartei so kühn hervorgetreten wäre, als dies im vorigen Jahre unter Arabi geschah. Zwar hatte sie schon vordem einmal sich in die Welt hinausgewagt, aber damals geschah dies mehr auf Antrieb des Herrschers Ismail selbst, der sich der nationalen Bewegung in die Arme warf und dafür von der Pforte, natürlich auf Verlangen der europäischen Großmächte, am 25. Juni 1879 abgesetzt wurde. Unter Tewfik richtete sich aber die Bewegung gegen den Herrscher, der ihr feindlich gegenüber stand, vielleicht, weil er so wollte, vielleicht weil er so mußte. Wir wissen nun, wie der Ausgang des vorjährigen Freiheitskampfes war — es würde unnütz sein, hier die Zeit mit

nochmaliger Schilderung hinzubringen —, immerhin aber war doch der Widerstand, den das egyptische Volk diesmal dem Herrscher und den vermittelnden Engländern entgegensetzte, an sich wunderbar. Hatte doch die Nationalpartei sogar die Macht gehabt, dem Khedive im Februar vorigen Jahres ein Ministerium nach ihrem Geschmack aufzuzwingen. Und wie groß war die Begeisterung des Volkes für den Kampf um die Freiheit, als die englischen Truppen ins Pharaonenland drangen! Achmet Arabi, der Führer der Bewegung, hat dies selbst in einem interessanten Aufsatz im vorjährigen Dezemberheft des »Nineteenth Century« geschildert. In dreißig Tagen wurde die damals 10,000 Mann starke Armee durch Freiwillige auf das Zehnfache gebracht, 8000 Pferde und 4000 Maulthiere derselben zur Verfügung gestellt, Magazine und Kriegskasse mit Vorrath versehen. Dennoch ging die Nationalpartei auch diesmal unter, vielleicht zum größten Glücke Egyptens, denn, frage ich, würde Achmet Arabi anders gewirthschaftet haben, als die übrigen Regenten am Nil? Das ist nicht gut anzunehmen, denn die Leiden vieler Jahrhunderte haben dem Volke gezeigt, daß seine schlimmsten Bedrücker immer die Herrscher der eigenen Rasse waren. Und wenn auch Arabi wirklich anders gewesen wäre als die Uebrigen, er hätte es doch nicht vermeiden können, sich mit Leuten zu umgeben, die an das alte System der Volksschinderei seit langer, langer Zeit gewöhnt sind. So würden also schließlich auch unter ihm Grausamkeiten nach altem Muster oder neuer Erfindung vorgekommen sein. Egypten ist einfach für eine Selbstbeherrschung unreif. Es mag sich ruhig den civilisatorischen Einflüssen einer europäischen Macht beugen, was nicht etwa nur zum Nutzen eben dieser Fremden sondern zumeist der Egypter selbst wäre. Schrieb da Jemand, der sonst sehr wohl unterrichtet schien, in einer besseren Monatsschrift Folgendes:

„Großbritannien aber hat sich in Egypten nur eine neue Quelle von Verlegenheiten geschaffen, ein zweites Irland. Immer stärker und immer zielbewußter durch den Kampf wird die National-

partei auftreten, hier wie dort; und so wie in Irland wird auch in Egypten die Agrarfrage, innig verbunden mit der nationalen, zum Theil vielleicht auch noch der religiösen immer mehr in den Vordergrund treten. Und so wie in Irland wird auch in Egypten die Bewegung erst dann zur Ruhe kommen, wenn die Agrarfrage gelöst und Egypten den Egyptern zurückgegeben ist."

Ich halte diese Behauptung für grundfalsch. Auch gefällt mir der Vergleich nicht, besser scheint mir der meinige, vorhin bereits erwähnte, der Egypten dem indischen Lande gegenüberstellt und auf den ich jetzt nochmals hinweise, da er gerade zeigt, wie gut es ist, wenn die Engländer auch in Egypten gründlich aufräumen.

Großbritanien braucht jetzt, gegenüber dem Vorgehen der Franzosen in den verschiedenen Theilen unserer Erde, ein neues großes Arbeitsfeld zur Erprobung seiner Kraft und solches hat es in Egypten gefunden. Was Egypten für Europa im Allgemeinen, die Engländer im Besonderen werth ist, habe ich genugsam gezeigt, gleicherzeit aber auch, was Egypten von den eigenen Herrschern zu erwarten hat. Mithin ist die eben zitirte Meinung hinfällig. Der europäische Einfluß ist unumgänglich nothwendig, wenn man es wirklich gut meint mit der Zukunft Egyptens und deshalb muß der Haß gegen alles Fremde, der durch das betrügerische Treiben europäischer Geldmänner großentheils begründet ist, vernichtet werden. Das kann aber nur geschehen, wenn eine Wendung zum Besseren und zwar sobald als möglich eintritt. Die einheimischen Herrscher werden dieselben bleiben, von ihnen steht nichts großes zu erwarten. Es handelt sich also lediglich darum, die Zustände so zu lassen wie sie sind — und das kann die Menschheit, wenn sie sich als Trägerin der Civilisation fühlt und auf allgemeine Menschenrechte baut, nicht zugeben, — oder aber energisch einzugreifen. Das Letztere ist das Nöthige. Die Eingreifenden sind die Engländer und werden es auch bleiben. Meine Arbeit hat gezeigt, welchen Antheil diese am Pharaonenlande nehmen, jetzt will ich nur noch kurz erwähnen, wie sie bisher

vorgingen. Den eigentlichen Kampf zwischen England und Arabi übergehe ich. Bemerken will ich nur, daß mir neulich eine Vermuthung vor Augen trat, die ich nicht ganz unerwähnt lassen will. Es hieß da: „Wir können hier eine Bemerkung über die Schlacht bei Tell-el-Kebir nicht unterdrücken. In ihrer Vorgeschichte, wie in ihren Konsequenzen hat sie eine auffallende Aehnlichkeit mit der Schlacht von Plassey (1757), durch die Clive die englische Macht in Ostindien begründete. Gewonnen wurde diese Schlacht durch Verrath, da ein Theil der gegnerischen Offiziere erwiesenermaßen bestochen war. Sollte in der so leicht gewonnenen Schlacht bei Tell-el-Kebir neben englischem Blei nicht auch englisches Gold gewirkt haben?“ Demjenigen, der diese Vermuthung aufstellte, theile ich hierdurch mit, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Man erzählt sich in gewissen Kreisen in Egypten folgende glaubhafte Geschichte: Ali Beg Jussuf, Oberst im egyptischen Heere, erhielt von den Engländern einen Wechsel über 20,000 £ (= ca. 400,000 Mark), damit er die Leute im Lager von Tell-el-Kebir nicht wecke. Dieselben waren sehr müde, da sie am Tage angestrengt gearbeitet hatten und sollten Nachts die Engländer überfallen. Besagter Oberst weckte sie also nicht und so drangen denn am frühen Morgen die Engländer selbst ein. Derselbe Ali Beg Jussuf gab den Engländern den Schlüssel zur Citadelle von Kairo — zwei Tage später nahm man ihm englischerseits den Wechsel wieder ab. Er will von der ganzen Geschichte nichts wissen und ist heute wieder hoher Würdenträger am Hofe seiner egyptischen Hoheit. Man mag den Engländern vorwerfen, daß sie sich mit diesem Spitzbuben einließen, aber im Kriege ist das erlaubt und im Grunde genommen ist durch diesen Verrath, der die Corruption der einflußreichen Kreise Egyptens zeigt, eine Menge Menschen am Leben erhalten, die bei der sonst unfehlbar blutigen Schlacht getödtet worden wären.

Wer die stramme Infanterie und die treffliche Kavallerie der Fellachen und Beduinen kennt, dem ist der Ausgang der Schlacht von Tell-el-Kebir unverständlich, wenn ihm die oben erwähnte Ge-

schichte fremd blieb. Man muß ja nicht glauben, daß das egyptische Militär so sehr schlecht sei. Das ist nicht der Fall, nur ist es unzufrieden mit der Regierung, auch macht die schlechte Verpflegung und Besoldung, letztere oft lange Zeit ganz ausbleibend, böses Blut. Die Engländer hätten sicher einen harten Stand gehabt, wenn ihnen nicht schnöder Verrath zu Hülfe gekommen wäre. Man macht den Engländern einen anderen Vorwurf, den, Alexandrien bombardirt zu haben. Auch ich nenne das eine Brutalität — ich habe die Verwüstungen, die dasselbe angerichtet, mit eigenen Augen geschaut — aber die englische Politik forderte das. Man will jetzt englischerseits glauben machen, als habe man nur Frieden zu stiften beabsichtigt und wolle nun die englischen Truppen gänzlich zurückziehen. Daß das aber nach dem stattgefundenen Kriege und namentlich nach dem Bombardement Alexandriens ein Ding der Unmöglichkeit ist, wissen die Engländer besser als jeder Andere — sie thun auch nur so. Neulich erst ist der österreichische Generalkonsul in Alexandrien beim Grafen Kalnoky vorstellig geworden inbetreff der Absicht der englischen Regierung, ihre Truppen zurückzuziehen und die Aufrechterhaltung der Ordnung den egyptischen Truppen anzuvertrauen. Er ist der wahren Meinung, daß, wenn dies geschieht, die Europäer in Egypten sich in einer schlimmeren Lage befinden werden, als vor der Metzelei von 1882. Die Engländer werden sich aber hüten, ihre Truppen jetzt wieder aus einem Lande zurückzuziehen, an welchem sie ein großes Interesse nehmen und das ihnen sehr bald und vielleicht auch sehr leicht zufallen könnte. Jetzt können die Engländer sogar in den Augen der Welt thun, als blieben ihre Soldaten nur zum Schutz der übrigen Europäer da und dazu haben sie nach dem Ebenerwähnten guten Grund, wiewohl sie selbst ja die schiefe Situation heraufbeschworen haben.

Ziehen die Engländer wirklich ihre Truppen aus Kairo nach Alexandrien zurück, so ist das meiner Ansicht nach auch nur ein Scheinmanöver. Man braucht dieselben vielleicht in allernächster Zeit schon sehr nothwendig — die gegenwärtige Lage im Sudân

erheischt das. Ich glaube, hier liegt auch der Schwerpunkt des Ganzen. Kürzlich theilten die Blätter mit, Lord Dufferin habe die Ansicht ausgesprochen, es sei für Egypten zwecklos, die beiden Provinzen Kordofan und Darfur vom falschen Propheten Mahdi zurückzuerobern und sei die englische Regierung derselben Meinung. Ich glaube nicht, daß England wirklich so denkt. Beide Provinzen liefern das schönste weiße Gummi arabicum, von dem jährlich tausende von Kameelladungen über Dongola und Chartum nach Egypten gehen. Beide Länder liefern ungeheure Mengen von Straußenfedern — man hat Seriben (Zuchtanstalten) von über 1000 Straußen —, und auch die beste Tamahrinde. Bleibt der Mahdi Herr in diesen Gegenden, so werden diese Artikel nicht mehr nach Egypten gehen, aus dem einfachen Grunde, weil sie leicht von den Egyptern konfiszirt werden könnten. Dagegen würden sie nach Wadai und Tripolis geschickt werden, woher man dann auch die Bedarfsartikel bezöge. Die nubische Eisenbahnlinie von Wadi Halfa bis Dongola, deren Länge auf 355 km veranschlagt ist, würde dann auch nicht gerade vorwärts kommen, sondern beträchtlich leiden. Der Sklavenhandel würde in diesen Gegenden auch beträchtlich aufblühen und das zu verhindern, hat England mehr als jede andere Macht ein Interesse.

Eine Menge unzufriedener Häuptlinge würde sich durch Uebersiedelung auf des Mahdi Gebiet der egyptischen Herrschaft entziehen, Kämpfe und Räubereien wären an jenen Grenzen auf der Tagesordnung. Läßt Egypten Kordofan und Darfur fallen, so ist sein ganzes civilisatorisches Streben, das es mit europäischer Hilfe unter den wilden Stämmen Innerafrikas durchzuführen sucht, vernichtet. Auf diese beiden Länder verzichten, heißt soviel als den ganzen Sudân jenen wüsten Zuständen zurückgeben, die vor 1822 dort herrschten. Nun ist jetzt die Nachricht gekommen, daß das egyptische Expeditionskorps im Sudân vom Mahdi vollständig vernichtet sei. Die Sache ist durchaus nicht anzuzweifeln. Betrachten wir dieselbe etwas näher. Egyptischerseits war der Feldzug nach Kordofan für den Beginn des September geplant.

Als Ausgangspunkt galt Chartum resp. das gegenüberliegende befestigte Lager bei Omdurman. Hier vereinigte man die gesammten Truppen, sowie die Transportmittel: Kameele, Pferde, Häute und vor Allem auch Proviant. Sonnabend den 8. Septbr. hielt General Hicks, der mit einem Stabe von mehr als 100 englischen Offizieren von der englischen Regierung dem Khedive zur Verfügung gestellt war und den Oberbefehl übernommen hatte, eine Revue ab und am folgenden Tage früh um 6 Uhr rückte die Expedition aus. Die reguläre Infanterie marschirte in Quarréform. Voran kamen die Panzerreiter, der Generalstab und ein Bataillon, dann folgte die Artillerie, deren Flanken wiederum durch Infanterie gedeckt waren, dann ein Bataillon, um das Quarré zu schließen und endlich wieder Kavallerie. Diesem Zuge folgte der Troß der Lastkameele, gedeckt durch Baschi-Bozuks. Den Schluß machte die irreguläre Reiterei. Die Expedition setzte sich aus 6000 Mann Infanterie, 4000 Baschi-Bozuks, 20 Kanonen, 500 Pferden und 5500 Kameelen zusammen, entfaltete also immerhin eine für jene Gegenden stattliche Macht. M. L. Hansal berichtete um die Mitte des September aus Chartum: „In den nächsten zwei Monaten Oktober und November müssen die Würfel fallen. Siegt die Armee, so wird der Friede nur dann ein dauernder sein, wenn die Person des Mahdi aus der Welt geschafft wird. Behauptet der Mahdi das Feld, dann giebt es für die egyptische Oberhoheit im Sudân keinen Halt mehr. Zieht sich der Mahdi ohne Kampf zurück in die westlichen Freistaaten, wo er unter den bigotten Stämmen ein fruchtbares Feld für seine politischen Konspirationen findet, dann ist die Rückkehr gesetzlicher Zustände auf ein Menschenalter hinaus in Frage gestellt. Diese Besorgniß bekommt um so mehr Gewicht, als auch aus den nördlichsten Bezirken der Habendoa und Bischarin Unruhen gemeldet werden. Diese Stämme haben die Militärtransporte seit Oktober v. J. mit ihren Kameelen von Suakim nach Berber befördert und sollen dafür nicht bezahlt worden sein, weshalb sie revoltiren. Es ist aber erwiesen, daß auch dort der Aufruhr von einem sogenannten

„Vezir des Mahdi" angestiftet wurde. Vor einem Monate hörte man, daß eine Militärkarawane von 200 Mann bei Sinkat von den Hadendoa aufgerieben worden sei. Dabei sei auch der Vezir von drei Kugeln schwer verwundet worden. Vorige Woche meldete ein Privattelegramm aus Berber, daß Suleiman Pascha, welcher Anfangs August von hier nach Suakim reiste, gleichfalls bei Sinkat mit 250 Soldaten ermordet worden sei. Die Post von Suakim bleibt seit drei Wochen aus. Die Kommunikation mit dem rothen Meere ist gesperrt. Tausende von Waarenladungen, für hier bestimmt, lagern seit Jahr und Tag in Suakim. Zuvor occupirte das Militär die Verkehrsmittel zwischen Suakim und Berber, und jetzt wird die Verbindung von Nil und rothem Meer durch die Eingeborenen hintertrieben. Die Briefpost zwischen Berber und Chartum wurde bisher auf der westlichen Uferstraße durch Hedjin befördert; vor Kurzem mußte die Poststraße an's Ostufer verlegt werden, aus Besorgniß vor einem Ueberfall der Kababisch. Wenn nun die Kababisch auch die Straße von Dongola gefährden, dann giebt es im Sudân keinen Ausweg mehr. Nach Abgang der Soldaten befürchtet man allerwärts Verschwörungen. In Chartum wurde die Polizei-Aufsicht und die Sicherheit der Stadt dem Haider Pascha übertragen, welcher schon in Cairo als Polizei-Präfekt fungirte und mit unbeschränkten Vollmachten versehen ist. Chartum braucht einen tüchtigen Mann, zumal die Besatzung derzeit kaum 1000 Mann zählt. Der General-Gouverneur Aleieddin-Pascha, welcher gleicherzeit mit dem Abmarsch der Truppen mittelst Dampfer nach Duém abfuhr, nahm gleichsam als Unterpfand mehrere Notabeln von Einfluß in seinem Gefolge nach Kordofan mit, welche mit ihrem Leben verantwortlich sind, wenn in Chartum eine Revolution ausbrechen sollte." Soweit der Bericht eines glaubhaften, wohlunterrichteten Mannes. Jetzt ist die Katastrophe eingetreten und die egyptische Streitmacht in einem dreitägigen Kampfe (vom 3. bis 5. Novbr.) vollständig vernichtet. Ich traute schon vor einigen Monaten den Siegesnachrichten der Egypter nicht — ich erkannte nur zu gut die dämonische Gewalt dieses geheim-

nißvollen Mahdi, der mit außerordentlichen Gaben ausgestattet ist und die ganze Bevölkerung jener Gegenden für sich eingenommen hat. Als ich meine diesbezügliche Meinung einigen einflußreichen Männern der Presse mittheilte, zuckten diese ungläubig die Achseln. Ich ließ mich aber nicht beirren und heute ist meine Ansicht bestätigt. Die Zustände in Nubien und dem Sudân sind traurige, Ordnung herrscht auch nicht mehr. Handel und Feldarbeit liegen gänzlich nieder. Aber die Gefahren mehren sich. Schon dringen die Schaaren des Mahdi auf Chartum und Suakim vor. Die Europäer flüchten zu Schiffe aus Chartum, da die Aufständischen dicht vor der Stadt sind, die Garnison zur Vertheidigung der Stadt zu schwach ist und überdem sich die Einwohner selbst empören wollen. Also auch hier hat der Mahdi Erfolge. Die Bevölkerung Suakims ist ebenfalls geflüchtet. Diejenigen Truppen, welche in verschiedenen Orten am blauen und weißen Nil standen, sind jetzt auch nach Chartum zurückgezogen und so dessen Besatzung etwas verstärkt. Zwar plant man jetzt in Cairo die Entsetzung Chartums und sollen zu diesem Zwecke 2000 Mann egyptischer Gendarmerie und 6000 Beduinen über Suakim vorbringen. Wird dies aber etwas helfen, wird nicht vielmehr auch hier der größte Theil der Leute schließlich zum Mahdi übergehen oder aber in den Hinterhalt fallen? Erst neulich ist der englische Kapitän Moncrieff, der mit 500 Mann dem Hicks Pascha zu Hülfe gesandt war, den durch die Sklavenhändler aufgestachelten Beduinen zum Opfer gefallen. Die egyptische Regierung scheint ihre Schwäche einzusehen, sie befürchtet jetzt und mit Recht ein weiteres Vordringen des Mahdi, der in seinem Siegeslauf schnell vorwärts kommt. Der Rückzug aus Chartum ist bereits abgeschnitten, Dongola und die übrigen Orte werden den Feinden preisgegeben, für das am ersten Nilkatarakt belegene Assuân trifft der Kriegsminister Vorbereitungen zur Befestigung. Ist aber der Mahdi erst hier in Oberegypten, dann wird er sich nicht aufhalten lassen und zur Hauptstadt des Landes streben. Vielleicht unterstützt ihn das egyptische Volk gar in seinem Vorhaben, denn es

vermuthet in ihm den Erlöser von seinen Leiden. Was sagen nun die Engländer dazu? Bis jetzt nichts, wohl aber haben sie in aller Stille eine Anzahl Schiffe im rothen Meere konzentrirt, vielleicht um Suakim anzugreifen oder dort Truppen zu weiterem Vordringen ans Land zu setzen. England muß aber auch Genugthuung haben für die etwa 150 englischen Offiziere, die mit Hicks Pascha im Sudân verschollen sind und die seinen besten Familien angehören. Auch 12 deutsche Offiziere sind zu betrauern.

Eine dunkle Wolke ist an Egyptens Horizont aufgestiegen, die bald das ganze Land überziehen wird. Der Handel Nubiens und des Sudân ist vollständig gelähmt, die Verkehrsstraßen sind gesperrt. Der größte Theil der Eingeborenen ist bereits zum falschen Propheten übergetreten, die Anderen nähren sich von Raub und Plünderung, jeden Augenblick bereit, auf die Seite des Mächtigeren zu treten. In Unter-Egypten herrscht überall gedrückte Stimmung. Auch der Handel leidet stark. Die reichen Produkte des Innern kommen nicht mehr nilabwärts, Bedarfs-Artikel werden von dort nicht mehr bestellt, können auch nicht hingeliefert werden. Der Handel mit Europa stockt in Folge dessen auch, kurz, Alles liegt in trauriger Erwartung. Wie glücklich könnte dieses reiche, gesegnete Land sein und wie unglücklich ist es in Wirklichkeit? Wenn meine Arbeit nur Etwas dazu beitrüge, auch in praktischer Richtung das Interesse an Egypten zu fördern, ich würde zufrieden sein. Hoffen will ich aber, daß das alte Pharaonenreich endlich zu jener Stellung gelangt, die ihm kraft seiner Schätze gebührt. Des Eindrucks kann ich mich aber nicht erwehren, als wenn das ohne thatkräftigen europäischen Einfluß, z. B. den der Engländer, nicht gut anginge. Die Zukunft wird es lehren.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(704)

ſagen
den ſie
mthint,
rieren
herum-
Gids
mißen

iegen,
dviers
ſtan
gum
von
Seite
neral
ichen
ertei-
nicht
olge
lind-
lich
bei-
ja
dem
arit
icht
uß,
ich

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.